Studien zur Entwicklung des Menschenbildes in der DDR

Vorwort Hans Heinz Holz

Pahl-Rugenstein Verlag 2002

Danksagungen/Widmungen

Diese Arbeit hätte ohne die allumfassende Hilfe und Unterstützung meiner Familie nicht erscheinen können. Meiner Frau, der Fachärztin für Pädiatrie und Diplompsychologin Sylvia Brenner, und unseren Kindern Vera Andrea, Anna Cornelia und Robert Martin schulde ich deshalb den größten Dank. Zeitweilige geistige wie körperliche Abwesenheit und Streß-Symptome haben sie mit viel Geduld und Verständnis ertragen.

Zu Dank verpflichtet bin ich darüber hinaus einer großen Zahl von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die mir bei der Konzeption und Ausarbeitung in vielfacher Hinsicht geholfen haben.

Eine Reihe von Wissenschaftlern aus der DDR haben entscheidende Voraussetzungen für die Durchführung meiner Promotionsarbeit geschaffen:

Ich danke herzlich Frau Prof. H. E. Hörz und Herrn Prof. H. Hörz (Berlin), Herrn Prof. K.-F. Wessel (Berlin), Herrn Prof K.-P. Becker (Berlin), die mir als unmittelbare Beteiligte bzw. als Initiatoren des Forschungsansatzes „bio-psychosoziale Einheit Mensch“ zu ausführlichen Gesprächen zur Verfügung standen. Sie stellten mir bereitwillig Informationen und Literatur zur Verfügung und erteilten im Verlauf der Arbeit mehrfach Auskunft und fachlichen Rat.

Herrn Prof. S. Bönisch (Leipzig) danke ich ebenfalls für ein ausführliches Informationsgespräch und großzügige Verfügungstellung von Literatur.

Zu Dank verpflichtet bin ich auch Frau Prof. N. Hager (Berlin), die mir auch mit Informationen und Literatur ausgeholfen hat.

In den Dank schließe ich Herrn Prof. Rolf Löther (Berlin) ein, der sich gleichfalls ohne Umstände bereit fand, Materialien zur Verfügung zu stellen.

Im Verlauf der Arbeit haben mir außerdem drei Wissenschaftler aus der „alten“ Bundesrepublik bzw. aus den Niederlanden/Schweiz eine ganz enorme fachliche und moralische Unterstützung gegeben:

Herrn Prof. H. H. Holz (Groningen) möchte ich für die fachlich wie menschlich herausragende Beratung insbesondere in der Anfangsphase des Projektes und bei der Ausarbeitung der philosophiegeschichtlichen Teile danken.

Herrn Professor Hermann-Josef Fisseni (Bonn) schulde ich Dank für seine Unterstützung bei der Ausarbeitung der persönlichkeitspsychologischen Kapitel der Arbeit und für sein Beharren auf die Weiterführung des Projektes in einer komplizierten Durchgangsphase.

Ich danke Herrn Dr. R. Steigerwald (Eschborn) für seine profunden Ratschläge und Hinweise bei der Planung der Arbeit und für die großzügige Bereitstellung von Literatur.

[10] Zum Schluß möchte ich aber ganz besonders meinem Doktorvater Herrn Prof. W. Jantzen aufrichtig für die Annahme des Projektes in einer beruflich sehr schwierigen Umbruchphase und für die gewährte unkomplizierte fachliche Betreuung, Beratung und Ermutigung danken. Ohne ihn hätte das Promotionsprojekt gar nicht durchgeführt werden können.

[11]

Vorwort

Jede Epoche der Menschheitsgeschichte, jede Kultur entwickelt ihre besonderen Menschenbilder. Ein verbreiteter Topos früher Kulturen (der noch einmal in der europäischen Renaissance wiederbelebt wurde) war die Vorstellung vom Menschen als mikrokosmischem Analogon des Makrokosmos. Vertraut ist uns aus der jüdisch-christlichen Religionsgeschichte die Lehre vom Menschen als Ebenbild Gottes – imago Dei. Der griechisch-römischen philosophischen Tradition entstammt die Auffassung vom Menschen als dem mit Vernunft begabten Tier – zoon logon echon (Aristoteles) oder animal rationale – eine Auffassung, die im Pathos des Vernunftwesens Mensch der Aufklärung zum weltanschaulichen Begründungsstrategem für die Moderne wurde: Freiheit als Selbstbestimmung aus Vernunftgründen, Wahrheitsbegründung nach Kriterien der Wissenschaftlichkeit.

Die anthropologische Frage nach dem Menschenbild hat von jeher das Ganze von Mensch und Welt in den Blick genommen und ist daher eine interdisziplinäre gewesen. Schon bei Aristoteles wie auch bei den Autoren der Corpus Hippocraticum überschneiden sich medizinische und philosophische Fragestellungen. In der christlichen Philosophie des Mittelalters übernahm die Theologie eine führende Rolle bei der Ausarbeitung des Menschenbildes. Seit der Aufklärung sind es Psychologie und Pädagogik, Medizin und Biologie und neuerdings auch die Ethnologie, in deren Zwischen- und Überschneidungsfeld sich die Kantsche Frage „Was ist der Mensch?“ immer wieder aufs neue stellte. Insbesondere die praktische Psychologie ist darauf angewiesen, die Bedingungen zu klären, unter denen sich das konstituiert, was man die Persönlichkeit eines Menschen nennt. Persönlichkeitstheoretische Studien haben daher sowohl einen meta-theoretischen wie einen handlungs-theoretischen Aspekt für alle Wissenschaften, die sich mit dem Menschen befassen, und betreffen nicht nur die Psychologie im engeren Sinne.

Das Wissenschaftlichkeitspostulat der Moderne führte unter den Bedingungen des Zerfalls der philosophisch-weltanschaulichen Einheit des Wissens seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Orientierung der Anthropologie an verschiedenen Einzelwissenschaften: Die Biologie stellte die leiblich-organische Konstitution des Menschen in den Mittelpunkt, die Psychologie seine seelische Verfassung und die daraus herzuleitenden Verhaltensweisen, die Soziologie seine gesellschaftlichen Bedingtheiten. Diese Perspektiven konvergieren keineswegs zu einer konsistenten Systematik; einander zum Teil widersprechende anthropologische Konzeptionen waren die Konsequenz.

Gegen einseitige Akzentuierungen der biologischen, der psychischen oder der sozialen Prägungen des Menschseins hat sich im letzten Viertel des 20. Jahrhun-[12]derts ein Ansatz herausgebildet, und weithin durchgesetzt, der die Sphären, an denen der Mensch als biologisches, als psychisches und als soziales, gesellschaftliches Wesen teilhat, integrativ zu erfassen versucht. Die vorliegende Arbeit von Hans-Peter Brenner unternimmt es nun, zu zeigen, wie dieser integrative Ansatz zunächst in den USA und in der westdeutschen Bundesrepublik ausgebildet wurde und welche persönlichkeitstheoretischen Modelle ihm vorausgegangen sind und seine Fragestellung mitbedingten. Brenner lokalisiert das Problem im Kontext des nachcartesischen Erkenntnisparadigmas und hebt gegen die heute weit verbreitete Ansicht, Descartes sei sozusagen der Urheber des mechanistischen Verständnisses vom Menschen gewesen, die Differenzierungen in der cartesischen Anthropologie heraus. Im weiteren untersucht Brenner, wie die integrativ bio-psychosoziale Theoriebildung, die dem dialektischen Wirklichkeitsverständnis des Marxismus naheliegen mußte, sich in unterschiedlichen Ausprägungen in der Sowjetunion und in der DDR entfaltete und gegen welche Widerstände und Vorurteile aus den Beschränktheiten eines mechanistisch denkenden Materialismus sie sich ihren Platz erkämpfen mußte. Als mit dem Zusammenbruch der sozialistischen Gesellschaften in Osteuropa auch die marxistisch orientierte Forschung (in Deutschland unter Bruch des Einigungsvertrags) aus Akademien und Universitäten eliminiert wurde, ist auch dieser Strang des Erkenntnisfortschritts der Eroberermentalität und Zensur der neuen Wissenschaftsbürokratie zum Opfer gefallen. Eine dialektisch-marxistisch verfahrende bio-psychosoziale Persönlichkeitstheorie blieb also ein unvollendetes Projekt.

Eine Theorie, die die Gattungseigenschaften des Menschen als Natur- und Gesellschaftswesen mit der Singularität seiner Persönlichkeit in einem Wirkungszusammenhang erfaßt, ist die Voraussetzung für

eine dialektische Konzeption vom Menschen, die auch in den praktischen Disziplinen, die sich bis hin zur Ethik mit dem sozialen und individuellen Leben befassen, gemeinsam und sie fundierend orientierend sein kann. In der Ausarbeitung der verschiedenen Teilaspekte, in denen sich die wissenschaftliche Weltanschauung des dialektischen Materialismus spezifiziert, liegt die Anthropologie in einem gewissen Rückstand gegenüber der Erforschung der Gesellschaftsstrukturen. Die Entwicklung der kombiniert bio-psychosozialen Methodik war ein Schritt, diesen Rückstand aufzuholen. Wenn die breit angelegte Untersuchung, die Hans-Peter Brenner vorgenommen hat, dazu beiträgt, daß diese abgebrochene Forschungsrichtung im Problembewußtsein erhalten bleibt, und vielleicht zu weiterführenden Studien anregt, erfüllt sie eine wichtige, in die Zukunft weisende wissenschaftsgeschichtliche Funktion. Sie ist ein Stück des kollektiven Gedächtnisses, ohne das es keinen Fortschritt gibt.

Hans Heinz Holz

[13]

Einleitung

Das Thema dieser Dissertation entwickelte sich im Zuge meiner Diplomarbeit „Neue Entwicklungen in Diagnose und Therapie der Lese-Rechtschreibschwäche (Legasthenie)“ (1994). Der jahrzehntelange Disput über die Ätiologie der Legasthenie, die zahlreichen, sich häufig widersprechenden Theorien über mögliche organische (physiologische, hirnanatomische, auditive oder visuelle) Komponenten des Legasthenie-Syndroms; das den Laien wie den Experten irritierende Rätselraten über „endogene“ oder „exogene“ Faktoren, die bei Diagnose und Therapie zu berücksichtigen seien; der schließlich und endlich gefundene Kompromiß, nämlich von einem „multifaktoriellen“ Ursachengeflecht zu sprechen und das „Rätsel Legasthenie“ als „Teilleistungsschwäche“ in den einschlägigen medizinischen und psychologischen Diagnosesystemen (DSM bzw. ICD) zu klassifizieren: all dies blieb in meinen Augen nur eine phänomenologische Disputation. Konkurrierende Legastheniemodelle, so wurde mir bewußt, waren das Resultat der sehr unterschiedlichen Gewichtung der verschiedenen Elemente und Ebenen, die das theoretische Gesamtkonstrukt „Legasthenie“ ausmachen.

Die Unzufriedenheit mit den verschiedenen Legasthenie-Modellen führte mich schließlich zu der Frage, ob dem Expertenstreit nicht primär eine strukturelle Konfusion auf der metatheoretischen Ebene zugrunde läge. Allmählich wurde mir klar, daß das unterschiedliche Vorgehen auch in dieser eher randständigen Thematik von den inkomplementären persönlichkeitstheoretischen Standpunkten der beteiligten Fachwissenschaftler(innen) bedingt war. Die jeweilige Gewichtung des Anatomischen, Psychischen oder Milieumäßigen in der Entwicklungsgeschichte eines Krankheitsbildes bzw. einer pathologischen Auffälligkeit war es letztlich gewesen, die die Blickrichtung auch der einzelnen Wissenschaftler(innen) in der Legasthenie-Kontroverse beeinflußte.

Über die weitere Auseinandersetzung mit aktuellen Modellen der psychosomatischen Medizin (Th. v. Uexküll & Wesiack 1986 und 1991) bzw. der Verhaltensmedizin und Gesundheitspsychologie (Schwarzer 1990, Reinecket 1990) stieß ich auf verschiedenen Pfaden und Umwegen endlich auf den Begriff des „bio-psychosozialen“ Ansatzes zur Erklärung von bis dato als „endogen“ bezeichneten Krankheitsbildern.

Schließlich führte mich die zufällige Lektüre einer Rezension (Jantzen 1988, S. 218-220) des 1988 in der DDR erschienenen Sammelbandes von Geißler und H. Hörz, „Vom Gen zum Verhalten. Der Mensch als biopsychosoziale Einheit“, zu der für mich überraschenden Tatsache, daß in den damals so absolut konträr gegenüberstehenden beiden großen Gesellschaftssystemen, realer Sozialismus [14] und Kapitalismus, gleiche Termini zur Erklärung eines persönlichkeitstheoretischen Modells verwandt wurden. Eines Modells, das, wie mir mittlerweile klar geworden war, tiefe philosophiegeschichtliche Wurzeln besitzt.

Diese Problemrelevanz des bio-psychosozialen Ansatzes sollte sich mir im Verlauf der weiteren Beschäftigung thematisch noch umfassender erschließen:

Spielt nicht die Frage nach den konstitutiven Elementen des modernen Persönlichkeits- und Menschenbildes auf vielen Feldern, angefangen bei der Medizin und Genforschung (Wehowsky 1985, Scheller 1985) über Geschichtswissenschaft, Ethik und Rechtswissenschaften und Kulturpolitik, ja selbst bis hin zur Sportpolitik, eine immer wichtigere Rolle?

Sind nicht die tiefsinnigen Kommentare über die „geeinte Ganzheit“ der menschlichen Person, welche Ethik-Kommissionen verfassen, die über die Zulässigkeit und Grenzen biomedizinischer und gentechnischer Eingriffe in die Erbsubstanzen urteilen sollen (Vergl. „Instruktion der Kongregation für die Glaubenslehre: ‚Zu ethischen Fragen der Biomedizin‘“ von 1987 oder die Reihe „Gentechnologie“ der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung), nicht auch nur der komprimierte Ausdruck der jeweils in ihnen dominierenden philosophischen und psychologischen Persönlichkeitskonzeption?

Auch wenn Golo Mann in seinen geschichtsphilosophischen Abschlußbemerkungen zur großen „Propyläen Weltgeschichte“ über die „Aufklärung und ihre Grenzen“ nachdenkt und – Adornos und Horkheimers „Dialektik der Aufklärung“ verwerfend – die Unvollkommenheit allen aufklärerischen Tuns

nicht nur, wie diese es taten, feststellt, sondern dies sogar für historisch unumgänglich hält, selbst wenn dadurch die Zukunft der Menschheit zutiefst gefährdet erscheint, dann liegt dem auch ein spezifisches, ganzheitliches Persönlichkeits- und Menschenbild zugrunde.

Diese Ganzheitlichkeit besteht nach Mann vor allem in der universellen Geschichtlichkeit des Menschen. Dieser Historizismus führt bei Mann zu einem strukturell skeptizistischen Urteil über die Perspektiven der weiteren menschlichen Entwicklung. G. Mann verweist zur Rechtfertigung seines Geschichtsskeptizismus auf den nach Kant schier ausweglosen, ja antagonistischen Konflikt, wonach der Mensch einerseits danach strebe, sich aus seiner „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ durch die Ideale der Aufklärung zu befreien. Zugleich jedoch unterliege der Mensch als Individuum in der bürgerlichen Gesellschaft unvermeidlich und geradezu naturnotwendig dem Recht des Stärkeren und der Fremdbestimmung.

Zwar könne und müsse die „nackte Gewalt“ zwischen Menschen (und zwischen Staaten) im Inneren einer Gesellschaft gebändigt werden, sie könne sich aber jederzeit nach außen kehren. Obgleich die Gewalt gefürchtet werden müs-[15]se, sei sie aber zugleich historisch notwendig, da ohne sie die Menschheit in schlaffe Untätigkeit verfiele.

Kant stellt die Frage: „Ob nicht die Zwietracht, die unserer Gattung so natürlich ist, am Ende für uns eine Hölle von Übeln, in einem noch so gesitteten Zustande, vorbereitete, indem sie vielleicht diesen Zustand selbst und allen bisherigen Fortschritt in der Kultur durch barbarische Verwüstung wieder vernichten werde...“?

Der Mensch – so Kant – habe immer gefährlich gelebt und werde stets weiter gefährlich leben, weil sonst nichts Neues aus ihm werden könne und das schon Erworbene zerfallen müsse. Kant sah die Gefahr, daß aus Selbstgefährdung Selbstvernichtung resultieren könnte, die nicht durch eine nur oberflächliche „Zivilisierung“ und „Kultivierung“ aufgehalten werden könne, sondern, wenn überhaupt, nur durch eine tiefgreifende „Moralisierung“. Alles Gute, das nicht auf moralisch-gute Gesinnung „gepfropft“ werde, sei nichts als „lauter Schein und schimmerndes Elend“. (Zit. n. G. Mann, 1986, S. 632) Das menschliche Geschlecht werde solange in diesem Zustande verbleiben, bis es sich aus dem „chaotischen Zustande seiner Staatengesellschaft“ herausgearbeitet haben wird. Der aristotelische Gedanke vom Menschen als eines „zoon politikon“ ist hier wieder aufgenommen worden; Individualschicksal, Gattungsschicksal und Staatenschicksal werden als eine Einheit angesehen.

Golo Mann wendet den Geschichtsskeptizismus Kants gegen die „triumphale Gewißheit“ von Karl Marx, „der mit wissenschaftlicher Sicherheit die letzte und größte, die proletarische Weltrevolution vorausgesagt hatte, danach aber ewigen Frieden in Freiheit und Wohlstand.“ (Mann 1986, S. 633)

G. Mann irrt, wenn er Marx als Verkünder einer Art irdischen Paradieses ansieht. Dazu war Marx viel zu sehr Realist und empirischer Wissenschaftler. Nicht Geschichtsteleologie, sondern Geschichtsoptimismus, Parteilichkeit für einen revolutionären Humanismus und wissenschaftliche Objektivität leiten Marx. Marx’ Zukunftsoptimismus speist sich aus einem weit realistischeren und differenzierteren Menschenbild als G. Mann vermutet, nämlich auf seine Selbsterkenntnis als eines natürlichen Wesens in seiner dialektischen Einheit mit den gesellschaftlich und historisch gewachsenen und geprägten äußeren Lebensumständen, die in der Anthroposoziogenese zugleich innere Lebensbedingungen der Individuen werden.

Trotz des wesentlichen Unterschieds des Geschichtsverständnisses zwischen Marx auf der einen, Kant und G. Mann auf der anderen Seite, argumentiert G. Mann in einem sehr wichtigen Punkt jedoch beinahe „marxistisch“, wenn er nämlich zum Schluß sagt:

„Der Mensch ist mit seiner historischen Zeit identisch, als Individuum in einer [16] anderen, früheren oder späteren, nicht vorstellbar; ... Eine Trennung zwischen der Persönlichkeit und ihrer Zeit gehört in das Gebiet der Pathologie oder, schlichter, der Biologie: Das ganz Junge weiß von der Epoche seiner Schicksale noch nichts, der ganz Alte gibt auf, versteht, wie der Ausdruck ist, die Welt nicht mehr. Jene in der Mitte des Lebens müssen sie verstehen, denn es ist ihre Welt und es gibt dafür sie keine andere.“ (Mann 1986, S. 634)

Diese enge Verknüpfung zwischen individueller Entwicklung und epochalen Entwicklungszusammenhängen erinnert an ein Geschichts- und Menschenverständnis, das man eher bei einem sich am historischen Materialismus orientierenden Geschichtsphilosophen vermuten könnte. Eine ähnliche Position vertritt übrigens auch H. Plessner in seinem „Conditio humana“ betitelten geschichtsphilosophischen Beitrag zur „Weltgeschichte“, wenn er schreibt.

„Es gehört nicht viel Philosophie dazu um zu begreifen, daß die Erfahrung der Vielfalt und des Wandels der Menschen und ihrer Schicksale nur von dem einfachen und bleibenden Hintergrund der menschlichen Gattung zustande kommt, weil Variabilität Konstanz in sich schließt. ... Der einzelne Mensch ist nicht nur Exemplar seiner Gattung, wie es der Fall sein müßte, wenn wir bei seiner natürlichen Erscheinung stehen blieben. Als geschichtliches Wesen ist er mehr und sehr oft weniger, weil ihm Menschsein nicht nur Menschenhaftigkeit, sondern auch eine Chance bedeutet, die jeder ergreifen oder verfehlen kann.“ (Plessner 1961, S. 371)

Findet man also am Ende der „Weltgeschichte“ nicht nur den formalen Bezug auf Marx, so mag dies fast wie eine späte Replik auf die von A. Heuß verfaßte Einleitung zum zehnbändigen Propyläen-Gesamtwerk erscheinen.

Die Naturgeschichte des Menschen, so Heuß, gebe uns wichtige Auskünfte über die „Genesis seiner äußeren Gestalt, auch über den Umfang seines Gehirns und über manches andere mehr.“ Anders aber als G. Mann, der das biologische Wesen Mensch und dessen Persönlichkeit vor allem in seiner Geschichtlichkeit und Gesellschaftlichkeit zu erfassen sucht, sieht Heuß eine ganz andere Ebene als entscheidend für die Humanontogenese an.

„Seine (des Menschen) intrahumane Struktur ist keiner Evolutionsgeschichte zu entnehmen ... Der Mensch fordert einen *Zugang von innen* und läßt sich nur apperzipieren, wenn seine Äußerungen als Zeichen einer in ihm liegenden Sinnhaftigkeit verstanden werden.“ (Heuß 1961, 20; Hervorhebung durch mich – HPB) Heuß postuliert also im Unterschied zu Golo Mann ein strikt idealistisches Menschenbild; der Mensch wird danach erst als geistig-seelisches Wesen wirklich zum Menschen.

Die Altersweisheit eines Golo Mann, die aus dessen oben zitierten Worten spricht, ist m. E. auch heute nicht obsolet geworden. Dies mag provokativ [17] klingen, scheint doch der historische Einschnitt von 1989/90 das sich auf Marx beziehende Geschichtsverständnis und Menschenbild in toto widerlegt zu haben.

Haben nicht auch wissenschaftlich ernstzunehmende politische und philosophische Diskussionen über die möglichen Ursachen des abrupten Endes des realen Sozialismus in Europa, und nicht nur die stammtischähnlichen Parolen wie „Marx ist tot! Christus lebt!“ immer wieder die Frage aufgeworfen, welchem Persönlichkeits- und Menschenbild die marxistische Theorie sich verpflichtet fühlt(e)?

War bzw. ist „der Mensch“ aufgrund seiner besonderen Persönlichkeits- und Bedürfnisstruktur „strukturell unfähig“ für die Verwirklichung der Marxschen „Utopie“ von einer ausbeutungsfreien Gesellschaft? Hat gar der Marxismus als Theorie (und nicht erst in seinen diversen staatspolitischen Umsetzungsmodellen) eo ipso „versagen müssen“, weil in ihm die „anthropologische Dimension“ gegenüber dem Soziologischem und Ökonomischem unterentwickelt war (oder ist)? Selbst manche marxistische Theoretiker sind heute dieser Auffassung (Vergl. die Konferenz der Marx-Engels-Stiftung von 1992 „Marxistisches Menschenbild eine Utopie?“).

Die Relevanz einer erneuten Diskussion um ein ganzheitliches Persönlichkeitsmodell ergibt sich für mich auch aus der eigenen wissenschaftlichen Ausbildung als Psychologe, Pädagoge und praktizierendem Psychotherapeuten. Notwendig erscheint mir z. B. ein vertieftes Nachdenken über das psychologische Persönlichkeitsbild, das Begriffen wie „Menschenführung“, „Managementtraining“, „psychologische Bewerbungsstrategien“, „accessment center“, ja auch „psychologische Kriegsführung“, usw. zugrunde liegt.

Ist nicht die Frage zu stellen, wie weit die Steuerung und Manipulierung des Menschen durch die Psychologie gehen darf? Gibt es das Recht, alles anzuwenden, was empirische Studien und Forschungen

über den Menschen mittlerweile zur Verfügung stellen, um ihn bis in seine letzten „Seelenwinkel“ zu analysieren, kategorisieren, katalogisieren, interpretieren, zu dirigieren und zu manipulieren?

Welches Persönlichkeits- und Menschenbild liegt einer modernen Psychologie zugrunde, die oftmals blind für die Frage nach ihrer gesellschaftlichen Verwertbarkeit und Verantwortung erscheint?

Diese hier nicht zu beantwortenden Fragen sollen nur skizzieren, welche wissenschaftstheoretische, philosophiegeschichtliche aber auch gesellschaftspolitische Problemrelevanz mit einer Thematik wie dem „bio-psychosozialen Modell“ verknüpft ist.

Wenn, bzw. da es im folgenden auch um die Frage nach dem wissenschaftstheoretischen Status von Persönlichkeitsmodellen geht, muß sich meine Arbeit auch mit der Problematik der wissenschaftlichen Theoriebildung, den Standards [18] und Anforderungen, den Evaluations- und Realibilitätskriterien von Persönlichkeitstheorien auseinandersetzen. Es wird sich vor allem gegen Schluß meiner Untersuchung zeigen, wie schwierig es ist, im bislang erreichten Zustand des bio-psychosozialen Ansatzes – zumindestens in seiner marxistisch-materialistischen Variante – eine völlig „objektivierbare“ und „quantifizierbare“ theoretische Konstruktion zu sehen.

Sogar nach Auffassung einiger ihrer theoretischen Protagonisten besitzt sie eher den Charakter eines „Suchauftrags“ als den einer strikten wissenschaftlichen Hypothese, die u.a. mit H1 und H0, mit K1 und K2 operieren und vor allem dem Kriterium der „Wiederholbarkeit“ entsprechen möchte.

Der Mensch, so wird oft gegenüber der empirischen Psychologie und der darauf aufbauenden Verhaltenstherapie aus idiographischer Sicht argumentiert, entziehe sich auf Grund seiner Komplexität und seiner jeweils individuellen biographischen und einmaligen Situation per se den künstlichen Laborbedingungen, unter denen sauber nach physikalisch meßbaren Reiz-Reaktion-Konsequenz-Schemata gemessen und beurteilt wird. Noch striktere Gegner jeglicher Klassifikation psychischer Störungen, die der sog. „Anti-Psychiatrie“ zuzuordnen sind (Foudraine, 1973; Laing, 1972; Scheff, 1973; Lenzen, 1991) schlagen sogar den totalen Verzicht auf Klassifikationssysteme vor.

Dem ist einerseits durchaus mit Möller (1990) entgegenzuhalten, daß der „klassifikatorische Ansatz“ sich dieser Problematik bewußt ist, da auch bei ihm schließlich der einzelne Mensch, unabhängig von seiner Zuordnung nach Störungsbildern im Mittelpunkt von Diagnose und Therapie steht.

Dennoch bleibt die Frage wichtig und berechtigt, welchen erkenntnistheoretischen Gewinn dann ein Ansatz bringen könnte, dem es nach Eigen- und Selbstverständnis vielleicht gar nicht allein darum geht, jede der drei in seinem Modell enthaltenen Ebenen der Persönlichkeitsentwicklung „klinisch sauber“ voneinander zu trennen, und in dem das subjektiv leitende Forschungsinteresse des einzelnen Wissenschaftlers und der einzelnen Wissenschaftlerin den Fokus des Interesses mal auf die eine, mal auf die andere Ebene innerhalb dieses dreigegliederten Persönlichkeitsmodells richtet und auch richten sollte?

Der Verfasser muß eingestehen, daß sein eigenes Interesse nicht primär diesen methodologischen Fragen gewidmet war. Er ist sich auch in seinen Abschlußbeurteilungen durchaus (noch) selber nicht sicher, worin der konkrete, empirisch belegbare Nutzen der langen innermarxistischen Diskussionen liegt, an dessen vorläufigem Ende, eine eigene (?) Variante des auch von Nicht-Marxisten vertretenen bio-psychosozialen Modells liegt.

Damit komme ich zu dem vorrangigen, eigenen wissenschaftstheoretischen Impetus und den individuellen Motiven, die mit der Thematik dieser Arbeit ver-[19]bunden sind, und die mir erst mit dem Voranschreiten und dem nahenden Ende dieser Arbeit bewußter geworden sind.

Es geht und ging mir mit dieser wissenschaftlichen Studie auch um persönliche Selbstverständigung.

Meine Arbeit beginnt bewußt mit der Analyse philosophischer und auch theologischer Antworten, Hypothesen, Vermutungen, Mythen und Bilder zur Frage nach der Sinnträchtigkeit der Individualontogenese. Sie gipfelt und endet mit einer Analyse der Kontroversen und Diskussionsergebnissen der marxistischen Persönlichkeitstheorie. Darin spiegelt sich auch mein eigener individueller Erkenntnisprozeß wider.

Im Spannungsbogen zwischen christlich-abendländischem und marxistisch-universalistischem Menschen- und Persönlichkeitsbild liegt auch meine „petitio principii“ begründet.

Als ehemaligem Zögling des Ordens der „Sacerdotes de Corde Jesu“ (SCJ) stellte für meine persönliche Entwicklung als Jugendlicher und Heranwachsender das christlich-katholische Menschen- und Persönlichkeitsbild über viele Jahre ein nicht hinterfragtes Orientierungs- und Wertesystem dar. Die Aufbruchsstimmung, die mit Papst Johannes XXIII. und dem II. Vatikanum die katholische Jugend der sechziger Jahre und auch mich damals stark berührt hatte, fand jedoch bald ihre Grenzen. Unbeantwortet blieben Fragen und Zweifel zum Zusammenhang von Glauben und naturwissenschaftlichem Denken.

Teilhard de Chardins Versuch einer Synthese von alt-testamentarischer „Genesis“ und Schöpfungsmythos auf der einen und moderner Evolutionslehre auf der anderen Seite blieb mir fremd und unverständlich. Erst jetzt, fast 40 Jahre später, finde ich Zugang zumindestens zu seiner Fragestellung und sehe eine Parallele zur eigenen Thematik, wenn Teilhard geradezu prophetisch schreibt:

„Der Augenblick ist ... gekommen, wo man sich sagen muß, daß selbst eine positivistische Erklärung des Universums, wenn sie befriedigen soll, der Innenseite der Dinge ebenso wie ihrer Außenseite gerecht zu werden hat, – dem Geist ebenso wie der Materie. Die wahre Physik ist jene, der es eines Tages gelingen wird, den Menschen in seiner Ganzheit in ein zusammenhängendes Weltbild einzugliedern.“ (1959, S. 22)

Kant hatte einst die auch von Teilhard so scharfsinnig und differenziert aufgeschlüsselte Sinn-Thematik in seine berühmten vier Fragen gekleidet:

„Was kann ich wissen?

Was soll ich tun?

Was darf ich hoffen?

Was ist der Mensch?“

(I. Kant, Bd. 9, 1910, S. 231)

[20] Teilhards Antwort ist: Der Mensch steht im Mittelpunkt der Welt, „als gegenwärtiger Gipfel einer Anthropogenese, die selbst Krönung einer Kosmogenese ist.“ (1959, S. 21) Kants Antwort ist der „kategorische Imperativ“. Er wird zu vielerlei Gelegenheiten bemüht, zu passenden wie unpassenden, in geistreichen wie in stereotypen Reden. Kant ist immer zitierbar. Es gehört weder besonderer Tiefsinn, Bildung, Scharfsinn noch Mut dazu, ihn zu bemühen.

Völlig anders ergeht es heute dem nicht minder bekannten deutschen Philosophen Karl Marx. Mit Beginn meines Studiums, im Winter des berühmten „68er Jahres“, eröffnete sich mir ein ganz anderer Zugang zur Sinn-Thematik durch die philosophischen Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels. Vor allem der letztere mit seinen eingängigen Texten „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“, „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“, eröffnete mir als jungem Studenten den Weg zu einer materialistisch-monistischen Weltsicht. Marx’ und Engels’ gemeinsame Frühschrift „Die deutsche Ideologie“ entfernte gleichsam den Schleier von den auch durch Teilhards so kluges Forschen nicht erkannten Zusammenhängen zwischen Sein und Bewußtsein, Individuum und Gesellschaft, Subjekt und Objekt.

Aus dieser philosophischen Begegnung mit dem Marxismus rührte der Anstoß zu einer Hinwendung auch zur organisierten marxistischen Bewegung, sowie die sich allmählich vertiefende Erkenntnis der besonderen Funktion des von Marx in seiner „historischen Mission“ analysierten „revolutionären Subjekts“, der Arbeiterklasse und ihrer revolutionären Partei.

Es war für meine subjektive theoretische Verarbeitung der Niederlage des realen Sozialismus sehr förderlich, zu erkennen, daß es nicht nur auf dem Gebiet der politischen Ökonomie, der Militär- und Rüstungspolitik und der Staatstheorie im Verlaufe der 80er Jahre zu einer immer größeren Abhängigkeit von Theoremen nichtsozialistischer Theoretiker kam.

Wie sich zeigt, war die Entwicklung zum bio-psychosozialen Modell in der DDR Teil eines auch die sozialistische Führungsmacht UdSSR berührenden allgemeinen gesellschaftspolitischen Umwandlungsprozesses. H. Schlosser hat bereits 1981 in einer zweibändigen Dokumentation „Wandel in der marxistisch-leninistischen Auffassung vom Menschen. Zur Entwicklung der Persönlichkeitstheorie“ in einer Kombination aus Literaturanalyse und Dokumentation, die damals erkennbaren Anzeichen dieses Wandels registriert. Mit ihren zwei Nachfolgebänden von 1988 (als Habilitationsschrift bereits 1984 von der Mainzer Universität angenommen), gelang ihr eine differenzierte und umfangreiche Darlegung der Diskussionsstränge mit dem Schwerpunkt auf die frühen siebziger Jahre.

Schlosser hat in einem Nachtrag zu ihrer Dokumentensammlung diese Ent-[21]wicklung ausdrücklich als eine Wandlung des marxistischen Persönlichkeitsbildes vom „homo faber, homo oeconomicus“ vom „einseitig rationalen Wesen“ zum „Verständnis des menschlichen Individuums in seiner Eigenaktivität“ begrüßt. Ungewollt offenbart sie damit, daß sie eine Grenzmarke feststellt, in der sich deutlich regressive Tendenzen in der marxistischen Theoriebildung andeuten, und zwar im Sinne der „Entwicklung von der Wissenschaft zur Utopie“. Darauf wird im Abschlußteil meiner Arbeit näher eingegangen werden.

Auch C. Lemke hatte in ihrer schon 1978 verfaßten Dissertation, die sie bis 1980 als Mitarbeiterin des Arbeitsbereichs DDR-Forschung des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin (West) ausbaute, wichtige Perioden der persönlichkeitstheoretischen Diskussion in der DDR bzw. der UdSSR nachgezeichnet.

Meine hier vorgelegte Studie basiert jedoch auf eigenen Überlegungen und Analysen; die Arbeiten Lemkes und Schlossers habe ich erst gegen Ende meiner eigenen Untersuchungen kennen gelernt. Sie umfassen sowohl eigenes Studium der schriftlichen Quellen, als auch eigene Recherchen bei wichtigen unmittelbar beteiligten Wissenschaftler(innen) aus der DDR. Ich versuche weitaus stärker als Lemke und Schlosser die philosophie-geschichtlichen und erkenntnistheoretischen Wurzeln der marxistischen Persönlichkeitstheorie, mitsamt auch einiger ihrer bürgerlichen Quellen zu erfassen und ordne die Entwicklungsprozesse der siebziger und achtziger Jahre systematischer in ein Diskussionskontinuum ein, das sich von den Marxschen Frühschriften, über Theoretiker der II. und III. Internationale bis in die Periode des Zerfalls des realen Sozialismus erstreckt.

Ich bemühe mich zudem, aktuelle persönlichkeitspsychologische Interdependenzen zwischen dem „westlichen“ und dem „östlichen“ bio-psychosozialen Ansatz aufzudecken.

Last but not least, unterscheidet sich mein methodisches Vorgehen von den beiden anderen Arbeiten vor allem dadurch, daß sie von der hiermit ausdrücklich erklärten Parteilichkeit und Parteinahme für den erkenntnistheoretischen und geschichtsphilosophischen Ansatz des wissenschaftlichen Sozialismus geprägt ist. Deshalb sind auch meine kritischen Anmerkungen zur Ausarbeitung der marxistischen Persönlichkeitstheorie in der DDR immer vom Respekt und von Empathie gegenüber den wissenschaftlichen Leistungen und Anstrengungen der daran Beteiligten geprägt.

Der Umgang mit dem Marxschen Erbe in diesem Jahrhundert, das in seiner Gesamtheit wesentlich geprägt bleibt von dem mit der russischen Oktoberrevolution ausgehenden Versuch, einen Weg einzuschlagen, an dessen Ende das „homo homini lupus“ keine Gültigkeit mehr besitzen sollte, ist nach den epochalen Veränderungen von 1989/90 komplizierter denn je.

[22] Doch dieses Ringen um Verständnis des Wesens des Marxismus und seiner notwendigen Weiterentwicklung war auch bereits unmittelbar nach dem militärischem Sieg über den deutschen Faschismus umstritten, als der „staatgewordene Marxismus“ auf dem Gipfelpunkt seiner politischen und moralischen Autorität stand.

Über die Aktualität Marx’ hatte damals der ungarische Philosoph, G. Lukács, in seiner Arbeit „Der junge Hegel“ (1954) geschrieben:

„In einer Zeit, in der das deutsche Volk seinen Weg sucht, in der wichtige Teil der deutschen Intelligenz noch nicht entschlossen sind, ob sie eine Richtung nach vorwärts oder nach rückwärts

einschlagen wollen, ist die richtige Einsicht in die geistigen Kämpfe der Vergangenheit zugleich ein Kompaß für die Zukunft ... In solchen Entscheidungen spielt die Frage, wie man zu Marx steht, eine entscheidende Rolle. ... Thomas Mann schrieb vor ungefähr drei Jahrzehnten: ‚Ich sagte, gut werde es erst stehen um Deutschland, und dieses werde sich selbst gefunden haben, wenn Karl Marx den Friedrich Hölderlin gelesen haben werde –, eine Begegnung, die übrigens im Begriffe sei, sich zu vollziehen. Ich vergaß hinzuzufügen, daß eine einseitige Kenntnisnahme unfruchtbar bleiben müßte.‘ Das ist schon an und für sich ein verheißungsvolles Kulturprogramm. ... das Herausfallen von Marx aus dem deutschen Kulturbewußtsein breiter Schichten (ist) eine ungeheure Schwäche, die sich täglich und stündlich auf allen Gebieten des Lebens äußert. Das deutsche Volk, das objektiv schwächere revolutionäre Traditionen als andere Nationen besitzt, kann sich nicht den Luxus gestatten, auf diesen Zentralwert zu verzichten. Viele Wege führen zu diesem Ziel. Einer von ihnen ist, die spezifisch deutschen Wurzeln des Marxschen Lebenswerkes aufzuzeigen und damit klarzumachen, wie tief Marx mit der progressiven deutschen Entwicklung von Lessing bis Heine, von Leibnitz bis Hegel und Feuerbach verbunden ist, wie tief deutsch sein Werk vom Gedankenaufbau bis zur Sprachgebung ist.“ (S. 9 f)

Dieser Wertung schließe ich mich mehr als 50 Jahre später ausdrücklich an. Die von Lukács erwähnten Wurzeln des Marxismus werden in meiner Arbeit eine gebührende Rolle spielen.

Ich setze mich als „gelernter“ Psychologe und Pädagoge mit einer im Grenzgebiet zwischen Psychologie und Philosophie angesiedelten persönlichkeitstheoretischen Thematik auseinander. Grenzüberschreitungen (nicht nur) in der Wissenschaft bergen das Risiko des Dilettierens und vorschnellen Verallgemeinerns in sich. Grenzüberschreitungen können jedoch auch mit der Naivität und Neugier begangen werden, die sich noch über „Selbstverständliches“ wundern und im Bekannten, Spuren neuer Entwicklungen sieht. So erging es mir zumindestens bei der Beschäftigung mit René Descartes. Sein scheinbar so festgefügtes [23] Bild in der Geschichte der Philosophie scheint mir korrekturbedürftig zu sein. Dies ist ein Nebenergebnis meiner Arbeit.

Ich beanspruche nicht, „letzte Wahrheiten“ gefunden zu haben, ich werde mich auch nicht zum „arbiter philosophorum“ aufschwingen, wenn es darum geht Fehler und Inkonsequenzen festzustellen, die bei dem Bemühen um die Weiterentwicklung der marxistischen Persönlichkeitskonzeption gemacht wurden. Vielleicht gelingt es mir stattdessen, mein neuerliches Erleben der Lebendigkeit und Aktualität der marxistischen Theorie zu vermitteln, das sich bei mir im Verlauf der letzten Jahre und Monate immer wieder einstellte. Und zwar ausgerechnet zu einem historischen Zeitpunkt, wo Marx zum wiederholten Male wie „ein toter Hund“ behandelt, marxistisch orientierte Wissenschaft und Wissenschaftler (zumindestens im offiziellen deutschen akademischen Raum) ausgegrenzt, „abgewickelt“ und für nichtexistent betrachtet werden.

Deshalb widme ich diese Arbeit auch nicht nur meiner Frau Sylvia und meinen Kindern Vera Andrea, Anna Cornelia und Robert Martin, ohne deren Verständnis und Geduld und Hilfe diese Arbeit nicht entstanden wäre. Ich widme sie auch all denjenigen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen: Philosophen, Pädagogen, Psychologen, Historikern, etc., die wegen ihrer an der marxistischen Theorie und am sozialistischen Humanismus orientierten Forschung und Lehre berufliche, politische und soziale Nachteile ertragen mußten und müssen.

[24]

Kapitel 1

Paradigmenwechsel in Medizin und Psychologie: Zur Vorgeschichte des bio-psychosozialen Ansatzes in der Verhaltensmedizin

Die modernen Humanwissenschaften sehen sich seit langer Zeit aus den verschiedensten philosophischen und wissenschaftstheoretischen Richtungen mit der Frage nach ihrer jeweiligen Definition von Mensch, Person und Persönlichkeit konfrontiert. Dabei geht es nicht in erster Linie um neue empirische Erkenntnisse, sondern eher um deren Integration zu einem Persönlichkeits- und Menschenbild, das geeignet ist, vielfach beklagte konzeptionelle Defizite im Verständnis menschlichen Verhaltens zu überbrücken. Als defizitär wurde und wird zunehmend ein Persönlichkeitskonzept empfunden, das den Menschen als vorrangig mit rein naturwissenschaftlichen Methoden zu begreifendes und mit Hilfe vielfältigster diagnostischer und empirischer Methoden meßbares Wesen definiert. Ein Menschenbild, dem man in der Medizin, der Biologie, der Psychologie und Anthropologie unter Ausnutzung modernster technischer Apparaturen Schritt für Schritt die „letzten Geheimnisse“ von Körper und Geist entreißt bzw. entreißen zu können glaubt. Diese gleichsam „herrscherliche“ Stellung des Forschers gegenüber der Natur fand ihren Ausdruck in Immanuel Kants selbstbewußtem Erkenntnisprogramm:

„Die Vernunft muß mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in einer Hand, und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der andern, an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen läßt, was der Lehrer will, sondern eines bestallten Richters, der die Zeugen nötigt auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt.“ (Krit. d. r. Vernunft, B XIII)

Auf der Suche nach Alternativen, die eher der heraklitischen Mahnung, „auf das Wesen der Dinge zu horchen“ (Heraklit, B 112. Vergl. Winterhalder 1962, S. 20) gerecht würden, ist es in der Psychologie und in der Medizin zur Entstehung verschiedener neuer Teildisziplinen gekommen, u . a. der „Verhaltensmedizin“, der „Psychoneuroimmunologie“, der „Ökologischen Psychologie“, der „Biologischen Psychologie“ und der „Gesundheitspsychologie“. Ihren theoretischen Grundlagen liegen jeweils divergierende Ansätze zur Ausarbeitung eines neuen [25] Persönlichkeits- und Menschenbildes zugrunde. Eines dieser Persönlichkeitskonzepte definiert sich als „bio-psychosoziales Modell“ bzw. als Konzept einer „bio-psychosozialen Einheit Mensch“.

Die vorliegende Studie befaßt sich schwerpunktmäßig mit den historischen Wurzeln und theoretischen Quellen der in der DDR erarbeiteten Konzeption der „bio-psychosozialen Einheit Mensch“, die sich dem marxistischen Paradigma zurechnet. Dennoch erscheint es für das Verständnis dieses Ansatzes unumgänglich, auch auf parallele oder analoge Entwicklungen der „westlichen“ Persönlichkeitstheorie einzugehen, die sich aus einem generellen Unbehagen am erreichten Stand der Theoriebildung im Verlauf der 70er Jahre speiste. Daraus resultierte schließlich eine Entwicklung die u. a. zur „westlichen“ Variante des bio-psychosozialen Ansatzes führen sollte.

Im ersten theoriegeschichtlichen Abschnitt meiner Arbeit sollen vor allem die philosophisch-anthropologischen Wurzeln des bio-psychosozialen Ansatzes herausgearbeitet werden. Dabei werden zunächst die aus der Entwicklung der modernen psychosomatischen Medizin entstandenen Fragestellungen an ein neues medizinisches Persönlichkeitskonzept analysiert. Als Beispiel für die metaphysisch-idealistische Konzeption der Persönlichkeitstheorie werden die Antworten aus der Sicht der christlichen Traditionslinie Boethius’ und Thomas von Aquins, die den weltanschaulichen Hintergrund der katholischen Personologie bilden, verdeutlicht.

1.1. Persönlichkeitstheoretisches Dilemma der modernen Medizin und die Postulate der metaphysisch-idealistischen Tradition

Die Suche nach der „menschlichen Dimension“ des Fortschritts führte in den frühen achtziger Jahren quer zu den verschiedensten weltanschaulichen und philosophischen Richtungen zur Frage nach dem Persönlichkeits- und Menschenbild, dem die Wissenschaften generell verpflichtet sind; umso mehr gilt dies für die Humanwissenschaften im engeren Sinne: die Medizin und die Psychologie. Wichtige

Beiträge für diese Diskussion lieferten auch Mediziner, Philosophen, Psychologen und Anthropologen, die sich in ihren weltanschaulichen Positionen stark von einem metaphysisch-christlichen Menschen- und Persönlichkeitsbild leiten lassen.

Die Bezüge zwischen dem medizinisch-biologischen Paradigma in der Persönlichkeitstheorie und dem philosophischen Menschenbild der abendländisch-christlichen Tradition wurden 1984 in Lissabon beim 5. Kongreß der Federation Européenne des Associations Medicales Catholiques (FEAMC) erörtert. Im Zentrum dieses Treffens der europäischen katholischen Ärzteschaft stand die Frage, [26] ob die bisher in einem beispiellosen Erfolgskurs praktizierte naturwissenschaftlich ausgerichtete Medizin – besonders thematisiert wurde dabei auch die Psychiatrie – an einem Wendepunkt angekommen sei.

Die Notwendigkeit einer solchen Wende – zumindestens aber einer Ergänzung der modernen Medizin – ergab sich nach H. J. Patt (1985), damaliger geistlicher Assistent der Katholischen Ärzteschaft Deutschlands und Mitorganisator dieses Ärztekongresses, aus einer tiefen, allgemeinen Sinnkrise der modernen Wissenschaften. Patt verwies in diesem Zusammenhang mehrfach auf Papst Johannes Paul II. und dessen Rede am 15. November 1980 im Kölner Dom. Der Papst hatte darin u.a. ausgeführt:

„In einer vergangenen Epoche haben Vorkämpfer der neuzeitlichen Wissenschaft gegen die Kirche mit den Schlagworten Vernunft, Freiheit und Fortschritt gekämpft. Heute, angesichts der Sinnkrise der Wissenschaft, der vielfältigen Bedrohung ihrer Freiheit und des Zweifels am Fortschritt, haben sich die Kampfesfronten geradezu vertauscht. – Heute ist es die Kirche, die eintritt für die Vernunft und die Wissenschaft, der sie die Fähigkeit zur Wahrheit zutraut, welche sie als humanen Vollzug legitimiert. – Heute ist es die Kirche, die eintritt für die Freiheit der Wissenschaft, durch die sie ihre Würde als menschliches personales Gut hat.“ (Verlautbarung des Apostolischen Stuhls, 25 A, 3. Aufl., Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz [Hrsg.], Bonn 1980, S. 33)

Und an einer anderen Stelle der Papst-Rede hieß es, daß die einzelne Wissenschaft die Sinnfrage nicht beantworten, ja nicht einmal im Rahmen ihres Ansatzes stellen könne. Und dennoch dulde die Antwort auf die Sinnfrage keinen unbegrenzten Aufschub. Wenn eine verbreitete Wissenschaftsgläubigkeit enttäuscht werde, so könne die Stimmung leicht in Wissenschaftsfeindlichkeit umschlagen. In diesen dann leeren Raum könnten unversehens Ideologien einbrechen. Angesichts der – so der Papst – „Legitimationskrise der Wissenschaft“ sieht die katholische Persönlichkeitstheorie einen großen Bedarf – und zugleich eine große Chance für sich – an einer philosophisch-theologischen Bestimmung des Menschen als Person, die sich der „Unruhe der Naturwissenschaftler und Mediziner“ annimmt und diese vor „falschen Schlüssen“ in Schutz nimmt, womit Patt z. B. auch „eine Versuchung zum Atheismus“ (S. 15) meint.

Was sind die Grundlagen des christlichen Menschen- und Personenbildes? Worauf bezieht sich die katholische Personologie?

„Der Mensch ist Person“ – dieses Wort aus der Enzyklika „Pacem in terris“ von Papst Johannes XXIII ist nach katholisch-anthropologischer Auffassung eine Grundbestimmung für das Menschenbild und eine der wichtigsten Erkenntnisse der katholischen Anthropologie, mit dem die Unauflöslichkeit des Dualismus [27] von Körper und Geist postuliert wird.[1] Was bedeutet nach christlich-katholischer Auffassung der Begriff „Person“?

Der etymologische Ursprung des Terminus „Person“ ist nicht eindeutig zu klären. Möglicherweise stammt er vom Lateinischen „personare“ = hindurchtönen oder auch von dem ursprünglich aus dem Etruskischen hergeleiteten „persona“ bzw. „personalis“. Dies bedeutet in der Übersetzung in das griechische Wort „prosopon“ = die „Maske“ eines Schauspielers. In der christlichen Theologie tritt der Begriff „Person“ erstmals bei Tertullian (150-225) als Fachterminus auf. Er diente dort der begrifflichen Sicherung des Dogmas von der Trinität und der physischen Inkarnation des Gottes-Sohnes: Der

[1] Insbesondere in Frankreich hatte sich im Felde der katholischen Philosophie der „Personalismus“ nach dem 2. Weltkrieg zu einer einflußreichen Strömung entwickelt. Das Spektrum reicht von Blondel über Maritain bis zu Lévinas.

ewige, unteilbare, einzige Gott offenbart sich in drei „Personen“: Vater, Sohn und Heiliger Geist. In Jesus von Nazareth verbindet sich die unendliche göttliche Natur mit der geschichtlichen und endlichen menschlichen Natur unvermischt zu einer einzigen „Person“ („unio hypostatica“).

Boethius (480-525) greift diese Gegenüberstellung und gleichzeitige Verknüpfung von Materie und Geist im christlichen Gottesbegriff mit der Formel „Persona est naturae rationabilis individua substantia.“ (wörtlich: „Person ist eine unteilbare Substanz von vernunftbegabter Natur“ auf.[2]

Das von K. Rahner herausgegeben „Theologische Taschenlexikon“, würdigt Boethius’ Person-Begriff so:

Diese „erste formalontologische Definition der P(erson)“, sei (mit den späteren Präzisierungen von Thomas v. Aquin, Richard von St. Viktor und Duns Scotus) „gültig nicht nur für das christliche MA u. seine theol. u. philos. Tradierung, [28] sondern bleibt auch weithin bestimmend für das neuzeitliche Denken insbes. im Raum der Philosophie u. Sozialphilosophie.“ (Herder Lexikon Bd. V, S. 381)

Es ist deshalb angebracht, die boethianische Formel eingehender zu betrachten, um damit ihre Bedeutung für die christliche Persönlichkeitstheorie noch besser nachvollziehen zu können. Der von Boethius benutzte „Substanz“-Begriff (griechisch: „ousia“ oder „ontos on“) geht zurück auf Platon, der darunter das unveränderliche eigentliche „Sein“ im Unterschied zum vergänglichen und veränderlichen Sein verstand. Platon definiert das reine unveränderliche Sein als die höchste Wirklichkeit. Dieses Sein ist „Idee“ („idéa“, „eidos“). Die Ideen sind gegenüber dem endlichen, veränderlichen Seienden, dem Werdenden dessen „transzendente Strukturprinzipien. Idee ist der identisch sich durchhaltende Grund der veränderlichen, zeitlich-räumlichen Konkreta.“ (Elsässer, 1988 XV)

Die vielen unterschiedlichen „Ideen“ gründen in einer einzigen, der „Idee des Guten“. Da die Ideen das reine Sein sind, muß ihr Prinzip, die Idee des Guten, noch „über“ oder „jenseits von Sein“ sein. In der christlichen Theologie wird diese „Idee des Guten“ mit der Gottes-Vorstellung gleichgesetzt. Platon deutet den „ousia“-Begriff also seinem Wesen nach „meta-physisch“ und „essentialistisch“; er verkörpert damit in der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte die Hauptrichtung einer „idealistischen“ Beantwortung der „Grundfrage der Philosophie“: das Geistige hat den Primat vor dem Materiellen.

Auf dem Hintergrund des Gegensatzes zwischen dieser platonischen Lehre von den Ideen („eidola“) als dem eigentlich substantiellen Sein und den alten naturphilosophischen, d. h. im Kern materialistischen, Lehren der griechischen Atomisten (Leukipp, Demokrit) hat Aristoteles seine Substanztheorie entwickelt. Sein Substanz-Begriff enthält, anders als bei Platon, eine mehrfache Bedeutung, die in den Aristoteles-Schriften „Categoriae“ bzw. „Metaphysica“ zudem noch unterschiedlich gefüllt wird.

Bei Aristoteles wird „ousia“ zunächst in seiner Schrift „Categoriae“ als die erste der zehn Kategorien bezeichnet, unter die alles fällt, was „weder von einem Zugrundeliegenden (hypokeimenon) ausgesagt wird, noch in einem Zugrundeliegenden ist“ (Cat. 2a 13-14). Dies können konkrete Einzeldinge und Individuen (erste Substanz) sein, aber auch Arten und ihre Gattungen (zweite Substanz). Die weiteren „Kategorien“ sind: Quantität, Qualität, Relation, Wo, Wann, Lage, Haben, Wirken, Leiden.

In der aristotelischen „Metaphysik“ verkompliziert sich die Definition von „ousia“. „Ousia“ ist zunächst allgemein definiert als „Seiendes“, als das „Was“, „das das Wesen bezeichnet“; es ist „das

[2] Patt zitiert die Boethianische Formel gleich an zwei Stellen (S. 26 und S. 27 nicht korrekt: Das bei Boethius benutzte „rationabilis“(= vernunftwürdig, vernunftfähig) wird bei Patt zu „rationalis“ (vernünftig). Der Mensch wäre danach praktisch mit Notwendigkeit „vernünftig“ (im Sinne des „rationalis“) und nicht „potentiell“ – im Sinne des „rationabilis“. Auch in K. Rahners „Theologischem Taschenlexikon“ (1973) Bd. V, S. 381 wird die „rationalis“-Fassung benutzt. Außerdem bleibt Patts Übersetzung noch zusätzlich ungenau. „Individua substantia“ heißt bei ihm „individuelle Substanz“. Tatsächlich müßte es aber mit dem etymologisch richtigen und der Substanzproblematik auch einzig angemessenen Begriff „unteilbare Substanz“ wiedergegeben werden. (Vergl. auch die deutsche Version der „Theologischen Traktate“ von M. Elsässer in der Ausgabe des F. Meiner Verlages (1988, S. 75) Welche Schlußfolgerungen sich aus dieser m. E. nicht korrekten Wiedergabe und Ungenauigkeit für den philosophiegeschichtlichen Umgang mit dem Substanz- bzw. Seins-Thema ergeben haben, kann hier nicht erörtert werden.

erste Seiende, das nicht nur ein ‚etwas‘ ist, sondern schlechthin Seiendes ist, das Wesen ...“ (Aristoteles: Metaphysik VII. Buch (Z) 1028, S. 164). Dies entspricht in etwa der 1. Substanz in den „Cate-[29]goriae“. Es ist das erste Seiende, das nicht „an etwas“ ist, sondern selbständig existiert und der unveränderliche Träger aller veränderlichen Eigenschaften ist. Es bedarf aber nach Aristoteles einer weiteren Präzisierung. Die Frage, die „bereits von altersher erhoben wurde, die auch heute erhoben wird und immer erhoben werden wird und Gegenstand der Ratlosigkeit sein wird, was nämlich das Seiende sei, bedeutet nichts weiter als das, was das Wesen sei (von dem nämlich sagen die einen, es sei Eines, die anderen, es sei mehr als Eines, einige sagen, es sei begrenzt, andere, es sei unbegrenzt. Deshalb müssen wir auch hauptsächlich und zuerst und sozusagen einzig betrachten, was das in diesem Sinne Seiende ist.“ (Aristoteles: Metaphysik VII. Buch (Z) 1028, S. 165)

Im weiteren Fortgang der „Metaphysik“ präzisiert Aristoteles „Wesen“/„Seiendes“ im Kontext der Ausdrücke „Zugrundeliegendes“ (Griechisch = „hypokeimenon“), „Wesenswas, Sosein“ („to ti én einai“) und auch „Form“ („eidos“) nach drei Seiten.

1.) „Ousia“ ist das Seiende/Wesen als „erstes Subjekt/Substrat“ („hypokeimenon proton“), „über das das übrige ausgesagt wird, während es selbst über kein anderes ausgesagt wird. ... In gewissem Sinne heißt nun Substrat der Stoff, in anderem Sinne die Gestalt und „in drittem Sinne das aus beiden Verbundene.“ (Aristoteles: Metaphysik Z 3, 1028b/1029a, S. 1661)

Doch mit dieser Definition von „Wesen“/„Substrat“ dürfe man es noch nicht bewenden lassen.

2. Deshalb unterscheidet Aristoteles im nächsten Schritt „ousia“ als das „Was-es-ist-dies-zu-sein“ (oder auch „Wesenswas“) (to ti én einai). Es ist für jedes einzelne dasjenige, „als was es an sich ausgesagt wird.“ (Metaphysik Z 3, 1028b/ 1029a, S. 169).

Es sind die Arten und Gattungen, wodurch das Substrat erst substantiell definiert wird.

3. Im dritten Schritt bestimmt Aristoteles „ousia“ als die dem Ding innewohnende „Form“ („eidos“), als das ursächliche Formprinzip (lateinisch = „forma substantialis“): „Dasjenige woraus etwas entsteht, nennen wir Stoff; ... daß jedes einzelne vermag sowohl zu sein wie nicht zu sein, das ist an jedem Einzelnen der Stoff.“ (Metaphysik Z 3, 1028b/1029a, S. 177) Und dann später: „Wesen ist die [einem Dinge] innewohnende Form, aus der im Verein mit dem Stoff bestehend, das konkrete Wesen ausgesagt wird ...“ (Metaphysik Z 3, 1037a/1037b, S. 192)

Von „Substanz“ ist zu unterscheiden „Akzidenz“ („symbebékos“). Dies ist dasjenige, „das an etwas vorhanden ist und der Wahrheit gemäß ihm ausgesagt werden kann, jedoch nicht mit Notwendigkeit und nicht in der Regel: zum Beispiel, wenn jemand für eine Pflanze ein Loch gräbt und einen Schatz findet.“ (Metaphysik V. Buch, 1025a, S. 153)

[30] Aristoteles’ „ousia“-Begriff ist seinem Wesen nach nicht essentialistisch, wie bei Platon, sondern „funktionalistisch“; die Beziehung zwischen der „ersten“ und der „zweiten“ Substanz lassen sich nicht nach „primär“ oder „sekundär“ unterscheiden. Aristoteles steht damit im Gegensatz zu Platons „idealistischer“ Position, wonach die Substanz der Dinge das von dem einzelnen unabhängige und außerhalb der einzelnen Gegenstände existierende Allgemeine ist. Nach Aristoteles stellt das Allgemeine keine eigenständige Substanz dar, sondern ist nur eine Bestimmung des einzelnen Dinges.

Zum Verständnis der katholischen Personologie ist es nun vonnöten, auf den wissenschaftstheoretischen Kernpunkt der sehr unterschiedlichen Interpretationsweisen des „Substanz“-Begriffs und seine spätere (Um-)Deutung durch Boethius bzw. Thomas von Aquin hinzuweisen. Pätzold (1990) schreibt dazu:

„In der frühmittelalterlichen philosophischen Terminologie wird der griechische Ausdruck ousia zunächst sowohl mit substantia als auch mit essentia übersetzt. Bei Seneca bedeutet substantia erstmals körperliches Sein im Unterschied zu imago, eine Unterscheidung, die jedoch vom stoischen Gegensatzpaar hypostasis/emphasis herrührt. ... der Ausdruck essentia wird zunehmend eher mit den platonischen Ideen in Verbindung gebracht, während sich die Verwendung von substantia für die erste aristotelische Kategorie verfestigt und zum Teil auch aufgrund des Kontextes der Kategorienschrift

mit subjectum und substratum (...) in Zusammenhang gebracht wird (vgl. Oehler 1984, S. 199 f.)“ (Pätzold 1990, S. 488)

In welcher Beziehung zur aristotelischen „ousia“ steht nun Boethius‘ „Substanz“-Begriff?

Nach Pätzold (1990, S. 488), aber auch nach Elsässer, Herausgeber und Kommentator von Boethius’ „Die theologischen Traktate“, beinhaltet die Version des boethianischen Substanz-Begriffes eine für den damaligen theologischen Kontext typische Umdeutung und gewisse Versimplifizierung der aristotelischen Substanz-Theorie.

Boethius leitet den lateinischen Ausdruck „substantia“ ausschließlich vom griechischen „hypokeimenon“ ab, d. h. der Substanzbegriff wird sehr auf die konkreten, individuellen Dinge fokussiert. In diesem Sinne wird dann von ihm auch der Begriff „persona“ definiert als „naturae rationabilis individua substantia“ („einer verständigen Natur unteilbare Substanz“).

Pätzold resümiert diese Verengung so: „Wir sehen hier also die Tendenz, die aristotelischen zweiten S(ubstanzen) essentialistisch als universale Dinge aufzufassen und damit den platonischen Ideen anzugleichen.“ (Pätzold, S. 488)

Diese Meinung wird auch von Elsässer geteilt. (1988, S. XXVII). Auch er bemängelt, daß Boethius mit dem einen Begriff „substantia“ zwei in der Sache und der Herkunft nach verschiedene griechische Termini zusammenfaßt, die wesen-[31]mäßig aber unterschiedlichen Substanzdimensionen angehören: nämlich „hypokeimenon“ (das erste Sein) – die logische Valenz der Substanz und „hypostasis“ (wörtlich= das „Daruntertreten“) d. h. das raum-zeitlich konkrete Sein – die ontologische Valenz der Substanz. Boethius‘ „persona“-Definition ordnet sich historisch und ideengeschichtlich in das frühe Schisma der katholischen Kirche nach dem Konzil von Chalcedon (451) ein, das sich aus dem Streit zwischen den Anhängern der „Trinitäts“-Auffassung und den „Monophysiten“ entwickelte.

Boethius’ Formel ist Parteinahme gegen die Monophysiten. Für ihn ist die (göttliche) Person Christi nicht zerlegbar in entweder eine göttliche oder eine menschliche Person, sie ist eine einzige: mit göttlicher und menschlicher Natur zugleich. Mehrfach wiederholt er in diesem Zusammenhang seine Formel: „naturae rationabilis individua substantia.“

„Wenn nämlich die Person Christi nicht eine ist, und wenn es offensichtlich ist, daß zwei Naturen sind, nämlich die des Menschen und die Gottes – und niemand wird so töricht sein, daß er jede von beiden vom Verstand absonderte – folgt, daß zwei Personen zu sein scheinen; es ist nämlich Person, wie gesagt wurde, die unteilbare Substanz einer verständigen Natur. ... (Doch) wenn zwei Personen wären, könnte er nicht einer sein; jedoch zu sagen, daß zwei Christusse seien, ist nichts anderes als der Wahnsinn eines verrückten Geistes. Warum nämlich soll jemand überhaupt wagen, zwei Christusse auszusprechen, den einen als Menschen, den anderen als Gott?“ (Traktat V, S. 83)

Wegen dieser für die ganze katholische Dogmatik so existentiellen Glaubensfrage nimmt die Formel des Boethius auch einen über die Jahrhunderte anhaltenden zentralen Platz für die katholisch-christliche Personologie ein.

Den „boethianischen Kern“ der katholischen Personologie faßt Rahners „Theologisches Taschenlexikon“ wie folgt zusammen: „P. meint nicht das ‚Wesen‘, die ‚Natur‘, sondern den je einmaligen ungeteilt ganzen u. unmittelbar-unvertretbaren Vollzug, die Wirklichkeit, das Dasein einer Geistnatur. Diese Wirklichkeit ist die Wirklichkeit des Selbstbesitzes u. damit der Selbstzwecklichkeit, ist die Wirklichkeitsgestalt der Freiheit eines geistigen Wesens, in der dessen unantastbare Würde gründet.“ (Theologisches Taschenlexikon; Bd. 5, S. 381)

Doch was bedeutet die „naturae rationabilis individua substantia“ aus Sicht der katholischen Anthropologie für die menschliche Person?

Es bedeutet zweierlei:

a) die Verknüpfung des „Persönlichkeitsbegriffs“ mit dem Gottes-Thema;

b) die Hineinnahme des Prinzips der „Nicht-Teilbarkeit“ auch in die Definition der menschlichen Person.

Dies sei erläutert:

1) In der Diskussion über ein modernes Persönlichkeitskonzept fokussiert sich [32] aus Sicht der katholischen Dogmatik eine weltanschauliche Kontroverse, in der es um die Behauptung bzw. Durchsetzung eines umfassenden theologischen Weltbildes geht.

Unter Berufung auf eine Einheit von Ontisch-Ontologischem, Psychologischem und Relationalem wird eine Priorität der biblischen Schöpfungsgeschichte und eines daraus abgeleiteten Menschenbildes postuliert: der Mensch ist ein Geschöpf Gottes und als solches gemäß „Genesis“ auch sein „Abbild“.

Es wird ausdrücklich formuliert, daß es bei der Thematik der menschlichen Persönlichkeit zugleich auch um das Dogma von der „Trinität“ geht. Bongard (1985) schreibt zu diesem Hintergrund der Debatte um den Person- und Persönlichkeitsbegriff folgendes: „Aus der lehrgeschichtlich erwirkten Verselbständigung des philosophischen Personbegriffs hat sich nun die geradezu tragische Entwicklung ergeben, daß dieser mehr und mehr des Maßstabes seiner ursprünglichen Christlichkeit verlustig ging. Vor allen Dingen stellt sich immer weniger die Frage nach seiner Anwendbarkeit auf die Trinitätslehre. Daraus entstand schließlich die Unvereinbarkeit des modernen säkularisierten Personbegriffs mit dem trinitätstheologischen.“ (S. 37)

Auch die angesehenen Vaticanum II-Theologen, K. Rähner und H. Küng, machten darauf aufmerksam, daß ein „moderner“ Person- bzw. Persönlichkeitsbegriff zu einer Infragestellung nicht nur des traditionellen christlichen Menschen- sondern auch des Gottes-Begriffs führen könne. Küng (1978) schreibt:

„Nicht mehr wie früher ontologisch, sondern vor allem psychologisch versteht man jetzt ‚Person‘. Person meint heute Selbstbewußtsein, und Persönlichkeit meint jene Gestalt der Person, die ein Individuum durch seine Haltung gewonnen hat. Person, Personhaftigkeit, persönlich und Persönlichkeit erhalten so eine sehr verschiedene Bedeutung. Kein Wunder also, daß die traditionelle Drei-Personen-Lehre vulgär jetzt weithin als Dreigötterlehre (Tritheismus) verstanden wurde: wozu es in vielen östlichen Religionen Parallelen gibt, was aber für viele Juden wie Moslems zum christlichen Ärgernis schlechthin wurde.“ (Küng 1978, S. 691)

2) Die menschliche Person definiert sich ebenfalls als etwas „Unteilbares“ und zwar im Spannungsfeld zwischen Person-Natur, Person und Welt, Person und Gemeinschaft, d. h.:

– Der Mensch ist als geistiges Wesen zugleich leibhaft und körperlich raum-zeitlich lokalisiert.

– Die geschichtliche Verwirklichung des Menschseins vollzieht sich nicht nur in der Entfaltung seiner natürlichen Anlagen, sondern ebenso in der Gestaltung der Welt, dies ist die umfassendere „Natur im weiteren Sinne“.

– Nicht als Einzelner, sondern nur in und mit der Gesellschaft, der „gemeinsamen geistigen Wirklichkeit der Einzelpersonen“ kann der Mensch in einer ge-[33]meinsamen Wirklichkeit als Einzelner existieren. (Vergl. Herders Theologisches Taschenlexikon, Bd. V, S. 384-390)

Der Ausgangspunkt der katholischen Dogmatik für die Formulierung eines modernen Personen- und Persönlichkeitsbegriff lautet daher: Der Mensch ist Geschöpf Gottes, er trägt deshalb in sich ein unausrottbares Bedürfnis nach Hinordnung auf die letzte erkennbare Person, auf Gott hin. Er meistert sein Personsein dadurch, daß er sich auf Gott hin in Freiheit äußert. Er kann und muß sich gegenüber Gott verantworten. Der Mensch kann also zu Gott in eine „Ich-Du-Beziehung“ treten.

Dies ist der Gottes-Bezug der christlichen Persönlichkeitstheorie. Er ist verbunden mit dem existentiellen Bezug auf seine Mitmenschen. Erst im Zugehen auf andere erfülle sich sein eigenes Leben.

So ist der Mensch letztlich obwohl in Kausalgesetzlichkeit eingebunden, über diese hinausgehoben, und zwar nicht additiv und nicht zufällig, sondern wesensmäßig. Dies muß als Bedingung seiner Existenz als Person angesehen werden.

Den in diesem Personenbegriff enthaltenen wesentlichen Bestimmungen „Substantialität, Vernünftigkeit und Individualität“ ist die katholische Personologie nach eigener Selbsteinschätzung seit Boethius „unerschütterlich treu geblieben“ und hat sich lediglich um eine weitere gedankliche Durchdringung des Wesens des Personalen bemüht. (Vergl. Bongard 1985, S. 26) Diese weitere „geistliche Durchdringung“ ist eng mit dem Namen Thomas von Aquin verbunden.

Der Aquinate hatte die boethianische „persona“-Definition erweitert durch die Formel „Esse per se subsistens in natura intellectuali.“ (Summa theologica 1, 29, S. 1-3) Das Sein ist immer etwas „Individuelles geistiger Natur“.

Was bedeutet in diesem Zusammenhang aber „esse“?

Schon in seiner Frühschrift „Über Seiendes und Wesenheit“ („De ente et essentia“) hatte Thomas in direktem Anschluß an die aristotelische „Metaphysik“ eine entscheidende Modifizierung des ursprünglichen aristotelischen „esse“-Verständnisses vorgenommen. Als „Seiendes an sich“ („ens“) habe Aristoteles nur das verstanden, was er mit den zehn „Kategorien“ gemeint habe. Nur das, was real ist, sei demnach Seiendes („non potest dici ens nisi quod aliquid in re ponit“ – („De ente et essentia“, Kapitel 1 [3], S. 5). Da dieses Seiende sich aber gleich auf 10 Kategorien verteile, müsse die Wesenheit („essentia“) etwas Gemeinsames für alle Naturen bedeuten, „nach denen das verschiedene Seiende verschiedenen Gattungen zugewiesen wird, wie z. B. die Menschnatur (‚Menschheit‘) die Wesenheit des Menschen ist, und so bei den übrigen (Gattungen).“ („Über Seiendes und Wesenheit“, Kapitel 1 [5], S. 5)

Dies früher mit dem Wort „Wesenheit“ („essentia“) Bezeichnete sei nun „von den Philosophen“ umgewandelt in den Begriff „Washeit“ („in nomen quidditatis [34] mutatur“) und ebendies sei dasjenige, was Aristoteles häufig auch das „wesenmäßige Sosein“ („esse“) genannt habe. Es könne mit einem anderen Begriff auch als „Natur“ („natura“) bezeichnet werden. („Über Seiendes und Wesenheit“, Kapitel 1 [6], S. 5-7) T. v. Aquin nimmt hier eine entscheidende Umdeutung der aristotelischen Substanztheorie vor.

1. Er verkürzt die dreifache Bestimmung der Substanz aus dem „ersten Substrat“ („hypokeimenon proton“), dem „Was-es-ist-dies-zu-sein/Wesenswas“ („to ti én einai“) und der Form („eidos“) zu einem alleinigen Begriff „Washeit“ („quidditatis“).

2. Damit zerreißt T. v. Aquin aber die Identität von Sein und Seiendem im aristotelischen System. Aus dem einfachen Seinsmodus „Existenz“ bzw. dem „Sein“ („esse“) – wird die Unterscheidung von „Washeit“ („essentia“ bzw. „quidditatis“) auf der einen und „esse“ auf der andern Seite.

Damit verwandelt sich aber unter der Hand das im aristotelischen System nicht geschaffene Seiende („on“ bzw. „ens“) (Vergl. „Metaphysik“ 1031 1 27, 10342 1 12, 1033b5, 1034a8) in ein Seiendes, das einer höheren Kausalität bedarf. Für den Theologen T. v. Aquin ist das die Kausalität des Schöpfergottes.

T. v. Aquin legt damit eine Synthese von („heidnischer“) platonischer und aristotelischer Philosophie und christlicher Theologie vor, die sich zwar der aristotelischen Terminologie bedient, diese aber im platonischen Sinne umdeutet. Damit schlägt er gleichzeitig die Brücke zum christlichen Gottesbegriff. Nach Prälat Hufnagel (1949), Kommentator der Aquin-Schrift „Summa theologiae“, liegt darin eine Vertiefung des boethianischen Ansatzes. Der thomistische Begriff Person bzw. Persönlichkeit besage nicht bloß, daß das menschliche Individuum unter der Kategorie der „Substanz“ zu begreifen sei. Im menschlichen Personsein habe die sichtbare Natur ihren Gipfelpunkt erreicht, in ihr sei eine besondere „Wertvollkommenheit“ („dignitas“) verkörpert. Hufnagel beantwortet die Frage nach dem die Person letztlich konstituierenden Moment in thomistischer Tradition schließlich so:

„Mir scheint, daß diese Frage also zu beantworten ist: nach der Wasseite ist es das Moment des Geistigen, nach der Daseinsseite das der Subsistenz, als ein Seiendes in seinem metaphysischem Aufbau letztlich als Person bestimmt. Denn erst wenn ein Seiendes auf der Stufenleiter des Seins bis zur Stufe der *geistigen Natur* aufgestiegen und in seinem Dasein das Selbständigsein erreicht hat, ist Person vorhanden.“ (Hervorhebung durch mich – HPB) (S. 71 f)

Die Pastoralkonstitution des II. Vatikanischen Konzils aktualisierte den boethianisch-thomistischen Menschen- und Personenbegriff und faßte den damaligen Diskussionsstand in den Abschnitten 12 bis 18 in folgenden Punkten zusammen: Der Mensch ist: [35]

1. Krone der Schöpfung,

2. Ebenbild Gottes,

3. soziales Wesen,

4. in der Sünde zum Mißbrauch seiner Freiheit versucht,

5. im Herzen zwiespältig und in sich selbst geteilt,

6. aus Leib und Seele bestehend,

7. angelegt auf Innerlichkeit,

8. auf Weisheit angelegt und mit Verstand begabt,

9. verpflichtet zur Gewissensentscheidung,

10. berufen zur Freiheit,

11. zum Tode bestimmt,

12. zum ewigen Leben geschaffen.

Die katholische Personologie grenzt sich unter Berufung auf die boethianische Formel entschieden nicht nur von einer angeblichen „längere(n) Metaphysikvergessenheit neuzeitlicher Philosophien (ab), die das Personproblem einseitig als ein ethisches oder psychologisches erscheinen ließ.“ (Bongard, S. 28 f) Einseitig und abzulehnen sei auch „der neuzeitliche Denkstil von der Transzendentalphilosophie bis zur Phänomenologie und Existenzphilosophie, insofern dieser dadurch, daß er den Menschen als Subjekt in die Mitte der Weltbetrachtung“ rücke, das Ontisch-Ontologische als ein zentrales Grundkonstitutiv des Personalen übersehe. (Guggenberger, zit. n. Bongard, S. 29)

Welche praktischen Konsequenzen ergeben sich aus diesem philosophisch-theologischen Menschenbild der boethianisch-thomistischen Traditionslinie?

Katholische Theologie und Anthropologie sehen in dem Streben nach einem modernen Persönlichkeitsbegriff einerseits die Tendenz und die Gefahr einer weiteren Abnabelung vom christlichen Menschen- und Gottesbild. Andererseits reflektieren sie das allgemeine Unbehagen, das auch Mediziner, Psychologen und Anthropologen erfaßt hat, die sich nicht der christlichen Tradition verpflichtet fühlen.

Aus betont theologisch-philosophischer Sicht konkretisiert sich das moderne christliche Menschenbild und Person-Verständnis unter anderem auch in einem spezifisch „thomistischen“ Psychiatrie-Begriff. Der Wiener Psychiater Roth, einer der Referenten des oben erwähnten katholischen Ärztekongresses, legt in einer Festschrift zum 75. Geburtstag Hufnagels (1974) das Konzept eines auf den Aquinaten zurückzuführenden „Duo-Monismus“ dar, der die metaphysische Basis für einen „thomistischen Psychose-Begriff“ abgibt.

„Für den Duo-Monismus sind Leib und Seele zwei ‚unvollständige Substanzen‘ aber dergestalt, daß die Seele Bau-, Werde- und Funktionsplan des ihr zugehörigen Leibes ist, der Leib dagegen Grundlage und Ausdrucksfeld der Seele.

Es läßt sich also eine relative Eigenständigkeit der somatischen wie der geist-[36]seelischen Dimension feststellen. Diese relative Eigenständigkeit erlaubt eine gegenseitige Beeinflussung, auch jene pathogenen Charakters; ...“ (Roth 1974, S. 71)

Die relative Eigenständigkeit der Seele als Prinzip sowohl des rein geistigen Lebens wie des animalisch-sensitiven Lebens bedingt dann jedoch – auf Grund seiner Immaterialität – „daß der Geist als solcher und auch die Person als solche nicht erkranken können; denn Erkrankung bedeutet Entordnung, Zerstörung von Ganzheiten. In dieser Sicht findet sich seit langem die Auffassung weitergegeben, daß die

menschliche Geist-Seele, die Person des Menschen, der Geist des Menschen nicht erkranken könne.“ (Roth 1974, S. 72)

Diese Auffassung steht in der Tradition der sog. „neothomistischen Psychiatrie“ des 19. Jahrhunderts, wonach die Seele nicht erkranken kann und Geisteskrankheiten Gehirnkrankheiten sind. Begründet wurde die Konzeption in der sog. „Pastoralpsychiatrie“ Anselm Rickers. Sie wurde im 20. Jahrhundert weiterentwickelt bzw. bekräftigt u. a. von Jacobi (1929), Strauss (1948), Gebsattel (1954), Trapp (1954/1955), K. Schneider (1959).

Der „neothomistische“ Psychiatrieansatz hatte große Auswirkungen vor allem auf das moderne Psychose-Verständnis. Die zentrale Streitfrage lautete hier über viele Jahre, ob die Psychose primär einen somatischen Ursprung besitzt, oder ob sie eher endogen bedingt ist.

Nach neothomistischer Tradition, die sich besonders auf die Aquin-Schrift „de anima“ beruft, sind eigentlich nur organisch bedingte Psychosen möglich.

Die zugespitzte Akzentuierung der somatischen Bedingtheit einer Psychose fand seinen Niederschlag u.a. in Arbeiten von Frankl (1951) und Wyrsch (1956). Frankl schrieb in seinen „Zehn Thesen über die Person“: In Wahrheit gebe es gar keine Geistes-Krankheiten. Denn der Geist, die geistige Person selbst, könne überhaupt nicht erkranken, und auch hinter der Psychose sei er da, wenn auch dem Blick des Psychiaters kaum sichtbar.

Der Wandel von einer in der Vergangenheit häufig gestellten Diagnose einer Psychose als „endogen“ – oft auch aus Ratlosigkeit resultierend – ist auch bedingt durch diese aus der thomistischen Tradition herstammenden Auffassung, daß „die Seele“ grundsätzlich „nicht krank sein kann“.

Neben dieser Variante eines „Duo-Monismus“ hat sich eine einflußreichere abgeschwächtere Version durchgesetzt, die ihre Spuren bis hin in die weltweit anerkannte Psychose-Definition der Weltgesundheitsbehörde (WHO) hinterlassen hat. Einer der wichtigsten Schizophrenie-Theoretiker, Kurt Schneider, auf den die heute gebräuchliche Diagnostik der Schizophrenie gemäß dem von der WHO international anerkannten Diagnosesystem (ICD) zurückgeht, entwickelte seinen Psychosebegriff ebenfalls unter Berufung auf die thomistische Tradition so:

[37] „Nach aristotelisch-thomistischer Auffassung sind Leib und Seele zwei unvollständige Substanzen, die zu ganzen der einen lebenden Vollsubstanz verbunden sind. Dabei ist die Seele die Form des Leibes. Die andere Teilsubstanz ist die Materie. Diese beiden Teilsubstanzen schließen jene naturhafte Hinordnung auf den anderen Teil ein. Sie konstituieren zusammen das Ganze der substantiellen Einheit.“[3]

Schneider fährt dann fort:

„Nehmen wir diesen Ansatz, so wäre Krankheit im strengen Sinn stets ein Zustand der Materie. Daß sie auf die Form, auf die Seele zurückwirken kann, ist bei dieser substantiellen Einheit von Leib und Seele leicht einzusehen. Solche Seelenstörung wäre ein sekundäres Irresein. Andererseits kann aber auch die Seele, die Form, aus sich heraus irren, ohne daß dies durch eine Erkrankung bewirkt wäre. Das wäre das primäre Irresein, die endogene Psychose, die also dann nicht Krankheitsfolge wäre.“ (1959, S. 75)

Schneider stellt sich damit eigentlich, ohne es aber auszusprechen, in Gegensatz zum thomistischen Leib-Seele-Dualismus und zur neothomistischen These von der Unmöglichkeit einer „kranken Seele“. Nach seiner „thomistischen“ Definition sind Psychosen nun eigentlich doch „Krankheiten des Geistes“. Er findet eine Art Kompromißformel, indem er einen Zusammenhang zwischen organischen Ursachen einer Psychose und ihren psychischen Erscheinungsformen konstatiert, ohne aber von einem „Kranksein der Seele“ zu sprechen.

---

[3] Daß Schneider hier Aristoteles und T. v. Aquin in einem Atemzug nennt, ist theoriegeschichtlich gesehen natürlich absolut verfehlt. Aristoteles’ Substanz-Begriff hatte ja im Gegensatz zum Aquinaten gerade nicht den Leib-Seele-Dualismus postuliert. Insbesondere eine Gleichsetzung von der Seele als „Form des Leibes“ kann mit Aristoteles’ Verständnis von „Form“ („eidos“) überhaupt nicht mehr in Verbindung gesetzt werden.

Roth scheint zu spüren, daß Schneider damit die Grenzen der „thomistischen Psychiatrie“ – ohne es zu wollen und zu erkennen – überschritt und sprengte. Anders ist es kaum zu verstehen, daß er auf eine Unterscheidung zwischen einer „personalen“ und „apersonalen“ Seite der Selbstverwirklichung des Menschen zu sprechen kommt. Biologische Störungen, denen ein materielles Substrat zugrunde liegt, also auch Krankheiten, werden der „apersonalen“ Seite zugerechnet.

Roth kommt dann zu folgender Lösung:

„Geistig-seelisches Leben hat eine äußere Abhängigkeit vom Gehirn, aber keine innere Abhängigkeit. Der Informationsträger ist materiell gegeben, die Information aber ist immer immateriell. Der Inhalt des Gedachten ist unabhängig vom Informationsträger. Seine Existenz aber ist durchaus von diesem abhän-[38]gig. Die psychiatrischen Zustandsbilder, die Störungen des Denkens, des Fühlens und des Wollens, der Aktivität und der Kontaktfähigkeit in welcher Kombination diese immer auftreten mögen, finden sich in einer Dimension des Menschen verursacht, die jenseits der Personmitte liegt. Es wird jeweils durch krankhafte Ursachen die psychologische Persönlichkeit tangiert. Die Persönlichkeitsveränderungen ... liegen in einer psychophysischen Ebene. Die metaphysische Person wird nicht berührt.. Demzufolge wird die Geisteskrankheit nicht als Krankheit des Geistes angesehen, sondern mit Recht als prozeßhaft verlaufende Störung der geistig-seelischen Funktion aufgrund einer bestimmten, der formalen Eigenart der Störung zugeordneten Erkrankung körperlicher Grundlagen des Seelenlebens.“ (Roth, 1974, S. 77)

Aus der modernen Schizophrenieforschung wissen wir heute, welche biochemischen und psychophysiologischen Faktoren die Auslösung einer Psychose beeinflussen können (Dopamin-Hypothese: Schizophrenie entsteht aufgrund einer exzessiven Dopaminaktivität vor allem im mesolimbischen und mesokortikalen System) (Vergl. z. B. Birbaumer/Schmidt (1995, S. 723 f, Rey/Thurm 1990, S. 361-381, Süllwold [1986], Süllwold/Herrlich [1990]).

Danach läßt sich die Rothsche Aussage von der „Immaterialität der Information“ wissenschaftlich nicht mehr aufrechterhalten. Sie muß als ein vergeblicher Versuch bewertet werden, eine Scheidelinie zwischen Somatischem und Psychischem herzustellen, die eine jeweils völlig voneinander unabhängige Substantialität behauptet, die realiter aber nicht gegeben ist.

Betrachtet man abschließend den persönlichkeitstheoretischen Erklärungsansatz der metaphysisch-idealistischen Traditionslinie, so ist m.E. mit Blick auf den Fortgang dieser Studie als wichtig festzuhalten:

1) Ihr Angebot eines ganzheitlichen Personenbegriffs stützt sich auf die wichtigsten Denkansätze der abendländischen Philosophie. Er befaßt sich in vielerlei Variationen mit den Beziehungen zwischen „seelischen“ (psychischen), biologischen und sozialen Faktoren, die sich für die Persönlichkeitsentwicklung als prägend erweisen.

Er ist so eng verwoben mit der gesamten abendländischen Geschichte und Kultur, daß seine paradigmatischen Ansätze in allen Geistes- und Humanwissenschaften – und damit auch in den Persönlichkeitstheorien – wie selbstverständlich verankert sind. Er ist auf der metatheoretischen Ebene bereits so sehr „gesetzt“, daß die unausgesprochenen und häufig auch gar nicht mehr bewußten Vorannahmen im Vorfeld der wissenschaftliche Theoriebildung sich häufig nur noch im Rahmen dieses Gesamtansatzes bewegen.

Es gibt einen so umfassenden theoretischen und geschichtlichen Überbau über das Verständnis von „Person“, „Substanz“ ,“Sein“,„ Seiendes“, der die medizi-[39]nisch-psychologischen Persönlichkeitstheorien so unendlich tief durchtränkt, daß es kaum möglich erscheint, das christlich-theologische Menschenbild zu problematisieren, geschweige denn argumentativ zu widerlegen.

2. Dennoch, bzw. gerade deshalb, muß sich m. E. die metaphysisch-idealistische Traditionslinie in der Theorie der Persönlichkeit von zwei Seiten her Fragen und grundsätzlicher Kritik stellen:

Auf philosophischer Ebene muß sie sich zum einen im Rahmen der immerwährenden Grundsatzdebatte über die materialistische oder idealistische Beantwortung der „Grundfrage der Philosophie“

mit dem alternativen Paradigma eines materialistischen Ansatzes in der Persönlichkeitstheorie auseinandersetzen. Zum anderen müßte sie sich mit einer grundlegenden Kritik ihrer Rezeption der klassischen griechischen Philosophie befassen, die m. E. mit ihren Umdeutungen und Neuinterpretationen Kernelemente des hellenistischen Erbes in der Persönlichkeitstheorie nur unzureichend erfaßt hat.

3. Das metaphysisch-idealistisch geprägte Persönlichkeitsparadigma müßte sich zudem mit der Frage auseinandersetzen, inwieweit die Ergebnisse der modernen Neurophysiologie, Hirnanatomie, Psychophysiologie, Lern-, Kommunikations- und Gedächtnisforschung, Persönlichkeits- und Entwicklungspsychologie ihr nicht wesentliche – historisch erklärliche – Lücken und empirische Rückstände nachweist, die zu substantiellen Korrekturen ihres eigenen Theoriengebäudes führen muß.

Daß dies aber eine Auseinandersetzung mit einer seit Jahrhunderten feststehenden Gesamtkonzeption bedeuten würde, wird auch im folgenden Exkurs deutlich, der sich mit den Langzeitwirkungen des Leib-Seele-Dualismus in der Philosophie des R. Descartes befassen soll.

1.2. Descartes und die Folgen für das medizinisch-psychologische Menschenbild

Ungefähr zeitgleich mit den oben skizzierten persönlichkeitstheoretischen Diskursen in der Personologie entwickelte sich seit den frühen 80er Jahren in der Bundesrepublik innerhalb der psychosomatischen Medizin und (daran anschließend) in der Psychologie eine grundlegende Kontroverse über die Tragfähigkeit des bisherigen in der Medizin dominierenden Persönlichkeits- und Menschenbildes. Uexküll & Wesiack (1985) erklären diese Diskussion mit einem immer deutlich spürbareren „Dilemma“. Dies bestehe darin, daß sich mit Beginn der Industrialisierung analog zur Entwicklung in der Physik und angewandten Technik in der Medizin ein Verständnis vom menschlichen Körper [40] entwickelt habe, das diesen nur wie eine äußerst komplizierte Maschine versteht.

„Die zunehmende Verfeinerung der Möglichkeiten für direkte Eingriffe der menschlichen Hand durch technische Apparaturen und für indirekte Eingriffe durch Pharmaka erzwang eine fortschreitende Differenzierung dieses Körpermodells, das dann umgekehrt wieder die Verfeinerung der Technik für Eingriffe vorantrieb. So entstand das imponierende Gebäude der modernen Medizin, das den menschlichen Körper nach dem Modell einer hochkomplexen physikalisch-chemischen Maschine interpretiert. Krankheit ist nach diesem Modell eine räumlich lokalisierbare Störung in einem technischen Betrieb ...“ (S. 5).

Von diesem allgemeinem Modell lassen sich Diagnosen für konkrete Krankheiten als spezielle Spielregeln für den Umgang mit Kurzschlüssen, Rohrbrüchen, Transportproblemen oder ähnlichen technischen Fragen ableiten.

„Wie ein Techniker auf der Basis eines Schaltplans den Betriebsschaden eines Autos, eines Fernsehers oder Computers lokalisieren und danach die Reparatur durchführen kann, so kann der Arzt eine Krankheit, die als Betriebsschaden im menschlichen Körper – als Klappenfehler im Herzen, als Geschwür im Magen oder als Enzymdefekt in einem Gewebe oder Transportsystem – lokalisiert wurde, mit gezielten technischen Eingriffen (chirurgischer oder medikamentöser Art) reparieren.“ (S. 5)

Die wachsenden Möglichkeiten zur genauen Lokalisierung von Krankheitsursachen macht es scheinbar überflüssig, nach psychischen oder sozialen Ursachen zu suchen. Uexküll & Wesiack konstatieren nun ein Versagen der modernen Medizin, bei der weder die somatische Medizin noch die mehr psychologisch orientierte Medizin eigentlich klar definieren könnten, was „Körper“ bzw. was „Seele“ sei. Dies sei die fatale Folge des sog. „Maschinenparadigmas“, das zu einer „absurden Aufspaltung der heutigen Medizin in Ärzte und Kliniken für Körper ohne Seelen auf der einen Seite und in Therapeuten und Neurosekliniken für Seelen ohne Körper auf der anderen“ geführt habe. (S. 8)

Auch andere Medizinhistoriker, wie z. B. L. Fleck, hatten teilweise schon lange vor Uexküll & Wesiack dieses grundsätzliche Dilemma konstatiert und auf ein zusätzliches mit dem medizinischen Menschenbild eng zusammenhängendes weiteres Grundsatzproblem aufmerksam gemacht. Es ist die von Fleck bereits 1927 analysierte pathogenetische Sicht auf den Menschen:

„Der Gegenstand ärztlicher Erkenntnis selbst unterscheidet sich im Grundsatz vom Gegenstand naturwissenschaftlicher Erkenntnis. Während der Naturwissenschaftler typische, normale Phänomene sucht, studiert der Arzt gerade die nicht typischen, nicht normalen, krankhaften Phänomene. Und dabei trifft er auf diesem Weg sofort auf einen gewaltigen Reichtum und Individualität dieser [41] Phänomene, die die Vielheit ohne klare, abgegrenzte Einheiten begleiten, voller Übergangs- und Grenzzustände. Es gibt keine genaue Grenze zwischen dem, was gesund ist, und dem, was krank ist, und nirgends trifft man wirklich ein zweites Mal auf dasselbe Krankheitsbild. Aber diese unerhörte reiche Vielheit immerfort anderer und anderer Varianten muß gedanklich bezwungen werden, denn dies ist die Erkenntnisaufgabe der Medizin. ... Es entsteht ein riesiger Reichtum an Material. Die Aufgabe der Medizin ist, in diesem ursprünglichen Chaos irgendwelche Gesetze, Zusammenhänge, irgendwelche Typen höherer Ordnung zu finden.“ (Fleck, 1927, S. 37)

Flecks Ansatz läuft zunächst daraus hinaus, den Begriff der „Krankheitseinheit“ systematisch zu füllen und auch scheinbar atypische Krankheitsphänomene genauer umschriebenen „Krankheitstypen“ zuzuordnen. Er verweist dabei mit Recht auf den Umstand der „Historizität“ bzw. Zeitlichkeit des Krankheitsbegriffs. Krankheit verhält sich aus seiner Sicht zur Normalfunktion des Körpers wie die Beschleunigung zur Geschwindigkeit. Er leitet daraus die Aufgabenstellung einer vierfachen Genese der Krankheit ab:

1. Die Pathogenese des konkreten Falls, die „besondere Krankheitsontogenese“,

2. die allgemeine Pathogenese des einzelnen Falls (z. B. eines Tuberkulösen), die „allgemeine Krankheitsontogenese“,

3. die Entwicklung der Krankheit in ihrem sozialen und geographischem Umfeld, die „besondere Krankheitsphylogenese“,

4. die allgemeine Krankheitsgeschichte (z. B. ihr Auftreten in der Geschichte, ihre Umwandlungen), die „allgemeine Krankheitsphylogenese“.

Bei Fleck findet sich auch ein Gedanke, der aber erst später im Konzept der „Salutogenese“ von A. Antonovsky ausgearbeitet wurde. Fleck richtet die Aufmerksamkeit nämlich auch auf die Frage nach den die Gesundheit fördernden Lebensumstände („Gesundheit ein bestimmtes wechselseitiges Verhältnis patho- und hygiogenetischer Prozesse“). Dieser Aspekt wird in Antonovskis bahnbrechenden Arbeiten „Health, stress and coping. New perspectives on mental an physical well-being“ (1979) und „Unraveling the mystery of health. How people manage stress und stay well“ (1987) systematisch zum Konzept der Salutogenese ausgebaut; d. h. im Mittelpunkt steht nicht mehr die Frage „Was macht den Menschen krank?“ sondern „Wie wird ein Mensch mehr gesund und weniger krank?“ (BZgA, Bd. 6, 1988, S. 24 ff)

Beide, Fleck und auch Antonovsky, sehen wie auch Uexküll & Wesiack im „mechanistischen“ Krankheitsverständnis der modernen naturwissenschaftlichen Medizin das Haupthindernis bei der Entwicklung eines adäquateren, dem Menschen angemesseneren Verständnisses von Gesundheit, Krankheit, Wohlbefinden – ja auch von „Glück“. Dazu müsse jedoch die Dominanz des „Ma-[42]schinenparadigmas“ in der Medizin – aber nicht nur dort – überwunden werden.[4]

Das „Maschinenparadigma“ in der Medizin ist eng mit der Philosophie des neuen Rationalismus und dessen wichtigstem Vertreter, dem französischen Naturwissenschaftler, Mathematiker und Philosophen R. Descartes (1596-1650), verknüpft. Friedlein (1991) würdigt die historische Bedeutung der Philosophie Descartes’ und seine Langzeitwirkung auf die Persönlichkeitstheorie so:

„Seine Philosophie, insbesondere seine Metaphysik und Naturphilosophie, hat einen nachhaltigen Eindruck auf das philosophische Denken seiner Zeit ausgeübt, erstens wegen seiner imponierenden Einfachheit und strengen Folgerichtigkeit, sodann aber auch infolge der großen Klarheit der Darlegung. Die große Bedeutung, die Descartes in der Geschichte der Philosophie zugemessen wird, beruht

[4] Wegen der mit dem „Paradigma“-Begriff zusammenhängenden wissenschaftstheoretischen Diskussion verweise ich auf den folgenden Exkurs in Anschluß an dieses Kapitel.

jedoch weniger auf seinen Darlegungen im einzelnen; sie beruht im wesentlichen auf der Rolle, die das Subjekt bei ihm spielt. Zum ersten Male seit der Antike (Sophisten) wird durch Descartes die Philosophie nicht auf das Objekt oder das Absolute gegründet, sondern auf das Subjekt. Das Subjekt wird bei Descartes Ausgangspunkt des Philosophierens und hat diese zentrale Stellung seither nicht wieder verloren. Seine überragende geisteswissenschaftliche Bedeutung liegt in seiner Überwindung des mittelalterlichen Denkens, indem er an die Stelle der Glaubensgewißheit den methodischen Zweifel setzte. Insofern beginnt mit Descartes die eigentliche ‚Neuzeit‘.

Ungeachtet ihrer Vorzüge finden sich in der Lehre Descartes’ auch Ansatzpunkte zur Kritik. Das stärkste ist der absolute Dualismus der beiden Substanzen Körper und Geist.“ (S. 134)

Diese Kritik am „Descartschem Dualismus“ wird in der Medizin- bzw. Philosophiegeschichte weitgehend geteilt.

Auch J. D. Bernal, marxistischer Naturwissenschaftler (Physiker) und Wissenschaftstheoretiker, schreibt z. B. in seiner Geschichte der Wissenschaften „Science in History“ (1970):

„Descartes formulierte genauer als irgend jemand vor ihm die Unterteilung des Universums, wie wir es wahrnehmen, in einen physikalischen und einen moralischen Teil.

Durch Descartes wurde diese Trennung ein integraler und rationaler Bestandteil der Philosophie. Sie war eine logische Folge seiner Rückführung der Sinneserfahrung zunächst auf Mechanik und schließlich auf Geometrie. Wie schon Galilei erkannte er nur Ausdehnung und Bewegung als die einzigen physikalischen Realitäten als primäre Qualitäten an, andere Seiten des Seins, wie Farbe, [43] Geschmack, Geruch bezeichnete er als ‚sekundäre‘ Qualitäten. Jenseits dieser Qualitäten erstreckte sich ein Gebiet, das der Physik noch unzugänglicher war, das der Leidenschaften, des Willens, der Liebe und des Glaubens.“ (S. 417 f)

Descartes habe von der Wissenschaft gefordert, diese solle sich hauptsächlich mit der ersten Gruppe beschäftigen – dem Meßbaren, den Grundlagen der Physik. Mit der zweiten Gruppe sollte sie sich nur in geringerem Umfang befassen, keinesfalls jedoch mit der dritten, die im Bereich der Offenbarung liege. Bernal resümiert:

„Für Descartes waren die Tiere einschließlich der Menschen an sich nur Maschinen. Unverkennbar mußte aber irgendeine Verbindung bestehen zwischen dem rein mechanischen Menschen, der seine Gliedmaßen in Übereinstimmung mit physikalischen Prinzipien bewegt, und dem rationalen Geist und dem Willen, die ihn beseelen. Descartes äußerte die naive, aber offensichtlich ernstgemeinte Vermutung, diese Verbindung liefe über die kleine Drüse unterhalb der Hirnschale – die Zirbeldrüse –, also über jenes Rudiment eines Augenpaares unserer reptilischen Vorfahren, das heute keine ersichtliche Funktion mehr habe und daher sehr wohl, wenn schon nicht der Sitz, so doch zumindest der Eintrittspunkt für die rationale Seele sein könne.“ (S. 418)

Ähnliche Einwände aus marxistischer Sicht erhob auch der Psychologe L. Wygotski (1896-1934), Inspirator einer materialistischen Psychologie und Begründer der „kulturhistorischen Schule“ in der sowjetischen Persönlichkeitstheorie. Auch er hielt Descartes für den Wegbereiter eines mechanistischen psychologischen Dualismus. Wygotski sprach von einer „methodologischen Verwandtschaft“ zwischen Descartes und der zu Beginn der 20er Jahre stark reüssierenden behavioristischen Psychologie, die in ihrer Anfangsphase von reaktologischen und reflexologischen Auffassungen geprägt war. Den „großen Philosophen“ könne man mit Recht als den „wahren Vater der gesamten gegenwärtigen reaktologischen Psychologie“ bezeichnen. Wygotski kritisierte jedoch eben diese Richtung ob ihrer Vereinfachung und ihres „physiologischen Reduktionismus“. Der „kartesianische Mechanismus, Automatismus und Dualismus“ hätten wesentliche Verantwortung für die von Wygotski scharfsinnig analysierte „Krise der Psychologie“ – so auch der gleichnamige Titel einer seiner bedeutsamsten Arbeiten (1927).

Er schreibt darin: „Die Krise der heutigen Psychologie der Gefühle, die in zwei unversöhnliche, einander feindliche Teile zerfällt, stellt für uns das historische Schicksal ... des philosophischen Gedankenguts ... von Descartes dar.“ (Wygotski 1985, S. 381 f)

Wygotskis Auseinandersetzung mit dem psychophysischem Dualismus und dem simplifizierten Verständnis von der Rolle der reflektorischen Mechanismen [44] bei der Abbildung der Wirklichkeit im Gehirn durch ein simplifizierteres Verständnis von der sog. „Widerspiegelung“ , wie sie in der Reflexologie des sowjetischen Psychologen Bechterew, einem Schüler I. Pawlows, vertreten wurde, sollte konstitutiv für die Theoriebildung der „kulturhistorischen“ Schule“ innerhalb der sowjetischen Psychologie werden. (Vergl. dazu Kapitel 2.3. und auch den Exkurs über die sowjetische Debatte in Kapitel 5.2. dieser Arbeit)

Diese Sichtweise Wygotskis auf Descartes vertritt auch W. Jantzen, Vertreter einer materialistischen Psychologie und Behindertenpädagogik in der Bundesrepublik. Er betont, daß Wygotski, den er auch als „Marx der Psychologie“ (1994, 29) bezeichnet, mit Recht den „idealistischen Dualismus“ Descartes’, „der in der Psychologie zum Parallelismus und zur Aufgabe des eigentümlichen Gegenstands der Psychologie, der ‚Seele‘ führt“, zurückgewiesen und stattdessen einen Rückgriff auf die materialistische Philosophie Spinozas getan habe (Jantzen, 1986, 98). In einem 1989 publizierten Aufsatz über die Beziehung zwischen dem Werk S. Freuds und dem des sowjetischen Psychologen A. N. Leontjew schreibt Jantzen:

„Spinoza ist für die Psychologie einer der bedeutendsten Philosophen überhaupt. Die Psychologie ist von ihrer Anlage her auch darauf angewiesen, mit verschiedenen Dualismen wissenschaftlich umzugehen. Dualismen, die in der Wissenschaftsgeschichte der Psychologie dominierend durch den Cartesianismus geworden sind, die aber in der Struktur der materiellen Welt begründet sind. Es sind dies (1) der Dualismus zwischen Biotischem und Psychischem. (2) der Dualismus zwischen Psychischem und Sozialem und (3) der Dualismus zwischen Kognitivem und Emotionalem. Die Trennung im Cartesianismus in ‚res cogitans‘ und ‚res extensa‘ führte dazu, daß die biologische Sphäre wie die soziale Sphäre prinzipiell untersuchbar wurden, aber losgelöst von den Bewußtseinsprozessen der Menschen. ... Diese Dualismen gilt es aufzulösen, und hier zeigt Spinoza den Weg.“ (Jantzen 1989, 445 f)

Und in seinem Beitrag zum 50. Todestag S. Freuds im Jahre 1989 (neu publiziert 1994) verstärkt er diese Einschätzung noch, wenn er sagt, daß es „Spinozas Grundgedanken (seien), die erstmalig ein System einer wissenschaftlichen Psychologie möglich machen ...“ (1994, 26).

(Vergl. Kapitel 4.4.2. mit einer Untersuchung der Rolle Jantzens innerhalb der bundesrepublikanischen materialistischen Persönlichkeitstheorie)

Trifft diese Kritik an Descartes tatsächlich zu?

Descartes macht es seinen Kritikern zunächst einmal leicht. Er selbst scheint bzgl. des Leib-Seele-Dualismus tatsächlich völlig unmißverständlich und eindeutig zu sein. So schreibt er in einer zusammenfassenden Übersicht über seine „Meditationen über die Grundlagen der Philosophie“ (1956):

[45] „In der zweiten Meditation unterstellt der von seiner ihm eigentümlichen Freiheit Gebrauch machende Geist, daß alles das nicht existiert, an dessen Existenz er auch nur im geringsten zweifeln kann, und bemerkt, daß es unmöglich ist, daß er selbst indessen nicht existiert. Das ist auch von höchstem Nutzen, weil er doch auf diese Weise leicht unterscheidet, was denn zu ihm, d. h. zu der geistigen Natur, und was eigentlich zum Körper gehört. ... Ferner muß man einen deutlichen Begriff von der körperlichen Natur haben, welcher teils in eben dieser zweiten, teils auch in der fünften und sechsten Meditation gebildet wird. Und hieraus muß man schließen, daß alles das, was klar und deutlich als verschiedene Substanzen begriffen wird, so wie Gemüt und Körper begriffen werden, in der Tat Substanzen sind, die in wirklicher Weise voneinander deutlich unterschieden sind und dieser Schluß wird in der sechsten Meditation gezogen. Und dasselbe wird auch dort dadurch befestigt, daß wir keinen Körper anders als teilbar vorstellen, dagegen aber kein Gemüt anders als unteilbar, denn wir können nicht die Hälfte von irgendeinem Gemüt begreifen, wie wir das von jedem beliebigen noch so winzigen Körper können, so daß deren Naturen nicht nur als verschieden, sondern in gewisser Weise sogar als entgegengesetzt erkannt werden.“ (S. 19-21)

Auch Descartes’ „Sechste Meditation. Über das Dasein der materiellen Dinge und den substantiellen Unterschied zwischen Seele und Körper“ enthält in der Tat ebenfalls einen ganz deutlichen Personen-Begriff, der sich aus einer klaren Abgrenzung von Körper und Geist ergibt. Es heißt dort:

„Und daher schließe ich eben daraus, daß ich mich existieren weiß und daß ich inzwischen bemerke, daß durchaus nichts anderes zu meiner Natur oder zu meinem Wesen gehört außer allein dem, daß ich ein denkendes Etwas bin, – daraus also schließe ich richtig, daß mein Wesen in diesem Einen besteht, daß ich ein denkendes Etwas bin. Und obschon ich vielleicht (oder vielmehr gewiß, wie ich nachher sagen werde) einen Körper habe, der mir sehr eng verbunden ist, so ist, – da ich ja einerseits eine klare und deutliche Idee meiner selbst habe, sofern ich nur ein denkendes, kein ausgedehntes Seiendes bin, und andererseits eine deutliche Idee des Körpers, sofern er nur eine ausgedehnte, keine denkende Sache ist, – dennoch gewiß, daß ich von meinem Körper wirklich verschieden bin und ohne ihn existieren kann.“ (S. 137)

Descartes deutet aber selbst in dieser Definition bereits an, daß der Geist-Körper-Gegensatz für ihn kein absoluter ist („einen Körper habe, der mir sehr eng verbunden ist ...“).

1984 verteidigte deshalb Weiner in einem Aufsatz zur Geschichte der Psychosomatik Descartes und dessen für die Naturwissenschaften und Medizin der nächsten Jahrhunderte bedeutsame gewordene Unterscheidung zwischen der reinen Körperwelt („res extensa“) und derjenigen des Bewußtseins („res cogitans“) gegen [46] den Vorwurf, der „Schuldige“ für die schematische Gegenüberstellung zwischen Körper und „Seele“ bzw. „Bewußtsein“ gewesen zu sein.

In einer weiteren Gemeinschaftsarbeit „Theorie der Humanmedizin“ (2. Auflage 1991) betonen auch Uexküll & Wesiack, daß „Descartes eine originelle Theorie der Interaktion zwischen den beiden Substanzen entwickelt hat, deren Kenntnis dem modernen Verständnis des Begriffs Kartesianismus fehlt.“ (S. 8) Die Autoren verweisen darauf, daß Descartes gewissermaßen den Archetypus des menschlichen Geist-Körper-Verhältnisses in der Kreativität Gottes gesehen hat.

„Damit spiegelt das Verhältnis zwischen dem menschlichen Geist und der Materie im Bereich des Kreatürlichen das Verhältnis des Denkens Gottes zur (von diesem Denken erschaffenen) Materie wider. Auf diese Weise wird letztlich Gott als ‚Kode‘ für die Übersetzung des Denkens in Materie konzipiert.“ (S. 8)

Dieses Descartsche Modell einer Übersetzung von Denken in Materie sei aber im Verlauf der Entwicklung der Naturwissenschaften im 18. und 19. Jahrhundert in Vergessenheit geraten. „Das Resultat in der modernen Erkenntnis- und Wissenschaftslehre war der metaphysische Dualismus; in der gesellschaftlichen und politischen Realität bedeutete dies eine strikte Trennung der Natur- und Geisteswissenschaften und in der Medizin die Trennung zwischen einer somatischen und einer psychologischen Medizin.“ (a. a. O., S. 8)

In der Tat hat Descartes mehrfach und eigentlich eindeutig die Beziehung zwischen Körper und Geist entgegen der weitverbreiteten Rezeption seiner Arbeiten nicht als einen strikten Dualismus verstanden. Das wird eigentlich schon in den einführenden Bemerkungen zu seinen berühmten „Meditationen“ klargestellt. Dort heißt es z. B.:

„In der sechsten Meditation endlich werden die Verstandeseinsicht von der Einbildung geschieden und die Merkmale der Unterscheidung beschrieben. Es wird bewiesen, daß das Gemüt in wirklicher Weise vom Körper unterschieden ist, und gezeigt, daß dasselbe nichtsdestoweniger so eng mit jenem verbunden ist, *daß er mit ihm etwas Einheitliches zusammensetzt*.“ (S. 25) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Die sechste Meditation bringt auch, entgegen dem Hauptstrang der Cartesianischen Argumentation, eine weitere geradezu klassisch dialektisch anmutende Aufhebung des strengen Geist-Körper-Dualismus.

Descartes wiederholt nahezu wortwörtlich die o. g. Definition, wonach Körper und Geist „nahezu eine Einheit“ darstellen. Er formuliert in seiner sechsten Meditation folgenden Satz: „Die Natur lehrt mich durch diese Empfindungen des Schmerzes, des Hungers, des Durstes usw. ..., daß ich meinem

Körper nicht nur gegenwärtig bin wie der Schiffer dem Schiff, sondern daß ich ihm aufs engste verbunden [47] bin, und gleichsam mit ihm vermischt, so daß ich mit ihm zusammen *ein einheitliches Etwas* ausmache.“ (S. 143) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Popper macht zwar darauf aufmerksam, daß die große Schwierigkeit der Descartesschen Theorie der Wechselwirkung von Leib und Seele darin bestand, zu erklären, wie die unausgedehnte Seele (res cogitans) überhaupt einen Impuls (bzw. „Stoß“ nach der damals vorherrschenden, auf Demokrit zurückgehenden Vorstellung, daß alle Verursachung in der objektiven Welt durch „Stoß“ erfolge) auf den ausgedehnten Körper (res extensa) ausüben kann. „Diese besondere Unstimmigkeit war das Hauptmotiv für die Entwicklung des Cartesianismus.“ (Popper 1977, S. 224) Dennoch ist Descartes’ Leib-Seele-Konzeption weit eher mit einem dialektischen denn mit einem dualistischen Ansatz her zu charakterisieren. Es ist deshalb m. E. auch kein Zufall, daß bei seinen Zeitgenossen, vor allem bei der äußerst argwöhnischen katholischen Theologie und römischen Hierarchie, diese „Unstimmigkeit“ den Verdacht nährte, Descartes sei ein verkappter Materialist, der die Seele nur deshalb in sein philosophisches System eingeführt habe, weil er die Strafe der römisch-katholischen Kirche fürchte. Dem war auch so: aus Angst vor einem zweiten „Fall Galilei“ gab Descartes der Plan zur Veröffentlichung seines ersten Buches „Über die Welt“ auf.

Descartes selbst hatte gegenüber dem Einwand, daß nach seiner eigenen Theorie eine Wechselwirkung zwischen Seele und Körper nicht möglich sei, protestiert: „Ich erkläre ... (daß es) eine falsche Annahme (ist), die mit keiner Art von Mitteln bewiesen werden kann ..., daß es, wenn die Seele und der Körper zwei Substanzen von verschiedener Natur sind, sie dies daran hindert, in der Lage zu sein, aufeinander einzuwirken.“ (Zit. n. Haldane/Ross 1931, Bd. 2, S. 132)

Popper mag diesen Protest nicht gelten lassen. Er geht davon aus, daß Descartes Mechanist und Materialist nur dann war, soweit es um die Welt ohne den Menschen ging. Der Mensch jedoch sei keine bloße Maschine, denn er bestehe aus Leib und Seele. Popper übersieht, daß der Descartessche Materialismus den Menschen und die Leib-Seele Thematik durchaus einbezog. Dies hat mit dem spezifischen, materialistischen Verständnis der Descartsschen Lehre von den „spiritus animales“ (esprits animaux) zu tun, denen nach Descartes eine wesentliche Vermittlerrolle zwischen äußeren Reizen und organischer Tätigkeit zukommt.

Die „spiritus“-Lehre wurzelt in der antiken „pneuma“-Theorie des Stoikers Athenaios von Attalia (ca. 50 v. u. Z.), wonach die ganze Welt durch den göttlichen Hauch („pneuma“) durchdrungen sei. Sie wurde weiterentwickelt durch den griechisch-römischen Arzt Galenus (Galen) (129-199), der das „pneuma“ als Vermittler zwischen der immateriellen Seele und den materiellen Körperorganen ansah. Galeanus unterschied – in Analogie zur platonisch-aristotelischen Dreiteilung der Seele – drei Teile des „pneuma“: Im Gehirn befand sich danach [48] das „pneuma psychikón“, im Herz das „pneuma zotikón“ und in der Leber das „pneuma physikón“.

Motorische Reaktionen würden laut Galeanus dadurch ausgelöst, daß eine im Gehirn ausgelöste Empfindung mit Hilfe des „pneuma“ das entsprechende Organ erreicht. Diese Vorstellung vom Wirken eines „göttlichen Hauches“ bei jeder organischen Reaktion hob faktisch die Unterscheidung zwischen Geistigem und Materiellem auf und setzte an ihre Stelle den Vorrang des Geistigen/Göttlichen.

Mit der Übernahme der Lehre von den „spiritus animales“ scheint Descartes dem Primat des Geistig-Seelischen und der strikten dualistischen Trennung von Leib und Seele zu folgen. Dies entspräche auch dem allgemeinen Bild, das die Philosophiegeschichte von ihm geprägt hat. Tatsächlich aber unterscheidet sich seine „spiritus“-Lehre vom traditionellen „pneuma“-Verständnis ganz erheblich und zwar nicht nur dadurch, daß er nur eine Form – statt drei – der „spiritus animales“ kennt. Nach Descartes sind die „spiritus animales“ außerdem im Gegensatz zur bis dato vorherrschenden Ansicht materieller und keinesfalls geistiger bzw. göttlicher Natur. Im „Traité de l’homme“ heißt es dazu: „Was die Blutteile angeht, die bis ins Gehirn vordringen, so dienen sie nicht nur dazu, seine Substanz zu nähren und zu erhalten, sondern in erster Linie auch, dort einen gewissen, sehr feinen Hauch zu erzeugen, oder besser eine sehr lebhafte und reine Flamme, die man die Spiritus animales nennt.“ (S. 54)

Zwar verbindet Descartes die „spiritus animales“ eng mit seiner schon zu seinen Lebzeiten heftig kritisierten spekulativen These von der Zirbeldrüse als Sitz der Seele, in die die „spiritus“ ständig hinein- und wieder hinausströmen; eindeutig definiert bleibt jedoch ihr materiell-stofflicher Charakter. Es heißt dazu weiter im „Traité“:

„Man muß sich diese (die Zirbeldrüse) wie eine reichlich überströmende Quelle vorstellen, von wo aus die (kleinsten Teilchen) gleichzeitig nach allen Seiten in die Kammern des Gehirns ausströmen. Und so verlieren sie ohne weitere Zubereitung oder Veränderung, außer daß sie von den gröbren getrennt sind und außerdem die außerordentliche Geschwindigkeit behalten, die ihnen die Hitze im Herzen verliehen hat, die Eigenart von Blut und heißen jetzt die Spiritus animales.“ (S. 56)

Descartes wählt das plastische Bild von Fontänen und Wasserspielen um die Beziehung zwischen nervöser Reizung, muskulärer Reaktion und „spiritus animales“ zu veranschaulichen: Man könne die Nerven sehr gut mit den Röhren der Maschinen bei diesen Fontänen vergleichen, ihre Muskeln und Sehnen mit den verschiedenen Vorrichtungen und Maschinen, die dazu dienen, sie in Bewegung zu setzen und ihre „spiritus animales“ mit dem Wasser, das sie bewegt. (Vergl. S. 56/57)

[49] Auch in Descartes’ letzter Arbeit „Les Passions de l’Âme“ (1649) wird in zahlreichen „Artikeln“ deutlich, daß die Wirkung der „esprits animaux“ rein organisch begründet ist, und daß von „göttlichem Hauch“ bei Descartes keine Rede ist. So heißt es beispielsweise in Artikel 10:

„Or ces parties du sang tres-subtiles composent les esprits animaux.

Et elles n’ont besoin à cet effect de recevoir aucun autre changement dans le

Abbildung 1: Descartes’ Modell der „esprits animaux“. Hält man den Fuß zu nahe ans Feuer (A), so dringt die Energie durch die Haut (P) ein. Eine dünne Leitung gerät dadurch in Bewegung. Die Information gelangt auf diesem Weg zu den „esprits animaux“ (F), die in der Zirbeldrüse lokalisiert sind.

[50] cerveau, sinon qu’ elles y sont separdes des autres parties du sang moins subtiles. Car ce queje nomme icy des esprits, *ne sont que des corps*, & us n’ont point d’utre proprietd, sinon que ce font que des corps tres-petits, & qui se meuvent tres-viste, ainsi que les parties de la flamme qui sort d’un flambeau.“* (S. 17/18) (Hervorhebung durch mich – HPB)

* „Die sehr subtilen Teile des Blutes jedoch bilden die Lebensgeister. Sie brauchen dazu keine andere Veränderung im Hirn zu erhalten, außer daß sie von den übrigen weniger feinen Teilen des Blutes getrennt werden. Denn was ich hier ‚Geister‘ nenne, sind nur Körper, und sie haben keine andere Eigentümlichkeit, als daß sie sehr kleine Körper sind, die sich sehr schnell bewegen, so wie die Teile der Flamme, die einer Fackel entsprühen.“

Descartes’ Theorie von den „esprits animaux“ ähnelt also eher den modernen Erkenntnissen über die Weiterleitung nervöser Impulse auf elektrochemischen Wege als den alten Vorstellungen vom Wirken übernatürlicher, göttlicher Kräfte. Diese materialistische Deutung der „Spiritus animales“ kommt nicht überraschend. Descartes vertritt auch in seiner Kosmologie und Kosmogonie, in seiner Physik und Physiologie einen materialistischen Ausgangspunkt. Davon zeugen seine Hypothese von der natürlichen Entwicklung des Planetensystems und von der natürlichen Entstehung des Lebens auf der Erde. Descartes wurde damit zum Wegbereiter des französischen Materialismus des 18. Jahrhunderts, als dessen Hauptvertreter die „Enzyklopädisten“, J. O. de la Mettrie, D. Diderot, C. A. Helvetius und P. H. D. v. Holbach gelten. Nach ihrer Auffassung ist die Materie eine „ausgedehnte, feste, teilbare, bewegliche und empfindungsfähige Substanz, die der Ursprung aller natürlichen Dinge ist und die durch ihre unterschiedlichen Anordnungen und Verbindungen alle Körper bildet.“ („Enzyklopädie“, S. 796 f.)

Auch Karl Marx und Friedrich Engels arbeiteten in der Gesamtwürdigung Descartes’ die materialistischen und dialektischen Bezüge seiner Philosophie heraus, wenn sie feststellten: Es „gibt zwei Richtungen des französischen Materialismus, wovon die eine ihren Ursprung von Descartes, die andre ihren Ursprung von Locke herleitet. Der letztere ist vorzugsweise ein französisches Bildungselement und mündet direkt in den Sozialismus. Der erstere, der mechanische Materialismus, verläuft sich in die eigentliche französische Naturwissenschaft. Beide Richtungen durchkreuzen sich im Lauf der Entwicklung.“ (MEW 2, S. 132 f) F. Engels subsumierte Descartes auch in seinem späteren Werk „Anti-Dühring“ unter die Dialektiker; er schrieb:

„Inzwischen war neben und nach der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts die neuere deutsche Philosophie entstanden und hatte in Hegel ihren Abschluß gefunden. Ihr größtes Verdienst war die Wiederaufnahme der Dialektik als der höchsten Form des Denkens. Die alten griechischen Philosophen waren alle geborne, [51] naturwüchsige Dialektiker, und der universellste Kopf unter ihnen, Aristoteles, hat auch bereits die wesentlichsten Formen des dialektischen Denkens untersucht. Die neuere Philosophie dagegen, obwohl auch in ihr die Dialektik glänzende Vertreter hatte (z. B. Descartes und Spinoza) war besonders durch englischen Einfluß mehr und mehr in der sog. metaphysischen Denkweise festgefahren, von der auch die Franzosen des 18. Jahrhunderts, wenigstens in ihren speziellen philosophischen Arbeiten, fast ausschließlich beherrscht wurden.“ (MEW 20, S. 19)

Im Kapitel „Dialektik, Quantität und Qualität“ des „Anti-Dühring“ verweist Engels auf die Bedeutung dialektischer Gesetze in der Mathematik und erwähnt auch dabei die historische Rolle, die Descartes in diesem Zusammenhang als Bahnbrecher für die Dialektik spielte. „Die Mathematik selbst betritt mit der Behandlung der veränderlichen Größen das dialektische Gebiet, und bezeichnenderweise ist es ein dialektischer Philosoph, Descartes, der diesen Fortschritt in sie eingeführt hat.“ (MEW 20, S. 113)

Descartes ist daher m. E. zwar einerseits der Repräsentant des Dualismus und zum Teil noch einem mechanischen Materialismus verhaftet, andererseits jedoch ist er in seinem Gesamtwerk auch ein Wegbereiter für die Entwicklung des modernen, naturwissenschaftlich fundierten dialektischen Materialismus. Es läßt sich demnach sehr wohl mit Weiner (und gegen Popper) die Ansicht vertreten, daß das „Maschinen-Paradigma“ nicht ursächlich durch den „Dualismus“ Descartes’ verursacht gewesen ist. Weiners Erklärung, dies sei von den Ärzten selbst verschuldet, ist jedoch nicht ausreichend. Weiner meint, die Mediziner hätten sich das „psychophysische Problem“ selbst geschaffen, indem sie „die Symptome von Kranken auf Befunde reduziert (hätten), die Anatomen und Pathologen an Leichen erheben.“ (Vergl. v. Uexkuell & Wesiack 1985, S. 8) Eine ähnliche Auffassung wie diejenige Weiners wurde auch von dem französischen Psychiater und Philosoph H. Wallon (1879-1962), Zeitgenosse und eine Art „geistiger Gegenspieler“ und Kontrahent von H. Bergson und von J. Piaget (vergl. Garcia 1987) vertreten. Wallon ordnet die in „Les Passions de l’Âme“ entwickelte Psychologie Descartes’ eher der dialektischen Denkweise zu. Er sei zwar im substantialistischen Denken verfangen geblieben, aber „die große Neuigkeit, die Descartes offenbarte, besteht in der Einführung der Widersprüche, unentbehrliche Prämisse einer konstruktiven Dialektik.“ (Wallon 1987, 160). Wallon begründet dies mit der Absicht Descartes’, „die Wechselbeziehungen, die zwischen den zwei

Substanzen, Ausdehnung und Denken, beim Menschen ablaufen, darzustellen.“ (a. a. O., S. 158) Dies sei das einzige und ständige Thema seines Traktats der Leidenschaften.

Während Weiner primär das subjektive Versagen der Mediziner kritisiert, scheint mir jedoch die Überlegung angemessener zu sein, daß die methodische [52] Notwendigkeit, zum Zwecke der Untersuchung und Erforschung Einzelphänomene zu isolieren und auszugrenzen, generell die Tendenz mit sich bringt, eine Ganzheit analytisch zu zerlegen und die gewonnenen Teilstücke als selbständige Gegenstände (Entitäten) zu behandeln. Umgekehrt hat die anti-cartesische Argumentation die Tendenz, Ganzheiten intuitivistisch aufzufassen und das analytische Heraussezieren einzelner Wirkungsstränge zu vernachlässigen. Hier schlägt eine irrationalistische Tendenz durch (z. B. in der Gestaltkreislehre V. von Weizsäckers), die in der sog. „Ganzheitsmedizin“ fortwirkt und an eine vorwissenschaftliche Naturmystik (Paracelsus) anknüpft.

Beide Richtungen sind zwei Seiten desselben Unvermögens, das Ineinandergreifen von Analyse und Synthese methodologisch präzise zu entwickeln.

1.3. Exkurs 1: „Paradigma“, „Feld“, „Standort“ und die Entwicklung des „Klassen“-Begriffs

Der auf Th. Kuhn („Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“, 1973) zurückgehende „Paradigma“-Begriff bedeutet zunächst als Terminus nichts anderes als „allgemeine wissenschaftliche Leitidee“. In diesem Sinne wird er von Uexküll & Wesiack übernommen und auch von mir benutzt. Das darüber hinaus gehende „Paradigma-Konzept“ Kuhns hat eine weitergehende inhaltliche Bedeutung und wird durchaus strittig diskutiert. Problematisiert wird vor allem, daß die nach Kuhn um ein Paradigma sich konstituierende „scientific community“ eine soziologisch relativ abgegrenzte Wissenschaftlergemeinschaft sei, die mit einem Wechsel des Paradigmas mit diesem quasi auch zugrunde gehe. Der Paradigmen-Wechsel erfolge nicht im Sinne einer logischen Widerlegung einer als überholt erwiesen Leitidee, sondern auf dem Weg direkter Konfrontation oder gar infolge von „Bekehrungserlebnissen“ von Wissenschaftlern. Mocek (1991, S. 690-692) kritisiert den Kuhnschen Paradigma-Begriff daher m. E. mit Recht, weil damit die Dialektik von Kontinuität und Diskontinuität in der Theoriegeschichte im Sinne des Bruchs verabsolutiert wird. Kritisiert wird auch die Unschärfe des Paradigma-Begriffs; M. Masterman hat allein bei Kuhn 21 inhaltlich unterschiedliche Varianten festgestellt. Der Wissenschaftstheoretiker I. Lakatos hat daher den Alternativterminus „Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme“ vorgeschlagen.

Die von R. Mocek (1991, S. 691) formulierte marxistische Kritik am Kuhnschen Paradigma-Begriff konzentriert sich insgesamt auf folgende Aspekte.

„1. auf die Ausklammerung eines rational nachvollziehbaren Theorienfortschritts in der Geschichte der Wissenschaft, [53]

2. auf die Eliminierung des Wahrheitskriteriums (stattdessen werden P. lediglich nach ihrer Ausstrahlungskraft beurteilt),

3. auf die Beschränkung des sozialen Faktors auf die scientific community.“ Mocek würdigt aber positiv, daß durch Kuhns Hinweis auf Wechselbeziehungen sozialer und kognitiver Phänomene die Vorherrschaft der rein erkenntnistheoretisch orientierten Wissenschaftslogik (insbesondere verkörpert durch K. Popper) innerhalb der Wissenschaftstheorie ein Ende gefunden habe.

Mit Flecks Überlegungen zur wissenschaftlichen Begriffsbildung (1993) ließe sich m. E. gegen den auf „Bruch“ angelegten Paradigma-Begriff noch hinzufügen, daß es in einer wissenschaftlichen Leitidee „keine vollständigen Irrtümer, so wenig wie vollständige Wahrheiten“ gibt. Außerdem verweist er mit Recht darauf, daß es keine „generatio spontanea“ der Begriffe gibt; „sie sind, durch ihre Ahnen sozusagen, determiniert. Das Gewesene ist viel gefährlicher – oder eigentlich nur dann gefährlich – wenn die Bindung mit ihm unbewußt und unbekannt bleibt. ... Viele wissenschaftliche, bestbewährte Tatsachen verbinden sich durch unleugbare Entwicklungszusammenhänge mit vorwissenschaftlichen, mehr oder weniger unklaren verwandten Urideen (Primärideen), ohne daß inhaltlich dieser Zusammenhang legitimiert werden könnte.“ (Fleck 1993, S. 31, 35). Für sehr schlüssig halte ich auch

Flecks Verweis darauf, daß es einen an eine wissenschaftliche Gemeinschaft, er nennt sie auch „Denkgemeinschaft“, gebundenen „Denkstil“ im Sinne einer gerichteten Wahrnehmung mit entsprechendem gedanklichem und sachlichem Verarbeiten des Wahrgenommenen gibt, der noch breiter und beständiger wirkt als eine wissenschaftliche Leitidee im Sinne des Kuhnschen Paradigmas (Vergl. Fleck 1993, S. 129 f)

Jantzen (2000, 63) übernimmt wegen der Unschärfe des Kuhnschen Paradigma-Begriffs diesen ebenfalls nicht, sondern rekurriert auf Toulmins „ideals of natural order“. Mit diesem Terminus faßt Toulmin in seinem Konzept der „evolutionären Erkenntnistheorie“ Begriffe einer Epoche in Analogie zur biologischen Evolution als mehr oder minder eng verbundene Begriffspopulation. Begriffsveränderungen sind danach das Resultat einer Selektion aus dem Pool konkurrierender Begriffe. Die „ideals of natural order“ sind sowohl aus wissenschaftsinternen wie auch aus externen Vorgängen im gesellschaftlichen Umfeld ableitbar. Toulmin betont dabei die Relativität der „ideals“; wissenschaftliche Entwicklung verlaufe wie die biologische Evolution nicht zielgerichtet.

Im Zusammenhang mit dem Kuhnschen Paradigma-Begriff halte ich die Diskussion über einige von P. Bourdieu in die wissenschaftstheoretische und soziologische Begriffsbildung eingeführten Termini „soziales Feld“, „Kapital“ und auch seine Argumentation zum Terminus „Klasse“ für anregend, aber auch für [54] diskussionswürdig. (Vergl. Jantzen 2000, S. 58-73) Daran kann exemplarisch die Entstehung eines neuen paradigmatischen Verständnisses von Gesellschaft, sozialen Beziehungen diskutiert werden. Auch die inhaltlich Neubestimmung und Uminterpretierung ein und desselben Begriffs (wie z. B. des Begriffs „Klasse“ und „Kapital“) in unterschiedlichen paradigmatischen Systemen wie des Marxismus oder der „relationalen Soziologie“ läßt sich daran nachvollziehen. Die damit verbundenen Themen wie „soziale Persönlichkeitstypen“ und Klassenbewußtsein haben grundsätzliche Bedeutung nicht nur für die marxistische Persönlichkeitstheorie.

Als Bestandteil seiner „relationalen Wissenschaftsphilosophie“ und „dispositionellen Philosophie des Handelns“ bedeutet „Feld“ nach Bourdieu in Kombination mit den Kategorien „Habitus“, und „Kapital“ eine Theoriekomponente, die die Opposition von Individuum und Gesellschaft überwinden sollen. (Vergl. Bourdieu 1985, S. 48 ff) (Zu Lewins älterem „Feld“-Begriff, der nicht mit dem von Bourdieu verwechselt werden darf, vergl. Kapitel. 3.2.2. dieser Arbeit)

Bourdieu grenzt sich in diesem Zusammenhang, wie bereits in seinem Hauptwerk „Die feinen Unterschiede“ (1988, 2. Aufl., insbes. S. 182 ff), von anderen, besonders aber vom marxistischen Gesellschafts-, Schicht- und Klassenbegriffen ab, die er summarisch für „zu statisch“ und für unfähig hält, die echten konkreten „Relationen“ zwischen den Individuen zu erfassen, weil sie von einem „konstruktivistischen“ Ansatz ausgehend, soziale Beziehungen primär kategorial mit Begriffen wie „soziale Klasse“ zu erfassen suchten, die aber über die tatsächlichen subjektiven Befindlichkeiten wie Zugehörigkeitsgefühl zu dieser Klasse und Handlungsbereitschaft im Sinne von „Klasseninteressen“ nichts aussagten. Bourdieus Position sei in folgendem längerem Zitat verdeutlicht:

„Die von außen und direkt sichtbaren Lebewesen, ob Individuen oder Gruppen, leben und überleben nur im und durch den Unterschied, das heißt nur insofern, als sie relative Positionen in einem Raum von Relationen einnehmen, die, obgleich, unsichtbar und empirisch stets schwer nachzuweisen, die realste Realität (das ens realissimum, wie die Scholastik sagte) und das reale Prinzip des Verhaltens der Individuen und der Gruppen darstellen. ...

Marx kam als Wissenschaftler und Mann der Tat zu falschen theoretischen Lösungen – wie der Behauptung von der realen Existenz der Klassen – für ein wirkliches praktisches Problem: das Problem der für jede politische Aktion bestehenden Notwendigkeit, die reale oder angenommene, auf jeden Fall glaubwürdige Fähigkeit für sich in Anspruch zu nehmen, den Interessen einer Gruppe Ausdruck zu verleihen; die Existenz einer Gruppe zu demonstrieren ... und die aktuelle oder potentielle gesellschaftliche Macht, die sie denen zu verschaffen vermag, die ihr zum Ausdruck verhelfen und sie damit als Gruppe begründen. ...

[55] Die Sozialwissenschaft muß nicht Klassen konstruieren, sondern soziale Räume, in denen sich Klassen abgrenzen lassen, die allerdings nur auf dem Papier bestehen.“ (Bourdieu 1998 b, S. 48 f)

Zweifelsohne spricht Bourdieu ein echtes (theoretisches wie real-politisches) Problem innerhalb der marxistischen Klassentheorie und -politik an: das Auseinanderfallen von objektiver Klassenlage und subjektivem Erkennen dieser Lage mit dem daraus resultierenden praktischen Tun bzw. Nicht-Tun der ihrer Klassenlage bewußt gewordenen (oder eben auch nicht bewußt werdenden) Klassensubjekte (im besonderen des modernen Proletariats).

Ich will deshalb in diesem Zusammenhang auf drei damit verbundene Fragen eingehen:

1) Stimmt die Einschätzung Bourdieus, daß der marxistische Klassenbegriff nur eine „konstruierte“ Sicht der sozialen Wirklichkeit schafft?

2) Stimmt die Einschätzung, daß die Differenziertheit der Bewußtseinsentwicklung mit dem „Klassen“-Begriff nicht erfaßt werden kann?

3) Ist der „Feld“-Begriff Bourdieus besser als das marxistische Klassen- und Gesellschaftsverständnis geeignet, um die Komplexität von psychischen und sozialen Prozessen zu charakterisieren?

Zu Frage 1: Stimmt die Einschätzung Bourdieus, daß der marxistische Klassenbegriff nur eine „konstruierte“ Sicht der sozialen Wirklichkeit schafft?

In keiner Phase relativer Stagnation von sozialen und politischen Bewegung nicht nur in der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung, die noch stark geprägt ist von Resignation und Passivität nach dem historischen Umbrüchen von 1989/90, kam es auch unter marxistischen Wissenschaftlern zu verstärkten Diskussionen über die Tauglichkeit des marxistischen Paradigmas der „Klasse“. Stellvertretend dafür steht die intensive Debatte in der „Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ (Z) – eines in der Tradition des „Instituts für Marxistische Studien und Forschung“ (IMSF) stehenden theoretischen Organs –, die im Jahre 1996 über mehrere Ausgaben hinweg geführt wurde („Z“ Nr. 24, 25, 26).

In einem Beitrag zu dieser Debatte habe ich auch auf die von Marx und Lenin erkannte Problematik der Differenziertheit der Klasse und der komplizierten Bewußtseinsentwicklung in der Klasse aufmerksam gemacht: Marx hatte z. B. weder behauptet, daß es nur zwei Klassen (Bourgeoisie und Proletariat) im Kapitalismus gebe, noch daß die verschiedenen existierenden Klassen immer und zu jeder Zeit empirisch fein und säuberlich voneinander zu unterscheiden seien. Er hatte stets auch die innere Differenziertheit der Klassen und die dynamische Entwicklung von Klassenstrukturen vor Augen gehabt. Das „Kommunistische Manifest“ spricht beispielsweise bereits von verschiedenen „Entwicklungsstufen“ sowohl der Bourgeoisie wie auch des Proletariats“(MEW 4, S. 464, 470).

[56] Marx weist im 52. Kapitel von Kapital Bd. III am Beispiel Englands auch auf die Existenz verschiedener „Mittel- und Übergangsstufen“ zwischen den Hauptklassen der modernen Gesellschaft hin, die die Grenzen zwischen diesen Klassen „vertuschen“ (MEW 25, S. 892). Er schließt mit dem dann unvollendet gebliebenen Gedankengang, daß nur „auf den ersten Blick die Dieselbigkeit der Revenuen und Revenuequellen“ das eigentliche konstitutive Klassenmerkmal ausmache: „Es sind drei große gesellschaftliche Gruppen, deren Komponenten, die sie bildenden Individuen, resp. von Arbeitslohn, Profit und Grundrente, von der Verwertung ihrer Arbeitskraft, ihres Kapitals und ihres Grundeigentums leben.“ (MEW 25, S. 893)

Darüber hinaus wollte sich Marx jedoch mit den weiteren Differenzierungen zwischen „gesellschaftlichen Gruppen“ innerhalb der Klassen und zusätzlichen Klassen- und Gruppenmerkmalen wie „die unendliche Zersplitterung der Interessen und Stellungen“ befassen. Marx deutete an, daß die Form der Revenue nicht das ausschließliche Klassenzugehörigkeitskriterium sei. Er verwies im letzten noch ausformulierten Absatz auf das Problem, daß nur nach dem Kriterium des Einkommens gemessen, dann „z. B. Arzte und Beamte auch zwei Klassen bilden, denn sie gehören zwei unterschiednen gesellschaftlichen Gruppen an, bei denen die Revenuen der Mitglieder von jeder der beiden aus derselben Quelle fließen.“ (MEW 25, S. 893)

Die im Bereich des Ökonomisch-Sozialen liegenden Hauptkriterien für die Klassenunterscheidung belegte Marx auch in seiner differenzierten Analyse der Klassenfraktionierungen während der revolutionären Kämpfe in Frankreich 1848-1851. Er ergänzte sie dabei aber ebenfalls um die Kriterien

der „Lebensweise“, „Interessen“ und „Bildung“ und der Bewußtheit der Klassengegensätze. In seiner Studie „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte“ heißt es dazu noch einmal: „Insofern Millionen von Familien unter ökonomischen Existenzbedingungen leben, die ihre *Lebensweise, ihre Interessen und ihre Bildung* von denen der andern Klassen trennen und ihnen feindlich gegenüberstellen, bilden sie ein Klasse.“ (MEW 8, S. 198) (Hervorhebungen durch mich – HPB)

Auch die bekannte Leninsche Klassendefinition weist zusätzlich zum „reinen“ Eigentumskriterium eine Reihe weiterer objektiver wie subjektiver Kriterien zur Bestimmung der Klassenzugehörigkeit hin, die sich zusätzlich zur unterschiedlichen Stellung zu den Produktionsmitteln auf die Einordnung von Menschengruppen innerhalb der Hierarchie und der verschiedenen Stufen des Systems der arbeitsteiligen Gesellschaft beziehen.

„Als Klassen bezeichnet man große Menschengruppen, die sich voneinander unterscheiden nach ihrem Platz in einem geschichtlich bestimmten System der gesellschaftlichen Produktion, nach ihrem (größtenteils in Gesetzen fixierten und formulierten) Verhältnis zu den Produktionsmitteln, nach ihrer Rolle in der ge-[57]sellschaftlichen Organisation der Arbeit und folglich nach der Art der Erlangung und der Größe des Anteils am gesellschaftlichen Reichtums, über den sie verfügen. Klassen sind Gruppen von Menschen, von denen die eine sich die Arbeit der andern aneignen kann infolge der Verschiedenheit ihres Platzes in einem bestimmten System der gesellschaftliche Wirtschaft.“ (LW 29, S. 410)

Lenin sprach häufig über die innere Differenziertheit der Klasse, über unterschiedliche Interessen und Gegensätze in der Klasse, je nach Stellung innerhalb der Hierarchie der Produktion, nach eigenem Anteil an den sozialen und finanziellen Zugeständnissen durch die Unternehmer, nach unterschiedlicher religiöser und sogar landsmannschaftlicher Zugehörigkeit. Die unterschiedliche soziale Hierarchisierung im Produktionsprozeß, damit die unterschiedliche soziale Beziehung („Relation“ nach Bourdieu) zwischen verschiedenen Klassen aber auch innerhalb der Lohnabhängigen im Produktionsprozeß fließt also in den marxistischen Klassenbegriff ein. Der marxistische Klassenbegriff ist demnach keineswegs statisch, sondern umfaßt qua definitionem auch den Aspekt der sozialen Dynamik.

Jantzen bringt in einem Diagramm, das sich auf eine klassenanalytische Studie des IMSF und weitere IMSF-Veröffentlichungen stützt, eine recht anschauliche Übersicht über die Klassenstruktur der BRD. Darin werden auch die dynamischen Prozesse der Proletarisierung, der Pauperisierung, der Deklassierung und der Verelendungsprozeß dargestellt. M. E. wird in dieser Abbildung recht deutlich, daß die klassenanalytische Sichtweise auf die Gesellschaft sehr gut geeignet ist, die Differenziert der sozialen Gliederung abzubilden, aber auch gleichzeitig die soziale Dynamik und auch die Entwicklung der „Prekarität“.

Die Frage der sozialen Beziehungen innerhalb und zwischen den sozialen Klassen wurde auch unter marxistischen Soziologen der DDR bereits in den 70er Jahren diskutiert. Aßmann/Stollwerk erörterten z. B. in ihrer Arbeit „Grundlagen der marxistisch-leninistischen Soziologie“ (1975) ausführlich den zunehmenden Differenzierungsprozeß innerhalb der Klassenstruktur der DDR und wiesen auf die daraus folgenden zunehmend differenzierten Interessen, Motivationslagen und Bewußtseinsstufen hin. (Aßmann/Stollwerk 1977, S. 140-187) Der „relationale“ Aspekt der marxistischen Klassentheorie wird u. a. in folgender Aussage verdeutlicht: „Die Dialektik besteht darin, daß mit der Vereinfachung der Klassenstruktur (in der DDR) eine Komplizierung der Sozialstruktur einhergeht, da nunmehr soziale Unterschiede innerhalb der Klassen und Schichten im Alltag an Bedeutung gewinnen, die früher zweitrangige Bedeutung hatten.“ Aßmann/Stollwerk stellten die Frage nach der Sozial- und Klassenstruktur in einen engen Zusammenhang mit dem sozialistischen Persönlichkeitsbegriff. Das Interesse nicht nur an der Analyse der Sozialstruktur der Gesellschaft auf der [58] Ebene der Beziehungen zwischen den Klassen und Schichten, sondern zunehmend auch auf der Ebene der „inneren“ Struktur der Klassen und Schichten, resultierte offenkundig aus der Notwendigkeit, die sich ausdifferenzierenden Bedürfnisse in der Bevölkerung der DDR besser erfassen zu können, um die Vorstellungen und Konzepte von einer „sozialistischen Lebensweise“ und die Entwicklung von „sozialistischen Persönlichkeiten“ besser fundieren zu können.

Aßmann/Stollberg diskutierten in diesem Zusammenhang auch die Konzeption von unterschiedlichen „Persönlichkeitstypen“ in der marxistischen Soziologie. Dabei legten sie großen Wert darauf, keine schematische Ableitung von individuellen Persönlichkeitsmerkmalen aus der Klassenzugehörigkeit vorzunehmen. Die These von „klassenbedingten Persönlichkeitstypen“, dürfe nicht schematisch verstanden werden und müsse unbedingt die „Differenzierungen innerhalb dieser Typen“ (S. 265) berücksichtigen. Aßmann/Stollwerk argumentierten damit auch gegen Einseitigkeiten, wie sie in den 70er Jahren zum Teil in der sowjetischen Soziologie zutage traten. Auch wenn die Soziologie im Unterschied zur Psychologie die „sozialen Determinanten und sozialen Wirkungen von Persönlichkeitsmerkmalen ..., den sozialen Inhalt und die soziale Funktion der in einer bestimmten Gesellschaft existierenden Persönlichkeitstypen (aufdecken müsse)“, sei es falsch, wenn z. B. der sowjetische Soziologe G. Smirnow davon spreche, daß „die Identifizierung der sozialen Eigenschaften der Persönlichkeit mit der Klasse und der sozialen Schicht als grundlegende Methode bei der Definition des sozialen Types“ anzusehen sei (Zit. n. Aßmann/Stollwerk 1975, S. 265).

Die beiden DDR-Autoren hoben dagegen hervor, daß der „Klassentyp“ nur durch soziale Vermittlungen realisiert wird, daß die verschiedenen Formen der gesellschaftlichen Ideologie dabei eine besondere Rolle spielen und durchaus nicht ausgeschlossen ist, daß das einzelne Individuum widersprüchlich reagiert, daß es unter bestimmten Umständen auch eine Ideologie vertreten kann, die seinen objektiven Klasseninteressen entgegengesetzt ist.

Wegen seiner quasi-programmatischen Orientierung für die soziologische Persönlichkeitsforschung in der DDR sei eine längere Passage von Aßmann/Stollberg wiedergegeben, in denen sie das flexible Verständnis von Klassenzugehörigkeit und Persönlichkeitstyp, seiner Dynamik und Einordnung in ein System interpersonaler Beziehungen unterstreichen:

„Es darf überdies nie übersehen werden, daß Klasse und Persönlichkeit unterschiedliche Qualitäten darstellen und selbst ein sehr abstrakter Persönlichkeitstyp die Qualität der Klasse nicht ausdrücken, sondern ihr lediglich entsprechen kann. Schließlich ist das soziale Wesen der Klasse nicht etwas, das unabhängig von der Persönlichkeitsstruktur ihrer Mitglieder existiert und gewissermaßen erst [59]

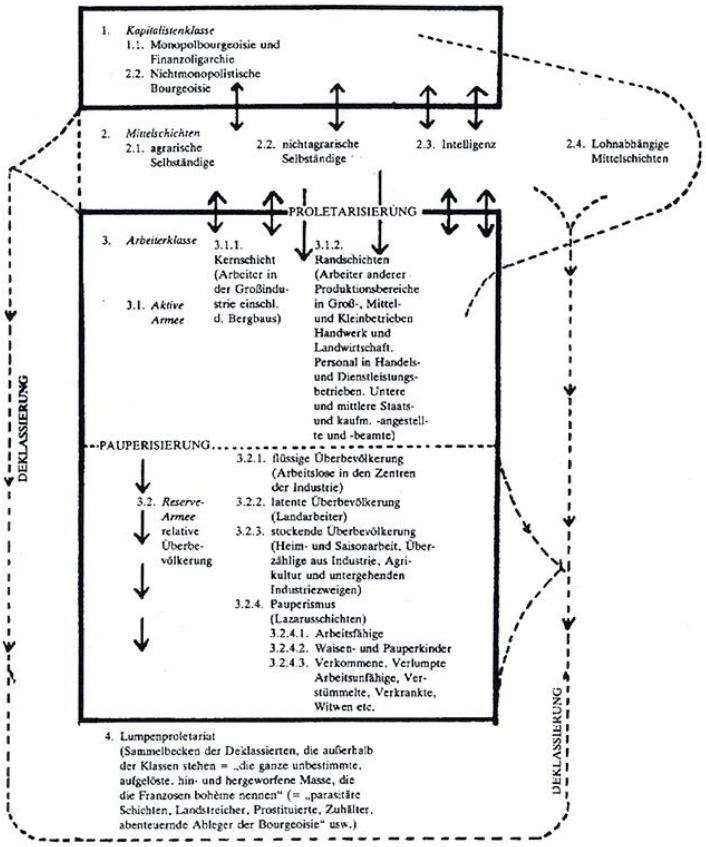


Abbildung 2: Klassen und Schichten im Kapitalismus der Bundesrepublik (aus: Jantzen 1992, S. 32)

[60] nachträglich auf die Mitglieder übertragen werden könnte. Trotz der unterschiedlichen Ebenen der Betrachtung von Klasse und Persönlichkeit, muß der dialektische Zusammenhang zwischen beiden im Auge behalten werden, und zwar nicht im Sinne einer simplen Ableitung der Merkmale der Klasse aus der Verteilung von Merkmalen in soziologischen Erhebungen, gewissermaßen als statistischen Durchschnitt, wohl aber in der Hinsicht, daß die empirisch konstatierbaren Merkmale der Mitglieder einer Klasse, ihrer verschiedenen Gruppen bzw. Schichten immer zugleich auch bestimmte Seiten der Entwicklung der Klasse zum Ausdruck bringen.“ (Aßmann/Stollberg 1975, S. 268)

Zu Frage 2: Stimmt die Einschätzung, daß die Differenziertheit der Bewußtseinsentwicklung mit dem „Klassen“-Begriff nicht erfaßt werden kann?

Weder Marx noch Lenin hatten einen verklärt romantisierten Begriff von „Arbeiterklasse“. Sie kannten den Unterschied zwischen objektiver revolutionärer Potenz der Klasse und tatsächlich mühsamem Kampf um die Herausbildung von Klassenbewußtsein sehr gut. Die Arbeiterklasse sei – so Marx in einem häufig zitierten Wort – nur dann revolutionär, wenn sie von der „Klasse an sich“ zur „Klasse für sich“ wird. Was bedeuten „Klassenbewußtsein“ und „Klasse für sich“?

T. Mies/Steigerwald (1970, S. 795 ff) bestimmen den Terminus Klassenbewußtsein als systematischen Zusammenhang jener Elemente gesellschaftlichen Bewußtseins, in denen sich eine Klasse ihrer materiellen Existenzbedingungen, ihrer Stellung in einer historisch bestimmten Gesellschaft, ihrer grundlegenden Interessen, ihrer Beziehungen zu den anderen Klassen und Schichten der Gesellschaft und zum Staat sowie ihrer objektiven Rolle in der geschichtlichen Entwicklung mehr oder weniger deutlich bewußt wird. „Im Kb. vereinigen sich politische, philosophische, künstlerische u. a. Anschauungen, wobei die politischen Anschauungen im Mittelpunkt stehen.“ (a. a. O., S. 795) Ähnlich wie T. Mies und Steigerwald versteht auch Sandkühler Klassenbewußtsein nicht als eine deskriptive, sondern als eine analytische Kategorie. (Sandkühler 1973, S. 358) Klassenbewußtsein wird bestimmt durch die dialektischen Widersprüche von Klassenstruktur und Klassenaktion, Kollektiv und Individuum, Organisation und Spontaneität, Wissenschaft und Alltagswissen.

Lenin wählte für dieses dynamische Verständnis des marxistischen Klassenbegriffs und von Klassenbewußtsein ein sehr drastisches Beispiel, indem er sagte:

„Das Proletariat ist nur insofern revolutionär, als es sich dieser Idee der Hegemonie bewußt ist und sie in die Tat umsetzt. Der Proletarier, der sich dieser Aufgabe bewußt geworden ist, ist ein Sklave, der sich gegen die Sklaverei erhoben hat. Der Proletarier, der sich der Idee der Hegemonie seiner Klasse nicht bewußt geworden ist oder diese Idee verleugnet ist ein Sklave, der seinen Sklavenzustand nicht begreift; im günstigsten Fall ist er ein Sklave, der für die [61] Verbesserung seines Sklavenzustands, *nicht aber* für die Beseitigung der Sklaverei kämpft.“ (LW 17, S. 219)

Als Gegner eines soziologischen und psychologischen Schematismus bezogen sowohl Marx wie Lenin subjektive Aspekte, geistig-moralische Eigenschaften und psychische Verfaßtheit in die Charakteristik des sozialen Klassentypus ein. Für sie war – aus politischer Perspektive betrachtet – entscheiden, daß die Klasse nicht einfach eine soziologische Kategorie ist, sondern zum handelnden Subjekt wird. Die Klasse formiert sich nach ihrer Grundauffassung erst tatsächlich im Kampf für ihre gemeinsamen Interessen. (Vergl. LW 30, S. 505)

Marxistische Philosophen wie Erich Hahn, der sich in den 60er Jahren vor allem mit der Ausarbeitung der theoretischen Grundlagen der marxistischen Soziologie in der DDR befaßte, stellten auch die Frage nach der Entwicklung des Klassenbewußtseins ins Zentrum ihres Klassenverständnisses. Hahn sprach z. B. in seiner Studie „Theoretische Probleme der marxistischen Soziologie“ (1974) von einer sechsstufigen Folge der Entwicklung von Klassenbewußtsein (Einsicht in den Klassencharakter der Gesellschaft, Erkenntnis der unversöhnlichen Klassengegensätze im Kapitalismus, Einsicht in den Klassencharakter des Staates und der Politik, Einsicht in die Notwendigkeit organisierten Handelns und der politischen Organisiertheit sowie Einsicht in den Klassencharakter der Macht in den sozialistischen Staaten). (Hahn 1974, S. 313) Klassenbewußtsein ist nicht ein für alle Mal als ein gegebenes Faktum zu verstehen; es wird auch nicht „vererbt“: Die Entwicklung des Klassenbewußtseins

vollzieht sich ständig aufs neue – oder auch nicht; sie kann rückläufige Tendenzen aufweisen, gehemmt und zeitweilig oder auf Dauer aufgehalten werden.

Wenn es heute verteidigenswerte soziale und politische Errungenschaften gegen die „neoliberale Invasion“ (Bourdieu 1985) gibt, wie z. B. den Arbeitsschutz und die Mitbestimmung; wenn es in Frankreich und auch in Deutschland gerade wegen ihrer im europäischen Vergleich noch relativ hoch organisierten Arbeiterklasse ein „zivilisatorisches Modell“ gibt, das „im hohen Maße der fortschreitenden Zerstörung“ (Bourdieu 1998, S. 8) durch eine ungezähmte „neoliberale“ Kapitalismusvariante ausgesetzt ist, die stattdessen eine zunehmende „Prekarität“ (Bourdieu) produziert, dann waren und sind das alles Resultate der langen harten sozialen und politischen Kämpfe der „Klasse“ des Proletariats. In diesen Bewegungen und Aktionen erwies sich, daß ausgehend von den gemeinsamen Grundinteressen der Klasse die Formierung der einzelnen Klassensubjekte zum gemeinsamen Handeln relativ schnell erfolgen kann, wenn sich innerhalb der Klasse die auf die Klassenorientierung setzenden Strömungen gegenüber der Strömung der Klassen-Harmonie oder „Sozialpartnerschaft“ durchsetzen.

[62] Wie entwickelt sich ein solches auf Durchsetzung der eigenen Klasseninteressen orientiertes Handeln? Damit wird die „Feld“-Thematik berührt.

Zu Frage 3: Ist der „Feld“-Begriff Bourdieus besser als das marxistische Klassen- und Gesellschaftsverständnis geeignet um die Komplexität von psychischen und sozialen Prozessen zu charakterisieren?

K. Marx hatte im „Kapital“ Band I im Kapitel 5 über den „Arbeits- und Verwertungsprozeß“ im Grunde einen Arbeits- bzw. Tätigkeitsbegriff entwickelt, der in der gegenwärtigen marxistischen Psychologie und Tätigkeitstheorie als „erweiterter Tätigkeitsbegriff“ neu thematisiert wird, ohne daß in diesen Beiträgen unbedingt dieser Zusammenhang zu Marx bewußt wird. Marx stellt im Kapitel 5 heraus, daß der Arbeitsbegriff auch eine weit über den stofflichen Kontext hinaus reichende soziale und ökologische Dimension besitzt. In diesem Zusammenhang spricht er auch über die Raum-Zeit-Dimension der Arbeit und prägt den Begriff des „Standorts“ bzw. „Wirkungsraums“, innerhalb dessen sich die Tätigkeit der produzierenden Subjekte vollzieht. Nicht was gemacht wird, sondern wie, mit welchen Arbeitsmitteln gemacht wird, unterscheidet die ökonomischen Epochen. Die Arbeitsmittel sind nicht nur Gradmesser der Entwicklung der menschlichen Arbeitskraft, sondern auch Anzeiger der gesellschaftlichen Verhältnisse, worin gearbeitet wird.

„Im weitren Sinn zählt der Arbeitsprozeß unter seine Mittel außer den Dingen, welche die Wirkung der Arbeit auf ihren Gegenstand vermitteln und daher in der einen oder andren Weise als Leiter der Tätigkeit dienen, alle gegenständlichen Bedingungen, die überhaupt erheischt sind, damit der Prozeß stattfinde. ... Das allgemeine Arbeitsmittel dieser Art ist wieder die Erde selbst, denn sie gibt dem Arbeiter den locus standi und seinem Prozeß den *Wirkungsraum* (field of employment).“ (MEW 23, 195, Hervorhebung durch mich – HPB)

Im Begriff des „Wirkungsraums“ findet sich also schon bei Marx die Verknüpfung von natürlich-ökologischen (Natur) mit sozialen Elementen der Tätigkeit. Der Marxsche „Wirkungsraum“ unterscheidet sich sowohl vom „Feld“-Begriff Lewins als auch Bourdieus dadurch, daß er sowohl die Dimension der Prozeßhaftigkeit der hochentwickelten Tätigkeit in Form der individuellen und gesellschaftlich organisierten Arbeit mit der Dimension der Historizität im Sinne der Dialektik zwischen Produktivkraftentwicklung und gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen verbindet, als auch die Dimension des Relationalen in der Beziehung zwischen Ökologie und Gesellschaft und die Dimension der Aktivität der handelnden Subjekte miteinander verknüpft.

Ich halte in diesem Zusammenhang die von K. Holzkamp entwickelten Überlegungen zur Frage des „Standorts“ und der „Perspektive“ im Wahrnehmungsprozeß sowie zur Beziehung von „Partialinteressen“ und „Klassenstandpunkt“ für besonders relevant.

[63] Aus der sozialen Differenziertheit innerhalb der Klasse ergeben sich nach Holzkamp große interindividuelle Unterschiede der Wahrnehmungsfunktion durch differentielle Aneignung in Abhängigkeit von „Standort“ und „Perspektive“ des Beobachters. Dabei ist es sowohl aus wahrnehmungspsychologischer, sozialpsychologischer wie auch persönlichkeitstheoretischer Sicht von großer

Bedeutung, sich der Dialektik von gemeinsamen Partialinteressen der Klasse und dem davon deutlich zu unterscheiden Klassenstandpunkt zu vergegenwärtigen.

Holzkamp (1973) betont in diesem Zusammenhang, in Anlehnung an Brunswiks Wahrnehmungslehre, daß interindividuelle Unterschiede der Wahrnehmungsfunktion nicht nur durch die „Verschiedenheiten biologisch-organismischer Momente der Wahrnehmungsentwicklung“ bedingt sind, die sich in der Ontogenese herausbilden. Interindividuelle Differenzen der Wahrnehmungsfunktionen sind als „Resultat der differentiellen, von Mensch zu Mensch verschiedenen, Aneignung sachlicher und personaler Gegenstandsbedeutungen (und auf Wahrnehmungsgegenstände bezogener Symbolbedeutungen) zu verstehen.“ (Holzkamp 1973, S. 265)

Aneignungsvollzug und Aneignungsresultat hängen ab von der subjektiven Bedeutung der unterschiedlich wahrgenommenen und angeeigneten Bedeutungsstrukturen. Dies aber wird bedingt durch den jeweiligen räumlich-ökologischen „Standort“ und die sich daraus ergebende „Perspektive“ der wahrnehmenden Individuen innerhalb der jeweiligen Gesellschaft. In jeder (nicht nur der bürgerlich-kapitalistischen) Gesellschaft – so Holzkamp – „ist der gesellschaftliche Standort und die Perspektive der Wahrnehmung eines Menschen der Standort seiner sozialen Gruppe, Gruppierung, Schicht und als allen sekundären Gliederungen der Gesellschaft zugrunde liegend, der Standort seiner Klasse.“(Holzkamp 1973, S. 267)

Holzkamp verdeutlicht an den unterschiedlichen Wahrnehmungsbereichen von Stadt- bzw. Landbewohnern, von Fabrikarbeitern bzw. Büroangestellten oder auch von Häftlingen bzw. Nichtinhaftierten, daß die an unterschiedliche Standorte gebundene Wahrnehmungsfunktion zu unterschiedlichen „Stichproben von Weltgegebenheiten“ (Brunswik) führt.

Diese Standort-Bedeutung für den Wahrnehmungsprozeß wurde auch in der sowjetischen Psychologie thematisiert und untersucht. S. L. Rubinstein berichtet in „Sein und Bewußtsein“ über entsprechende Beobachtungen.

„So ist bekannt, daß Weber, die an schwarzen Geweben arbeiten, Dutzende von Schwarztönen unterscheiden, während andere Menschen nicht mehr als drei bis vier unterscheiden können. Erfahrene Schleifer unterscheiden mit dem Auge Abstände von 1/2000 Millimeter, während der Mensch gewöhnlich nur Abstände bis zu 1/100 Millimeter unterscheiden kann. Stahlgießer erkennen feinste Nuancen des hellbraunen Farbtons, die Signale für die Schmelztemperaturen [64] sind. Bei Arbeitern in der Steingut- und Porzellanindustrie, welche die Qualität der Erzeugnisse nach dem Ton bestimmen, der bei leichtem Klopfen hörbar wird, bildet sich ein feines ‚technisches Gehör‘ aus. Ähnlich entwickelt sich bei Flugzeugführern ein spezielles technisches Gehör für die Geräusche des Motors, die ihm signalisieren, wenn der Motor nicht in Ordnung ist, beim Arzt ein solches für Herztöne. In speziellen psychologischen Untersuchungen wurde nachgewiesen, daß alle Arten der Sensibilität von der praktischen Tätigkeit abhängen, bei der sie entstanden sind, beispielweise Untersuchungen über das Gehör des Geigers und des Klavierstimmers (W. I. Kaufmann), über den Geschmack des Geschmackprüfers (N. K. Gussew) usw.“ (Rubinstein 1983, S. 110)

So sehr nun analoge räumliche Standorte mit den jeweils damit verbundenen Perspektiven zu ähnlichen Wahrnehmungsbereichen mit vielleicht auch interindividuell ähnlichen Erfahrungsmustern und gemeinsamen Partialinteressen einer Klasse führen, so sehr ist davon aber der „Klassenstandpunkt“ zu unterscheiden.

Zum Klassenstandpunkt des Proletariats gehört als „Perspektive“ „das begreifende Erkennen der wesentlichen Struktureigentümlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft unter Durchdringung der vordergründigen sinnlich-anschaulichen Evidenzen, (der) also den Bruch mit dem Unmittelbaren einschließt.“ (Holzkamp 1973, S. 268)

Die über das Unmittelbare hinaus weisende Perspektive ist – so Holzkamp im Sinne des Klasseninteresses der Sozialismus.[5] Den großen Unterschied zwischen Klassenbewußtsein und Partialinteresse

[5] Holzkamp unterscheidet hier aber nicht die Kategorien „Klassenbewußtsein“ und „sozialistisches Bewußtsein“. Letzteres ist jedoch nicht automatisch aus dem Klassenbewußtsein ableitbar. Dazu ist zusätzlich erforderlich die Notwendigkeit

betonend, kommt Holzkamp zu der Schlußfolgerung, daß „unter keinen Umständen“ der Klassenstandpunkt des Proletariats und die sozialistische Perspektive „als bloße Verallgemeinerung sinnlicher Erfahrung der Lebenswelt der Arbeiterschaft“ interpretiert werden dürfe. (Holzkamp 1973, S. 268)

Diese Hinweise auf die innermarxistische Diskussion über „Klasse“ und „Klassenbewußtsein“ belegen m. E. zur Genüge, daß der Vorwurf eines statischen „konstruierten“ marxistischen Klassenbegriffs, wie er von Bourdieu erhoben wird, nicht zutreffend ist. Auch die von Bourdieu durchaus scharfsinnig analysierte [65] zunehmende „Prekarität“ des mit dem sog. „Neo-Liberalismus“ verbundenen Gesellschaftsmodells stützt sich auf den zuerst von K. Marx analysierten Mechanismus der dem Kapitalismus als „differentia specifica“ gegenüber allen anderen vorangegangenen ökonomischen Systemen typisch ist: die Trennung der den Mehrwert produzierenden Klasse der modernen Lohnarbeiter von den im Privateigentum der Bourgeoisie befindlichen Produktionsmitteln und von ihren eigenen Produkten.

Der damit eintretende „Entfremdungsprozeß“ von den Produkten, die den Produzenten in der Waren-Form und als Kapital wie eine fremde Gewalt und „Naturmacht“ anstatt als Produkte der eigenen Arbeit gegenübertreten, führt zur Entstehung von subjektiven und psychischen Entfremdungsprozessen auch innerhalb der Klasse, die sich so weit auswirken, daß eine Verselbständigung der Welt der Produkte (der Waren-Welt) gegenüber den Produzenten einsetzt, der über den „Warenfetischismus“ bis hin zur ideologischen und bewußtseinsmäßigen Dominanz der Waren gegenüber den sie produzierenden Menschen führt.

„Das Geheimnisvolle der Warenform besteht ... einfach darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen. Durch dies Quidproquo werden die Arbeitsprodukte Waren, sinnlich übersinnliche oder gesellschaftliche Dinge. ... Dieser Fetischcharakter der Warenwelt entspringt ... aus dem eigentümlichen gesellschaftlichen Charakter der Arbeit, welche Waren produziert.“ (MEW 23, S. 86 f)

Diese im „Kapital“ analysierten Abhängigkeitsstrukturen, die noch ein zusätzliches Gewicht durch die permanente Herausschleuderung von Teilen der Lohnarbeiterklasse aus dem Produktionsprozeß im Sinne einer chronischen „industriellen Reservearmee“ erhalten (MEW 23, S. 511 ff), mitsamt den damit verbundenen sozialen und geistig-kulturellen Deklassierungsprozessen, werden m. E. von der marxistischen politischen Ökonomie und der darauf aufbauenden Per-[66]sönlichkeits-, Sozialpsychologie und Soziologie und Klassenanalyse genauer analysiert als durch das von Bourdieu benutzte Kategorial-System. Bourdieu verwischt bzw. löst den Widerspruch zwischen objektiver Klassenlage und subjektivem Erkennen derselben durch tendenzielle Negierung der einen Seite des Widerspruchs (reale Existenz der durch die konkret-historischen ökonomischen und Eigentumsverhältnisse zur Klassen-Existenz formierten produzierenden lohnabhängigen Einzelsubjekte). Damit löst er eigentlich tendenziell auch den von ihm erwünschten Politisierungsprozeß der „Ausgebeuteten“ von seiner materiellen Grundlage ab.

In seiner anti-„neo-liberalen“ Schrift scheint sich jedoch anzudeuten, daß Bourdieu dabei ist, seine alte distanzierte Haltung gegenüber dem Klassen-Begriff etwas zurückzunehmen. Er betont in seinem „Prekarität“-Beitrag, wie schwierig es ist, daß sich Arbeitslose überhaupt kollektiv gegen ihr

---

eines „Hegemonie-Bewußtseins“, daß über das rein „trade-unionische Bewußtsein“ hinausführt. Das politische „Hegemonie-Bewußtsein“ entwickelt sich jedoch nur aus der Einsicht in die gesamtgesellschaftlichen sozialen und politischen Machtstrukturen. Th. Mies/Steigerwald (1990, S. 800) verweisen daher mit Recht auf die klassische Definition Lenins: „Das politische Klassenbewußtsein kann dem Arbeiter *nur von außen* gebracht werden, das heißt aus einem Bereich außerhalb des ökonomischen Kampfes, außerhalb der Sphäre [65] der Beziehungen zwischen Arbeitern und Unternehmern. Das Gebiet, aus dem allein dieses Wissen geschöpft werden kann, sind die Beziehungen *aller* Klasen und Schichten zum Staat und zur Regierung, sind die Wechselbeziehungen zwischen *sämtlichen* Klassen.“ (LW 5, S. 436) Zum „Hegemonie“-Konzept siehe auch die wichtigen Beiträge von G. Lukács („Geschichte und Klassenbewußtsein“, 1970) sowie A. Gramscis Unterscheidung zwischen „Herrschaft“ und „geistig und moralischer Führung“. (Gramsci 1980, 277 ff)

Schicksal zur Wehr setzen und findet dafür eine Erklärung, die m. E. das marxistische Klassen-Paradigma stützt.

„Arbeitslose und Arbeitnehmer, die sich in einer prekären Lage befinden, lassen sich kaum mobilisieren, da sie in ihrer Fähigkeit, Zukunftsprojekte zu entwerfen, beeinträchtigt sind. Das ist jedoch die Voraussetzung für jegliches sogenanntes rationales Verhalten, angefangen beim ökonomischen Kalkül oder, in einem völlig anderen Bereich, der politischen Organisation. Paradoxer Weise muß man ... wenigstens ein Minimum an Gestaltungsmacht über die Gegenwart haben, um ein revolutionäres Projekt entwerfen zu können, denn letzteres ist immer ein durchdachtes Bestreben, die Gegenwart unter Bezugnahme auf einen Zukunftsentwurf zu verändern. Im Unterschied zum Subproletarier verfügt der Proletarier über dieses Minimum an gegenwärtiger Gewißheit und Sicherheit, das die Grundvoraussetzung dafür ist, überhaupt die Idee in Betracht zu ziehen, die Gegenwart in bezug auf eine erhoffte Zukunft umzugestalten.“ (Bourdieu 1998, S. 98)

Diese Einsicht Bourdieus über die Rolle der Arbeit und der Organisiertheit wird von marxistischen „Klassen-Theoretikern“ schon lange vertreten. Sie verweisen aber darüber hinaus – wie z. B. Holzkamp und mit ihm auch Jantzen – auf die für die Bewußtseinsentwicklung der Einzelsubjektive generelle Schwierigkeit, den Mechanismus von Ausbeutung und Entfremdung in seiner dialektischen Beziehung zum Status der Lohnarbeit zu erfassen.

„Die gesellschaftlichen Verhältnisse komplizieren sich also praktisch und ideologisch ... Es entsteht für die Individuen mehr und mehr eine Situation, die es erforderlich macht, um die Bedingungen der eigenen Existenz zu begreifen, über die unmittelbar sichtbaren Bedingungen hinaus diese funktionalen Eigenschaften im gesellschaftlichen Verkehr sich anzueignen. Diese Situation tritt massen-[67]haft als Notwendigkeit wie Möglichkeit erst mit der Entstehung der Lohnarbeit auf.

Der Lohnarbeiter selbst muß nunmehr, um seine Arbeitskraft als Ware verkaufen zu können, gleichzeitig sich gewerkschaftlich und politisch assoziieren, um diesen Verkauf abzusichern. Diese doppelte Perspektive der gesellschaftlichen Aneignung hat Klaus Holzkamp mit dem Begriff der restringierten bzw. erweiterten Handlungsfähigkeit analysiert. Erweiterte Handlungsfähigkeit überwindet den bloßen Augenschein der Verhältnisse und schließt die Aneignung der hinter der gesellschaftlichen Oberfläche wirkenden funktionalen Eigenschaften mit ein.“ (Jantzen, 1992, S. 23 f)

Zusammenfasend läßt sich m.E. zu Bourdieus Paradigmen-Angebot sagen:

Bourdieus alternativ zum Klassen-Begriff gedachter „Feld“-Begriff soll zwar den „Vermittlungsbegriff zwischen Individuum und Gemeinschaft bzw. Gesellschaft“ darstellen (Jantzen 2000, S. 66). Auch Jantzen verweist – wenn auch bei teilweiser Zustimmung zu Bourdieu – aber mit Recht darauf, daß der „Feld“-Begriff dann auch u. a. der Komplementarität mit Begriffen wie Gemeinschaft/Gesellschaft bedürfe.

Dieses Verständnis von „Gesellschaft“ kann aber m. E. die kapitalistische Wirklichkeit nicht adäquat begrifflich und kategorial widerspiegeln, wenn auf solch entscheidende Kategorien wie „Klasse“ und „Kapital“ mehr oder weniger verzichtet wird. Neben der Kritik und Relativierung des „Klasse“-Begriffs plädiert Bourdieu nämlich auch noch für die Modifikation einer anderen für die Charakterisierung der kapitalistische Klassengesellschaft zentralen Kategorie, nämlich der des „Kapitals“. Die von Bourdieu dazu eingeführten Differenzierungen des Begriffs „Kapital“ (z. B. soziales, kulturelles, symbolisches K.) erscheinen mir– Jantzen verweist ebenfalls darauf – inflationär gebraucht und daher auch als methodologische Kategorie absolut unbrauchbar zu sein.

Die „Erklärungspotenz“, welche Jantzen in Bourdieus „Feld“-Begriff für die Behindertenpädagogik und die Statusanalyse der Behinderten erkennt, sehe ich bei Bourdieu demnach nur insofern gegeben, als seine Kategorie „Feld der Macht“ gegen die vorherrschende Tendenz der „Naturalisierung“ von Behinderung eingesetzt werden kann. Noch präziser scheint mir jedoch die von Jantzen (1990, S. 40 ff) aus dem marxistischen „Ware“- und „Arbeit“-Begriff entwickelte Kategorie und Bestimmung von Behinderung als einer „Arbeitskraft minderer Güte“ und der „reduzierten Ausbeutungsbereitschaft“ zu sein. (Vergl. Kapitel 9.1.2. dieser Arbeit)

Zusammenfassend möchte ich für die aktuelle Paradigmen-Thematik weiter festhalten: Ich bin der Auffassung, daß der marxistische „Klassen“-Begriff, so wie er von Marx und Lenin als Kategorie zur Erfassung der sozialen Wirklich-[68]keit des Kapitalismus ihrer Zeit entwickelt wurde und z. B. in der Bundesrepublik durch die klassenanalytischen Studien des IMSF (Vergl. die zweibändige Arbeit „Klassen- und Klassenstruktur der BRD 1950-1970“) angewandt und konkretisiert wurde, sehr wohl geeignet ist, nicht nur die empirische Wirklichkeit der individuellen und gesellschaftlichen Subjekte, sondern auch die „historische Bestimmtheit der Wahrnehmungstätigkeit des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft“ (Holzkamp) wissenschaftlich adäquat zu erfassen. (Vergl. auch Holzkamp 1973, 264-294; Jantzen 1992, S. 22-134; Winter 1989, S. 88-227)

Damit wird jedoch das von Marx und Lenin selbst bereits erkannte Problem der Entwicklung von Klassenbewußtsein, Handlungsbereitschaft und Handlungsfähigkeit der Klassensubjekte natürlich nicht automatisch gelöst. Das klassenanalytische Instrumentarium des Marxismus bietet aber eine wissenschaftliche Handhabe, um dieses Dauerproblem im jeweils konkreten historischen Zeitpunkt und sozialen Umfeld einer Lösung näher zu bringen.

Mit den Begriffen des „Wirkungsraumes“ oder des „Standpunktes“ liegen von marxistischer Seite m. E. ebenfalls begriffliche Kategorien vor, die es ermöglichen das Interagieren der Subjekte analytisch sauber psychosozial und historisch zu verorten.

[69]

Kapitel 2

Ansätze ganzheitlicher Modelle in der Persönlichkeitspsychologie und ihre Relevanz für das „bio-psychosoziale“ Persönlichkeitsverständnis

Nachdem im vorausgegangen Kapitel zentrale Argumentationslinien und Aspekte aus dem medizinischen, philosophischen, soziologischen und theologischen Diskurs um ein „modernes“ Menschen- und Persönlichkeitsbild im Mittelpunkt standen, erscheint es mir nun angebracht, die Entwicklungen in der westliche Psychologie unter der Fragestellung zu analysieren, inwieweit hier Berührungspunkte und Denkanstöße angelegt waren, die für den späteren „Paradigmenwechsel“ zum „bio-psychosozialen“ Modell relevant werden konnten.

Die Entwicklung zum bio-psychosozialen Ansatz (in West und Ost) hatte zum Ziel, ein neues integratives Gesamtmodell der Persönlichkeitstheorie vorzulegen, mit dem die Beschränkungen der bislang elaborierten Persönlichkeitskonzepte überwunden werden sollten. Dieser neue Ansatz muß sich daher messen und vergleichen lassen auch mit den anderen bereits vorhandenen wichtigen persönlichkeitspsychologischen Gesamtkonzepten.

Deshalb werden im folgenden Kapitel psychologische Persönlichkeitsmodelle unter dem Blickwinkel ihrer Aussagen über

- die „Schichtung“ der Persönlichkeit,
- die Stabilität oder auch Prozeßhaftigkeit und Dynamik der Entstehung von Merkmalen der Persönlichkeitsentwicklung und
- das mögliche Zusammenwirken unterschiedlicher Ebenen in der Ontogenese der menschlichen Persönlichkeit

erörtert.

Auch für die theoriegeschichtliche Einordnung und das Verständnis des DDR-spezifischen „bio-psychosozialen“ Forschungsansatzes erscheint es mir notwendig, zu verdeutlichen, in welchen interdependenten Bezügen sich die Weiterentwicklung der marxistischen Persönlichkeitskonzeption vollzog und wo es unter Umständen thematische Überschneidungen und Anleihen mit und den „bürgerlichen“ Ansätzen gab. Der Verfasser muß und will jedoch zunächst das Problem der großen Zersplitterung der psychologischen Theorien über die Persönlichkeit eingehen. [70]

2.1. Zersplitterung der persönlichkeitspsychologischen Theoriebildung

Die moderne Persönlichkeitspsychologie weist eine verwirrende Fülle unterschiedlicher Ansätze auf. Amelang/Bartussek (1985) erinnern in ihrem Theorieüberblick an die lange Historie der unterschiedlichen Temperamentslehren. Sie reicht von Hippokrates’ Theorie der vier Körpersäfte (Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle), die sich je nach Verteilungsanteil in den vier „Temperamenten“ des Sanguinikers, Phlegmatikers, Cholerikers und Melancholikers ausdrücken, bis in die Neuzeit (z. B. Kants Beschreibung des „kaltblütig Phlegmatischen“ [1798], Wundts Affektlagen-Theorie [1903] oder Eysencks 4-Faktoren-Modell [1965] der emotionalen Stabilität/Labilität bzw. Introversion/Extraversion).

Fast ebenso traditionsreich sind die verschiedenen Konstitutionstypologien (von der Aristoteles zugeschriebenen „Physiognomica“ bis hin zu Kretschmers und Sheldons „Konstitutionstypologien“ dieses Jahrhunderts).

Diese beiden klassischen großen Persönlichkeitskonzeptionen bilden wichtige Wurzeln der zahlreichen modernen psychologischen Persönlichkeitsmodelle, die von Amelang/Bartussek nach

- faktorenanalytisch begründeten Gesamtsystemen der Persönlichkeitsbeschreibung,
- psychodynamischen Persönlichkeitskonstrukten,
- verhaltenstheoretischen Persönlichkeitskonstrukten
- kognitiven Persönlichkeitskonstrukten

klassifiziert werden.

Weitere teilweise sehr unterschiedliche Systematisierungsversuche und Theorieüberblicke aus den späten 60er bis frühen 80er Jahren wurden vorgelegt u. a. von Fisseni (1984), Hall/Gardner (1979), Mogel (1985), Rotter/Hochreich (1979), Roth (1969), Oerter/Montada (1982) und Pervin (1984). Sie alle entbehren nicht bestimmter Beliebigkeit. An ihnen wird deutlich, daß es eine Frage des unterschiedlichen theoriegeschichtlichen Ansatzes, der jeweiligen Zuordnung zu bestimmten philosophischen Traditionen, des eigenen subjektiven Menschenbildes und auch eine Frage der unterschiedlichen Präferenz für diesen oder jenen methodischen Ansatz ist, der den jeweiligen Systematisierungsversuch bestimmt.

Zu Beginn meiner Arbeit war bereits im Zusammenhang mit dem Unbehagen über den Stand der persönlichkeitspsychologischen Theoriebildung vom Disput zwischen Vertretern der „trait“-Orientierung und der sog. „situationistischen“ [71] bzw. „prozeßorientierten“ Richtung die Rede gewesen. Auch Fisseni (1990) hat seine Klassifizierung persönlichkeitspsychologischer Modellvorstellungen generell nach diesen großen Ansätzen unterschieden. Er spricht von

1) Persönlichkeitstheorien, die von zeitstabilen Eigenschaften ausgehen.
2) Theorien, die den Prozeßcharakter der Person betonen.
3) Theorien, die eine Vermittlung zwischen diesen beiden Modellen darstellen, der sog. „interaktionistische“ Ansatz.

Wie Fisseni sprechen auch Oerter/Montada (1982) von zwei „großen“ Persönlichkeitsmodellen (den trait- bzw. prozeßorientierten), sie differenzieren die zweite Modellgruppe jedoch etwas anders als er. Darauf soll hier aber nicht weiter eingegangen werden. Ich halte diese Einteilung für sinnvoll, weil sie übersichtlich und strukturierend zugleich ist, auch wenn sie nur ein sehr vergröbertes Raster sein kann. Besonders der „interaktionistische“ Ansatz ist wohl kaum als ein eigenständiges persönlichkeitstheoretisches Paradigma einzustufen. Er sieht das Verhalten jedes Individuums durch Interaktionen determiniert, die sich aus situativen Bedingungen und personspezifischen Dispositionen ergeben.

Der Bezug zu diesen integrativen Ansätzen ist vor allem hinsichtlich methodischer Fragestellungen für die Entwicklung des bio-psychosozialen Ansatzes von Bedeutung. Wenn eine Integration von neuen (psychologie-)wissenschaftlichen Teilerkenntnissen und die Verknüpfung verschiedener Dimensionen aus dem phylogenetischen und dem sozialen Evolutionsprozeß zu einem übergreifenden neuen Persönlichkeitskonzept angestrebt wird, muß z. B. auch die Frage nach der Stabilität bzw. Dynamik solcher die Persönlichkeit konstituierenden Merkmale bedacht werden. Deshalb bekommt z. B. die in der Persönlichkeitspsychologie lange diskutierte Thematik über den „trait-orientierten“ Ansatz und um das „prozeßorientierte“ Grundmodell der Persönlichkeit auch einen wichtigen Bezug zur bio-psychosozialen Fragestellung.

Wenn es um die gleichberechtigte Betonung des Psychischen (neben dem Biologischen und Sozialen) innerhalb eines Gesamtansatzes geht, muß die Rolle der Kognitionen eine besondere Bedeutung spielen. Deshalb ist für die bio-psychosoziale Theoriebildung auch von Interesse festzustellen, welche möglichen Impulse von den „kognitiven“ Ansätzen ausgegangen sind.

Es soll dabei nicht einfach ein komprimierter Theorieabriß referiert werden, sondern auf grundsätzliche konzeptionelle Probleme in diesen drei Ansätzen hingewiesen werden, die für die Einordnung des bio-psychosozialen Ansatzes anregend und teilweise klärend sind. [72]

2.2. Haupthindernisse bei der Suche nach einer neuen psychologischen Persönlichkeitstheorie

Analog zu der Diskussion und Suche nach einem neuen medizinischen Persönlichkeitsmodell vollzog sich auch in der Persönlichkeitspsychologie im Laufe der achtziger Jahre eine Neubelebung der Modelldiskussion.

Wenn ich von einer Art „Neubelebung“ der persönlichkeitspsychologischen Debatte am Beginn der 80er Jahre in der Bundesrepublik spreche, so bedeutet dies weniger einen konzeptionellen Neubeginn, sondern eher „Neubewertung“ und Sichtung vorliegender Ansätze und Modelle. Die wichtigsten persönlichkeitspsychologischen Konzepte lagen ja seit langer Zeit ausgearbeitet vor. Dazu zählen

besonders die im deutschen Sprachraum lange dominierenden Konzeptionen der „Großen“ der phänomenologisch-philosophischen Richtung (W. Stern, W. Spranger, E. Rothacker), die nach 1945 besonders mit ihrer Akzentuierung der „Einmaligkeit des Individuums“ (G. W. Allport) erneut starken Einfluß zurückgewonnen hatten. Ihre in der Tradition der Lebensphilosophie Diltheys (1833-1910) gegründete „verstehende Psychologie“ („Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.“) hatte jedoch mit der zunehmenden naturwissenschaftlich-empirischen Ausrichtung der Persönlichkeitsforschung nicht Schritt halten können und galt weithin als „veraltet“. Dies traf auch für die konstitutionspsychologisch orientierten Ansätze von E. Kretschmer und W. H. Sheldon zu.

Aus der Richtung der geisteswissenschaftlich orientierten Persönlichkeitspsychologie muß W. Stern auf Grund seiner Leistungen auf dem Gebiet der Intelligenz- und Leistungsforschung herausgehoben werden (von ihm stammt der Begriff des „Intelligenzquotienten“). Seine Arbeiten trugen wesentlich zur Entwicklung einer dem Fach Psychologie angemessenen wissenschaftlichen Methodik bei.

Wichtige weichenstellende Beiträge zur Methodenentwicklung in der Persönlichkeitsforschung hatten auch der Holländer Heymans (1857-1930), der Engländer Spearman (1863-1945) und der US-Amerikaner L. L. Thurstone (1887-1955) geleistet, die die Instrumentarien des Fragebogens bzw. der Korrelationsrechnung und der Faktorenanalyse in die psychologische Erforschung der Persönlichkeit eingeführt bzw. entscheidend verbessert hatten. Stern, Heymans, Spearman und Thurstone gehören mit ihren Arbeiten zu den Wegbereitern der „differentiellen“ Psychologie, der heutigen „Persönlichkeitspsychologie“.

Nach der Wiederentdeckung der im Hitlerfaschismus besonders verfolgten und verfemten psychodynamischen Persönlichkeitstheorien (S. Freud, A. Adler, C. G. Jung, E. Erikson) und ihrem Siegeszug durch die bundesdeutsche Psychologie und Psychotherapie nach 1945 war es mittlerweile etwas stiller um die [73] psychoanalytische Theoriebildung geworden. Sie war „etabliert“ und schien auf einem hohen Niveau zu stagnieren.

Seit den 60er Jahren hatten sich in der Bundesrepublik vor allem US-amerikanische und britische Persönlichkeitstheorien durchgesetzt, die sich an faktoren-analytischen Modellen orientierten (H. J. Eysenck, R. B. Cattell, J. P. Guilford). Sie konkurrierten erfolgreich mit den älteren „kognitiven“ Theorien (K. Lewin, G. Kelly, C. R. Rogers).

Einen großen Aufschwung hatten auch lerntheoretische Konzeptionen hinter sich gebracht. Nach der sog. „kognitiven Wende“ in der Verhaltenstheorie seit den frühen 60er Jahren (A. Bandura, W. Mischel, J. Rotter) hatten sie ihre ursprünglich recht mechanistischen behavioristischen Grundannahmen überwunden und begannen allmählich, in der Psychotherapie der Psychoanalyse die Führungsrolle streitig zu machen.

Im Vergleich mit dieser vor allem angloamerikanischen Theoriebildung nahm sich die neuere westdeutsche persönlichkeitspsychologische Theoriebildung eher bescheiden aus. Vor allem der Beitrag von H. Thomae ist hier zu nennen, der auch international große Anerkennung fand. Doch sein „biographischer“ Ansatz, der Ende der 60er Jahre mit der Veröffentlichung seines opus magnum „Das Individuum und seine Welt“ großes Aufsehen erregt hatte, lag mittlerweile auch bereits über eine Dekade zurück.

Trotz – oder vielleicht auch gerade wegen – der breiten Palette ausgearbeiteter persönlichkeitspsychologischer Theorien, die hier nur angedeutet werden kann, war mit dem Übergang von den 70er zu den 80er Jahren ein großes Unbehagen über den Stand der persönlichkeitspsychologischen Theoriebildung in der Bundesrepublik unverkennbar.

Zunehmend entwickelte sich eine Diskussion über die unzureichende Integrationsfähigkeit der vielen methodischen Einzelergebnisse und Teilmodelle zu einem in sich stimmigen und empirisch gesicherten Gesamtansatz einer psychologischen Persönlichkeitstheorie.

Fisseni (1984) reflektierte dieses Unbehagen, indem er seiner Studie zur Persönlichkeitspsychologie den Zusatztitel „Auf der Suche nach einer Wissenschaft“ gab. Die Persönlichkeitspsychologie suche

noch ihre Identität, „sie ist in diesem Sinne noch auf dem Wege, eine Wissenschaft zu werden.“ (S. VII) Ähnlich sah auch Mogel in seinem „Grundriß“ der Persönlichkeitspsychologie die Lage.

„... ebenso unterschiedlich, wie die Individuen tatsächlich sind, gestalten sich unterschiedliche Richtungen persönlichkeitspsychologischer Theorienbildung. ... Wegen ihrer beträchtlichen begrifflichen Heterogenität sind die meisten Theorieansätze (zu) keinem theoretischen Gesamtgefüge zu integrieren. Sie sind nicht miteinander kompatibel, weil sie von sehr unterschiedlichen Annahmen ausge-[74]hen, recht verschiedenen wissenschaftlichen, aber auch zeitgeist- und weltanschauungsbedingten Auffassungen ‹der› Persönlichkeit folgen.“ (1985, S. 11)

Mogel erinnerte daran, daß allein Allport bereits 1959 „nur“ 50 Versuche gezählte hatte, mittels derer „Persönlichkeit“ begrifflich gefaßt wurde: Seither habe sich diese Anzahl vervielfacht. Auch Hermann und Lantermann (1985) bemängelten etwa zur gleichen Zeit das enorme konzeptionelle Defizit in der persönlichkeitspsychologischen Forschung und Theorieentwicklung der achtziger Jahre, das auch durch einen wahren „Dschungel traditioneller Kleinstudien“ (S. VIII) nicht zu kaschieren gewesen sei.

Die Konzeption des Menschen versickere im Dschungel traditioneller Klein-Studien. Es überwögen Untersuchungen unter der Leitlinie des methodologischen Behaviorismus. Die Forschung sei außerordentlich fragmentiert, es fehle überall an Integration und besonders an Versuchen, neue umfassende Persönlichkeitstheorien zu entwickeln, die mehr als reine Deklamationen einer sogenannten „neuen“ Auffassung vom Menschen seien. An der Front der Theoriebildung gebe es wenig Neues, das überzeugen könne.

Der US-amerikanische Persönlichkeitspsychologe L. A. Pervin (1987) wies in diesem Zusammenhang auf den Kern des Problems, den metatheoretischen Dissens in der Persönlichkeitstheorie, hin, der in den unterschiedlichen philosophischen Quellen und Wurzeln der verschiedenen Theorieansätze begründet war und ist.

„Die Persönlichkeitstheorien basieren auf einem bestimmten philosophischen Menschenbild. Die eine Theorie spricht von den Instinkten, die andere von den sozialen Fähigkeiten. Eine Theorie geht vom freien Willen des Menschen aus, eine andere von seiner Determiniertheit. Die eine Theorie bevorzugt einfache und mechanische Erklärungsmodelle, die andere komplexe und dynamische. Eine Theorie sieht den Menschen als Organismus, der denkt, wählt und entscheidet (rationale Sichtweise), während eine andere Theorie ihn als getrieben, eingezwängt und irrational betrachtet (animalische Sichtweise). Eine dritte Theorie läßt den Menschen automatisch auf äußere Reize reagieren (mechanische Sichtweise), während wiederum eine vierte Theorie von der komputerhaften Informationsverarbeitung des Menschen ausgeht (komputerhafte Sichtweise). Das philosophische Menschenbild, das hinter den Theorien steht, ist von Bedeutung, da es zu bestimmten Schwerpunkten und besonderen Forschungsrichtungen Anlaß gibt.“ (S. 25 f)

Es ist für mich von besonderem Reiz, daß von marxistischer Seite eine vergleichbare Meinung vertreten wurde. Aus Sicht des französischen Philosophen und Psychologen L. Sève, dessen Arbeit zu einer marxistisch fundierten Persönlichkeitstheorie in den siebziger Jahren großen internationalen Widerhall fand, [75] stellte die herausfordernde Frage: „Ist die ‚Persönlichkeit‘ überhaupt ein echter Wissenschaftsgegenstand? Das erscheint mehr als einem zweifelhaft.“ (Sève 1977, S. 26) Nach Sève ist das Dilemma der Persönlichkeitstheorie weniger ein methodisches als ein grundsätzliches Problem, das mit der „Unreife“ der Psychologie als Wissenschaft zusammenhänge.

„Wenn die Psychologie zwar unerhörte Fortschritte erzielt, insgesamt aber bisher noch keine ausgereifte Wissenschaft ist, dann deswegen, weil es in der Frage, von der alles abhängt, noch keinen entscheidenden Fortschritt gibt: in der Frage nach dem Gesamtplan ihres Bereichs, nach dem Zusammenhang ihrer Gegenstände. Und deswegen ist die theoretische Unreife auch sehr unterschiedlich ausgeprägt.“ (Sève 1977, S. 26)

Sève erinnerte in diesem Zusammenhang an ein Symposium der „Vereinigung für französischsprachige wissenschaftliche Psychologie“ in Lüttich (1964), auf dem neben vielen anderen Kritikern F. Bresson als Gesamttenor der Kritik folgendes hervorhob:

„Frappierend wirkt zunächst eine gewisse Heterogenität: Faktorenanalyse und Psychoanalyse, die psychopathologischen Theorien und die Analysen K. Lewins zeigen kaum gemeinsame Züge. Wenn wir Berichte über die Pawlowsche oder über Sheldons Typologie, über die von Hull oder Tolman ausgehenden Theorien gehabt hätten, dann wäre diese Heterogenität noch größer geworden. Der einzige verbindende Zug ist offenbar das Wort ‚Persönlichkeit‘, aber wir können bezweifeln, daß es in diesen verschiedenen Bezugsystemen dieselbe Bedeutung hat.“ (Zit. n. Sève 1977, S. 26)

Sève kommt zu der resignativen Zwischenbilanzierung, daß „die Definitionsprobleme der Persönlichkeitspsychologie anscheinend nicht nur ungelöst, sondern auch unlösbar“ (1977, S. 27) seien. Es sei offenbar unmöglich das Psychische als „gesonderten Wissenschaftsgegenstand und vermutetes Substrat der Persönlichkeit“ in Abgrenzung zur neurophysiologischen Basis zu definieren. Entweder gelange man dabei zu einem idealistischen Dualismus von „Seele“ und „Körper“, oder man definiere das Psychische nur als neuronale Aktivität: das bedeute aber das Ende der Psychologie. Der scheinbare Ausweg, die „Einheit von Psychologischem und Physiologischem, von Subjektivem und Objektivem“ vorauszusetzen, verschiebe nur das Dilemma. Niemand könne definitiv entscheiden, ob die Trennung zwischen Psychologie und Physiologie nur eine subjektiv empfundene oder eine wirkliche Unterschiedlichkeit sei.

Die letzte theoretische Klärungsmöglichkeit für das psychisch-physiologische Problem liege darin, die Dualität von psychologischem und physiologischem Gesichtswinkel durch eine im Psychischen selbst objektive gegebene Dualität zu rechtfertigen. Doch auch dieser Ansatz könne nicht die Frage beantworten, [76] „wie eigentlich jene Eigenschaft des Psychischen beschaffen sein soll, die bewirkt, daß es sich qualitativ von der Nerventätigkeit unterscheidet und doch nichts anderes ist als diese.“ (1977, S. 30)

Sève meint weiter, daß auch für das ungelöste Problem der Beziehungen zwischen Psychologie und Gesellschaftswissenschaften ähnliches zuträfe wie für das psycho-physische Dilemma. Man könne theoretisch die Persönlichkeit von den gesellschaftlichen Bedingungen sondern, unter denen sie sich herausbildet; damit mache man sich aber zu einem „Gefangenen einer unwiderruflich ahistorischen Auffassung von der Individualität“.

Löse man umgekehrt die Persönlichkeit in den gesellschaftlichen Gegebenheiten auf, so könne man „die konkrete Einmaligkeit eines jeden Individuums nicht erfassen“. (1977, S. 31) Man gerate damit auf den Weg eines Soziologismus, „von dem kein Weg zu einer psychologischen Theorie der Persönlichkeit führt.“ (1977, S. 31)

Ohne es direkt anzusprechen, knüpfte Sève damit an der ab Mitte des 19. Jahrhunderts geführten Debatte um den „psycho-physiologischen Parallelismus“ wieder an, die damals durch Fechners Experimentaluntersuchungen über die Beziehungen zwischen physikalischem Reiz und dessen subjektiver Einschätzung durch das Individuum zur Formulierung des „Fechnerschen Gesetzes“ geführt hatte: die Intensität der Empfindung ist dem Logarithmus der Reizstärke proportional ($R = K \log S$).

Der Kern der damit verbundenen „Parallelismus“-Konzeption ist über die damalige zeitgenössische Kontroverse bis heute von grundsätzlicher Bedeutung geblieben. Er besagt nämlich, daß zwischen Physischem und Psychischem keine Wechselwirkung stattfindet, sondern ein „Parallelismus“, wobei das Physische das Korrelat des Psychischen ist und umgekehrt. Damit wird aber de facto zugleich – wie die Herausgeber des marxistischen „Philosophischen Wörterbuch“, G. Klaus und M. Buhr, kritisieren – „hinsichtlich der Grundfrage der Philosophie“ (Frage nach dem Primat des Materiellem gegenüber dem Geistigen bzw. umgekehrt) die Auffassung abgelehnt, daß Denken und Denkstruktur letztlich eine materielle Grundlage in den neurophysiologischen Strukturen besitzen.

Letztlich bleibt damit im Verhältnis von Physischem und Psychischem ein unbekanntes Drittes wirksam, in welchem beide ihren Ursprung finden. Das könnte auch ein „höheres Wesen“ (z. B. eine göttliche Instanz) sein.

Klaus & Buhr sehen in der „Parallelismus“-These eine Reaktion auf eine im 19. Jahrhundert beginnende Durchsetzung materialistischer Ansätze in der Psychologie. „Die mit Hilfe des Experiments und der empirischen Beobachtung erzielten Erfolge in der Psychologie legten in immer stärkeren Maße materialistische Schlußfolgerungen nahe. Diesem einsetzenden Prozeß der materialisti-[77]schen Durchdringung der psychologischen Forschung sollte durch den psychophysischen Parallelismus die Spitze abgebrochen werden. ... Ist das Denken die Wirkung materieller Ursache, so kann nicht mehr von Parallelismus die Rede sein.“ (Klaus & Buhr 1974, S. 911)

Ähnlich wie Sève, Klaus & Buhr sah auch ein anderer prominenter Vertreter einer marxistisch orientierten Psychologie, K. Holzkamp, die Schwierigkeiten in der psychologischen Theoriebildung primär in einem grundlegenden erkenntnistheoretischen und philosophischen Zusammenhang. Seine Kritik am Auseinanderklaffen zwischen gnostischem und gnoseologischem Aspekt in der Wahrnehmungspsychologie, d. h. der Absonderung von psychologischer Erforschung des Prozesses der sinnlichen und kognitiven „Wahrnehmung“ von der „Wahrnehmung“ als eines Teilmoments der menschlichen Erkenntnistätigkeit mit der „Möglichkeit nach erkennendem Charakter“ (1973, S. 56) ist m. E. auch auf das Gebiet der Persönlichkeitspsychologie übertragbar. Holzkamp meint, die bürgerliche Wahrnehmungspsychologie setze sich von philosophisch-erkenntnistheoretischen Bemühungen sowohl institutionell wie ihrem Selbstverständnis nach eindeutig ab. Sie betrachte die experimentelle Untersuchung der Wahrnehmung unabhängig von den erkenntnistheoretischen Grundsatzproblemen. Die philosophische Erkenntnistheorie wiederum sehe ihre Aufgabe in der Abklärung für die Möglichkeit menschlicher Erkenntnis überhaupt – losgelöst von Erkenntnissen der Wahrnehmungspsychologie.

„... das Problem der allgemeinen Erkenntnisvoraussetzungen erscheint dabei der Frage der empirischen Beschaffenheit menschlicher Erkenntnisvorzüge als logisch vorgeordnet; demnach wird die Vorstellung als unsachgemäß und ‚psychologistisch‘ zurückgewiesen, Ergebnisse experimenteller Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Wahrnehmungspsychologie könnten irgendeine Bedeutung für erkenntnistheoretische Reflexionen beanspruchen. Diese Absonderung ist eine bestimmte Form der gedanklichen Trennung zwischen Geltungsfragen und Tatsachenfragen, wie sie sich aus der bürgerlichen Wissenschaftsauffassung ergibt.“ (1973, S. 56 f)

Hinsichtlich der Grundlagen der persönlichkeitspsychologischen Theorieentwicklung sah es demnach nach übereinstimmender Meinung von Marxisten und Nicht-Marxisten eigentlich recht kompliziert, ja nahezu hoffnungslos aus. Unterschiedliches Bewußtsein über die Notwendigkeit einer philosophischen und wissenschaftstheoretischen Überwölbung einzelner persönlichkeitspsychologischer Teilerkenntnisse auf der einen, sowie unvereinbare theoretische und weltanschauliche Grundpositionen auf der anderen Seite bildeten ein schier unüberwindliches Hindernis für die Entwicklung eines integrativen Gesamtansatzes der psychologischen Persönlichkeitstheorie.

[78] War und ist dieser „Totalverriß“ der Persönlichkeitspsychologie sowohl von „bürgerlichen“ wie auch von marxistischen Theoretikern aber wirklich berechtigt gewesen?

Zustimmung müssen m. E. vor allem diejenigen Aspekte der Kritik finden, die neben methodologischer Einzelkritik auf das philosophisch-weltanschauliche Grunddilemma in der Theoriebildung hinwiesen – die Heterogenität der auf der metatheoretischen Ebene so disparaten und konträren Grund- und Vorannahmen, auf die sich implizit oder explizit die diversen Persönlichkeitstheorien bezogen und beziehen. Es ist m. E. ein über die eigentliche persönlichkeitstheoretische Fragestellung hinausreichendes erkenntnistheoretisches Verdienst der „Sichtungsversuche“ der 70er und 80er Jahre, daß sie die stillschweigend akzeptierte Abkoppelung der „modernen“ naturwissenschaftlichen orientierten psychologischen Theorieentwicklung von der Philosophie zu hinterfragen begannen.

Mit Recht wurde auch die Meinung geäußert, daß ein neuer persönlichkeitstheoretischer Ansatz erst dann brauchbar wird, wenn es gelingt, das vorwissenschaftliche Menschenbild, dem er verpflichtet ist, mit wissenschaftlicher Begrifflichkeit und Forschungsmethodologie ohne Bruch und überzeugend aufeinander zu beziehen. Ein nicht entsprechend strikt formuliertes Modell vom Menschen kann bestenfalls von der guten Absicht und der Gesinnung seiner Propheten zeugen. Die alte deutsche

Charakterkunde mußte die Psychologen zu Vorsicht mahnen, wenn nicht schließlich über einem neuen Integrationsmodell nur das alte Motto gesetzt werden müßte: „Ut desint vires tamen est laudanda voluntas“ richtig und zutreffend die grundsätzliche Kritik am erreichten Stand der Persönlichkeitspsychologie auch sein mochte, zu kurz kam dabei, daß – aus Sicht der Weiterentwicklung zum bio-psychosozialen Ansatz – in verschiedenen persönlichkeitspsychologischen Theorien wichtige Erkenntnisse über die Zusammenhänge zwischen Individuum und Gesellschaft, biologischen und psychischen Faktoren für die Entwicklung der Persönlichkeit erarbeitet worden waren.

Dies soll exemplarisch – d. h. auch ohne Anspruch auf Vollständigkeit – an einigen Vertretern der wichtigsten psychologischen Persönlichkeitstheorien veranschaulicht werden. Es geht dabei nicht um ein Referieren ihrer Persönlichkeitskonzeptionen, sondern um besondere methodische Aspekte, auf die bei der weiteren Darstellung der bio-psychosozialen Thematik wieder zurückgekommen werden muß. [79]

2.3. Relevanz von „Schicht-“ und „Struktur“-Modellen

Im Kontext dieser Studie kann es nicht darum gehen, nun einen Abriß der persönlichkeitspsychologischen Theorieentwicklung vorzulegen. Dazu liegen bereits kompetente und umfassende Lehrbücher vor. Es soll hier lediglich eine Art „Folie“ aufgespannt werden, vor der die DDR-spezifischen Fragestellungen, die im späteren Verlauf der Argumentation im Mittelpunkt stehen werden, eine Einordnung in den internationalen persönlichkeitspsychologischen Diskurs erfahren. Im folgenden sollen daher bekannte und verbreitete persönlichkeitspsychologische Schichtmodelle analysiert werden, die direkt oder indirekt Anregungen für die Integration der Dimensionen des Biologischen, Psychischen und Sozialen zu einem einheitlichen Gesamtkonzept lieferten. Dazu sollen zunächst die Beiträge von P. Lersch, G. W. Allport, und H. A. Murray diskutiert werden. In einem folgenden größeren Abschnitt werden dann methodische und konzeptionelle Überlegungen analysiert, die Aussagen über die Stabilität oder Dynamik von Persönlichkeitsmerkmalen machen.

2.3.1. Das Schicht-Modell von P. Lersch

Zunächst sei der Beitrag von P. Lersch behandelt. Neben E. Rothacker (1888-1965) ist P. Lersch (1898-1972) der wichtigste Vertreter einer schichttheoretischen Erklärung der Persönlichkeit. Lerschs Werk ist wegen seiner engen Verbindung mit der auch vom deutschen Faschismus übernommenen und im rassistischen Sinne interpretierten „Charakterologie“ äußerst umstritten. Außerdem ist sein Wirken als Reichswehrpsychologe und seine führende Mitarbeit als Mitglied des „Nationalsozialistischen Deutschen Dozentenbundes“ (NSD) bei der „Professionalisierung“ der deutschen Psychologie im Sinne des deutschen Militarismus und Faschismus mit Recht scharf kritisiert worden. (Vergl. U. Geuter 1988, S. 180-192, 299-340, 414-418)

Dennoch sollte Lersch nicht einfach als „erledigt“ abgebucht werden. Sein „Schichtenmodell“ erscheint im Zusammenhang mit dem Thema der vorgelegten Studie insofern erwähnenswert, weil hier vom Grundgedanken her Persönlichkeit als eine Einheit diverser Ebenen („Schichten“) verstanden wird. Daraus scheint im Prinzip eine Nähe zum ebenfalls unterschiedliche konstitutive Ebenen der Persönlichkeit annehmenden „bio-psychosozialen“ Ansatz gegeben zu sein, zumal auch Fisseni auf Anklänge an einen Schichtenaufbau bei diversen anderen Persönlichkeitstheorien hinweist: so z. B. Freuds Instanzenlehre (Es, Ich, Über-Ich) und C. G. Jungs Modell des Aufbaus der Psyche (kollektives Unbewußtes, persönliches Unbewußtes, Bewußtsein zentriert um das Ich).

[80] Lersch entwickelte in seinem 1938 veröffentlichtem Werk „Der Aufbau des Charakters“ ein Modell der Persönlichkeit bestehend aus drei vertikalen Schichten: 1) dem „Lebensgrund“, als Basis für Entscheiden und Erleben; 2) dem „endothymen Grund“ als Bereich der Stimmungen, Gefühle und Antriebe; 3) dem „personellen Oberbau“ als Zentrum der Ich-Funktionen des Denkens und Wollens. Diese drei Schichten sind in sich wiederum nach verschiedenen Gliederungsaspekten differenziert, auf die nicht weiter eingegangen werden soll.

Die horizontale Struktur der Person wird gebildet von zwei „Funktionskreisen“: 1) dem Weltinnewerden und 2) dem Wirkenden Verhalten.

Die Kritik am Schichtenmodell bemängelt zum einen, daß diese bildhafte Vorstellung völlig davon abstrahiert, daß das Psychische bzw. „Seelische“ ein Abstraktum ist, und gar nicht in bildhafter oder räumlicher Form „veranschaulicht“ werden kann. Außerdem werde die wechselhafte Durchdringung psychischer Vorgänge mit dem Schichtenmodell nicht erfaßt. (Fisseni 1984, 105 f). Mogel bemängelt besonders, daß Schichtenmodelle oft „Schreibtischgeburten“ seien, die „die psychischen Phänomene mit so allgemeinen Begriffen beschrieben, daß eine empirische Überprüfung ihrer wichtigsten Hypothesen nicht möglich ist.“ (1985, S. 28)

Diese Kritiken sind m.E. berechtigt; darin stimmen die nicht-marxistische und die marxistische Kritik am Schichtenmodell überein. Die Begründung der letz-

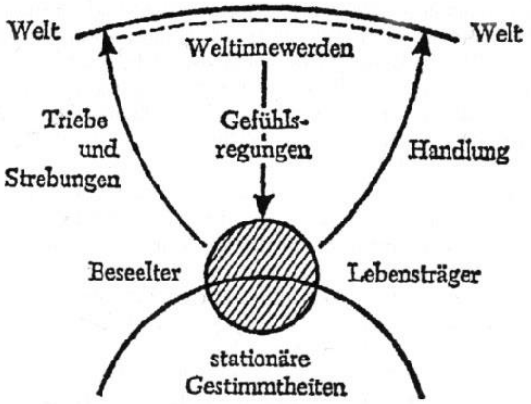


Abbildung 3: Funktionskreis des Erlebens. (Aus Lersch 1969, S. 107)

[81]teren richtet sich jedoch gegen andere Schwachstellen, als sie z. B. bei Mogel und Fisseni genannt werden. Eine Kritik am Schichtenmodell, so notwendig sie das empirisch nicht Belegbare und Künstliche in diesem Ansatz ablehnen muß, darf nicht stillschweigend einen Dualismus zwischen „rein Psychischem“ und „rein Physiologischem“ voraussetzen, der in Wirklichkeit nicht existiert.

Marxistische Psychologen und Philosophen haben die Schichtenmodelle der Persönlichkeit grundsätzlich als „idealistisch“ verworfen. Sie begründen ihre Kritik entweder aus philosophisch-soziologischer Sicht oder von einer psychologisch-physiologischen Warte.

Schichtenmodelle der Persönlichkeit erfassen nach dieser Kritik „die Entwicklung der materiellen Strukturniveaus der Gesellschaft (Gruppen, Schichten, Klassen, Nationen usw.) nur in idealistischen Hypostasierungen. Die bestimmende Rolle materieller Faktoren (Werkzeugherstellung, Vergegenständlichung und Aneignung, Arbeit usw.) bei der Menschwerdung wird nicht gesehen, das entscheidende Strukturniveau der Klasse – im bürgerlichen Klasseninteresse! – übergangen.“ (Erpenbeck 1984, S. 96)

Die DDR-Autoren Eckart und Schnecke (1986) begründen einen zweiten Kritikansatz so:

„Die S. geben nur ein statisches und somit falsches Bild der dynamischen Hirntätigkeit im Ganzen. Die von den S. vorgenommene Lokalisation bestimmter Handlungs- und Erlebnisweisen in bestimmten Hirnabschnitten (Lokalisationstheorien) führt zu einer künstlichen Trennung von kortikalen und subkortikalen Funktionen. Nachweisbar existierende funktionale Zusammenhänge des aufsteigenden retikulären aktivierenden Systems (ARAS) sind mit S. nicht erklärbar. Die S. können weder die Mannigfaltigkeit der Erlebens- und Verhaltensweisen der Persönlichkeit durch ein natürliches Ordnungsgefüge systematisieren, noch das Zustandekommen psychischer Phänomene erklären.“ (1986, S. 533)

Dennoch ist der Gedanke einer Schichtung oder Gliederung der Persönlichkeit nicht einfach total zu verwerfen. Ich stimme mit Erpenbeck darin überein, daß sowohl die „einfacheren“ (Freud) wie auch die „differenzierteren“ Schichtenmodelle (Lersch) die Evolution entscheidender materieller „Strukturniveaus“ der Persönlichkeit zumindestens erahnen lassen, die sich im Prozeß der Evolution (nachgewiesen durch Erkenntnisse aus der Evolutionsbiologie und Verhaltensforschung) herausgebildet haben. Diese unterschiedlichen Strukturniveaus haben – so Erpenbeck – einen engen Zusammenhang

mit der Phylogenese und der Ontogenese des Menschen und beeinflussen die Struktur und Funktion emotional-motivationaler Wertungsleistungen. (Vergl. dazu Erpenbeck 1984, S. 64-112)

Der Gedanke, daß unterschiedliche in der biologischen und sozialen Evolution wurzelnde „Strukturniveaus“ die Bildung der Persönlichkeit in einem noch [82] zu bestimmenden Wechselverhältnis wesentlich beeinflussen, ist eine dem „Schichtenmodell“ zumindestens entfernt ähnelnde Grundannahme.

Lersch ist aber auch wegen seiner späten Arbeiten, darunter eine Einführung in die Sozialpsychologie (1964) sowie der Band „Der Mensch als Schnittpunkt“ (1969), und der darin entwickelten Überlegungen zum Thema „Der Mensch als soziales Wesen“ erwähnenswert. Er setzt sich darin sehr fundiert mit der auch für den bio-psychosozialen Ansatz wichtigen Frage nach der Beziehung zwischen Individuum und Sozietät auseinander.

Mit seiner Einführung in die Sozialpsychologie nimmt Lersch in prononcierter Form Partei zu der immer wieder umstrittenen Frage nach der Beziehung zwischen Einzelindividuum und Gesellschaft. Er betont darin, daß diese Beziehung weit mehr ist als das zweckrationale, materielle Angewiesensein auf soziale Hilfe und Kontakt.

„Das Gegenüber der Welt ist Inhalt seines Erlebens und Bezugsfeld seines Verhaltens. Seelisches Leben ist ein Feldgeschehen, dessen Modell der Funktionskreis des Erlebens repräsentiert. Wie der lebendige Organismus in, mit und aus seiner Umwelt lebt, so sind auch Leib und Welt kommunikativ aufeinander zugeordnet und bilden in dieser Zuordnung eine polar-koexistenziale Einheit.“ (1964, S. 11 f)

Lersch bezieht sich zum Beleg für die „soziale Verflochtenheit“ des Individuums u. a. auf Äußerungen von M. Buber, C. G. Jung und M. Scheler und erinnert an das Grundprinzip der Existenzphilosophie, wonach sich die polare Zuordnung des Menschen auf Gemeinschaft und Gesellschaft vollzieht als „ein Existenzial, das heißt als die Weise, in der sich menschliche Existenz verwirklicht.“ (1964, S. 12)

Für Lersch gehört zur sozialen Natur des Menschen wesentlich auch das irrationale Moment der Du-Beziehung, in der nicht biologische oder zweckrationale Ziele erreicht, sondern emotionale Bedürfnisse befriedigt werden.

Lersch greift damit einen Gedanken von M. Buber auf, für den „Du-Beziehung und Du-Erlebnis“ der eigentliche Kerngehalt seiner These von der Grundstruktur menschlicher Existenz als einer „Existenz des Menschen mit dem Menschen“ sind. (Buber 1954, S. 165)

In drei Fragestellungen entwickelt Lersch Aufgaben, die zwar auf die Sozialpsychologie gemünzt sind, die aber m. E. ebensogut der Entwicklung eines umfassenderen Grundkonzepts der Persönlichkeitspsychologie dienlich sind.

1. Zu thematisieren sei das „wechselseitige Geschehen“ im interpersonalen Feld, die Interaktionen des Einzelnen sowie deren Bedingungen. „Als Bedingungen figurieren neben den biogenen individuellen Determinanten die transpsychischen soziogenen Gegebenheiten des kulturellen Milieus und der sozialen Strukturen.“ (1964, S. 21)

2. Zu fragen sei nach den Wirkkräften des kulturellen Milieus, in dem der Einzelnen mit anderen zusammenlebt. [83]

3. Zu untersuchen sei schließlich, wie weit das Individuum in seinem Erleben und Verhalten bestimmt wird durch die Funktion, die es im Rollensystem des sozialen Kollektivs spielt, in welchem er lebt.

Lersch geht in seiner Typisierung des Sozialen vom Konzept der „Gruppe“ und einem rollentheoretisch geprägten Persönlichkeitsverständnis aus. Er unterscheidet dabei biologische, psychologische und nomologische Gruppen (soziale Gruppen, die durch ein „Nomos“ (= Gesetz, Regeln) zusammengehalten werden) sowie „persönlichkeitsperiphere“ und „persönlichkeitszentrale“ Rollen. „Soziales Selbst“ und „Eigenselbst“ bilden für Lersch eine Einheit. Er grenzt bewußt den Terminus der sozialen „Gruppe“ von der Kategorie der sozialen „Klasse“ ab, die er ausschließlich als einen logisch-klassifikatorischen Terminus ansieht. In diesem Zusammenhang muß daher besonders auffallen, daß Lersch das Verhältnis

von Individuum und Sozietät auch mit Bezugnahme auf die von K. Marx und F. Engels hochgeschätzten Philosophen L. Feuerbach und G. W. E Hegel erörtert. Punktuell bezieht er sich auch auf die Marxsche Definition von „Entfremdung“ bzw. „Selbstentfremdung“. Da dies vor dem Hintergrund der Lerschschen Schichtkonzeption, der Ablehnung der Marxschen Klassenkonzeption und seinem politischen Werdegang doch sehr fremdartig erscheint, sei eine längere Passage im Original zitiert:

„Falsch wäre es, sich die Dinge so vorzustellen, als wären Individuum und Sozietät zwei Wirklichkeiten, deren jede für sich entstanden – zunächst auch für sich besteht und dann mit der anderen in Wechselbeziehung tritt. Individuum und Gesellschaft stehen vielmehr in jenem Verhältnis, das man seit Hegel als dialektisch bezeichnet ... Von einem dialektischen Verhältnis im Sinne Hegels darf ... dann gesprochen werden, wenn von zwei Wirklichkeiten jede als für sich Bestehendes zwar gedacht werden kann, nicht aber ohne die andere zu existieren vermag; wenn also beide polar-koexistenzial zusammengehören und in ihrem Sosein voneinander abhängig sind. In eben diesem Sinne muß auch das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, von Eigenselbst und Sozietät als dialektisch verstanden werden: der Einzelne bedarf ebenso der Gesellschaft um seine Individualität zu entwickeln, zu akzentuieren und zu profilieren, wie die Gesellschaft das Individuum braucht, um überhaupt ein Gesicht zugewinnen und existent zu sein. Beide gehören polar-koexistenzial zusammen ... In solcher Weise als soziales Wesen entworfen ist das menschliche Individuum also keineswegs der bloße Widerschein der Soezietät.“ (1964, S. 223 f)

Lersch warnt vor zwei Verzerrungen der wechselseitigen Abhängigkeit: einer Dominanz der Sozietät über das Individuum, der „sozialen Überdeterminiertheit“, bzw. einem überzogenen Individualismus, mit dem das Individuum versucht, sich gegen die Sozietät durchzusetzen. In der Gegenwart (1964) sei die [84] Gefahr der Störung des „sozial-individuellen Gleichgewichts“ durch den „Soziologismus“ und den „Existentialismus“ gegeben.

Die „Personalität menschlichen Seins“ werde erst dadurch erreicht, daß diese beiden gegensätzlichen Einseitigkeiten überwunden werden: Lersch meint damit „die Einseitigkeit des Individualisten, der abseits von der Gesellschaft oder in Auflehnung gegen sie lebt, und die Einseitigkeit des Konformisten, der völlig im Kollektiv aufgeht und nichts anderes, aber auch nicht weniger sein will als jeder andere. Positiv formuliert bedeutet das: Personalität verwirklicht sich und kann sich nur verwirklichen, wenn im Darleben der Sozialität, also im Vollzug dessen, was die Sozietät im Namen menschlichen Zusammenlebens von Einzelnen verlangt, zugleich auch dessen Individualität zur Geltung und Gestaltung kommt. Das ist nun freilich mehr eine Forderung als ein Faktum ...“ (S. 233 f)

Lerschs Position ist jedoch selbst nicht frei von einem stark forcierten „Soziologismus“. Wenn für das soziale „Ganze“ eine so dominierende Rolle in der Persönlichkeitsentwicklung reklamiert wird, daß eine oppositionelle Haltung (z. B. der von ihm charakterisierte Typ des „Individualisten“) fast schon als etwas Verwerfliches erscheint, und das einzelne Individuum nur als faktisches „Vollzugsorgan“ der Sozietät erscheint, dann ist es nicht mehr sehr weit zu einem Verständnis, in dem das einzelne Individuum nur noch ein kleines „Rädchen“ in einem großen sozialen Getriebe ist.

Das sich „auflehnende“, rebellische Individuum kann ja unter gegebenen Umständen vielleicht der wahre Garant für das menschenwürdige Zusammenleben in einer Gesellschaft sein bzw. zum Auslöser einer entsprechenden Bewegung einer Vielzahl sich „auflehnender Individuen“ werden.

Lersch wird mit der Einbeziehung der Hegelschen Dialektik in die Sozialpsychologie und mit seinen Bezügen zum Feuerbachschen Materialismus auf den ersten Blick zu einer auch für die marxistisch orientierte Persönlichkeitspsychologie interessanten Figur. Es soll hier nicht darüber spekuliert werden, was Lersch nach 1945 dazu gebracht hatte, in diesem Spätwerk Anleihen bei einer dialektischen Persönlichkeitskonzeption vorzunehmen, zumal diese in sich auch noch sehr widersprüchlich bleiben.[6]

[6] Die so seltene Bezugnahme auf die Dialektik in der nicht-marxistischen Psychologie ist vor nicht langer Zeit erneut vorgekommen. Die US-amerikanische Psychologin M. M. Linehan hat 1996 ein Therapiekonzept zur Behandlung von Borderline-Störungen vorgestellt, das von ihr als „dialektische Verhaltenstherapie“ (DVT) bezeichnet wird. Auf der Basis eines „biosozialen“ persönlichkeitstheoretischen Konzepts entwickelte Linehan ihren ursprünglich „kognitiven“ Therapieansatz zur DVT. Sie verwendet dabei den Begriff „Dialektik“ in zweifachem Sinne: als Ausdruck einer dialektischen

So blendet Lersch in seinem Begriff von Gesellschaft jede weitere Präzisie-[85]rung des Gesellschaftstypus aus und erörtert die Kategorie der sozialen „Klasse“ als eines entscheidenden Strukturmerkmals von modernen Gesellschaften nicht ein einziges Mal. (Vergl. dazu auch die neuere innermarxistische Debatte über den Klassenbegriff in der „Zeitschrift für Marxistische Erneuerung – Z. Heft. 24-26“ mit Beiträgen u. a. von Brenner [1996], Deppe [1996], Neubert [1995], Tjaden-Steinhauer [1996]).

Im Zusammenhang mit der Darstellung der Rolle der Religionsgemeinschaften im Gefüge der „sozialen Konfigurationen“ greift Lersch jedoch eine kritische Bemerkung von Max Weber auf, in der dieser das Wertsystem des Kapitalismus als Produkt des Protestantismus calvinistischer Prägung charakterisierte hatte, „womit der Erwerbssinn als thematisches Grundmotiv der kapitalistischen Gesellschaft etabliert wurde.“ (Lersch 1964, S. 122).

Lersch wendet die Hegelsche Dialektik nur äußerst selektiv an, die Beziehung zwischen Sozietät und genetisch-biologischer Disposition bleibt unerörtert. Die Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft wird offenbar als unilateral verstanden. Sein Dialektik-Verständnis reduziert außerdem die Komplexität des Hegelschen Systems auf eine im Grunde recht undialektische Mechanik und eine versimplifizierten Wechselwirkung. (Vergl. auch Kapitel 5.4. dieser Arbeit)

Dennoch ist m. E. als Anregung der Gedanke Lerschs festzuhalten, daß die „Mannigfaltigkeit der Tatsachen menschlichen Zusammenlebens nicht als ein summatives Nebeneinander zu sehen, sondern als Teile eines übergreifenden Ganzen zu verstehen (ist).“ (Lersch 1964, S. 5) Dieser Anspruch bleibt richtig, auch wenn Lersch selbst ihn kaum einlösen konnte. Die Frage, die zu stellen wäre, müßte darauf abzielen, zu untersuchen, was denn konkret dieses „übergreifende Ganze“ ist: Wie strukturiert es sich in Klassen und Schichten? Was sind die Quellen politischer und ökonomische Macht? Welche sozialen Triebkräfte und Konflikte prägen dieses „Ganze“? Welche Rolle in der sozialen Psychologie einer Gesellschaft spielen Kategorien und reale Tatsachen wie Eigentum, Reichtum, Armut etc.? All dies bleibt unerörtert und in seiner Bedeutung für die Entwicklung einer bestimmten sozialpsychologischen Typologie einer Gesellschaft unbestimmt.

Anschließend sei ein weiterer wichtiger „Anreger“ der persönlichkeitspsy-[86]chologischen Theoriebildung angesprochen: der US-Psychologe G. W. Allport (1897-1967).

2.3.2. G. W. Allports Konzept der „Einzigartigkeit“

Allport nimmt unter den Persönlichkeitstheoretikern durch seine besonders ausgeprägte Parteinahme für die Gewichtung der „Einzigartigkeit“ des Individuums eine besondere Rolle ein. Er stellt damit eine Art Kontrapunkt zu Lersch da.

Allport löst (vordergründig) den metatheoretischen Hauptkonflikt in der zeitgenössischen Persönlichkeitspsychologie zwischen nomothetischer und idiographischer Ausrichtung zugunsten des ersteren Ansatzes.

Die idiographische Persönlichkeitsforschung ist an dem Ziel ausgerichtet, möglichst detaillierten und repräsentativen Aufschluß über die Einzigartigkeit eines Individuums zu gewinnen. Das relevante Verhalten des einzelnen Individuums soll möglichst exakt beobachtet, beschrieben, analysiert und in einen sinnvollen Zusammenhang gebracht werden mit seiner Lebensgeschichte und seinen Zielen. Allport steht damit, obgleich sein Gesamtwerk nach übereinstimmender Lehrbuchmeinung (Pervin 1987, 290 f; Fisseni 1984, S. 95; Mögel 1985, S. 520 nicht den Rang eines „großen“ theoretischen Gesamtentwurfes beanspruchen kann (Pervin widmet ihm in seinem fast 600 Seiten umfassenden Lehrbuch lediglich drei Seiten), als ein wichtiger „Anreger“ da.

Allports persönlichkeitstheoretisches Grundanliegen läßt sich mit seinen Worten so beschreiben:

Welt-[85]sicht, nach der Ganzheit, Wechselbeziehungen und Veränderungen prinzipielle Charakteristika der Wirklichkeit sind und zur Charakterisierung ihres Behandlungsansatzes und der Strategien, die im therapeutischen Prozeß zur Beeinflussung von Veränderungen eingesetzt werden. (Vergl. M. M. Linehan (1996). Grundlagen der dialektischen Verhaltenstherapie bei Borderline-Persönlichkeitsstörungen. In: B. Schmitz/T. Fydrich/K. Limbacher (Hrsg.): Persönlichkeitsstörungen: Diagnose und Psychotherapie, S. 179-199. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

„... das hervorragende Kennzeichen des Menschen (ist) seine Individualität. Jeder Mensch ist in einzigartiges Produkt der Kräfte der Natur. Es hat niemals eine Person wie ihn gegeben, und es wird niemals wieder eine kommen. Denken wir an den Fingerabdruck: sogar er ist einzigartig.

Alle Wissenschaften, einschließlich der Psychologie, neigen dazu, diese entscheidende Tatsache der Individualität zu vernachlässigen.“ (1970, S. 3)

Diese Einzigartigkeit sei eine dreifache: sie bestehe in der genetischen, biochemischen Individualität und in der Individualität als Gestalt.“ Das Individuum, wer immer es auch sein mag, ist eine innerlich konsistente und einzigartige Organisation von körperlichen und geistigen Vorgängen.“ (5.8) Mit dieser zugespitzt idiographischen Sicht auf die Exklusivität des Individuums wirft Allport jedoch zwangsläufig die Frage auf, ob dann das Individuum eigentlich überhaupt noch Gegenstand von wissenschaftlichen Überlegungen sein kann.

Wissenschaft befaßt sich dem eigenen Selbstverständnis nach mit der Aufdeckung und Erforschung von Gesetzmäßigkeiten, sei es auf in aktivem, sei es auf deduktivem Weg. Verallgemeinerung empirisch gewonnener Daten und Er-[87]kenntnisse, Überprüfung von Theorien an Serien von Experimenten und Untersuchungen soll aus der Überfülle von sinnlich und apparativ wahrgenommenen Einzelheiten und Zufälligkeiten das Regelmäßige, das „Normhafte“ herausdestillieren und die Gesetzmäßigkeit weiterer Forschung zugänglich machen. Wissenschaft ist deshalb die Suche nach Gesetzmäßigkeiten; sie ist eine nomothetische Disziplin („nomos“ [griechisch] = Gesetz, Regel). Allport müßte eigentlich folgerichtig die Frage aufwerfen, ob denn aus seiner Sicht überhaupt eine Persönlichkeits„theorie“ mit wissenschaftlichem Anspruch möglich sein kann. Er tut es auch mit deutlicher Offenheit: „Die Individualität kann nicht von der Wissenschaft untersucht werden, sondern von der Geschichte, der Kunst oder der Biographie, deren Methoden nicht nomothetisch sind, d. h. universale Gesetze suchen, sondern idiographisch.“ (Allport 1970, S. 8). Die Wissenschaft vom Menschen steht demnach in einem grundsätzlichen Widerspruch zwischen dem Anspruch der Wissenschaft auf Universalität und der Einzigartigkeit jedes einzelnen Individuums.

Allport macht sich nun aber fast schon wider Erwarten keineswegs das Motto der mittelalterlichen Scholastik: „Scientia non est individuorum“ zueigen, sondern löst den Widerspruch zwischen Universalismus und Singularität wieder auf. „Daß das Individuum ein System einzigartiger Gestalt bildet, ist eine Tatsache. Daß die Wissenschaft Universales und nicht Partikulares schätzt, ist auch eine Tatsache. Doch die Persönlichkeit selbst ist ein universales Phänomen, wenn sie sich auch nur in individuellen Formen findet. Da sie ein universales Phänomen ist, muß die Wissenschaft sie erforschen, aber sie kann sie nicht richtig erforschen, wenn sie nicht auf die Individualität der Gestalt sieht. (1970, S. 9) Allport kommt schließlich zu folgendem Resümee: „Die Psychologie der Persönlichkeit ist weder ausschließlich nomothetisch, noch ausschließlich idiographisch. Sie sucht ein Gleichgewicht zwischen den beiden Extremen.“ (S. 21) Dieses „Gleichgewicht“ sucht Allport auch, wenn er seine eigene Konzeption von der vielschichtigen Einheit, der „unitas multiplex“ [Einheit der Vielfalt] (S. 26), der Persönlichkeit entwickelt.

Temperament, Körperbau und Intelligenz sind das (stark biologisch geprägte) „Rohmaterial“, das die Persönlichkeit konstituiert. Dabei wird jedoch eine weitere methodisch entscheidende Fragestellung, die nach dem Zusammenwirken und der Integration verschiedener Komponenten oder Dimensionen des Biologischen, Psychischen, Sozialen, etc. für die Persönlichkeitsbildung, nur sehr widersprüchlich beantwortet.

Zunächst legt Allport die Annahme nahe, daß er durch seine besondere Betonung der drei „Rohmaterialien“ im Verhältnis zwischen Psychischem und Biologischem ein Primat des Letzteren annähme. Auf den zweiten Blick scheint dies jedoch nicht zuzutreffen, denn Allport hebt energisch die Vorzüge einer [88] „psychologischen“ Persönlichkeitstheorie hervor. Die biologischen Wissenschaften, so argumentiert er gegen die Forderung, die Persönlichkeitstheorie so lange beiseite zu legen, bis Anatomie, Neurologie und Physiologie weitere Fortschritte gemacht hätten, könnten trotz aller Unentwickeltheit und Schwächen der Persönlichkeitspsychologie dennoch nicht mit deren fortgeschritteneren Untersuchungen konkurrieren.

Im Gegensatz zu seiner auch von Fisseni (1984, S. 87) zitierten primär psychologisch orientierten Definition von „Persönlichkeit“ („Persönlichkeit ist die dynamische Organisation derjenigen psychophysischen Systeme im Individuum, die sein charakteristisches Verhalten und Denken determinieren.“ [1970, S. 28]) hält sich Allport letztlich jedoch die Möglichkeit eines anderen, mehr biologisch orientierten Persönlichkeitsbegriffs offen.

„Wir haben den Glauben, daß irgendwann in ferner Zukunft gut fundierte Tatsachen in Bezug auf die Persönlichkeit gefunden werden, welche die Brücke zu ebenso gut fundierten Tatsachen der menschlichen Biologie bieten. Bis dahin glauben wir, daß das ‚psychologische Modell‘ im ganzen den sichersten Führer zu einer Wissenschaft der menschlichen Persönlichkeit darstellt. Eines Tages mag das ‚biologische Modell‘ aufholen.“ (1970, S. 73)

Ein Vorzug des „biologischen“ Persönlichkeitsmodells sei aber bereits heute klar erkennbar: der Gesichtspunkt der Entwicklung. Die Individuen der menschlichen Gattung nähmen diejenige Form der Persönlichkeit als den Modus der Selbsterhaltung an, die ihren besonderen Bedürfnissen der Anpassung an eine besondere Umwelt am besten entspricht. „So ist meine Persönlichkeit der einzigartige modus vivendi, zu dem ich in meinem eigenen Daseinskampf gelangt bin. Persönlichkeit ist für das Individuum, was Art (species) für alle lebenden Stämme (phyla) ist.“ (1970, S. 73). Zustimmend zitiert Allport auch die Grundannahme des biologischen Persönlichkeitsansatzes, wonach die Persönlichkeit eines Individuums der Modus des Adjustierens [Gebrauchs] oder der Selbsterhaltung ist, der aus der Wechselwirkung seiner organischen Bedürfnisse mit einer Umgebung kommt, die teils freundlich, teils feindlich zu diesen Bedürfnissen eingestellt ist. Das geschieht durch Vermittlung eines plastischen und modifizierbaren Zentralnervensystems. Zwar, so Allport, sei eine solch biologische Theorie der Persönlichkeit bislang nur in „ihren gröberen Umrissen“ akzeptabel, generell könne man aber als „vereinfachte“ Definition jedoch folgendes festhalten:

„Die Persönlichkeit stellt den Überlebensmodus dar, den das Individuum bewußt oder unbewußt für sich ausgearbeitet hat.“ (S. 73) Die Beziehung zwischen Biologischem und Psychischem wird offenbar von Allport (zumindestens perspektivisch) zugunsten des Biologischen gewichtet. Auch die Beziehung zwischen Individuum und Sozietät wird von Allport wenig schlüssig betrachtet; es [89] wird nicht ganz deutlich, wie in seiner Konzeption beide Ebenen verbunden sind. Allports Standpunkt wird von Mogel auch als „selbst-theoretische Persönlichkeitsauffassung“ (1985, S. 52 f) charakterisiert. Dafür spricht insbesondere Allports Konzeption des „propriaten Strebens“ und der „funktionellen Autonomie“, des Strebens nach der „Selbstheit“ und Selbstverwirklichung, worin Allport primär als Verfechter eines Persönlichkeitsbegriffs erscheint, der die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft nahezu ausschließlich aus dem Blickwinkel des isolierten Einzelnen zu sehen scheint.

Andererseits hält Allport die Rolle des Sozialen für die Entwicklung des Individuums als etwas völlig Selbstverständliches. Es sei „natürlich richtig“, daß die Persönlichkeit sich in einem sozialen Milieu formt und ausprägt. Und gewiß seien auch die Prägung der Persönlichkeit durch Kultur und besonders durch die Erziehung wichtig. Allport widmet deshalb auch besonders dem Problem der „Akkulturation des Kindes“ großes Augenmerk. „Das menschliche Kind könnte überhaupt nicht leben, wenn es von seinen eigenen Instinkten und Fähigkeiten abhinge. ... Da das kleine Kind wenige natürliche Hilfsmittel hat, um zu überleben, ist es im Gegensatz zu anderen Organismen ein vollständig abhängiger Gefangener seiner Kultur. Die Mutter führt kulturelle Praktiken aus, indem sie die Bedürfnisse des Säuglings befriedigt.“ (S. 166)

Allport unterscheidet drei Stadien der Akkulturation:

1.) Übernahme des Kultur-Modells, 2) Rebellion gegen dieses Modell, 3) Einverleibung des revidierten Modells, durch die gereifte Persönlichkeit. (1970, S. 166)

Es sind besonders diese kulturellen Einflüsse und die Auseinandersetzung mit ihnen, die die „Basis-Persönlichkeit“ hervorbringen und formen. Dennoch warnt Allport vor einer Überbewertung des Kulturellen. „Kultur ist tatsächlich eine Hauptbedingung des Werdens: Aber die persönliche Integration immer die Grundlage. ... Die Kultur ist eine Bedingung des Werdens, bildet aber nicht etwa selbst die Schablone für die gesamte Persönlichkeit.“ (Allport 1958, S. 75 f)

Allport sieht also die Individuum-Sozietät-Relation keineswegs eindimensional; er spricht von einer Wechselwirkung zwischen beiden Polen. Besonders deutlich herausgearbeitet wurde diese Wechselwirkung in einer Gemeinschaftsarbeit von Allport mit J. S. Bruner und E. M. Jandorf zum Thema „Personalitiy Under Social Catastrophe“ aus dem Jahre 1948. Darin wurde das Verhalten von neunzig deutschen bzw. österreichischen Personen (vor allem jüdischer Herkunft) auf die Machtergreifung durch den Hitlerfaschismus genauer untersucht. Allport und Co. kommen darin zu der Schlußfolgerung, daß diese Personen ihre existentielle Gefährdung nicht nur erst mit großer zeitlicher Verzögerung als unmittelbare individuelle Bedrohung zur Kenntnis nahmen, obwohl sie objektiv sehr früh die nötigen Informationen besessen hatten. Sie entwickelten geradezu [90] einen psychologischen Verdrängungsmechanismus, der sie über lange Zeit faktisch blind und apathisch gegenüber ihrer Gefährdung machte.

Darüber hinaus fanden Allport et al. heraus, daß auch katastrophale soziale Veränderungen an den Persönlichkeitsmerkmalen – anders als bei den politischen Grundeinstellungen – kaum Veränderungen hervorriefen.

„Very rarely does catastrophic social change produce catastrophic alternations in personality. ... To those, who hold naively to the view that ‚personality is the subjective side ofculture‘, this conclusion may be stratling. The magnitude of the cultural disruption should, according to this theory, dismember the personalities of its victims almost beyond recognition. Yet it is, on the contrary, resistance to social catastrophe that is the outstanding characteristic of our cases.“ (1949, S. 353 f)

Die persönliche innere und charakterliche Verfaßtheit der Opfer dieser einschneidenden „sozialen Katastrophe“ blieb also trotz aller enormen Belastungen „resistent“ gegenüber dieser dramatischen Umweltveränderungen. Die Individuen blieben im Prinzip in ihrem Verhalten und ihren Gewohnheiten dieselben – vor wie nach der Katastrophe. Diese konkret historischen Erfahrungen Betroffener entsprachen auch den theoretischen Vorstellungen Allports von der inneren Verfaßtheit der Persönlichkeit.

Das Wesen der Persönlichkeit besteht nach Allport letztlich in deren „inneren kohärenten System“, den persönlichen Dispositionen und den individuellen motivationalen Aspekten. Da dies primär ein „selbständiges System“ sei, verdiene es, als ein solches in der Wissenschaft zu seinem Recht zu kommen. (1970, S. VIII) Die Persönlichkeit als „unitas multiplex“ zu verstehen, bedeutet nach Allport vor allem, Klarheit darüber zu entwickeln, daß der Mensch – wie schon Herder sagt – niemals vollständig ist; „seine Existenz liegt im Werden“ (S. 369).

Anders als Neurophysiologen, Biologen, Philosophen, Dichter und Theologen, die allesamt aus ihrem Blickwinkel Wichtiges über das Problem der Einheit der Persönlichkeit zu sagen wüßten, müsse sich der Psychologe mit der Aussage bescheiden, daß er „vom strikt empirischen Standpunkt“ gesehen, wenig mehr aussagen könne, als daß „keine Persönlichkeit ganz vereinheitlicht ist.“ (1970, S. 382)

Die Psychologie könne aber eine Anzahl von psychologischen Begriffen vorschlagen, um die Einheit zu beschreiben: Selbst-Bild, Selbst-Identität, propriate Funktionen, Lebensstil und andere verwandte existentielle Begriffe.

„Vielleicht am wertvollsten von allen Begriffen ist der, den die Psychologen mit vielen Philosophen teilen: Die Vereinheitlichung kommt mit Hilfe des Strebens zustande. Es ist die Verfolgung (nicht die Erreichung) von wichtigen Zielen, die ein Leben gestaltet. Je weniger erreichbar ein Ziel ist, um so mehr kann es formen.“ (1970, S. 383)

Die umfassendsten Einheiten in der Persönlichkeit seien weitgespannte „in-[91]tentionale Dispositionen“, die in die Zukunft weisen. Diese Charakteristika seien einzigartig für jede Person. Sie seien die komplexen Charakteristika des „Proprium der Persönlichkeit“. (Allport 1958, S. 81, 83)

Allport kann wegen seiner Gewichtung des biologischen Erbes, die er nicht verabsolutiert, sondern in den Zusammenhang mit seiner sozialen Prägung durch Kultur und Familie stellt und mit seiner besonderen Gewichtung der individuellen Prägung der Persönlichkeit durch das „propriate Streben“, die eine „angestrebte“ – nicht unbedingt „realisierte“ – Einheit der Persönlichkeit ergeben, auch für die Perspektive einer bio-psychosozialen Weiterentwickelung der Persönlichkeitstheorie viele Anregungen bieten.

Unklar bleibt bei ihm jedoch die Gewichtung dieser verschiedenen Ebenen in einem Gesamtkonzept; offen bleibt er auch für eine mögliche Überakzentuierung des Biologischen, wenngleich dies eher als eine Tendenz und noch nicht als ein direktes Resultat seiner theoretischen Überlegungen erscheint.

2.3.3. H. A. Murrays Personologie

Ähnlich anregend wie Allport ist der Beitrag von H. A. Murray (1893-1988).

Murray ist bis heute als der „Vater“ des „Thematischen Apperzeptionstests“ (TAT), mit dessen Hilfe Bedürfnisse, Einstellungen und Erfahrungen eines Probanden erfaßt werden sollen, auch über Fachkreise hinaus bekannt geblieben. Besonders bemerkenswert an Murray ist, wie er die fruchtlose Kontroverse um ein nomothetisches oder ein idiographisches Gesamtverständnis der Persönlichkeit umgeht, ohne dabei seine eigene Präferenz für das Individuelle aufzugeben.

In unserem Zusammenhang ist jedoch zunächst das methodische Vorgehen Murrays bei der Entwicklung seiner von ihm als „Personologie“ bezeichneten Persönlichkeitstheorie von Bedeutung. Seine 1938 (im gleichen Jahr als Lerschs Hauptwerk erschien) veröffentlichte Studie „Explorations in Personality“ basierte auf einer eineinhalbjährigen Längsschnittuntersuchung an 50 männlichen gesunden Collegeabsolventen. Murray wurde damit Protagonist einer empirisch orientierten Persönlichkeitskonzeption; sein methodisches Vorgehen trug zu seinem Ruf bei, für eine „Versöhnung“ zwischen akademischer Psychologie und Psychoanalyse gesorgt zu haben. Er und seine Mitarbeiter ließen sich bei den Befragungen und Beobachtungen der Probanden von einem Begriffsschema leiten, das sich an den Theorien Freuds, Jungs, Adlers und anderer psychodynamischer Theoretiker orientierte.

Murray versteht unter dem Begriff „Person“ ein dynamisches wie auch eine konstantes System, als Prozeß und zugleich als Struktur. Gegenstand seiner Theo-[92]rie ist die individuelle Persönlichkeit, deswegen spricht Murray von seiner Theorie auch als einer „Personologie“.

In dem wechselseitigen Verhältnis von Individuum und Umwelt ist für Murray das „environment“ [Umwelt] ausschlaggebend. Dabei bleibt Murrays Umwelt-Verständnis jedoch nicht auf eine äußerliche, stofflich erfaßbare Dimension begrenzt. Eine permanente Interaktion zwischen Umwelt und Individuum führt auf der Zeitachse zu einer ganz neuen Beziehungsebene. Aus einer externalen Wechselbeziehung wird eine internale.

„Finally, the assimilations and integrations that occur in an organism are determined to a large extent by the nature of its closely previous, as well as by its more distantly previous, environments. In other words, what an organism knows or believes is, in some measure, product of formerly encountered situations. *Thus much of what is now inside the organism was once outside*. (Hervorhebung durch mich – HPB) For those reasons, the organism and its milieu must be considered together, a single creature-environment interaction being a convenient short unit for psychology. A long unit – an individual life – can be most clearly formulated as a succession of related short units, or episodes.“ (1938, S. 39)

Ähnlich wie bei Lersch nimmt in Murrays Konzeption die Umwelt also die ausschlaggebende Seite in der Interaktion mit dem Individuum ein. Murray differenziert dabei aber im Vergleich zu Lersch unterschiedliche Stadien des Organismus, die er in Verbindung setzt zu unterschiedlichen, adäquaten Umweltzuständen, die jedoch näher definiert werden müssen. „It is important to define the environment since two organisms may behave differently because they are, by chance, encountering different conditions. It is considered that two organisms are dissimilated if they give the same response but only to different situations as well as if they give different reponses to the same situation. Also, different inner states of the same organism can be inferred when responses to similar external conditions are different.“ (1938, S. 39)

Das Verhalten der einzelnen Person wird durch einen Komplex aus verschiedenen zeitlich und motivational unterschiedlich dimensionierten Verhaltensabfolgen gebildet und zwar aus:

a) Episoden (proceedings)

b) Serien (serials)

c) Anordnungen (ordinations : serial programm bzw. schedule [für den zeitlichen Rahmen eines Serial Programm])

d) Bedürfnis und Druck (need & press)

Es soll nun auf die Begriffe „need“ und „press“ näher eingegangen werden, da sie den Zusammenhang zwischen Person und Umwelt herstellen sollen. Sie [93] wären demzufolge ein mögliches Modell oder könnten Anregungen für einen integrativen bio-psychosozialen Theorieansatz geben, der ebenfalls sehr stark das Zusammenwirken zwischen Individuum und Sozialem gewichtet. Murray definiert die Kategorie „press“ so: „The press of an object is what it can do the subject or for the subject – the power that it has to affect the well-being of the subject in one way or another.“ (Murray 1938, S. 121)

„Press“ bezeichnet demnach alles, was von außen als Einfluß an das Individuum herantritt. Damit wird zugleich die große Schwierigkeit einer objektiven Erfassung des Ausmaßes von „press“ deutlich. Was heißt denn für das „Individuum“ eigentlich „Wohlbefinden“ („well-being“)? Wovon ist es abhängig? Ist es für verschiedene Individuen etwas Gleiches oder Unterschiedliches? Wohlweislich versucht Murray dieser sich zwangsläufig aufdrängenden Frage insoweit entgegenzukommen, als er einräumt: „The knowledge of what is good and what ist bad for man is a large apart of wisdom.“ (1938, S. 122) Wenn die Beurteilung von „press“ aber nur mit moralischen Kategorien („gut“ bzw. „böse“) und mit einer gehörigen Portion von „Weisheit“ möglich ist, dann entzieht sie sich per definitonem praktisch einer objektivierbaren Erfassung.

Daran ändert auch wenig, daß Murray zwischen zwei Arten von „press“ unterscheidet, dem „Alpha“ (dem aktuellen Druck) und dem „Beta“-Press (dem gemäß subjektiver Interpretation vorhandenem Druck). Daß zwischen beiden ein großer Unterschied existiert – vorausgesetzt, es gäbe die Möglichkeit einer objektiven Messung von „press“ – scheint Murray auch klar gewesen zu sein. „When there is wide divergence between the alpha und beta press we speak of delusion.“ (1938, 122)

Ähnlich schwierig nachweisbar ist das, was Murray als „need“ bezeichnet. „Need“ umfaßt alles, was das Individuum aus sich heraus bedarf und will. „A need is a construct (...) which stands for a force (the physico-chemical nature of which is unknown) in the brain region, a force which organizes perception, intellection, conation and action in such a way as to transform in a certain direction an existing, unsatisfying situation.“ (1938, S. 123 f)

Eine nicht näher zu bestimmende innere physikalisch-chemische Kraft, ein „Konstrukt“, soll die Umwertung einer unbefriedigenden Situation in eine „gewisse Richtung“ bewirken. Dies bleibt recht vage und spekulativ, auch wenn Murray sogar zwei verschiedene Arten von needs unterscheidet: „viscerogenic“ und „psychogenic“ needs. (Murray selbst spricht im Zusammenhang mit dem Begriff „need“ auch von „hypothetical processes“, die im Gehirn lokalisiert sein müßten. [1938, S. 45])

Für die Arbeit an einem besseren Verständnis für die Individuum-Umwelt-Beziehung ist es anregend, wie Murray sich das Zusammenwirken von „press“ [94] und „need“ vorgestellt hat. Die Kombination aus „need“ und „press“ stellt für ihn die grundlegende Formel für einen Teilabschnitt eines komplexen Verhaltens dar. Persönlichkeit als „Prozeßgestalt“ betrachtet, als „actual, concrete organization of the processes with which the psychologist is concerned“ (Kluckhohn & Murray 1949, 8), erfordert eine Zusammenfassung, eine Bündelung – Kluckhohn & Murray sprechen auch von „togetherness“ (Kluckhohn & Murray 1949, S. 8) – der kaum erfaßbaren Vielfalt von Interaktionen zwischen „need“ und „press“. Murray setzt voraus, daß psychische Prozesse an physiologische und neuronale Abläufe gebunden sind. Diese wechselseitig abhängigen Prozesse, die „dominante Konfigurationen“ im Gehirn hervorrufen, nennt Murray auch „regnante Prozesse“. Die Gesamtheit dieser Prozesse innerhalb einer bestimmten Zeiteinheit nennt er „Regnanz“. Alle bewußten Prozesse sind regnant, aber nicht alle regnanten sind auch bewußt. Die „Regnanz“ wird damit zum Schlüssel für Murrays Verständnis über den Zusammenhang von Psychischem und Physischem; regnante Bedürfnisse beherrschen den Organismus.

Die schier unübersehbaren Anforderungen zur Integration der regnanten Prozesse müssen und werden vom Gehirn wahrgenommen. Das Gehirn ist damit die somatische Basis alles Psychischen. Die Integrationskraft des Gehirns wird von Murray geradezu identifiziert mit dem Begriff „Persönlichkeit“.

„The brain is the seat of the government of the body ... The brain evaluates the events of the environment as they occur. It is the seat of the consciousness, the locus of thought, the field of conflicts and of the resolutions of conflicts. Furthermore, the brain is the repository of all experiences, the conserver of facts, concepts, values, emotional attachments, action patterns, as well as of resolutions, programs and commitments. Thus we can state that *personality is the organization of all the integrative* (*regnant*) *processes of the brain*.“ (Kluckhohn & Murray 1949, 80 (Hervorhebung durch mich – HPB)

Murray setzt damit faktisch Psychisches und Physisches in einen solch engen Wirkungszusammenhang, daß die Grenze zwischen beiden fast aufgehoben erscheint. In seiner „Personologie“ bilden demnach die biologischen Prozesse eine ganz entscheidende Rolle. Seine Persönlichkeitstheorie läßt sich dennoch nicht als „biologistisch“ charakterisieren, vielmehr nehmen daneben vor allem die sozialen Erfahrungen des Individuums einen mindestens gleichwertigen Platz ein.

Es ist ein auf biographische Lebensereignisse und Lebensthemen orientierender Zugang zum Verständnis der Persönlichkeit, der von W. Stern (1871-1938) begründet wurde, und von Murray wieder aufgenommen wird. (Stern 1950, S. 98) Das Individuum muß nach Stern in seiner „Einheit von Sein und Geschehen“ [95] erfaßt werden. Es ist für ihn eine eigentümliche Ganzheit, die sich durch ihr zielstrebiges, selbstbezogenes und weltoffenes Wirken, durch ihr Leben und Erleben definiert.

„Dies ‚Leben-haben‘ und ‚Leben-führen‘ ist der Urbestand, von dem jede Betrachtung der menschlichen Person auszugehen hat. Leben bildet die Grundlage, aus der alles Erleben erwächst, die alles Erleben trägt, in der alles Erleben einmündet. Leben ist total. Erleben ist ihm gegenüber partiell, vom Leben her und auf Leben hin verstehbar.“ (Stern 1950, S. 99) (Im Zusammenhang mit der Konzeption Thomaes wird darauf später noch einmal zurückgekommen. – Vergl. Kapitel 3.2.3)

Murray setzt an diesem Gedanken an, wenn er dazu auffordert, einen Organismus nicht nur auf Grund seines Verhaltens während einer kurzen Handlungsepisode zu beurteilen, weil dies nur ein geschätzter und ausgewählter Teil des Ganzen sein könne. Dementsprechend wird eine Persönlichkeit von Murray gleichgesetzt mit ihrer Geschichte. „The *history oft he organism* is the organism. This proposition calls for biographical studies.“ (1938, S. 39) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Aus diesen biographisch und sozial orientierten Elementen der Personologie Murrays folgt eine besondere Gewichtung der Entwicklung der Persönlichkeit im Kindesalter. Murray unterscheidet spezifische „childhod“-press bzw. -needs. Diese erfahren ihre spezifische Ausprägung durch verschiedene kindliche Erlebniskomplexe („infantile complexes“). Sie sind verbunden mit frühkindlichen Erfahrungen und Erinnerungen

1. an die Zeit im Mutterleib (claustral complexes)

2. an das lustvolle Erleben der Mutterbrust (oral complexes)

3. an lustvolle Erlebnisse bei der Kotentleerung (anal complexes) bzw. beim Urinieren (urethral complexes) und

4. an erste genitale Reizungen (genital/castration complex).

Die weitere Entwicklung der Persönlichkeit in Kindheit, Adoleszenz und Erwachsenenalter wird durch die bleibenden „Spuren“, die die frühkindlichen Erfahrungen und Erinnerungen im Umbewußten des Individuums hinterlassen, beeinflußt. „The early occurences ... are still operating unconsciously to modify behaviour.“ (Murray 1938, 385)

Murray wurde durch die Vielschichtigkeit seiner Persönlichkeitstheorie zum Anreger unterschiedlicher weiterer Richtungen in der Persönlichkeitsforschung. Fisseni erwähnt besonders Verbindungslinien, die gezogen werden könnten zum Interaktionismus, zum Homöothasemodell bzw. zu

kognitiven Theorien. Meines Erachtens lassen sich auch unübersehbare Gemeinsamkeiten finden zu Überlegungen, die im weiteren Verlauf der Theorieentwicklung unter dem Begriff [96] des „bio-psychosozialen Ansatzes“ zu einem neuen Modell verdichtet werden sollten. Ob dies denjenigen, die diese Konzeption mitentwickelten, selbst auch bewußt war, sei dahingestellt. [97]

Kapitel 3

Die Bedeutung von „zeitstabilen“ bzw. „dynamischen“ persönlichkeitspsychologischen Modellen

Für die Überwindung des rein „naturwissenschaftlichen“, eher dualistischen geprägten Menschenbildes und Persönlichkeitsverständnisses spielt die Frage nach der Dauerhaftigkeit oder auch der Flexibilität von Merkmalen, die ein Individuum und seine Persönlichkeit konstituieren, eine methodisch und konzeptionell entscheidende Rolle. Daher werden in diesem Kapitel Fragestellungen zu diesem Komplex erörtert und Verbindungslinien zur bio-psychosozialen Thematik sichtbar gemacht.

3.1. Persönlichkeitspsychologische Theorien und das „trait“-Modell

Persönlichkeitstheorien, die von zeitstabilen Eigenschaften ausgehen, nehmen an, daß sich eine Person aufgrund ihrer Eigenschaften („traits“) über Situationen und Zeiten hin relativ gleichartig verhält. Wichtige Repräsentanten dieses trait-orientierten psychologischen Persönlichkeitsmodells sind R. B. Cattell, H. J. Eysenck, und J. P. Guilford. Ihre jeweiligen „trait“-Ansätze sollen nun nebeneinander gestellt werden; anschließend werden die Bezüge zur bio-psychosozialen Fragestellung beurteilt.

3.1.1. Guilfords und Cattells Strukturmodelle

Das Individuum zeichnet sich nach J. P. Guilford durch eine einzigartige Struktur von unterscheidbaren und andauernden Wesenszügen aus, das es von anderen Individuen abhebt. Die Zusammenhänge zwischen diesen Wesenszügen (traits) lassen sich nach Guilford auf drei Arten verdeutlichen:

1) durch rein deskriptive Aufzählung:

Guilford definiert sieben Gruppen von Wesenszügen, die sich wiederum zu vier größeren Klassen bzw. Dimensionen zusammenfassen lassen: somatische Dimensionen, motivationale Dimensionen, Temperamentsbereiche und Fähigkeiten.

2) durch ein faktorenanalytisches Modell: dadurch werden die verschiedenen Dimensionen im mathematischen Raum einander zugeordnet.

3) durch ein hierarchisches Modell: Guilford konstruiert vier Ebenen: spezifische Verhaltensweisen, Zusammenfassung von Verhaltensweisen zu Gewohnheiten (griechisch: „hexis“), primäre Wesenszüge (primary traits) und Typus-Niveau.

[98] Guilford definierte den Begriff „Persönlichkeit“ dementsprechend so: „An individual personality is his unique pattern of traits. ... A trait is any distinguishable, relatively enduring way in which one individual differs from others.“ (1959, S. 5 f) Eine konkrete Umsetzung dieser trait-Konzeption findet sich in Guilfords „strukturellem“ Intelligenz-Begriff und in seinem Modell der Temperamentsfaktoren wieder. In seinem Intelligenzstrukturmodell (Vergl. Guilford & Hoepfner 1976, S. 31-49) unterscheidet Guilford zwei Bereiche: Gedächtnis und Denken. Die verschiedenen „Faktoren“ der Intelligenz: Denken, Kognition, Produktion, Konvergenz, Divergenz, Evaluation veranschaulicht Guilford in einem Quadermodell der Intelligenz. Guilfords Temperaments-Konzeption ist nach drei Klassen geordnet: dem generellen, emotionalen und sozialen Verhaltensbereich. Die Temperamentsfaktoren werden mit Hilfe von Fragebogenverfahren ermittelt.

R. B. Cattell, der zweite zu nennende trait-Theoretiker, verfügt über eine recht elaborierte trait-Vorstellung; diese Komplexität kann hier aber nur angedeutet werden. (Vergl. Cattell 1973). Cattell unterscheidet zur Beschreibung der Persönlichkeit zwei Klassen von Dimensionen: relativ stabile Merkmale und Wesenszüge (traits) und situativ sich verändernde Merkmale (states, roles, sets). Sein Modell kennt weiter „komplementäre Klassen“ von traits, d. h. traits die allgemeine Wesenszüge vieler Personen ausmachen (common traits) und einzigartige Wesenszüge (unique traits).

Zusätzlich differenziert Cattell zwischen leichter zu beobachtenden Oberflächenwesenszügen (surface traits) und ihnen zugrundeliegenden Grundwesenszügen (source traits). Schließlich unterscheidet er auch noch zwischen konstitutionellen Wesenszügen (constitutional traits) und Wesenszügen, die aus Umwelteinflüssen stammen (environmental mold traits).

Diese verschiedenen Klassen von traits manifestieren sich nach außen als Fähigkeit bzw. Begabung (abilitay trait), als Temperament (temperaments traits) und als dynamische Wesenszüge (dynamic traits).

Diese drei Manifestationsformen führt Cattell auf einen konstitutionellen Grundwesenszug (erg) zurück; gemeinsam mit den zwei weiteren dynamischen Grundwesenszügen Einstellung (attitude) und Gesinnung (sentiment) bilden sie ein sog. „dynamisches Netz“. Mehrere Grundwesenszüge werden von Cattell aus faktorenanalytischen Gründen zu sog. „Universalindizes“ UI zusammengefaßt. Cattell ordnet die erhobenen Daten in solche ein, die aus unmittelbaren Lebenssituationen stammen (L-Daten), in weitere, die aus Testuntersuchungen stammen (T-Daten) und schließlich in eine Gruppe, die anhand vom Fragebogen (Questionnaire) gewonnen werden (Q-Daten).

Cattells Persönlichkeitsmodell basiert auf insgesamt 16 Grundwesenszügen, [99] die er aus ursprünglich 4.500 Persönlichkeitsmerkmalen faktorenanalytisch ermittelt hat: der „Sixteen Personality Factor Questionnaire (16 PF) faßt als diagnostischer Persönlichkeitsfragebogen dieses Modell zusammen. Cattell unterscheidet in seinem Intelligenzkonzept die sog. „feste“ von der „flüssigen“ Intelligenz. Dieses Grundmodell der Intelligenz hat sich weitgehend in der Intelligenzforschung und -messung durchgesetzt.

3.1.2. Eysencks „biosoziales“ Persönlichkeitskonzept

Als letzter der drei „großen“ trait-Theoretiker soll H. J. Eysenck charakterisiert werden: Eysenck gehörte zu den Persönlichkeitspsychologen, die auch in der sozialistischen Fachliteratur relativ häufig und positiv zitiert worden sind, deshalb soll er etwas ausführlicher behandelt werden als Guilford und Cattell.

Eysencks Persönlichkeitskonzeption hat nach eigener Darstellung bis Ende der 60er Jahre drei sehr unterschiedliche Stadien durchlaufen. Im Vorwort zu seinem 1967 erschienenen Arbeit „The biological basis of personalitay“ schrieb er dazu:

„The model of personality which ermerges is in fact the third I have tried to construct. My first was presented some twenty years ago: it was a purely desciptive model bringing together psychological experiments, psychiatric assesments, and psychometric methods of analysis, notably factor analysis. ... The second model took shape ten years ago and tried to supply some form of causal analysis by reference to concepts current in experimental psychology ...“ (1967, XII) In der dritten Etappe betonte Eysencks vor allem die starke biologische Prägung („strong biological basis“) der Persönlichkeit. „I have tried to go deeper still and find biological causes underlying the psychological concepts of emotion, excitation, and inhibition which formed the building stones of my earlier efforts.“ (S. XII)

Eysenck definierte sein damaliges Persönlichkeitskonzept als ein „biosoziales“ und kritisierte den nach seiner Meinung zu stark soziologisch geprägten „main stream“ der damaligen Persönlichkeitspsychologie.

„Man is a biosocial being with heredity and environment inseparably entwined in their influence on his behaviour, yet recent psychological research has failed to take account the biological factors responsible for individual differences, which are integrated herin with the more widely recognized environmental determinants. The pendulum has swung too far in the direction of overemphasizing purely social and environmental forces, but the true human status is revealed to redress the balance.“ (1967, S. VIII)

Eysencks Persönlichkeitsverständnis ist im Kern aber nicht „biosozial“, son-[100]dern primär biologisch orientiert. Er grenzt seine Konzeption auch in späteren Arbeiten (Vgl. Eysenck 1968, 1977) bewußt gegen alle Richtungen in der Persönlichkeitspsychologie ab, die von ihm als „soziologisch“ oder „sozialpsychologisch“ charakterisiert und kritisiert werden. Insbesondere seine Arbeit „Kriminalität und Persönlichkeit“ (1977), in der er einen engen Kausalzusammenhang zwischen heriditärer [erblicher] Disposition zu neurologischer „Übererregbarkeit“ und gehäufter Kriminalität postulierte, machte deutlich, daß sein Verständnis des „Biosozialen“ im Kern ein letztlich primär biologisch ausgerichtetes Konzept ist.

Mit dieser Arbeit revidierte er m. E. sehr deutlich seine frühere auf eine gewisse Balance zwischen Biologischem und Sozialem abzielende Grunddisposition. In seiner auch in der DDR erschienenen Arbeit zur Neurosenlehre (gemeinsam mit S. Rachman) hatte er noch betont: „Menschliches Verhalten wird sowohl durch biologische als auch soziale Faktoren bestimmt.“ Er wolle lediglich eine seit ca. 30 Jahren andauernde Übertonung des Sozialen korrigieren, ohne nun das Biologische überzubetonen. Denn, so sagen die Autoren, „die Überbetonung eines Aspektes der menschlichen Persönlichkeit (muß) zu einer Vernachlässigung wichtiger Faktoren führen.“ (1968, S. 34) Nun (1977) hieß es aber bzgl. der „Vererblichkeit“ von Kriminalität bei Eysenck doch deutlich anders akzentuiert: „Kriminalität ist offensichtlich eine kontinuierliche Eigenschaft der gleichen Art wie Intelligenz oder Körpergröße oder Gewicht.“

Zwar wolle er nicht behaupten, daß die „Umwelt überhaupt keine Rolle bei der Verursachung von Verbrechen spielt“, aber dies ist für Eysenck offenbar nur noch von untergeordneter Bedeutung: „Was die Zahlen zeigten, ist, daß Vererbung ein sehr starker prädisponierender Faktor ist, was die Verübung von Verbrechen ist.“ (1977, S. 96 f)

Eysenck vertrat auf dieser Basis das Modell einer hierarchisch aufgebauten Persönlichkeit. Er unterschied vier Ebenen: spezifische Reaktionen (specific responses), Gewohnheiten (habitual responses), Persönlichkeitszüge (traits) und Typen (general types). Diese Ebenen stellen nach Eysenck die von ihm immer wieder ermittelten vier „Faktoren erster Ordnung“ dar.

Auf der Ebene der Typenbildung unterschied Eysenck drei Grunddimensionen:

1. emotionale Stabilität versus Neurotizismus

2. Extraversion versus Introversion

3. Realismus versus Psychotizismus.

In Wechselwirkung mit Umfeldeinflüssen bilden diese drei Dimensionen das beobachtbare phänotypische Verhaltensmuster einer Person aus. Das alte Konstrukt des „Typus“ erfährt dabei praktisch eine Auferstehung. So bringt Eysenck [101] in seiner Arbeit „Sexualität und Persönlichkeit“ (1976) eine Definition von „Persönlichkeit“, in der vor allem das „Typische“ als ein Bündel von festen Eigenschaften (traits) herausgestellt wird.

„Unsere Persönlichkeitstheorie behauptet, daß sich Persönlichkeit am besten als eine große Menge von Eigenschaften (Soziabilität, Impulsivität, Aktivität, Launenhaftigkeit, usw.) beschreiben läßt, und daß diese Eigenschaften in gewissen Bündeln (cluster) miteinander zusammenhängen; diese Bündel sind die empirische Basis für Konzepte höherer Ordnung, die man als ‚Typen‘ oder wie ich es vorziehen würde, als Dimensionen der Persönlichkeit bezeichnen kann.“ (1976, S. 21)

3.1.3. Kritik der „trait“-Konzeption

So verschiedenartig die einzelnen trait-Modelle auch sind – sie sollen hier nicht noch weiter ausdifferenziert werden – so deutlich sind doch auch Gemeinsamkeiten, die nun in der Kritik herausgearbeitet werden sollen. Ich gruppiere meine Fragen und Vorbehalte um drei Komplexe:

1. Kritik am methodischen Problemen, die aus dem Faktorenmodell entspringen.

2. Kritik an den unausgesprochenen Vorannahmen des Faktoren- und trait-Modells.

3. Einwände auf Grund neuer neurophysiologischer, biochemischer und hirnanatomischer Erkenntnisse.

1.) Ich beginne mit den Einwänden gegenüber den faktorenanalytischen Grundannahmen:

a) Zunächst will ich die generelle Schwierigkeit betonen, in der Psychologie überhaupt empirische Methoden der Erkenntnisgewinnung zu gewinnen, die unvoreingenommen und unberührt von einem übergeordneten Persönlichkeitskonzept, bzw. von theoretischen Vorannahmen über Elemente und Strukturen der Persönlichkeit, entwickelt werden sollen. In diesem Punkt treffen und überschneiden sich marxistische und nicht-marxistische Kritik. Die „Variablen-Psychologie“ stellt mit Recht eine

hohe Anforderung an die Wissenschaftlichkeit der Psychologie. Sie hat damit entscheidend dazu beigetragen, die spekulativen Tendenzen einer rein geisteswissenschaftlich orientierten Persönlichkeitskonzeption zu überwinden. Ihre Grenzen sind jedoch unverkennbar. Oerter/Montada (1982) weisen auf das Grundproblem hin, daß „traits keine Entitäten (sind), die Personen innewohnen; es sind lediglich Konstrukte, auf die sich die Persönlichkeitsforscher einigten, um vom direkt beobachteten Verhalten abstrahieren zu können.“ Persönlichkeitsentwicklung stellt sich nach dieser Vor-[102]stellung dar als eine „quantitative Veränderung von traits zu aufeinanderfolgenden Zeitpunkten eines Lebenslaufs. Sie ergibt sich weiter aus der jeweiligen Struktur, also aus dem Gefüge der Relationen zwischen den einzelnen traits“. (S. 92 f)[7]

b) Die Trennung zwischen zeitstabiler und prozeßorientierter Richtung in der Persönlichkeitspsychologie hat große Auswirkungen auf die Konzepte der Persönlichkeitsdiagnostik gehabt. Es lassen sich zwei Grundformen der Persönlichkeitsbeurteilung unterscheiden: die „Statusdiagnostik“, die sich an der sog. „klassischen Testtheorie“ und trait-Konzeption orientiert und die „Prozeßdiagnostik“, die Methoden wie Exploration, Verhaltensbeobachtung, projektive Verfahren, Situations-Reaktions-Inventare und Methoden der kriteriumsorientierten Leistungsmessung benutzt. Psychologische Forschung und klinische Praxis sind heute ohne die „Statusdiagnostik“ nicht mehr vorstellbar. Das diagnostische Instrumentarium wurde ständig erweitert und mit Hilfe der modernen Computertechnologie wird ihre Anwendung und Auswertung enorm erleichtert. Sie ist aus der modernen Psychologie nicht mehr wegzudenken. M. E. werden die ihr zugrundeliegenden Axiome jedoch nur recht selten problematisiert. Die von der trait-Theorie angenommene Prädisposition der Persönlichkeit führt dazu, daß der Spielraum für das Verhalten des Individuums nur geringe Modifikationen erlaubt. Die Bedeutung und Berechtigung der zeitstabilen Persönlichkeitsmodelle für die Diagnostik sieht Fisseni daher generell nur in eingeschränkter Form als gegeben an. „Für bestimmte Fragestellungen ist die Annahme relativ zeitstabiler (wenn auch situativ variierender) Eigenschaften sinnvoll, zum Beispiel im Rahmen von Eignungsprüfungen, von Schullaufbahnberatungen oder in der Forensischen Psychologie.“ (1990, S. 9) Ich teile Fissenis nur eingeschränkte Akzeptanz der trait-Konzeption, möchte sie aber gerade nicht auf den Aspekt der Eignungsprüfung und der Laufbahnberatungen beziehen. Die strukturellen Mängel der klassischen Testtheorie sind von verschiedenen Autoren, auf die auch Fisseni verweist, dargelegt worden. Sie lassen sich in folgenden Punkten zusammenfassen (Vergl. Fisseni 1990, S. 14):

– Grundlage der klassischen Testtheorie ist eine psychologisch nicht begründete Fehlertheorie. Ihre Axiome resultieren nicht aus einer psychologischen Reflexion oder Konzeption.

– Die klassische Testtheorie beruht auf (fiktiven) Intervallskalen; es ist aber fraglich, ob die Testdaten überhaupt dieses Meßniveau erreichen können und [103] nicht vielleicht nur das gröbere Ordinalskalenniveau mit seinen Realisationsmöglichkeiten von „größer/kleiner“, „früher/später“ oder „nach/vor“.

– Der sog. „wahre Wert“, der Meßwert, der als Repräsentant einer latenten Fähigkeit ermittelt wird, wird bezogen auf die Testperson als „invariant“ angesehen. Doch entspricht es eher der Realität, daß die ‚wahren Fähigkeiten‘ einer Person fluktuieren.

– Da alle Meßdaten stichproben- bzw. populationsabhängig sind, bleibt es immer schwierig zu bestimmen, wie weit sie verallgemeinert werden können.

– Genauso problematisch bleibt deshalb auch die Anwendung dieser Meßdaten auf individuelle Fälle.

c) Die Vorzüge der auf der trait-Konzeption basierenden Methodologie und ihr instrumenteller Nutzen werden auch von Vertretern der marxistisch-orientierten Psychologie, wie z. B. von Jantzen, trotz grundsätzlicher Einwände anerkannt. Andere, wie z. B. Holzkamp, haben dagegen eine ablehnendere Position entwickelt.

[7] Die Antithese von stabiler Struktur und prozessuralen Veränderungen hebt sich logisch in einem Modell der „Identität von Identität und Nicht-Identität“ auf.

M. E. wird mit Recht problematisiert, daß das unbestritten notwendige Streben nach Objektivität, Reliabilität [Zuverlässigkeit] und Validität psychologischer Theoriebildung und -überprüfung vorrangig in der Standardisierung statistisch-mathematischer Verfahren gesucht wird. Dabei wird jedoch zu wenig berücksichtigt, daß auch empirische Methoden, in denen die Verwendung mathematischer Verfahren – also Messung im exakten Sinn – nicht möglich ist, objektiv, reliabel und valide sein können. Jantzen (1992, S. 99 f) bringt dafür als Beispiele das methodische Vorgehen in der Geschichtswissenschaft und in der Ethnologie. Daran sind m. E. zwei Dinge methodisch besonders bedenkenswert und auch auf die Psychologie übertragbar:

Zum einen wird die motivationale Voreingenommenheit des forschenden Historikers als typisch für die Geschichtswissenschaft allgemein akzeptiert und nicht per se als Hindernis für die „Wissenschaftlichkeit“ angesehen. Es wird gebilligt, daß seine spezifischen Fragestellungen und Intentionen die Forschungsrichtung und die Auswahl von Methoden und Materialien bestimmen.

Übereinstimmung besteht darüber, daß der Fülle und faktische Unbegrenztheit des historischen Materials nicht mit der Verfeinerung von Meß- und Untersuchungsmethoden gerecht zu werden ist, sondern daß dies primär ein Problem der Kontrolle und Überwindung der historischen Beschränktheit der Wahrnehmung des Historikers ist.

Zum anderen wird in der Ethnologie das Prinzip von Objektivität, Reliabilität und Validität gesichert durch die Kontrolle der subjektiven Vorannahmen, Einstellungen und impliziten Theorien des Beobachters. Gefordert wird [104] seine kontrollierte Zurückhaltung, die Überprüfung der wesentlichen Dimensionen der Beobachtung und die Erfassung der inneren Bewegung des Beobachtungsgegenstandes, aus dem die Beobachtungskriterien erst abzuleiten sind.

d) Welche Anregung bietet dieses methodische Vorgehen für die Psychologie? Es hätte zur Folge, daß sich die bisherige Gewichtung zwischen „Statusdiagnostik“ und „Prozeßdiagnostik“ in Richtung der Prozeßorientierung verändern würde.

Die Analyse der biographischen Entwicklung des einzelnen Individuums würde weitaus stärker ins Zentrum der Diagnostik und der Therapieplanung rücken, als dies mit der Fixierung auf mathematische Korrelationen zwischen „traits“ bzw. konstruierten „clustern“ erfolgt.

An die Stelle einer Momentaufnahme relativ statischer „Items“ bzw. „Merkmale“ würde dann das konkret-historische Individuum in seinem real-geschichtlichen und biographischen Entwicklungsverlauf treten. An die Stelle des Vergleichs mathematischer Korrelationen zwischen einer (zwangsläufig) auf relativ wenige Merkmalscluster reduzierten Testperson mit einer mehr oder minder konstruierten (vorgeblichen) Durchschnittspopulation, die ihrerseits wiederum in Wirklichkeit statistische Mittelwerte sind, träte die genauere Abbildung des einzelnen Menschen in seiner differenzierten Subjektivität und individuellen Persönlichkeit.

Dieses Verständnis von Empirie in der Persönlichkeitstheorie bedeutet, daß der „konkrete Einzelfall zur Quelle objektiven, reliablen und validen Wissens wird und daß diese Dimensionen nicht nur lediglich auf der Ebene von Meßverfahren realisierbar sind.“ (Jantzen 1992, S. 101)

Damit wird methodisch die Sicht auf den konkreten real-historischen Einzelfall fokussiert: auf die lebendige Person im Prozeß ihrer sozialen, politischen, kulturellen, biologischen, geistigen Entwicklung und innerhalb der entsprechenden Bezugssysteme und nicht auf einen statistischen Wert (mit seinen „Abweichungen“ von einem konstruierten „Mittelwert“). (Vergl. die folgenden Ausführungen zu Thomae in Kapitel 3.2.3.)

e) Ein weiterer zentraler Einwand muß sich nach meiner Meinung auf die Uminterpretation von rein statistischen Zusammenhängen zu Kausalzusammenhängen beziehen.

Trotz aller gegenteiligen Versicherungen werden in der Faktorenanalyse aus reinen statistischen Korrelationen, also aus Hilfsmitteln zur Beschreibung von mathematischen Zusammenhängen, Kausalfaktoren, die zur Typologisierung einer Persönlichkeit benutzt werden. Thomae warnte deshalb mit Recht: „Sofern man dieses Faktorenkonzept annimmt, würde man letzten Endes erneut [105] zur

Typologie als der Weisheit letzter Schluß beim Bemühen um eine ‚wissenschaftlich adäquate Darstellung der individuellen Persönlichkeit‘ gelangen. Da man darüber hinaus ‚Faktoren‘ als voneinander unabhängige ‚Charakteristika‘ des Systems betrachtet, werden sie zu einer Art von Mechanismus, der unbeirrt von Sinn und Gehalt der Situation Verhalten im Sinne jener allgemeinen Systemeigenschaften des Typus produziert.“ (1968, S. 56) Ähnliche methodische Vorbehalte wie Thomae meldete auch Holzkamp an, dessen Einwände teilweise auch von Thomae gestützt und übernommen wurden. (Vergl. Thomae 1968, S. 44)

f) Die Zerlegung einer Person in ein „cluster“ von Merkmalen birgt die Tendenz, vom Werdegang und der weiteren Entwicklungsmöglichkeit des Individuums zu abstrahieren. Sie sieht den Menschen primär wie in einer statischen „Momentaufnahme“. Sie verstärkt die Tendenz zum „Ahistorizismus“, wie Holzkamp in seiner Arbeit „Grundlegung der Psychologie“ (1983) – seiner umfassenden Einführung in die marxistisch-orientierte „Kritische Psychologie“ – generell problematisiert. Es besteht die Gefahr, daß aus der Tendenz zum „Ahistorizismus“ der Hang zur Betrachtung eines „isolierten Individuums“ und der Versuch zur Bestimmung des Psychischen als „Innerlichkeit des Einzelmenschen“ resultiert.

Die durch die „ahistorische Gegenstandsverfehlung bedingte kategoriale Unbestimmtheit der traditionellen Psychologie“ (Holzkamp 1983, S. 45) hat auch geradezu zwangsläufig eine theoretische Desintegration erbracht und zur „Orientierungslosigkeit“ hinsichtlich des bisherigen methodischen Instrumentariums geführt. Die „Kritische Psychologie“ setzt dagegen mit Recht das „historische Paradigma“, mit dem die oftmals ausgeklammerte umfassende historische Dimension menschlicher Existenz in der Psychologie zur Geltung gebracht werden soll. Damit sollen zugleich Grundbegriffe und methodologischen Prinzipien verfügbar werden, mit denen dann psychologische Einzeltheorien gegenstands-adäquat gebildet fundiert werden. (Vergl. Holzkamp, 1983, S. 41-47 und 573-583)

Mit diesem paradigmatischen Ansatz ist ein „trait“-Konzept und die faktorenanalytische Erfassung von Eigenschafts-„Clustern“ zur Typisierung einer Persönlichkeit per se unvereinbar. Holzkamp bezeichnet dies folgerichtig als einen „Standpunkt außerhalb“ (S. 526), der zu nichts anderem führen könne als zu „Behauptungen über statistische Zusammenhänge zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen“ (S. 524).

2.) Ich komme nun zum zweiten Strang der Kritik, zu den unausgesprochenen Vorannahmen des Faktoren- und trait-Modells.

a) In Übereinstimmung mit Thomae und Holzkamp bin ich der Auffassung, daß hinter dem Anspruch einer theoretischen Voraussetzungslosigkeit des Vor-[106]gehens nicht nur bei Eysenck ein relativ ausgebautes Verhaltensmodell existiert, das alle möglichen Korrelationsmatrixes zu interpretieren gestattet. Mit der trait-Konzeption geht eine kategoriale Gegenstandsverkürzung einher; sie klammert vor allem das spezifisch menschliche Beziehungsniveau der ‚Intersubjektivität‘ aus. Die Persönlichkeit mit ihren motivationalen Intentionen, Bedürfnissen und Zielen wird zu einer Art „black box“. Diese muß empirisch unzugänglich bleiben, weil sie höchstens als Zwischenvariablen nicht aber in ihrer wirklichen Eigenart gefaßt werden können. Damit wird „die menschliche Subjektivität hier quasi irrealisiert.“ (Holzkamp 1983, S. 526)

Zu Recht heben Thomae und Holzkamp auch hervor, daß diese Modelle die innersubjektive Dynamik und motivationale Entwicklung kaum erfassen können.

Holzkamps generelle Kritik am „Ahistorizismus“ trifft m. E. einen entscheidenden Punkt der trait-Konzeption. Mit Recht verweist er auf die Gefahr des Reduktionismus, die mit den trait-Modellen gegeben ist.

b) Zutreffend erscheint mir auch Allports Standpunkt, den er in seinem Disput mit Eysenck bezog. Die Persönlichkeitstheorie müsse sich um Begriffe und Methoden bemühen, die sie befähigt, „die Gestalt der Individualität zu verstehen.“ (Vergl. Allport 1970, S. 12) Während Eysenck explizit die Auffassung vertrat, daß für den Wissenschaftler „das einzigartige Individuum einfach der Schnittpunkt von quantitativen Variablen“ sei (1952, S. 18), vertrat Allport demgegenüber eine völlig

konträre Position. Eine solche Formulierung bedeute, daß der Wissenschaftler nicht an der gegenseitigen Abhängigkeit von Teilsystemen innerhalb des gesamten Systems der Persönlichkeit interessiert sei.

„Er ist nur an speziellen Dimensionen interessiert, in Bezug auf die er mehrere Personen vergleichen kann. Er ist interessiert an Herzen, dem Ihrigen und dem meinigen, oder an Lungen, den Ihrigen und den meinigen, aber nicht an dem Zusammenwirken meines Herzens mit meinen Lungen, oder Ihres Herzens mit Ihren Lungen. Er interessiert sich für eine Eigenschaft, z. B. Introversion (von Ihnen und mir), aber er ist nicht interessiert an der Weise, wie Ihre Introversion mit Ihren anderen Eigenschaften zusammenhängt, mit Ihren subjektiven Werten und mit Ihren Lebensplänen. Nach dieser Auffassung ist der Wissenschaftler also nicht an dem Persönlichkeitssystem insgesamt, sondern nur an allgemeinen Dimensionen interessiert.

Die Person bleibt nur ein ‚Schnittpunkt‘ ohne innere Struktur, Kohärenz oder Leben. Ich kann mit dieser Auffassung nicht übereinstimmen.“ (1970, 7 f)[8]

3.) Ich komme nun zur abschließenden dritten Gruppe von Einwänden, die [107] sich aus neueren biochemischen, neurophysiologischen und hirnanatomischen Studien ableiten lassen. (Groves/Rebec [1988], Birbaumer/Schmidt [1990, 1996]). Eine große Rolle spielen dabei die erst in den letzten zehn Jahren genauer untersuchten homologen „basic building blocks“ im Cortex, die auf sog. „cell assemblies“ zurückzuführen sind. Unter „cell assemblies“ sind die auf bestimmte Außenreize spezialisierten Gruppen neuronaler Systeme in allen Hirnarealen zu verstehen, die geschlossene Erregungskreise bilden. Ein solcher sog. „reverberatorischer Kreis“ kann sich mit anderen reverberatorischen Kreisverbänden zusammenschließen und so ausgedehnte Verbände, die „cell assemblies“, bilden. Birbaumer/Schmidt (1990, S. 548 f) berichten, daß „reverberatorische Erregungsmuster“ bei ausreichender zeitlicher Andauer zu anhaltenden strukturellen Veränderungen an Synapsen und Zellen führen. Es kommt zu einer Synapsenverbreiterung und besonders bei schwachen aber eng benachbarten synaptischen Verbindungen führen die reverberatorischen Erregungen auf Dauer zu einer Axonverdickung.

Die moderne Biopsychologie hat damit nachgewiesen, daß schon eine nur minimale Teilaktivität ein ausgeformtes, stabilisiertes und komplexes neuronales System aktivieren kann. Damit kann die in der Geschichte der Lernpsychologie immer wieder neu aufgeflammte Kontroverse um den Intelligenz-Begriff und um die Beziehung zwischen Anlage und Umweltfaktoren nicht zuletzt durch den nunmehr erkannten Zusammenhang zwischen auslösendem Reiz, „basic building blocks“ und „cell assemblies“ geklärt werden. Nachgewiesen wurde, daß das junge Gehirn bedeutend mehr Anlagen für basic building blocks aufweist, als real genutzt werden. Damit wäre eine neurophysiologische Erklärung für die bereits von Piaget festgestellte besonders ausgeprägte Akkomodations- und Assimililationsfähigkeit in der frühkindlichen Entwicklung und für die Existenz von „sensiblen Phasen“ (z. B. für den Spracherwerb) gegeben.

Die Annahme von festen Merkmalen und Eigenschaften (wie z. B. in Cattells Intelligenz-Konzept) wird m. E. damit nicht gestützt sondern eher widerlegt.

3.1.4. Neuronale Flexibilität und der Beitrag A. R. Lurijas

Diese neuro- und hirnphysiologischen Befunde decken sich im übrigen mit älteren sowjetischen (Lurija 1970) und neueren US-amerikanischen Studien (Kandel & Hawkins 1992) zur neuronalen Flexibilität, die bei der Diagnose und Therapie von Sprachstörungen große Bedeutung gewonnen haben. (Vergl. Jantzen 1990, 1992) Sie erbrachten den Nachweis, daß soziale Einflüsse nicht nur biologisch angelegte Fähigkeiten und Potentiale entscheidend beeinflussen, sondern [108] auch zu organisch-strukturellen Veränderungen führen können. Insbesondere Lurijas Entdeckungen und Interpretationen des Zusammenhangs zwischen der Therapie und Rehabilitation von Patienten mit hirnorganischen Traumata und der Beeinflussung geschädigter Hirnstrukturen durch bewußt gesteuertes

[8] Besonders umstritten ist auch der von der trait-Konzeption angewandte Intelligenz-Begriff, der als zu statisch kritisiert wird.

Training hatten hierbei eine Bahnbrecherfunktion. (Vergl. Chomskaja 19876, S. 13-33) Lurija hatte in seinem letzten posthum erschienenen Aufsatz (1978) als Zusammenfassung seiner Forschungsarbeiten geschrieben:

„Das Soziale steht mit dem Biologischen nicht einfach in Wechselwirkung; es bildet neue funktionelle Systeme und benutzt dabei die biologischen Mechanismen, bezieht sie in neue Arbeitsweisen ein, und eben auf solchen ‚funktionellen Neubildungen‘ beruht auch das Auftreten der höheren Formen der Bewußtseinstätigkeit, deren Gesetze von der Psychologie untersucht werden.“ (S. 646 f)

Lurija kam auch zu einer originellen Lösung des jahrzehntelangen wissenschaftstheoretischen Disput über die idiographische oder die nomothetische Methode zur psychologischen Erkenntnisgewinnung. Die Synthese experimenteller und historischer Verfahren war seit W. Wundts und H. Ebbinghaus Tagen von den Vertretern der zergliedernden, nomothetischen Psychologie einerseits und den Vertretern der „verstehenden“, idiographischen Psychologie (Dilthey, Spranger et al.) andererseits als generell undurchführbar angesehen worden. Lurija charakterisierte diesen Konflikt später so:

„Der klassische Wissenschaftler zerlegt Ereignisse in ihre Bestandteile. Schritt für Schritt nimmt er sich wesentliche Einheiten und Elemente vor, bis er schließlich allgemeine Gesetze formulieren kann. Dann betrachtet er diese Gesetze als Agenzien, die den Erscheinungen im untersuchten Bereich zugrunde liegen. Diese Methode führt unter anderem dazu, daß die lebendige Wirklichkeit in ihrer reichen Vielfalt auf abstrakte Schemata reduziert wird. Die Eigenarten des lebendigen Ganzen gehen verloren, ein Vorgang, der Goethe zu seinem berühmten Satz ‚Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldener Baum‘ führte. ...

Romantiker in der Wissenschaft haben weder das Bedürfnis, die lebendige Wirklichkeit in elementare Komponenten aufzuspalten, noch wollen sie den Reichtum der konkreten Lebensprozesse in abstrakten Modellen darstellen, die die Phänomene ihrer Eigenheiten entkleiden ... Lange war ich mir nicht darüber im klaren, welcher dieser beiden Ansätze im Prinzip zum besseren Verständnis der lebendigen Wirklichkeit führt. Dieses Dilemma wiederholt den Konflikt zwischen der nomothetischen und der idiographischen Psychologie, der mich in den ersten Jahren meiner intellektuellen Entwicklung beschäftigt hat.“ (Lurija 1993, S. 177 f)

Die Aufspaltung zwischen einem idiographischen und einem nomothetischen [109] Ansatz in der Psychologie war begünstigt worden durch den Siegeszug, den die naturwissenschaftliche Medizin seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angetreten hatte. Insbesondere die Entdeckung der Zellstruktur durch R. Virchow als Grundlage aller Organismen begünstigte den Trend, komplexe Erscheinungen auf elementare Bestandteile zurückzuführen. In der Psychologie führte dieser Reduktionismus in seiner speziellen Variante der Überbetonung der psychophysiologischen Erklärungsansätze menschlichen Verhaltens jedoch dazu, auch die komplexesten Verhaltensformen, einschließlich der bewußten Tätigkeiten und der höheren psychischen Prozesse, durch eine Kombination von Mustern aus Reizen und Reaktionen zu erklären. Ähnliche reduktionistische Erscheinungen wirken bis in die Gegenwart. Lurijas Kritik, daß mit der Entwicklung der Biophysik und der Entwicklung der Computertechnologie die Analyse menschlicher Bewußtseinstätigkeit „im Meer molekulartheoretischer Spekulationen“ versank, oder daß die Beobachtung realen Verhaltens durch Computersimulationen oder durch mathematische Modelle ersetzt wurde, kennzeichnet auch ein großes Dilemma unserer zeitgenössischen Psychologie und Persönlichkeitstheorie.

Im Ergebnis der Spaltung zwischen naturwissenschaftlicher und phänomenologischer Psychologie, so Wygotski, sei es zu dem stillschweigenden Einverständnis zwischen beiden Lagern gekommen, gerade diejenigen psychischen Funktionen, die den Menschen von Tier unterscheiden, als „wissenschaftlich nicht erforschbar“ anzusehen. „Das Ergebnis war jeweils eine halbierte Psychologie. Wygotskis und unser aller Ziel bestand nun in der Ausarbeitung eines neuen Systems, das die verschiedenen Ansätze integrieren sollte.“ (Lurija 1993, S. 53)

Lurija entwickelte unter dem maßgeblichen Einfluß Wygotskis seinen Grundsatz, psychologische Forschung dürfe sich nicht ausschließlich auf Spekulationen und Laborhypothesen beschränken, die

das reale Leben ausklammern. Aus diesem Grunde entschied sich Lurija zum Bruch mit der alten Aufteilung der Psychologie in einen naturwissenschaftlich-erklärenden und einen phänomenologisch-beschreibenden Bereich, der, so Lurija, nur „den Weg zu einem einheitlichen Forschungskonzept versperrte“. (Lurija 1993, S. 75).

Ein Resultat dieses Bruchs waren seine beiden berühmten kulturpsychologischen Expeditionen nach Mittelasien (Usbekistan 1931 und Kirgisien 1932). Absicht Lurijas war es, in einer breit angelegten Studie die intellektuelle Tätigkeit von Erwachsenen zu untersuchen, die als Analphabeten oder Halbanalphabeten in einem technisch rückständigen Kulturkreis aufgewachsen waren. Die Haupthypothese der Studie war gemäß der These Wygotskis, daß die höheren psychischen Funktionen des Menschen aus einer differenzierten Wechselwirkung von biologischen und kulturellen Faktoren entstünden, so formuliert: Nachweis der sozialen und kulturellen Abhängigkeit der Erkenntnisprozesse.

[110] Die Ergebnisse der Untersuchungen (sie wurden erst 1986 auf Deutsch veröffentlicht) bestätigten diese Annahme. (Vergl. Lurija 1986 oder auch die kurze Zusammenfassung in Lurija 1993, S. 74-92) Lurija faßte sie rückblickend so zusammen:

„Die ... Ergebnisse zeigen, welche entscheidenden Fortschritte beim Übergang vom anschaulich-praktischen Denken zu den unvergleichlich komplizierten Formen des abstrakten Denkens durch radikale Veränderungen der gesellschaftlichen Bedingungen, durch die sozialistische Umgestaltung des Lebens hervorgebracht werden können. Die vom Autor vorgenommenen experimentalpsychologischen Untersuchungen decken eine kaum untersuchte Seite der menschlichen Erkenntnistätigkeit auf, die zugleich den dialektischen Charakter der gesellschaftlichen Entwicklung bestätigt.“ (Lurija, 1986, S. 15)

Insgesamt läßt sich damit aus meiner Sicht gegen die „trait“-Konzeption festhalten, daß die Berechtigung der trait-orientierten Persönlichkeitsmodelle nur in eingeschränkter Form als gegeben angesehen werden kann. Organische Anlagen und Umwelteinflüsse wirken eng zusammen, die Umweltdynamik bewirkt eine sehr flexible Umstrukturierung und Anpassung von Verhalten. Individuelle Anlagen kommen zur Ausprägung, wenn die neuronalen Verknüpfungen in Form der „cell assemblies“ entwickelt und im Zuge organischer Veränderungen im System der Neuronen verfestigt werden. Diese Veränderungen sind flexible Reaktionen auf Umweltanforderungen.

Deutlich wird, daß es teilweise eine so enge funktionale Ganzheit des Psychischen und des Organischen gibt, daß starre Verhaltensmodelle, inclusive der traditionellen Schichtenmodelle der Persönlichkeit, dagegen nicht bestehen können. Die trait-Konzeption wird daher mit ihrer Tendenz zum „Ahistorizismus“ und zur Fixierung auf das isolierte, quasi unter Laborbedingungen „konstruierte“ Individuum, der Entwicklungsdynamik der Persönlichkeit nicht gerecht.

Ich erörtere nun im folgenden Abschnitt der Arbeit den metatheoretischen Ansatz, auf den sich die „prozeßorientierten“ Persönlichkeitstheorien beziehen. Dabei will ich vor allem auf die mit den Namen S. Freud und H. Thomae verbundenen Überlegungen eingehen. [111]

3.2. „Prozeßorientierte“ und „kognitive“ Ansätze der Persönlichkeitspsychologie

Persönlichkeitstheorien, die nicht primär vom Konzept der zeitstabilen Eigenschaften der Person ausgehen, sondern die deren Prozeßcharakter betonen, bilden die Gruppe der „prozeßorientierten“ Ansätze in der Persönlichkeitstheorie. Menschliches Verhalten wird vor allem unter dem Aspekt der Entwicklungsschritte und Veränderungen in der Biographie des Individuums betrachtet. Ebenso wie bei den trait-orientierten Konzeptionen gibt es eine Fülle von Differenzierungen.

Die prozeßorientierten Ansätze lassen sich am ehesten in drei Subgruppen unterteilen, in:

1) Psychodynamische Theorien (z. B. Freud, Adler, Jung und Erikson).

Die psychodynamischen Theorien betonen besonders Verhaltensprozesse, die sich aus mehr oder minder unbewußten von „Trieben“ gesteuerten Impulsen ergeben.

2) Kognitive Theorieansätze (z. B. Lewin, Kelly, Mischel, Rogers). Die kognitiven Modelle betonen vor allem, daß sich das Individuum nicht passiv gegenüber der physikalischen Umwelt verhält,

sondern bestimmt wird von ihrer kognitiven Verarbeitung bzw. „Repräsentanz“. (Vergl. Fisseni 1984, S. 110-164)

3) Biographisches Modell. Das biographisch orientierte Modell von Thomae soll wegen seiner Auswirkung auf die DDR als ein Spezialfall der kognitiven Modelle gesondert thematisiert werden.

3.2.1. Psychodynamisches Persönlichkeitsmodell und der bio-psychosoziale Ansatz

Zunächst sollen die strukturellen Beziehungen zwischen dem psychodynamischen Persönlichkeitsmodell Sigmund Freuds (1856-1939) und dem bio-psychosozialen Ansatz verdeutlicht werden.

Freud hat die bekannteste aller psychologischen Persönlichkeitskonzeptionen entwickelt; diese hat die gesamte Geschichte der Psychologie nachhaltig wie keine zweite beeinflußt. Es kann hier nicht beansprucht werden, seine Theorie auch nur in den Hauptzügen darlegen zu wollen. (Vergl. dazu auch die Zusammenfassungen und Kommentierungen von Hollitscher [1983, S. 168-190], Jantzen [1994, S. 24-345] und Steigerwald [1980, S. 137-201].

Freuds Konzeption soll hier nur mit den Stichworten: Trieblehre („Eros“ und „Thanatos“), Psychischer Apparat und Instanzen („Es“, „Ich“ und „Über-Ich“), [112] Phasen der Sexualentwicklung („orale“, „anale“, „latente“ und „phallische“) und Abwehrverhalten („Übertragung“, „Verdrängung“, „Projektion“, „Reaktionsbildung“ und „Regression“), Abstufungen des Bewußtseins (deskriptives und dynamisches „Unbewußtes“) rudimentär skizziert werden.

Freuds Persönlichkeitsverständnis geht davon aus, daß der Mensch durch drei Ebenen des Psychischen (das Unbewußte, das Bewußte, gesellschaftlichen Normen) sowie durch die drei Instanzen „Ich“, „Es“ und „Über-Ich“ geprägt wird. Nach Freud ist die Ebene des Unbewußten mit der Instanz des „Es“ verbunden. Dieses besteht aus den vererbten und aus der physischen Organisation herrührenden Trieben. Die Triebe haben im Biologischen und Körperlichen ihre Quelle, z. B. in Hormonen oder erogenen Zonen. Sie sind ziel- und objektgerichtet und auf Lustgewinn orientiert, besitzen eine „psychische Repräsentanz“ in Form von Emotionen und Kognitionen.

Das gattungsmäßig Unbewußte ist die Quelle der erblich festgelegten Triebe, Erinnerungen und Tabus. Sie bilden den Inhalt des „Es“ und gehen auf genetisch gespeicherte Erfahrungen aus der Periode der Urhorde der menschlichen Gesellschaft zurück.

Alle Triebe – auch „Eros“ und „Thanatos“ als Haupttriebe – erfahren eine kulturell-gesellschaftliche Überformung des Biologischen durch das „Über-Ich“, in dem die Normen von Eltern, Familie und weiterer Umwelt aber auch die vererbten „Tabus“, die sich die Menschen seit den Tagen der „Urhorde“ selbst auferlegten (z. B. das Inzest-Verbot), repräsentiert sind. Anforderungen einer Instanz an die andere führen dazu, daß ein permanentes Spannungsverhältnis zwischen ihnen besteht, das sich in Formen der Verdrängungen, Projektion, Reaktionsbildung, Regression, Objektbesetzung oder Fixierung äußern kann. Der Konflikt zwischen dem nach dem „Lustprinzip“ arbeitenden „Es“ und dem sich nach dem „Realitätsprinzip“ orientierenden „Ich“ wird so zu einem Hauptelement des psycho-dynamischen Modells der Freudschen Persönlichkeitskonzeption.

Auf den ersten Blick scheint das System einer nach biologischen, psychischen und sozialen Faktoren differenzierten integrativen Konzeption der Persönlichkeit in der Freudschen 3-Instanzen-Lehre einen geschichtlichen Vorläufer zu finden. Diese Analogie findet aber offensichtlich schon darin ein Ende, daß in der Freudschen Psychoanalyse das strukturierende und die Dynamik der Persönlichkeitsbildung ausmachende Element primär die biologisch angelegten Triebe und Bedürfnisse sind.

Bemerkenswert erscheint mir jedoch in unserem Zusammenhang, daß im psychoanalytischen Seelenbild die im „Es“ akkumulierten Triebenergien in einer Kombination von psychischen Leistungen des „Ich“ gemeinsam mit den Norm-[113]setzungen des „Über-Ich“ zu den die menschliche Zivilisation erst konstituierenden sozialen und kulturellen Leistungen befähigt wird. Dieser Vorgang der „Sublimierung“ verkennt zwar aus meiner Sicht, daß der dominierende Faktor der gesellschaftlichen und sozialen Entwicklung die widersprüchlichen Beziehungen zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen und deren politischen, sozialen und kulturellen Brechungen und Widerspiegelungen

im Bewußtsein einer Gesellschaft ist. Dennoch werden im Freudschen „Sublimierungs“-Begriff die das rein Biologische überformenden und umgestalterischen Kräfte des Sozialen in der Persönlichkeitsentwicklung deutlich, obwohl er m. E. eine biologistische Fehleinschätzung der Arbeit und des auf die gesellschaftliche Arbeitsteilung angewiesenen kulturell-geistigen schöpferisch tätigen Menschen voraussetzt. (Vergl. Böttcher 1986, S. 603)

Die prägende Wirkungskraft des Sozialen sieht Freud auch in einem Bereich, in dem ihm von marxistischer Seite eine besonders ausgeprägte Anfälligkeit für eine „biologistische“ Sicht vorgehalten wurde: für den Bereich der „Massenpsychologie“. Freud hatte in seinem Aufsatz „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ sehr detailliert G. Le Bons berühmtes Standardwerk „Psychologie der Massen“ von 1895 analysiert. Er benutzte diese Arbeit als eine Art Einführung in seine eigene Massenpsychologie und begründete dies damit, daß „sie in der Betonung des unbewußten Seelenlebens so sehr mit unserer eigenen Psychologie zusammentrifft.“ (1967, S. 21)

Besonders bemerkenswert erscheint in unserem Zusammenhang bereits die Einleitung, in der Freud sich grundsätzlich mit der Beziehung zwischen Individual- und Sozialpsychologie auseinandersetzt. Freud betont, daß der Unterschied bzw. Gegensatz zwischen diesen beiden Richtungen zunehmend an Schärfe verliere. Er begründet dies mit einer sehr überraschenden Aussage, die wegen ihrer Bedeutung für unsere Fragestellung – der Beziehung zwischen Psychoanalyse und dem bio-psychosozialen Ansatz – ausführlicher zitiert sei.

„Die Individualpsychologie ist zwar auf den einzelnen Menschen eingestellt und verfolgt, auf welchen Wegen derselbe die Befriedigung seiner Triebregungen zu erreichen sucht, allein sie kommt nur selten, unter bestimmten Ausnahmebedingungen, in die Lage, von den Beziehungen des Einzelnen zu anderen Individuen abzusehen. Im Seelenleben des Einzelnen kommt ganz regelmäßig der Andere als Vorbild, als Objekt, als Helfer und als Gegner in Betracht und die *Individualpsychologie ist daher von Anfang an auch gleichzeitig Sozialpsychologie* in diesem erweiterten, aber durchaus berechtigten Sinne.“ (Hervorhebung durch mich – HPB)

Das Verhältnis des Einzelnen zu seinen Eltern und Geschwistern, zu seinem Liebesobjekt, zu seinem Lehrer und zu seinem Arzt, also alle Beziehungen, wel-[114]che bisher vorzugsweise Gegenstand der psychoanalytischen Untersuchung geworden sind, können den Anspruch erheben, als soziale Phänomene gewürdigt zu werden, und stellen sich dann in Gegensatz zu gewissen anderen, von uns narzißtisch genannten Vorgängen, bei denen die Triebbefriedigung sich dem Einsatz anderer Personen entzieht oder auf sie verzichtet. (Freud 1967, S. 9)

Wird hier noch eine Art Balance zwischen Biologischem und Sozialem gesehen, so verändert sich diese Gewichtung, je mehr Freud sich mit Le Bons Thesen über die Umwandlung des Individuums unter dem Einfluß der „Masse“ auseinandersetzt. Freud bekundet seine weitgehende Übereinstimmung mit dem von Le Bon behaupteten Verlust all dessen, was die Persönlichkeit ausmacht, wenn der Mensch Teil einer Masse wird. Es erfolge dann eine Ausschaltung aller Eigenschaften und Merkmale, die seine unverwechselbare Einmaligkeit ausmachen. Durch die bloße Zugehörigkeit zu einer organisierten Masse steige der Mensch mehrere Stufen auf der Leiter der Zivilisation herab. Aus einem gebildeten Individuum werde in der Masse ein Barbar und Triebwesen mit ungezügelter Spontaneität und Wildheit.

Eine solche Umformung der Individualität allein durch soziale Nachahmung, Suggestion oder Identifikation mit einer die Masse hypnotisierenden Führungsperson ist im Grunde ein Plädoyer für eine geradezu übermächtige Gewichtung des Sozialen gegenüber dem Biologischen und Psychischen. Das Soziale vermag danach auf den einzelnen Menschen einen so großen Druck auszuüben, daß das Individuum praktisch widerstandslos auf ein phylogenetisch bzw. ontogenetisch primitiveres Stadium zurückfällt. Freuds Persönlichkeitsverständnis – so läßt sich demnach feststellen – umfaßt also nicht allein das ihm immer wieder zugeschriebene Primat der biologischen Prägung. Im Gegenteil: die sozialen und politischen Einflüsse können nach seiner Auffassung ein solches Übergewicht erhalten, daß sie sich praktisch über das Biologische hinwegsetzen können.

Diese Sicht muß für jeden eine Überraschung sein, der Freud aus der Perspektive der Kritik und Auseinandersetzung mit marxistisch-orientierten Autoren betrachtet. Offenbar ist diese Sicht auch S. Moscovici (1986) entgangen, der die Bedeutung der Libido-Theorie und der „Objektbesetzung“ Freuds für die Erklärung massenpsychologischer Prozesse betont. Die erotische Libido, so Moscovici, konstituiere durch Ersatzobjekte Teile eines „erotischen Magnetfeldes, das sich nach Maßgabe des sexuellen Kerns ausrichtet“ (Moscovici 1986, S. 311, zit. n. Jantzen 1994, S. 164). Das Wesen der Massenbildung liege in eben diesen libidinösen Bindungen der Mitglieder der Masse.

Eine besondere Rolle spiele dabei der „Führer“ und die wechselseitige libidinöse Bindung zwischen ihm und der Masse. Bei der Masse folge aus dem Prozeß der libidinösen Besetzung der Führerfigur ihr gegenüber aber nicht einfach [115] nur Liebe sondern Nachahmung. Die Masse gleiche einem Sonnensystem, dessen Planeten um die Sonne (Führer) kreisen.

Mit Bezug auf Freuds Kategorie des „Vatermordes“ sieht Moscovici im Führer eine Art von „Religionsstifter“ – auch im Sinne einer weltlichen Religion –, der an die Stelle des Inzestverbotes in der Urhorde im massenpsychologischen Entstehungsprozeß dieser „Religionen“ das Verbergen des gemeinsamen Verbrechens zum sinnstiftenden Band zwischen sich und der Masse erhebt. Diese wechselseitige Bindung in der Gemeinschaft von Führer und Masse durch Vertrag und Schuld bewirke, daß im „Ich“ an die Stelle der Macht der Realität die Macht des „Ich-Ideals“ in der Figur des Vater-Führers tritt. (Moscovici 1986, S. 389, 447 ff)

In seiner Erörterung „Spinoza und Fragen der Massenpsychologie“ (1994) problematisiert Jantzen die Position Moscovicis: es sei eigentümlich, daß Moscovici sich eine Gemeinschaft ohne Führer nicht vorzustellen vermöge. Jantzen verweist u. a. auf die Psychologie des Kollektivs im Unterschied zu diffusen Gruppe, auf Bubers Begriff der „lebendigen Mitte“, um die herum und durch die sich eine Gemeinschaft ohne Führer bilden kann, sowie auf praktische Erfahrungen mit Massenbewegungen. (Jantzen 1994, S. 165 f)

Ergänzend weist er auf ein anderes Defizit in der psychoanalytisch orientierten Massenpsychologie hin. Freud wie Moscovici übergehen die wichtige Frage: Wie kann es dazu kommen, daß Massen auch eine progressive historische Rolle spielen können?

Sowohl Le Bon wie Freud warnen mehr oder weniger vor dem „horror plebis“. Freud verweist nur quasi „nebenbei“ auch auf den Heroismus und Enthusiasmus der von ihm vorher so heftig kritisierten „primitiven“ Massenwesen.

„Um die Sittlichkeit der Massen richtig zu beurteilen, muß man wissen, daß im Beisammensein der Massenindividuen alle individuellen Hemmungen entfallen und alle grausamen, destruktiven Instinkte, die als Überbleibsel der Urzeit im Einzelnen schlummern, zur freien Triebbefriedigung geweckt werden. Aber die Massen sind auch unter dem Einfluß der Suggestion hohe Leistungen von Entsagung, Uneigennützigkeit, Hingebung an ein Ideal fähig.“ (Freud, 1967, S. 18 f)

Ähnliche Bemerkungen finden sich auch bei Moscovici (1986, S. 41).

Diese Äußerungen entsprechen in der Tendenz einem bereits bei B. Spinoza angelegten Verständnis der nicht nur zu semi-rationalem (Yovel 1985) oder gar nur zu spontan-emotionalen Handeln fähigen Massen.

Bei Freud tritt jedoch diese Fähigkeit der Massen soweit in den Hintergrund seiner massenpsychologischen Theorieentwicklung, das sie – siehe Moscovici – sehr leicht übersehen werden kann.

[116] Unter Berufung auf Spinozas Unterscheidung von dreierlei Arten der Erkenntnis – der Unterscheidung zwischen imaginativ-bildhafter und rationaler Wahrnehmung der Bedeutung der Dinge sowie der intuitiven Form der Vernunft, d. h. dem Erfassung von „Wesen“ bzw. des „Sinn“ der Dinge (Vergl. Spinoza „Ethik“, Teil IV, Lehrsatz 14; Teil V, Lehrsätze S. 24 ff) – stellt Jantzen nun Moscovicis libidotheoretischem Führer-Masse-Modell das Konzept einer Rationalität der Massen „causa sui“ entgegen.

Er kommt zu folgender Einschätzung: Die Massen seien zu schöpferischer Leistung fähig, sofern sie im Sinne Spinozas (Politischer Traktat, Kap. IV, § 4; Kap. VI, § 1) in einem Staat durch Achtung, Hoffnung und Gewalt ihren Tätigkeiten („Mimesis“) nachgingen. In „geordneten Bahnen“ könne der Masse und den sie konstituierenden Individuen die Möglichkeit zur Vernunft nicht prinzipiell abgesprochen werden. Sie nähmen dann an der Entwicklung der „zweiten Art der Erkenntnis“ teil. Darüber hinaus sei es möglich, daß die spontane Masse auch ein Konstitutionsort der „dritten Art der Erkenntnis“ im Sinne Spinozas sein könne. Das „Ich“ der Individuen gehe keinesfalls im „Kollektiv-Ich“ auf, da sie eine besondere Dichte des „Sinns“ entwickeln könnten, einen „hohen Individuations- und Reflexionsgrad der Individuen“ vorausgesetzt. (Jantzen 1994, S. 174) Jantzen spricht mit dieser zuletzt genannten aber dann nicht weiter ausgeführten Einschränkung („hoher Individuations- und Reflexionsgrad“) eigentlich die für die massenpsychologisch praktisch bedeutsamste Problematik an. Es ist die Frage nach der die Masse bewegenden Motive, ihrer erkenntnis- und handlungsleitenden Ziele und Interessen.

Meines Erachtens ist der Rückgriff auf die spinozistische Konstruktion der drei „Arten der Erkenntnis“ vor allem dann und insofern von erkenntnistheoretischem Gewinn, wenn die Definition der „3. Art der Erkenntnis“, die bei Jantzen im Sinne eines „ästhetisch-kathartischen Aktes“ (S. 177) begriffen wird, auf die Ebene der Übereinstimmung von objektiven und subjektiven Interessen der Masse transformiert wird. Die Masse – wie auch das Individuum – ist „progressiv“, wenn ihr Handeln in Übereinstimmung steht mit dem, was Marx, Lenin und Gramsci als Fortschreiten hin zu einem Zustand verstehen, in dem alle Bedingungen aufgehoben sind, in denen der Mensch ein verlassenes, ein verächtliches und geknechtetes Wesen ist.

Daran, an dieser historischen Logik, in der individueller Glücksanspruch und objektiver sozialer Progreß in Einklang stehen, entscheidet sich die Qualität der „3. Art der Erkenntnis“ und damit auch die Qualität von Massenaktionen.

Ich denke, daß die Schwäche des massenpsychologischen Ansatzes bei Freud oder Moscovici noch eine zusätzliche Dimension aufweist. Überprüft man theorieimmanent den libidotheoretisch geprägten „Masse“-Begriff Freuds und Moscovicis, so bietet sich eine weitere Überraschung dar und zwar anhand einer [117] späteren Korrektur Freuds an seiner eigenen Libidotheorie. Freud hat gegen Ende seines Lebens in seinem „Abriß der Psychoanalyse“ (1938) auf die Besonderheiten des Verhalten der Libido im „Es“ und im „Über-Ich“ verwiesen. Es sei schwer, etwas darüber auszusagen, so sein eigentlich zur Vorsicht vor vorschnellen Verallgemeinerungen der Libido-Theorie mahnender Hinweis.

„Alles was wir darüber wissen, bezieht sich auf das Ich, in dem anfänglich der ganze verfügbare Betrag von Libido aufgespeichert ist. Wir nennen diesen Zustand den absoluten primären Narzißmus. Er hält so lange an. Bis das Ich beginnt, die Vorstellungen von Objekten mit Libido zu besetzen, narzißtische Libido in Objektlibido umzusetzen. Über das ganze Leben bleibt das Ich das große Reservoir, aus dem Libidobesetzungen an Objekte ausgeschickt und in das sie auch wieder zurückgezogen werden, wie ein Protoplasmakörper mit seinen Pseudopodien verfährt. Nur im Zustand einer vollen Verliebtheit wird der Hauptbetrag der Libido auf das Objekt übertragen, setzt sich das Objekt gewissermaßen an die Stelle des Ichs.“ (Freud 1996, S. 461)

Ein im Leben wichtiger Grundzug sei außerdem auch die „Beweglichkeit der Libido, die Leichtigkeit“, mit der sie von einem Objekt auf andere Objekte übergehen könne. Andererseits könne es aber auch zu einer lebenslang anhaltenden „Fixierung“ der Libido auf ein bestimmtes Objekt kommen. (Freud 1996, S. 47) Freud warnt also am Ende seines Lebens eigentlich explizit davor, den Mechanismus der libidinösen „Objektbesetzung“ aus dem Bereich der sexuellen Zweierbeziehung schematisch auf Fragen der Massenpsychologie zu übertragen. Meines Erachtens spricht dieser späte Hinweis Freuds auf die ungeklärte Stellung der Libido-Theorie innerhalb der Sozialpsychologie eigentlich gegen seinen eigenen massenpsychologischen Theorieansatz. Moscovicis Modell des erotischen „Magnetfeldes“ übergeht die Mahnung Freuds, daß man über das Verhalten der Libido im Es und im Über-Ich „nur schwer“ etwas aussagen könne.

Aber Freud selbst war in dieser Frage ja auch widersprüchlich. Entgegen seiner späten vorsichtig formulierten Bewertung libidinöser Kräfte außerhalb der Individualpsychologie war die These vom Wirken quasi magischer Kräfte in der Formierung und Beeinflussung von „Massen“ letztlich doch bestimmend für seine Massenpsychologie.

Neben diesem systemimmanenten Widerspruch des psychoanalytischen an Le Bon und Freud orientierten Massen-Begriffs existiert ein weiterer grundlegender metatheoretischer Widerspruch, der die Problematik massenpsychologischer Theoriebildung prägt. Die Massenpsychologie will allgemeine qualitative Aussagen über das Verhalten von großen Menschengruppen auf der Basis von untersuchten vorübergehenden Zuständen treffen. Als Prototyp gilt der immer wieder als Beispiel verwandte „Panik“-Zustand.

[118] Die „Masse“ als ein festes soziales Gebilde ist jedoch eine contradictio in se [Widerspruch in sich], ihr sind nur transitorische Merkmale eigen, außer dem einen, der großen Menschenanzahl. Hiebsch/Vorwerk merken deshalb mit Recht an, daß „in den Grundannahmen der Massenpsychologie noch eine Implikation enthalten ist, die ihren eigentlichen ideologischen Gehalt ausmacht: Es ist die These, der zufolge „die Masse ‚prinzipiell‘ ungeordnet, chaotisch und auch unfähig sei, eine eigene Ordnung aus sich heraus zu bilden.“ (Hiebsch/Vorwerk 1971, S. 21). M. E. trifft daher auf die Massenpsychologie die folgende Grundsatzkritik Frinderts zu:

„Die angenommenen psychischen Umformungen der Individuen in der Masse werden auf das Zusammensein zurückgeführt. Wie ein Katalysator bringt das Zusammensein die Mechanismen wie Ansteckung, Suggestion und Identifikation zur Wirkung, die die Masse bilden. Zugleich aber hat dieser Katalysator die Masse zur Voraussetzung. Masse wird auf diese Weise aus allgemeinen Prinzipien der menschlichen Psyche abgeleitet, die selbst durch die Masse bedingt sind. Der Kerngedanke der M(assenpsycyhologie) beruht danach auf einem Zirkelschluß, denn Masse wird durch Nachahmung, Suggestion u. a. erklärt und die Phänomene hinwiederum durch das Vorhandensein von Masse.“ (1986, S. 387)

Autoren unterschiedlicher wissenschaftstheoretischer Herkunft wie z. B. der sowjetische Sozialpsychologe Parygin (1975) oder das britisch-holländische Autorenkollektiv Stroebe/Hewstone/Stephenson (1996) betonen mehr oder minder übereinstimmend, daß diese Ausprägung des „Massenpsychologie“-Konzepts und seine in der Tradition Le Bons, Tardes und Freuds stehende Begriffsentwicklung aus ihrem historischen, sozialen und politischen Kontext zu verstehen sei. Es gehe dabei um die Epoche der Revolutionen (1789, 1830, 1848, 1871 in Frankreich), der radikalen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen aufgrund einer raschen Industrialisierung und Urbanisierung. Sie war begleitet vom Aufstieg und vom „Aufstand der Massen“ – so der bekannte Titel von Ortega y Gasset –, der sich manifestierte in der wachsenden Stärke der Gewerkschaften und der sozialistischen Bewegung, in Streiks, Arbeiterdemonstrationen und der berühmten Pariser Commune des Jahres 1871. „Dies alles führte – zusammengenommen – zu einer Bedrohung der etablierten politischen, gesellschaftlichen und moralischen Ordnung und hauptsächlich der Bourgeoisie. ... Man entdeckte die ‚Massen‘ (Moscovici 1981) und fürchtete sie als Ursachen der allgemeinen Misere.“ (Stroebe et al. 1996, S. 131)

Die marxistische Freud-Rezeption muß hier kurz angesprochen werden, da sie in der langen Vorgeschichte des (marxistischen) bio-psychosozialen Ansatzes ganz entscheidend den Umgang der Persönlichkeitstheorie mit dem Faktor des Biologischen beeinflußt hat.

Die marxistische Sicht auf die psychodynamische Persönlichkeitstheorie hat [119] eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Sie ist in den letzten 20 Jahren einer Neubestimmung und Revision unterworfen worden, die die alte und z. T. recht enge Kritik an Freud korrigiert und differenziert hat. Sie kann hier nicht ausführlich referiert zu werden, aber es sei summarisch hingewiesen auf die Arbeiten von Braun (1979, 1988), Friedrich (1977), Hollitscher (1977), Jantzen (1989), Kätzel (1977, 1987, 1989), Sève (1977), Steigerwald (1988, 1994), auch wenn diese in der Bewertung des theoretischen Erbes von Freud keineswegs alle übereinstimmen.

Ich möchte aber besonders den von Kätzel (1989, S. 13) erwähnten Tatbestand hervorheben, daß die ersten Reaktionen der deutschen Marxisten auf die Freudsche Psychoanalyse anläßlich des „Internationalen Psychoanalytischen Kongresses“ (1922) sehr ausgewogen waren. Das Zentralorgan der KPD „Die Rote Fahne“ (26.9.1922) charakterisierte z. B. die Psychoanalyse als neuartige medizinische Methode, die wegen ihrer langen Behandlungsdauer jedoch weniger bemittelten Schichten schon aus finanziellen Gründen nicht zugänglich sei. Hervorgehoben wurde die bürgerliche, akademische Kritik an Freud und dessen Verfemung, die aber die Ausbreitung der Psychoanalyse nicht verhindern könne; auch in der sozialistischen Bewegung wüchse das Interesse an ihr. Kritisiert wurden jedoch Bestrebungen, die Psychoanalyse auf die Erforschung des sozialen Lebens anzuwenden. Solche kritischen Einwände sollten und mußten dann in dem Maße zunehmen, in dem es zu einer wachsenden Übertragung des Triebmodells auf soziale Zustände durch die Freudsche Schule kam.

Die marxistische Kritik charakterisierte die Freudsche Psychoanalyse später als biologisch, reduktionistisch, ahistorisch und undialektisch bis hin zu solch überzogenen Vorwürfen, es handele sich um „Ultraindividualismus“ und um eine „bürgerlich-reaktionäre und dekadente“ Theorie. Daneben gab es jedoch auch weiterhin eine differenziertere Beschäftigung mit Freud (Vergl. Volosinov 1927, Wygotski 1985a).[9]

Jantzen (1989) schrieb aus Anlaß des 50. Todestags Freuds, daß „wir in der Lage sind, die Lücken im Gebäude der wissenschaftlichen Psychologie dort zu [120] schließen, wo sie am empfindlichsten sind: im Verhältnis von Emotionen und Kognitionen, und daß wir uns beim Schließen dieser Lücken von zwei Seiten hervorragend auf sie zu bewegen können.“ (S. 44) Diese beiden Seiten verknüpft Jantzen mit den Namen Leontjew und Freud. Dies stellt in gewissem Sinne eine Art „Rehabilitierung“ Freuds dar.

Meines Erachtens wäre es aber verfehlt, die großen Unterschiede zwischen dem Ansatz Freuds und einem marxistischen Ansatz in der Persönlichkeitstheorie zu verwischen. Dies würde keinem der beiden Ansätze gerecht werden. Der grundlegende Unterschied zwischen einem monistisch-materialistischen Ansatz in der Persönlichkeitstheorie und demjenigen Freuds bezieht sich zunächst auf die erkenntnistheoretischen Differenzen. Wygotski (Vergl. auch Kapitel 4.4.2. dieser Arbeit) hatte bereits in seiner damaligen Kritik an Lurijas recht willkürlicher Einschätzung von der „Übereinstimmung von Marxismus und Psychoanalyse“ betont, daß Freud in erkenntnistheoretischer Hinsicht „auf dem Boden der idealistischen Philosophie“ Schopenhauers vom Willen als des Zentrums der Welt und nicht etwa des dialektischen Materialismus Marxens stehe. Auch gehe sein gesamtes psychologisches System vom Primat der blinden Triebe und des Unbewußten auf die spiritualistischen Auffassungen G. E. Lipps zurück. In methodischer Hinsicht seien bei Freud seine „unbewußten, spontan entstandenen Methodologien, die widersprüchlich sind und den verschiedensten Einflüssen unterliegen“, zu problematisieren und zu kritisieren. Jeder könne eklektizistisch in der Psychoanalyse gerade das „was er sehen will, und nicht das, was wirklich ist“ sehen und finden (Wygotski 1985 a, S. 119). Daraus sei jedoch keineswegs zu schlußfolgern, daß Marxisten nicht das Unbewußte zu erforschen bräuchten. Das Gegenteil sei richtig; „gerade weil das Arbeitsgebiet der Psychoanalyse mit untauglichen Mitteln bearbeitet wird, muß man es für den Marxismus erobern, muß man es mit den Mitteln einer echten Methodologie bearbeiten.“ (Ebenda, S. 122)

Im übrigen, so Wygotski, gelte für Freud, daß man seine Originalität und Bahnbrecher-Funktion anerkennen müsse. Die Wissenschaft brauche auch Bücher, die nicht Wahrheiten zeigen, die aber lehrten, nach der Wahrheit zu suchen. Es bedürfe einer größeren Schöpferkraft, richtige Fragen zu stellen, als laufende Beobachtungen nach festgelegtem Muster durchzuführen. Und eben dies gelte für jede beliebige Wissenschaft, auch für die Freudsche Psychoanalyse. Es sei zu respektieren „daß es

[9] Von den auch politisch durchaus nicht nur kontroversen Beziehungen zwischen Freud und der kommunistischen Bewegung zeugt auch Freuds Unterstützung einer politischen Initiative, die von F. Boenheim, Internist und Chefarzt am Berliner Hufeland-Hospital, eingeleitet worden war. Dieser der KPD nahestehende Mediziner gründete 1932 ein deutsches Ärztekomitee zur Unterstützung des in Amsterdam stattfindenden ärztlichen „Weltkongreß gegen den imperialistischen Krieg“. Zu den Unterzeichnern dieser Ärzteinitiative zählte auch Freud. Aus dem Amsterdamer Ärztekongreß ging die „Internationale Gesellschaft der Arzte gegen den Krieg“ hervor. (Vergl. Schumann 1986, S. 120 ff)

Probleme gibt, die nicht im Fluge zu erreichen sind, zu denen man zu Fuß gehen muß, zuweilen hinkend, und daß das Hinken in solchem Fall keine Sünde ist, wie Freud offen gesteht.“ (ebenda, S. 124)

Freuds Triebmodell konnte trotz seiner Elaboriertheit empirisch nie belegt [121] werden. Es ist m. E. ein Hypothesengebilde geblieben, das – so wertvoll die Einzelfalldarstellungen auch immer gewesen sind – Verallgemeinerungen im Sinne einer umfassenden wissenschaftlichen Theorie von der Persönlichkeit nicht erlaubt. Ich schließe mich Hollitschers differenzierter Position gegenüber Freud an, der ihn als einen Mann von „hohen Gaben und integrem Charakter“ einstuft, dessen Versuch, die irrationellen Züge unserer Zeit mit psychologischen Mittel aufzuklären, aber aus historisch zu erklärenden Ursachen mißglücken mußte. (Hollitscher 1983, S. 182)

Unterstreichen möchte ich insbesondere, daß Freuds Lehren von den angeblich erbmäßig fixierten und weiterwirkenden urgesellschaftlichen Familien„katastrophen“ – dem Ödipus- und dem Kastrationskomplex –, den somit bereits mit dem Erbgut angelegten Triebschicksalen und Hauptinhalten des das Ich so bestimmenden, ja oft überwältigenden Es und Über-Ichs – einer zentralen persönlichkeitstheoretischen Forschungsforderung nicht entsprechen: nämlich zu erkunden, wie sich die historisch konkret bestimmte Gesellschaftsstruktur im heranwachsenden und erwachsenden Individuum reproduziert – oder nicht reproduziert – und individualisiert.

3.2.2. K. Lewins kognitives Persönlichkeitsmodell und der bio-psychosoziale Ansatz

Die zweite große Richtung innerhalb der prozeßorientierten Persönlichkeitskonzeption sind die sog. „kognitiven Theorien“. Sie liegen – wie auch die psychodynamischen Theorien – in sehr differenzierten Ausprägungen vor. Exemplarisch soll der Beitrag von Kurt Lewins (1890-1947) Feldtheorie des Verhaltens angesprochen werden. Auch er soll wiederum nicht umfassen skizziert werden, sondern wesentliche seiner Elemente sollen hinsichtlich ihrer Relevanz für den bio-psychosozialen Aspekt betrachtet werden.

Die Feldtheorie geht von zwei grundlegenden Annahmen aus:

1) Das Verhalten muß aus einer Gesamtheit der zugleich gegebenen Tatsachen abgeleitet werden.

2) Diese zugleich gegebenen Tatsachen sind insofern als ein dynamisches Feld aufzufassen, als der Zustand jedes Teils von jedem anderen Teil abhängt. (Vergl. „Wörterbuch Psychologie“ 1986, S. 201)

Danach muß zur Beurteilung des Verhaltens einer Person das Gesamtfeld erfaßt werden, in dem sie sich bewegt. Lewin vergleicht diese Arbeit des Psychologen mit der Tätigkeit eines Karthographen, der ein unbekanntes Gelände vor sich liegen hat und sich darin zunächst einmal rein geographisch orientieren muß. Die zusätzliche Schwierigkeit des Psychologen auf dieser „terra incogni-[122“]ta“ besteht darin, dieses Gelände nicht nur an der Oberfläche ausmessen zu wollen.

„Zweifellos mußte man ‚hinter‘ die Fakten gehen, ‚unter‘ die Oberfläche. Wie ist das möglich ohne dem Trugschluß der spekulativen Epoche erneut zu verfallen? Das ist die zentrale methodologische Frage der Psychologie heute, am Beginn ihrer ‚galileischen Ära‘. Die Antwort lautet etwa so: um die Kräfte dieses unermeßlichen wissenschaftlichen Kontinents zu beherrschen, muß man eine recht spezielle Aufgabe lösen. Das Endziel ist der Aufbau eines Netzwerks von Straßen und Superstraßen, wodurch jeder wichtige Ort mit jedem andern leicht erreichbar verbunden ist. Dieses Wegnetz wird sich der natürlichen Topographie der Landschaft anpassen müssen, und es wird daher ein Abbild ihrer Struktur und der Lage ihrer Quellen sein. ... Mit Bedacht kann sie (die Wissenschaft) vorgehen wie bei der systematischen Entdeckung von Neuland: schmale Pfade ins Unbekannte vorstoßen; einfache Vermessungen mit primitiven Instrumenten; viel Vermutungen und geglückte Intuition. Nach und nach werden gewisse Wege erweitert; Mutmaßungen und günstiges Geschick machen Erfahrungen und systematischer Forschung mit verfeinerten Instrumenten Platz. Schließlich kann man auch die Superstraßen bauen, worauf die Stromlinienfahrzeuge, geschaffen aus hochgezüchtetem Scharfsinn, rasch und wirksam auf gebahntem Wege jede wichtige Stelle erreichen.“ (Lewin 1963, S. 481)

Dieses Instrumentarium der Kartographierung der Psyche zu schaffen war das zentrale Anliegen Lewins; dazu bediente er sich der Sprache der Mathematik. Seine Grundannahme war folgende: In einer formalisierten Gleichung läßt sich Verhalten als Funktion des Zusammenspiels von Person und Umwelt als V = f (p, U) ausdrücken (Lewin 1935, S. 73).

Lewin sprach außerdem von vier Grundelementen der Verhaltenserfassung.

1) Lebensraum; dieser umfaßt die Gesamtheit der Tatsachen und Einflüsse, die das Verhalten einer Person bestimmen und das außerhalb davon liegende physikalische Umfeld, das in einer Wechselbeziehung zum Lebensraum steht.

2) Person und psychologische Umwelt; der Lebensraum gliedert sich in diese zwei Bereiche. Dabei lassen sich in der Person der „sensumotorische“ und der „innerpersönliche“ Bereich unterscheiden. Die psychologische Umwelt wird vom Individuum kognitiv konstruiert und läßt sich nach den Dimensionen von Nähe/Ferne, Stärke/Schwäche, Festigkeit/Flüssigkeit noch weiter spezifizieren.

3) Richtung des Verhaltens; das Verhalten läßt sich nach seiner Ausrichtung auf vier Richtungen näher beschreiben.

4) Lokomotion im Lebensraum; die Verhaltensrichtungen erlauben Verhalten als eine Bewegung im Lebensraum zu definieren. Ihre Determinanten sind.

a) die Kraft, [123]

b) der Aufforderungscharakter, die Valenz,

c) die Distanz zwischen Person und Zielregion,

d) die Spannungen zwischen Teilsystemen/Teilregionen in der Person.

Lewin gab mit diesem Persönlichkeitsansatz einen wichtigen Impuls für die Überwindung einer reinen Laborpsychologie, die mit ihrer höchst einseitigen Orientierung auf parzellierte Teiluntersuchungen in künstlichen Experimentalsituationen das Individuum auf den Status einer „Norm-VP“ reduziert, wie es kritisch bei K. Holzkamp (1972, S. 521) und beim „Autorenkollektiv Wissenschaftspsychologie“ (1975, S. 237 ff) heißt. Auch manche grundsätzliche Kritiker der funktionalistisch-nomothetischen Psychologie räumen ein, daß die Feldtheorie ein methodisches Gesamtkonzept bietet, weil sie die Subjekt-Objekt-Problematik und das Theorie-Praxis-Verhältnis „in für die Sozialwissenschaften und die Psychologie adäquater Weise“ thematisiere. („Autorenkollektiv Wissenschaftspsychologie“, S. 239).

Die von Lewin initiierte „Aktionsforschung“ zeichnet sich durch eine begrüßenswerte Lebensnähe ihrer Untersuchungen aus.

Wygotski betonte insbesondere die Relevanz der Lewinschen Forschungen über die Entwicklung der Wahrnehmung im frühen Kindesalter, die von der „Situationsgebundenheit“ der Tätigkeit und Wahrnehmung des Kindes und ihrer „Feldmäßigkeit“, d. h. von der Struktur des aktuellen Handlungs- und Wahrnehmungsfeldes, bedingt wird. (Vergl. Wygotski 1987a, S. 199 ff) Die von Lewin beobachtete Einheit von sensorischer und motorischer Wahrnehmung im frühen Kindesalter verhalf zu einem neuen Verständnis von „sensomotorischer Einheit“, die nun nicht mehr nur als einfacher physiologischer Reflex begriffen wurde. Auch die von Lewin durchgeführten Experimente zum Spielverhalten der Vorschulkinder mit der Unterscheidung zwischen „Bedeutungsfeld“ und „Sichtfeld“ des Wahrnehmungsprozesses erbrachte – so Wygotski – neue Einsichten in die Entwicklung des menschlichen Wahrnehmungs- und Sprachverhaltens.

Für noch bedeutender hielt Wygotski allerdings Lewins experimentelle Erforschung der Fertigkeiten, durch die nachgewiesen werden konnte, daß automatisierte Handlungen und Fertigkeiten allein nur untergeordnete Momente einer ganzheitlichen allgemeinen dynamischen Gerichtetheit von Reaktionen sind. Erst durch die Wirksamkeit von Interessen, Bedürfnissen und Neigungen erlangen sie ihre funktionelle Bedeutung und ihren Sinn. „Die Tätigkeit des Menschen ist nicht einfach die Summe

ungeordnet wirkender Fertigkeiten, sondern sie wird von ganzheitlichen dynamischen Tendenzen, von Strebungen und Interessen strukturell geleitet und geordnet.“ (Wygotski 1987b, S. 319)

Damit wurde mit Blick auf die von uns diskutierte bio-pyschosoziale Thema-[124]tik die wichtige Frage nach der Genese und dem Charakter der Interessen und Bedürfnisse aufgeworfen und beantwortet. Es geht dabei um die grundsätzliche Frage nach der Beziehung zwischen Biologischem und Sozialem in der Genese von Bedürfnissen und Interessen. Die Interessen werden nicht erworben, sondern sie entwickeln sich.

„Mit der Einführung des Entwicklungsbegriffs in die Lehre von den Interessen wurde das entscheidende Wort für eine neue Theorie zur gesamten Interessenproblematik eingebracht.

Die Interessen, aufgefaßt als ganzheitliche strukturelle, dynamische Tendenzen werden von der neuen Psychologie im Lichte dieser Auffassung als lebenswichtige, organische Prozesse angesehen, die tief in der organischen biologischen Basis der Persönlichkeit wurzeln, sich aber zusammen mit der Gesamtpersönlichkeit entwickeln.“ (Wygotski 1987b, S. 319)

Wygotski betont, daß damit das Schicksal der Interessen in dem Gesamtkontext der Ontogenese integriert ist, und daß sich damit das „Problem des Verhältnisses zwischen Biologischem und Sozialem bei der Entwicklung der Interessen“ anders darstelle als vorher.

Die Strukturtheorie Lewins reduziere eben nicht mehr alle Bedürfnisse auf nur angeborene oder instinktive.

Die Bedürfnisse lassen eine sehr deutlich ausgeprägte Ontogenese erkennen. Neben Bedürfnissen, die in angeborenen Trieben wurzeln, unterscheidet die Strukturtheorie noch die Bedürfnisse, die im Verlauf der persönlichen Entwicklung des Kindes, infolge der Notwendigkeit, sich an die Umwelt, in erster Linie an die soziale, anzupassen, entstanden sind. Damit weitet sich der Kreis der Hauptbedürfnisse unermeßlich. Aber damit nicht genug: Diese Theorie unterscheidet neben den echten Bedürfnissen, die im Prozeß einer langen Entwicklung entstehen, noch die sogenannten unechten beziehungsweise Quasibedürfnisse, die die eigentliche Interessensphäre eines Menschen ausmachen. (Vergl. Wygotski 1987, S. 320)

Die Schwächen der Feldtheorie sind aus Sicht der materialistischen Psychologie jedoch nicht zu übersehen. Holzkamp kritisiert z. B. an ihr, daß ohne Kenntnis der Ausgangslage einer bestimmten Realität und des zu diesem führenden Entwicklungsprozesses keine befriedigenden Aussagen über die Veränderungen des Individuums in der zeitlichen Dimension erreicht werden könne. In der Bewertung Lewins durch die marxistische Psychologie (Vergl. Jaroschewski 1975, S. 302-320) wird als eine weitere Begrenztheit der Feldtheorie angemerkt, daß die Umwelt nicht objektiv-real, sondern subjektiv-phänomenal als das bestimmt wird, was die Person als die sie umgebende aktuell-konkrete Situation erlebt. Damit werde Umwelt primär zu einem Bestandteil des Psychischen.

[125] „Er (Lewin) versuchte, die Abhängigkeit der Motivation von der ‚kognitiven‘ Struktur der Umwelt darzustellen. Hier hätte, so möchte es scheinen, die Bedeutung des Abbilds hervortreten müssen. Es wurde aber alles auf die allgemeine These reduziert; daß bei unzureichend strukturierter Umwelt, wenn das Individuum nicht weiß, ‚was wohin führt‘, seine Handlungen chaotisch, unökonomisch werden. Über die Entstehung und Wandlung der Erkenntnisstrukturen, die die objektive Realität wiedergeben, konnte Lewin nichts sagen.

Da in seiner Theorie die Kategorien Abbild und Motiv nicht differenziert wurden, kam es zu einer Subjektivierung der äußeren Umwelt, in der das Verhalten stattfindet. ... Unter diesen Umständen aber nahm die objektive Welt ein ziemlich seltsames Gesicht an. Sie war danach aus ‚Dingen‘ oder Situationen aufgebaut, deren Existenz keine eigene Grundlage hatte, sondern nur dank ihrer Fähigkeit, das Subjekt anzuziehen und abzustoßen, existierten.“ (Jaroschewski 1975, S. 318)

Diese Kritik ist m. E. insofern berechtigt, als Lewin die Position vertritt, daß nicht die Realität, wie sie in der objektiven Umwelt existiert, von entscheidender Bedeutung für das wissenschaftliche Verständnis von Verhalten und Entwicklung des Menschen ist, sondern die Realität, wie sie sich in der psychischen Organisation der Person darstellt.

Dennoch berücksichtigte die bisherige marxistische Kritik m. E. zu wenig, daß die Feldtheorie zwischen den Begriffen „Lebensraum“ und „psychologischer Umwelt“ unterscheidet, und daß Lewin auch von einer Wechselbeziehung zwischen Lebensraum und der physikalischen Umwelt spricht. Psychisches wird deshalb bei ihm nicht nur „aus sich selbst erklärt“, wie es in dieser Kritik heißt („Wörterbuch Psychologie“, 1986, S. 202), wenngleich unverkennbar ist, wie sehr die lebensphilosophisch orientierten Einflüsse aus der Tradition Diltheys auf Lewins Feldtheorie Einfluß ausüben.

Den feldtheoretischen Untersuchungen ist zudem eine Vernachlässigung der physiologischen Regulationsmechanismen des Verhaltens eigen, sowie die ungenügende Berücksichtigung des historischen Aspekts psychischer Funktionen. Die Bedürfnisse werden lediglich formal als Ausdruck innerpsychischer Spannungen charakterisiert und ihr gesellschaftlicher Inhalt wird außer acht gelassen.

Trotz dieser Kritik muß m. E. auch aus Sicht einer marxistisch orientierten Psychologie in Lewins Feldtheorie eine verdienstvolle Überwindung des bis dahin vorherrschenden „Elementarismus“ in der Psychologie gesehen werden. Menschliches Verhalten wird nicht länger als statisches Konglomerat einzelner Bausteine, sondern als ganzheitlicher Prozeß analysiert, der sich aus dem Wechselverhältnis zwischen Person und Umwelt ergibt.

[126] Lewin hat die Problematik menschlicher Bedürfnisse, die von der Assoziationspsychologie ausgeklammert wurde, aufgeworfen und damit der psychologischen Analyse der Handlung und der Motivationsforschung den Weg geebnet. „Zentrale psychologische Fragestellungen, z. B. die Anspruchsniveauproblematik, wurden durch die F(eldtheorie) einer fruchtbaren experimentellen Bearbeitung erschlossen; Entscheidungs- und systemtheoretische Betrachtungsweisen wurden vorbereitet.“ (Vergl. Wörterbuch Psychologie, S. 202)

3.2.3. Das „biographische“ Persönlichkeitskonzept von Thomae

Im deutschsprachigen Raum ist neben den psychodynamischen Persönlichkeitsmodellen Freuds und des ihm folgenden „Freudianismus“ das „biographisch“ orientierte Persönlichkeitskonzept von Hans Thomae (1915-2001) als ein Spezialfall der „kognitiven Theorien“ vor allem in den siebziger und achtziger Jahren von großer Bedeutung gewesen. Da es auch in der marxistischen Persönlichkeitstheorie vor allem bei I. S. Kon deutlich sichtbare Analogien und Anklänge daran gibt, soll sie im folgenden skizziert werden.

Thomae selbst betonte 1987 in der zweiten Auflage seines Hauptwerks „Das Individuum und seine Welt“ (1. Auflage 1968), daß seine Persönlichkeitstheorie auf K. Lewin zurückgeht. Er gibt folgende Definition von Persönlichkeitstheorie:

„Eine Persönlichkeitstheorie ist zu definieren als das Ergebnis verallgemeinernder gedanklicher Operationen auf Grund von empirischen Befunden, die sich auf den integrativen Zusammenhang von seelischen Ablaufsgestalten und ihr Verhältnis zum individuellen Selbst und seine Teleologie beziehen.“ (1974, S. 470). Thomae schließt aber nicht nur an Lewin an, sondern auch an eine Definition von Schoen (1930), die später auch von Allport übernommen worden war: „Personality is the organized system, the functioning whole or unity of habits, dispositions and dimensions that mark off any one member of a group as being different from any other member of the group.“ (Schoen 1930, 397; zit. n. Thomae 1968, S. 5)

Thomae versteht unter „Persönlichkeit“ ein Prozeßsystem – integriert in eine individuelle Biographie. Ausgangspunkt Thomaes ist die Analyse des individuellen Verhaltens im natürlichen Ablauf des Lebens. Als „Quintessenz“ seiner ausführlichen Diskussion der bestehenden großen Persönlichkeitstheorien formuliert er folgenden eigenen „biographischen“ Ansatzpunkt so:

„Die einzig authentische Quelle des Persönlichkeitsforschers, der es unternimmt, ein System zur ‚adäquaten begrifflichen Darstellung des Verhaltens in all seinen Details‘ zu entwerfen, kann aber nur dieses Verhalten selbst in seiner ‚unverbildeten‘, theoretisch nicht reduzierten oder vorgeformten Form sein. Ver-[127]halten in diesem Sinn aber wird nicht angetroffen in dem artifiziellen Präparat der Versuchssituation, nicht in dem des Fragebogenexperimentes. Es bietet sich dar als ‚Aspekt‘,

‚Glied‘ und Konstituens eines ‚individuellen Bios‘, eines Lebenslaufes in all seinen Bezügen zur Welt. Eine Persönlichkeitstheorie, die ihren Anfang bei den ‚Quellen‘ nehmen möchte, muß also Verhalten als Aspekt, Glied oder wesentliches Konstituens dieser natürlichen großen Einheit des Lebenslaufes wählen.“ (1968, S. 103)

Im Mittelpunkt des Thomaeschen Persönlichkeitsmodells steht demnach das Individuum in seiner subjektiven Einzigartigkeit und der Spezifik seines biographischen Werdens. Zugänge zum natürlichen Lebensverlauf sollen Verhaltensausschnitte in drei Zeiteinheiten bieten: Handlung, Tages- und Lebenslauf. Nach neun verschiedenen Klassifikationssystemen werden dann Verhaltenskategorien ermittelt, die den subjektiven „Lebensraum“ und das Selbstbild des Individuums beschreiben sollen.

Thomae unterscheidet innerhalb des einen Prozeßsystems „Persönlichkeit“ unterschiedliche Strukturen oder Programme. Diese Strukturen sind aber keine mehr oder minder mechanischen Verhaltensschemata oder verfestigte Persönlichkeitsmerkmale, sondern eine Konturierung des Verhaltens nach Thematiken.

Sieben größere „Daseinsthemen“ bilden Lebensleitlinien für das Individuum; ihnen werden fünf „Daseinstechniken“ zugeordnet, die zu deren Verwirklichung existentiell erforderlich sind.

Thomaes Persönlichkeitskonzeption ist, so Fisseni, „die letzte deutsche Persönlichkeitstheorie“. (1984, S. 160) Auch in den neuen Veröffentlichungen zu den Entwicklungen in der zeitgenössischen Psychotherapie und Klinischen Psychologie wird auf die nachhaltige Wirkung Thomaes für die Theoriebildung hingewiesen. So schreibt z. B. Reinecker in der Einleitung zu seinem neuen „Fallbuch Klinische Psychologie“: „In neuerer Zeit hat auch die sogenannte ‚biographische Methode‘ (Thomae, 1952), nämlich eine Langzeitbetrachtung aus der Sichtweise des Individuums, große Bedeutung erlangt.“ (Reinecker 1995, S. 1)

Thomae hat ein sehr umfangreiches wissenschaftliches Œuvre hinterlassen. Eine von Weinert/Lehr anläßlich seines 70. Geburtstages (1985) herausgegebene Sammlung ausgewählter psychologischer Schriften weist im Anhang eine Liste von 230 Titeln seit 1944 auf. Als Herausgeber der Monographie „Die Motivation menschlichen Handelns“ (1965) publizierte er ein Standardwerk der Motivationsforschung. Weite Verbreitung fanden seine pädagogisch-psychologisch bedeutsamen Arbeiten „Beobachtung und Beurteilung von Jugendlichen“ (Erstauflage 1954) und „Persönlichkeitstheorie und Erziehungsberatung“ (1974) sowie mehrere grundlegende Arbeiten zur Persönlichkeitsdia-[128]gnostik und zur Systematisierung von Persönlichkeitsgutachten. Die von Thomae geleitete „Bonner Gerontologische Längsschnittstudie“ (1965-1981) setzte international beachtete Maßstäbe für die Altersforschung und erschloß damit der Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie praktisch ein neues Aufgabenfeld, die Entwicklung der Persönlichkeit im Alter.

Mit Blick auf die Verbindungslinien zum bio-psychosozialen Ansatz ist bemerkenswert, daß Thomae den Beitrag der Ethnologin und Sozialpsychologin M. Mead hervorhebt, um die systemischen Komponenten des Persönlichkeitsmodells und die temporären und sozialen Einflüsse auf die Persönlichkeitsbildung zu betonen.

M. Mead hatte 1956 geschrieben: „By personality I shall mean the total pattern of an individual’s behavior which may be referred to his constitution-temperament, the culture or cultures within he has been reared and lived, and his particular series of life experiences.“ (S. 209).

Mead, darauf weist Thomae hier besonders hin, addiert nicht nur äußerlich biologische, kulturelle und biographische Komponenten zu einem allgemeinen Gesamtbild von Persönlichkeit. Durch die jeweils spezifischen biologischen, sozialen und biographischen Einflüsse wird die Besonderheit des Individuums nicht nur als abstraktes „Leitbild“ postuliert, sondern mit diesem systemischen Ansatz soll das empirisch nachweisbare Individuum in seiner Einzigartigkeit erfaßbar werden.

Obwohl Thomaes Persönlichkeitstheorie in der sozialistischen Fachliteratur häufig zustimmend zitiert wurde, gibt es aus marxistischer Sicht wenig explizit ausformulierte Positionen zu seinem Ansatz, sieht man von einer Promotion von Wahl (1984) an der Humboldt-Universität ab.

Ich möchte auf zwei inhaltliche Berührungspunkte zwischen Thomaes Position und der marxistischen Persönlichkeitstheorie hinweisen.

1. Thomaes Kritik an den „trait“- Theorien und mit den Biologismen Eysencks sowie seine fundierte Auseinandersetzung mit den faktorenanalytischen Modellen zeigt in dieser wichtigen Grundfrage eine inhaltliche Konkordanz mit entsprechenden marxistischen Kritiken. Ich sehe z. B. in Jantzens Kritik an der trait-geprägten psychologischen Methodik eine starke Ähnlichkeit mit der Position von Thomae. (Vergl. Kapitel 4.4.2.)

Thomae stellte in der Erstauflage von „Das Individuum und seine Welt“ kritisch fest, daß die faktorenanalytische Ermittlung von „traits“ bzw. von „clustern“ von Eigenschaften sich von einem ursprünglich statistischem „Hilfsmittel“ zur Erfassung der Verwertbarkeit von Daten aus der Intelligenzmessung zu einer (nach eigenem Selbstverständnis) „Revolution in der Wissenschaft“ weiterentwickelt habe.

Bei Cattell und bei Eysenck u. a. sei aber stillschweigend übergangen worden, [129] daß auch die Faktorenanalyse der Persönlichkeit, so sehr sie sich auch um „Objektivität“ und um die Differenziertheit von Unterscheidungskriterien, um einen „multivariaten“ [mehrere Variablen betreffend] Ansatz, bemühe, nicht ohne bestimmte unausgesprochene Vorannahmen auskommen kann.

Dabei müsse besonders die Gefahr einer unzulässigen Reduzierung der äußerst vielfältig dimensionierten Persönlichkeitsmerkmalen, subjektiven Interessen, religiösen und weltanschaulichen Positionen, sozial-kulturellen und sozial-psychologischen Prägungen auf eine nur begrenzte Anzahl von Faktoren beachtet werden.

Thomae ist zuzustimmen, wenn er bemängelt, daß z. B. hinter dem von Eysenck beschriebenen Gegenstück zum „Neurotiker“, dem „gesunden, funktionstüchtigen den Militärdienst brav und beflissenen durchführenden ‚Typus des Normalen‘“ (Thomae, 1968, S. 54) ein ganz bestimmtes Menschenbild steht. Bei Eysenck ist dies – und auch hier stimme ich Thomae zu – eine Art von „Computer-Modell“ der menschlichen Persönlichkeit. „Hinter den ‚empirischen‘ Bemühungen steht ein Verhaltensmodell, das den ‚normalen‘ Menschen als eine gut funktionierende und sich lautlos in das soziale Gefüge einordnende Maschine betrachtet. Von diesem Modell aus werden die Untersuchungen letztlich vorbereitet, von ihm aus werden (unter Vernachlässigung der wichtigsten Umstände ihrer Gewinnung) die Resultate interpretiert.“ (Thomae 1968, S. 55)

2. Thomae scheint mit der biographischen Grundannahme seines Modells Repräsentant eines primär auf die soziale Prägung der Persönlichkeit orientierten interaktionistischen Ansatzes zu sein.

Die starke Betonung des Gesellschaftlichen macht ihn daher auch aus marxistischer Sicht zu einem wichtigen Anreger, dies wurde in der marxistischen psychologischen Literatur oftmals zustimmend betont. Dennoch sollten die gravierenden Unterschiede vor allem zum „späten“ Thomae nicht verkannt werden. Die natürliche „Welt“ des Individuums, so präzisiert Thomae in der dritten Auflage von „Das Individuum ...“ (1996), bedeute mehr als die reale Welt mit ihren sozialen und politischen Strukturen.

„Die ‚Welt‘ des Individuums besteht vor allem in den von ihm internalisierten ‚kognitiven Repräsentationen‘ dieser Welt, in den von ihm übernommenen oder selbst gebildeten ‚Grundüberzeugungen‘ (beliefs) (Rokeach 1960), in ‚generalisierten Erwartungen‘ (Rotter 1966), in Schemata der andern und des eigenen Selbst (Singer & Kolligian 1987). Die hier in neuer Formulierung vorgelegte Persönlichkeitstheorie ist insofern als eine ‚kognitive‘ einzuordnen, als sie diese chronifizierten Bilder der Welt und des eigenen Selbst als entscheidende Determinanten menschlichen Verhaltens betrachtet.

Als Ergebnis dieser Chronifizierung von Anmutungen, Eindrücken, Annah-[130]men und Emotionen entstehen Überzeugungen, die als wesentliche Determinanten menschlichen Verhaltens nachgewiesen werden. ...

In Übereinstimmung mit den Vertretern einer kognitiven Persönlichkeitstheorie wird menschliches Handeln nicht als Funktion der ‚objektiven‘ Situation, sondern als die ihrer kognitiven Repräsentation (Baldwin 1969) angesehen.“ (Thomae 1996, S. 9)

Damit wird m. E. aber viel von Thomaes ursprünglicher theoretischer Originalität verwischt. Das Besondere seines Ansatzes bestand ja gerade darin, die sehr konkrete Alltagssituation, das reale Leben des Menschen zu analysieren, das mit sehr aufwendigen Fragebogenmethoden plastisch erfaßt werden sollte und auch wurde. Die vermutete Nähe zu einem sich als „materialistisch“ verstehenden Ansatz in der Persönlichkeitstheorie ist damit kaum noch zutreffend.

Auch die Auseinandersetzung mit Thomaes Werk macht deutlich, daß die Entwicklung zum „biosozialen“ oder auch zum späteren „bio-psychosozialen“ Ansatz sich nicht in einem luftleeren Raum oder hinter einem hermetisch abgeschlossenen „Eisernen Vorhang“ vollzog. Die gegenseitige wissenschaftliche Interdependenz hatte längst einen Systemgrenzen überschreitenden Charakter angenommen. International wichtige Gesamtmodelle der Persönlichkeitstheorie wurden diesseits und jenseits der ideologischen Scheidelinie diskutiert und beeinflußten die eigenen Theoriemodelle – unabhängig von politischen Systemschranken und weltanschaulich-philosophischen Antagonismen.

[131]

Kapitel 4

Die Entwicklung zum „bio-psychosozialen Modell“ in den USA und in der BRD

Schon einige Jahre vor den anfangs zitierten Positionen der katholischen Anthropologie deutete sich im Übergangsfeld zwischen Medizin und Psychologie ein weitgehender Paradigmenwechsel, die Ablösung des bis dato dominierenden medizinisch-physikalischen Menschenbildes, an. Im folgenden Abschnitt soll herausgearbeitet werden, welche wissenschaftstheoretischen Klärungsprozesse, ausgehend von Diskussionen in den USA, durchlaufen wurden.

Es wird die Rolle der Systemtheorie sowohl für das „westliche“ wie für das „östliche“ bio-psychosoziale Modell beleuchtet und ausführlicher der philosophische und erkenntnistheoretische Hintergrund des marxistisch orientierten Ansatzes mit der komplexen Problematik der „Widerspiegelungstheorie“ dargestellt. Dabei werden die systemtheoretischen Ansätze wichtiger sowjetische Autoren wie Wygotski, Anochin und Leontjew und deren Ausstrahlung auf die bio-psychosoziale Begriffsbildung untersucht.

Schließlich wird auch ein besonderer Akzent auf die differenzierte Entwicklung in der bundesrepublikanischen Entwicklung gesetzt. In diesem Kontext kommt es mir auch darauf an, gesellschaftliche Hintergründe für diesen Umbruch zu skizzieren, die u. a. auch in die neuen Ansätze der Verhaltensmedizin bzw. Gesundheitspsychologie einmündeten.

4.1. Krise des biomedizinischen Persönlichkeitsmodells und der Übergang zum „bio-psychosozialen Modell“ in den USA und der BRD

Wegweisend für die medizinische Diskussion um ein neues Krankheitsverständnis war ein Artikel des US-amerikanischen Psychiaters G. L. Engel (1977) von der University of Rochester School of Medicine, New York. Ausgehend von einer sehr kritischen Charakteristik des generellen Entwicklungsstands der Psychiatrie, fragte Engel, ob nicht vielleicht die „Krise der Psychiatrie“ nur ein Teil einer größeren Krise sei. Deren Wurzeln lägen in einem falschen, nämlich rein biomedizinischen Modell des Menschen.

„The dominant model of disease today is biomedical, with molecular biology its basic scientific discipline. It assumes disease to be fully accounted for by [132] deviations from the norm of measurable biological (somatic) variables. It leaves no room within its framework for the social, psychological, and behavioral dimensions of illness. The biomedical model not only requires that disease be dealt with as an entity independent of social behavior, it also demands that behavioral aberrations be explained on the basis of disordered somatic (biochemical or neurophysiological) processes. Thus the biomedical model embraces both reductionism, the philosophic view that complex phenonema are ultimately derived from a single primary principle, and mind-body dualism, the doctrine that separtes the mental from the somatic. Here the reductionistic primary principle is physicalistic: that ist, it assumes that the language of chemistry and physics will ultimately suffice to explain biological phenonema. From the reductionist viewpoint, the only conceptual tools available to characterize and experimental tools to study biological systems are physical in nature.“ (S. 130)

Der aus der Kultur- und Philosophiegeschichte tradierte Leib-Seele-Dualismus und der daraus erwachsene physikalisch-biologische Körperbegriff impliziere ein Krankheitsverständnis, das nur als „Abweichung von einer Norm“ oder als „Diskontinuität“ begriffen werde. Engel kritisiert dieses für ihn vorwissenschaftliche Menschenbild als „dogmatisch“ und forderte. die Ablösung des biomedizinischen Modells durch ein neues Paradigma: das bio-psychosoziale Modell der Persönlichkeitstheorie.

„... the existing biomedical model does not suffice. To provide a basis for understanding the determinants of disease and arriving at rational treatments and patterns of health care, a medical model must also take into account the patient, the social context in which he lives, and the complementary system devised by society to deal with the disruptive effects of illness, that is, the physician role and the health care system. This requires a biopsychosocial model.“ (S. 132)

Der Vorteil eines neuen bio-psychosozialen Ansatzes bestünde darin, daß die bisherige „Paradoxie“ aufgelöst werde, daß Menschen häufig aufgrund „positiver“ ärztlicher Befunde als „krank“ und

„behandlungsbedürftig“ eingestuft werden, obgleich sie sich wohl und gesund fühlen, wohingegen andere, die sich unwohl fühlen, als „gesund“ eingestuft werden, weil sie keine „Krankheit“ hätten.

„A biopsychosocial model ... would acknowledge the fundamental fact that the patient comes to the physician because either he does not know what is wrong or, if he does, he feels incapable of helping himself. The *biopsychosocial unity of man* (Hervorhebung durch mich – HPB) requires that the physician accept the responsibility to evaluate whatever problems the patient presents and recommend a course of action, including referral to other helping professions. Hence the physician’s basic professional knowledge and skills must span the social, [133]

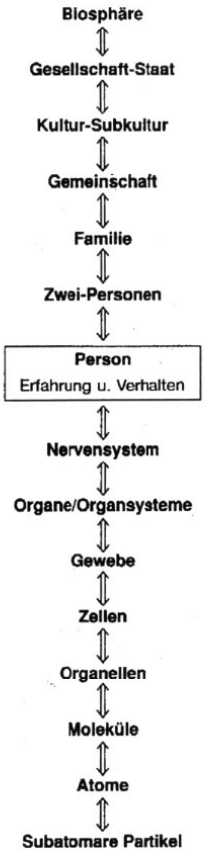


Abbildung 4: Das Modell der System-Hierarchie nach G. L. Engel (1980) (Aus Uexküll/Wesiack 1991, S. 159)

[134] psychological, and biological, for his decisions and actions on the patient’s behalf involve all three.“ (S. 133)

Engel verwies auf das weitverbreitete Unbehagen am „biomedizinischen Dogmatismus“ auch unter Nicht-Psychiatern und warf seiner eigenen Zunft vor, sie sei sosehr in den Fesseln des reduktionistischen biomedizinischen Modells verstrickt und mit der Abklärung ihrer professionellen Identität innerhalb der Gesamtmedizin beschäftigt, daß sie nicht begreife, daß es allein die Psychiatrie sei, die sich innerhalb der Humanmedizin überhaupt noch vorrangig mit „the study of man and the human condition“ (S. 134) befasse.

In späteren Arbeiten (1980, 1982) entwickelte Engel ein hierarchisch aufgebautes Ordnungsschema, um das Wechselspiel zwischen Zellen, Geweben, Organen, Organsystemen und dem Organismus sowie das Wechselverhältnis mit psychischen und sozialen Einflüssen und Gefahren darzustellen. Es weist eine durchgehende Ordnung von den subatomaren Partikeln bis zur höchsten Stufe, der Biosphäre, auf.

In der BRD wurden von Medizinern und Psychologen etwa zur gleichen Zeit ähnliche Auffassungen zu einem ganzheitlichen Krankheitsbegriff publiziert. Sie knüpften an schon ältere Ansätze einer ganzheitlichen Medizin (wie z. B. von J. v. Uexküll und V. v. Weizsäcker) an.

So beklagte z. B. Th. v. Uexküll (1985) in der Einleitung zu seinem Lehrbuch „Psychosomatische Medizin“, daß sich in der medizinischen Ausbildung der spezifische Umgangsstil der Industriekultur und deren Überschätzung technischer Faktoren widerspiegelt. Ihre Tendenz, nur technische Errungenschaften als Fortschritt anzuerkennen, habe zu einer Vernachlässigung der gefühlsmäßigen und emotionalen Seiten des Lebens geführt. Dies sei schon häufig und ergebnislos moniert worden. Jetzt aber werde immer deutlicher, daß sich diese Klagen immer weniger nur als bloßer Kulturpessimismus abtun lassen. Es sei klar, daß Voraussetzung jeder wirksamen Hilfe für Kranke eine genaue Analyse ihrer Krankheitsbilder sei aber endlich beginne sich auch die Erkenntnis durchzusetzen, daß erst die Synthese der analytisch gewonnenen Resultate dem Arzt den Weg zum Helfen zeigt.[10]

[135] Die moderne Heilkunde habe zwar die analytischen Methoden zur Gewinnung von Teildiagnosen immer weiter verfeinert. Dabei habe sie sich in immer weitere Spezialdisziplinen aufgefächert. Die Frage, wie die Synthese der Teildiagnosen zur Gesamtdiagnose werde, werde ebenso vernachlässigt wie die Frage, auf welche Weise denn die Spezialdisziplinen für die Behandlung von Kranken organisatorisch integriert werden könnten. „Dieses Dilemma ist ein zentrales Thema der Psychosomatischen Medizin. ... weder die somatische noch die psychologische Medizin besitzen ein Modell oder ein Schema für die Synthesen zu einer umfassenden Gesamtdiagnose.“ (S. 2)

Uexküll läßt die naheliegende Frage unerörtert, welche Faktoren (soziologische, kulturelle, ökonomische und politische) denn diese Zersplitterung begünstigten. Hierzu liegen allerdings seit geraumer Zeit aus medizinkritischer, materialistischer Sicht, aber auch seit der Etablierung einer kritischen Richtung innerhalb der Medizinsoziologie in den sechziger Jahren, Untersuchungen und Einschätzungen vor (z. B. H.-U. Deppe 1969, 1970, 1976; Kilian 1970; Krähe & Schöning 1970).

Krähe und Schöning gehen, anders als Uexkülll/Wesiack, von der übergeordneten soziologisch und politökonomisch orientierten Fragestellung aus, „welchen Stellenwert die heutige Medizin in einer hochindustrialisierten kapitalistischen Gesellschaft hat und wessen Interessen sie entgegenkommt.“ (S. 2)

Für sie kann daher weder die ausschließlich naturwissenschaftliche Orientierung der Medizin, die Krankheit bloß als Organstörung definiert, als eine rein subjektive Entscheidung der Mediziner oder als „historischer Zufall“ gewertet werden, noch ist für sie die Umorientierung auf ein neues medizinisches Paradigma lediglich das Produkt von Zufälligkeiten oder rein subjektiven Entscheidungen.

Es sei primär zu fragen nach der Funktion des Systems Medizin für die Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen „status quo“ innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft und nach dem Versagen der ausschließlich naturwissenschaftlich orientierten Medizin gegenüber den Folgen einer zunehmenden „soziogenen Morbidität“, die sich nicht allein in der drastischen Zunahme von Berufserkrankungen und Arbeitsunfällen ausdrückt. Ein vorrangig naturwissenschaftliches Medizin- und Krankheitsverständnis trage dazu bei, die gesellschaftlichen Verursachungsfaktoren für Krankheit auszublenden. Damit werde eine solche Medizin objektiv in letzter Instanz eine Art „Auffangnetz“ (S. 3) für die aus den gesellschaftlichen Widersprüchen resultierenden sozialen Konflikte.

Auch Kilian (1970) kritisiert, daß die „unbequeme Frage nach krankmachenden sozialstrukturellen Krankheitsursachen in der bürgerlichen Medizin durch deren Verleugnung gelöst“ wurde. (S. 90) Er wirft dann die Frage auf, ob die [136] heutige Verfassung der Medizin nicht selbst als ein Symptom einer gesellschaftlichen Systemkrise oder als Folgezustand eines „sozialpathologischen Realitätsverlusts“ des vorherrschenden medizinischen und naturwissenschaftliche Denkens sei.

---

[10] Dies ist ganz im Sinne der Kantschen Würdigung des synthetischen Denkens im Erkenntnisprozeß: „Die Synthesis eines Mannigfaltigen aber (es sei empirisch oder a priori gegeben), bringt zuerst eine Erkenntnis hervor, die zwar anfänglich noch verworren sein kann, und also der Analysis bedarf; allein die Synthesis ist doch dasjenige, was eigentlich die Elemente zu Erkenntnissen sammelt, und zu einem gewissen Inhalte vereinigt; sie ist also das erste , worauf wir Acht zu geben haben, wenn wir über der ersten Ursprung unserer Erkenntnis urteilen wollen.“ (Kritik der reinen Vernunft, B 1 03/A 77)

„Die naturwissenschaftliche Medizin ist inmitten ihres Siegeszugs vom sozialstrukturellen Wandel des Forschungsgegenstandes der menschlichen Krankheiten überholt worden. Dennoch hält die Humanmedizin im großen und ganzen an einer Ausschließlichkeit naturwissenschaftlicher Modellvorstellungen und Methoden fest, die sich hinsichtlich ihrer theoretischen Grundlagen in keiner Weise von denen der Veterinärmedizin unterscheidet.“ (S. 90)

Man habe es in Analogie zu einer äußerst kritischen Bewertung der Psychologie als „a-sozial“, wie der Heidelberger Psychologe Graumann formuliert hatte, auch mit einer Krise der „a-sozialen“ Medizin zu tun. Kilian fordert eine an die Wurzeln medizinischer Denkweisen gehende und insofern ‚radikale‘ Behandlung des Themas der „asozialen Medizin“ mit dem Instrumentarium einer kritischen Wissenschaftstheorie.

„Es geht darum, der Medizin den Star ihres gesellschaftsblinden Auges zu stechen, damit sie im Hinblick auf die gesellschaftlich vermittelten Krankheiten des Menschen sehend werde. Die Schwierigkeit dieser Operation liegt darin, daß die gesellschaftlich vermittelte Gesellschaftsblindheit der bürgerlichen Medizin ihre Vertreter daran hindert, die Notwendigkeit eines solchen Eingriffs einzusehen und in seine Durchführung einzuwilligen. Sie verhalten sich gegenüber dem Angriff der Psychoanalyse, der Psychosomatik und der kritischen Wissenschaftstheorie vielfach so wie wenn sie einäugige Zyklopen wären, die sozusagen durch das Eindringen eines linksintellektuellen Odysseus in ihre Höhle bedroht sind, der naturwissenschaftlichen Sehkraft ihres einen und einzigen Auges beraubt zu werden.“ (S. 91)

Auch die wachsende Erkenntnis und Problematisierung der sog. „Zivilisationskrankheiten“ durch eine positivistisch ausgerichtete Medizinsoziologie trage der Tatsache des historischen Wandels der Krankheiten und der Entwicklung einer „soziogenen Morbidität“ (S. 91) nur halbherzig Rechnung, weil sie zwar die symptomatischen Fakten der soziogenen Morbidität in bestimmten sozialen Feldern statistisch registriere, „aber deren sozialstrukturellen Zusammenhang mittels methodischer Restriktion des Gesichtsfeldes skotomisiert.“ (S. 92)

Diese „semi-naive Medizinsoziologie“ (S. 92) arbeite mit den Prämissen einer doppelten Realitätsfiktion des bürgerlichen Bewußtseins. Vermittels des theoretischen Rasters der naturwissenschaftlichen Individualpathologie reduziere sie den Begriff menschlicher Krankheit auf ein Naturereignis und begrenze zugleich die Anwendbarkeit dieses Begriffs auf eine Summe von isolierten Individuen. [137] Eine Strukturanalyse der gleichzeitig subjektivistischen und objektivistischen Realitätsverkürzung der bürgerlichen Medizin weise diese als das Produkt einer „kartesiansischen Bewußtseinsspaltung“ (S. 92) aus, die nicht nur den Prozeßcharakter gesellschaftlicher Wirklichkeit, sondern die herrschaftsstrukturelle Vermittlung von Subjekt und Objekt psychosozialer Prozesse verleugne.

Kilians Kritik an der medizinischen Soziologie ist im Kern zutreffend. Sie konnte noch nicht berücksichtigen, daß sich in ihr auch eine der „kritischen Theorie“ verpflichtete Richtung entwickelte, wie sie später z. B. von H. U. Deppe 1975 auf der „Ständigen Konferenz der Hochschullehrer für Psychosomatik/Psychotherapie, medizinische Psychologie und medizinische Soziologie (HPPS)“ vorgetragen wurde. Die kritisch orientierte Medizinsoziologie berücksichtigt z. B. den Umstand, daß es unter den bestehenden Herrschaftsverhältnissen für lohnabhängig Beschäftigte oft kaum möglich ist, soziale Konflikte offen am Arbeitsplatz auszutragen und daß deshalb dieses Konfliktpotential notwendigerweise in das Individuum verlegt wird, wo es sich in Form chronischer Krankheiten repliziert. Was Kilian und andere zu ihren heftigen und wortgewaltigen Attacken, die aus der Position der marxistisch inspirierten Gesellschaftskritik und Opposition der „68er Bewegung“ gegen die naturwissenschaftliche „a-soziale“ Humanmedizin vorgetragen wurde, wirkte auch auf die „akademische Medizin und Psychologie inspirierend. Es schlug sich z. B. Jahre später (wenn auch in weitaus moderaterer Form) auch in der Kritik H. Keupps am dominierenden Verständnis von psychischen Krankheiten nieder.

Das naturhistorisch-biomedizinische Modell sei als das traditionelle Modell psychisch abweichender Krankheiten in den letzten Jahren zwar in das Zentrum heftiger Auseinandersetzungen geraten, aber

es sei nach wie vor das vorherrschende. „Sein naturgeschichtlicher Krankheitsbegriff konzentriert sich auf das somatische Substrat, von dem angenommen wird, daß es einem strengen naturgesetzliche Determinismus unterliege und eine große Homogenität und Konstanz zeige.“ (Keupp 1988, S. 70) Keupp setzt dagegen einen Krankheitsbegriff, der von den verschiedenen Variationen des psychosozialen Ansatzes ausgeht.

„Psychisches Leid gilt ihnen als eine subjektive Antwort eines Individuums auf besondere Lebensereignisse und Belastungen; und diese Reaktion kann und muß biographisch entschlüsselt werden. ... Bei der Rekonstruktion der Biographie einer Person, die als psychisch krank bezeichnet (‚etikettiert‘) wird, ist es wichtig, die Abfolge der sozialen Transaktionen rund um diese Person zu verfolgen. ... Sozial-, lebens- und naturgeschichtliche Prozesse können nicht addiert werden, sie durchdringen sich.“ (a. a. O., S. 70)

Es geht Keupp demnach um ein neues Verständnis psychischen Leids und psychischer Störungen, die als sozialer Tatbestand rekonstruiert werden müs-[138]sen, ohne dabei ihre bio-psychologischen Dimensionen zu leugnen. Sozialstrukturen der Alltagswelt werden als Quelle von Belastungen aber auch von Ressourcen definiert.

Dieser Ansatz konnte sich u. a. auf mehrere von Bruce und Barbara Dohrenwend (1980, 1981) verfaßte Studien stützen, die später auch durch Arbeiten aus der BRD (z. B. Dilling, Weyerer und Castell, 1984) bestätigt wurden. Die Dohrenwends hatten zum einen nachgewiesen, daß psychische Störungen schichtspezifisch verteilt sind: gesellschaftliche Ungleichheit, so folgerten sie aus ihren Erhebungen, findet auch ihren Niederschlag in den Verteilungsmustern psychischer Störungen. Angehörige der städtischen untersten sozialen Schichten weisen die höchsten Gesamtraten psychischer Störungen auf. Zugleich sind es genau diese sozialen Schichten, die am schlechtesten psychosozial versorgt werden. Die „klassische“ New Haven-Studie von Hollingshead und Redlich (1950) hatte bereits ähnliche Ergebnisse gezeitigt. Neben diesen allgemeineren Konsequenzen gesellschaftlichen und kulturellen Strukturwandels auf die Entwicklung von somatischen und psychischen Krankheiten in kapitalistischen Industriestaaten, die auch zur Entwicklung der sog. „life event-Forschung“, der Untersuchung sog. „kritischer Lebensereignisse“ oder auch der sog. „daily hassels“, der tagtäglichen „normalen“ Belastungssituationen als Auslöser pathogener Persönlichkeitsentwicklungen, führte, waren es neue Einsichten in das bis dato nur wenig beachtete Verhältnis von Patienten zu ihrer Krankheit und zur Art-Patienten-Beziehung, die die Suche nach einem neuen Krankheits-Paradigma beflügelten.

Die Unterscheidung zwischen pathogenem Zustand (der Krankheit) und dem Krankheitsverhalten (der compliance) hat sich in der Medizin zunehmend als bedeutsam herausgestellt. Krankheit ist natürlich in vielen Fällen auch rein somatisch definierbar. Für Therapie und Krankheitsverlauf reichen aber exakte wissenschaftliche Methoden und moderne medikamentöse und medizintechnische Behandlungsverfahren allein nicht aus. Krankheitsverhalten (einschließlich eines Verhaltens, das Krankheitssymptome produziert) ist mit anderen Methoden zu erfassen; dies resultiert aus einem ganzheitlichen Gesundheits- und Krankheitsverständnis.

Der Grad der Einwilligung in eine medizinisch gebotene Behandlung seitens des Patienten und sein Festhalten daran sind oft sehr gering und können die besten medizinischen Maßnahmen nutzlos machen. Auf diesen für den Krankheitsverlauf und für das Verständnis von Krankheit oftmals entscheidenden Zusammenhang verwies auch Schwarzer.

Er forderte, daß die Krankheitsbewältigung und -verhütung sich nicht auf biologisches Wissen, wie es in der Medizin dominiert, beschränken dürfe. Gerade psychologische und soziale Faktoren wirkten sich entscheidend darauf aus, ob [139] jemand gesund bleibe oder wieder gesund werde. Die subjektive Einstellung des betroffenen Menschen zu seiner Krankheit, zur Behandlungsstrategie und zu den von den Medizinern verschriebenen Medikamenten ist für den Krankheitsverlauf mitentscheidend. Die Arbeit an kognitiven und emotionalen Bewältigungsstrategien und Fragen, die sich aus der Interaktion zwischen Kranken und Ärzten für den Heilungsprozeß ergeben, gewannen deshalb in den letzten 10 bis 15 Jahren an Bedeutung.

An all diese Erfahrungen mit den biologischen, sozialen und psychischen Faktoren, die den Krankheitsbegriff, das Kranksein und den Genesungsprozeß beeinflussen und die mit dem tradierten biomedizinischen Persönlichkeits- und Krankheitsmodell nur schwer zu erfassen waren, knüpft die neu entstandene Disziplin der Verhaltensmedizin an.

Der Terminus „Verhaltensmedizin“ („behavioral medicine“) wurde erstmals 1973 in einer Veröffentlichung von L. Birk: „Biofeedback: Behavioral Medicine“ benutzt. Die erste „Yale Conference on Behavioral Medicine“ definierte 1977 diese neue medizinische Disziplin so:

„‚Behavioral medicine‘ is the field concerned with the development of behavioral-science acknowledge and techniques relevant to the understanding of physical health and illness and the application of this knowledge and these techniques to diagnosis, prevention, treatment and rehabilitation. Psychosis, neurosis and substance abuse are included only insofar as they contribute to physical disorders as an end point.“ (Schwartz & Weiss, 1977, S. 379)

Im deutschsprachigen Raum begann die Entwicklung der Verhaltensmedizin offiziell mit der Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Verhaltensmodifikation“ und mit der Tagung der Fachgruppe Klinische Psychologie der Deutschen Gesellschaft für Psychologie auf Burg Liebenzell zum Thema „Verhaltensmodifikation“. 1986 erschien das erste deutsche Lehrbuch „Verhaltensmedizin“ von Miltner, Birbaumer und Gerber.

Seither hat sich die Verhaltensmedizin einen festen Platz als Spezialgebiet der psychosomatischen Medizin erarbeitet. Mehr als ein halbes Dutzend Fachkliniken in der (alten) BRD arbeiten verhaltensmedizinisch orientiert. In einem aktuellen Lehrbuch der Gesundheitspsychologie definiert Ellring (1990) das Ziel und die wissenschaftstheoretische Ausrichtung dieser neuen medizinischen Disziplin so:

„Ziel des verhaltensmedizinischen Ansatzes ist es, die Interaktion zwischen behavioralen, subjektiven und physiologischen Faktoren bei vorwiegend medizinischen Problemen aufzuzeigen und diese Faktoren zu systematischen und empirisch überprüfbaren Modellen zusammenzufassen, um daraus psychologische Interventionen abzuleiten.

[140] Allgemeine Grundlage für die Verhaltensmedizin ist ein *bio-psychosoziales Modell*, d. h. es wird versucht, sowohl die medizinischen als auch die psychologischen und sozialen Determinanten einer Erkrankung zu verstehen.“ (S. 45) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Nahezu zeitgleich zur Herausbildung der Verhaltensmedizin entwickelte sich im Rahmen der Psychologie – ausgehend von ähnlichen theoretischen Überlegungen – als neue Disziplin die Gesundheitspsychologie. Ihre Konstituierung läßt sich offiziell auf das Jahr 1978 datieren, als die American Psychological Association (APA) eine Division „Health Psychology“ gründete. In Deutschland richtete die Deutsche Gesellschaft für Psychologie im Jahre 1992 eine Fachgruppe „Gesundheitspsychologie“ ein. Im Vorwort zu seinem Lehrbuch „Gesundheitspsychologie“ skizziert Schwarzer (1990) verschiedene gesellschaftliche Ursachen und wissenschaftstheoretische Überlegungen, die zu dieser Entwicklung geführt hatten. Er schreibt:

„(Die Gesundheitspsychologie) stellt ein noch junges Teilgebiet der Psychologie dar, das in Deutschland erst Ende der achtziger Jahre entstanden ist. Psychologen haben sich zwar schon immer mit Gesundheit und Krankheit beschäftigt, doch es gab zuvor kein Fach, das diese Thematik systematisch und empirisch in Forschung und Lehre bearbeitet hat. Die Gesundheitspsychologie ist vor dem Hintergrund eines positiven Gesundheitsbegriffs und aus der Einsicht in die Verhaltensbestimmtheit vieler Gesundheitsschäden entstanden. Sie folgt einer *bio-psychosozialen* statt einer bio-medizinischen Perspektive ...“ (Hervorhebung durch mich – HPB)

Die Herausgeber der 1993 erstmals erschienenen „Zeitschrift für Gesundheitspsychologie“ geben vier Gründe an, die zur Entstehung der Gesundheitspsychologie geführt haben:

1. Der Gesundheitsbegriff hat sich verändert. Gesundheit wird nicht mehr nur als „Abwesenheit von Krankheit“ verstanden, sondern als ein positiver Zustand.

2. Die vorherrschenden Krankheiten und Todesursachen sind einem säkularen Wechsel ausgesetzt. Heute dominieren nicht mehr die akuten Infektionskrankheiten wie zu Beginn des Jahrhunderts sondern chronisch-degenerative Erkrankungen, die z. T. Resultat einer ungesunden Lebensweise sind.

3. Die enorme Kostensteigerungen im Gesundheitswesen führten dazu, daß sich die kurative Medizin nicht mehr als finanzierbar herausgestellt hat.

4. Dies alles begünstigt den Paradigmenwechsel vom biomedizinischen Erkenntnismodell zum bio-psychosozialen Modell. (Vergl. Schwenkmezger et al, S. 1-4)

Mit dem „westlichen“ bio-psychosozialen Ansatz ist mehr als nur eine Ergänzung der vielen verschiedenen psychologischen und philosophischen Persönlichkeitskonzeptionen verbunden. Nach Auffassung von Schwarzer (1990) liegt [141] dem ein tiefgreifender „Paradigmenwechsel“ zugrunde. Die allmähliche Ablösung des biomedizinischen Forschungsmodells durch das bio-psychosoziale Modell wirft jedoch eine Vielzahl von noch ungeklärten Grundsatz- und Detailfragen auf. So ist nach Schwarzer noch nicht genau abzusehen, wie sich z. B. die Gesundheitspsychologie im Verhältnis zu anderen Disziplinen in der Medizin bzw. Psychologie mit ähnlichen Fragestellungen entwickeln wird. Auf jeden Fall werde allein schon bei dieser neuen psychologischen Teildisziplin erkennbar, wie zentral ein interdisziplinäres Vorgehen nicht nur in der rein fachlichen Diagnose und Therapie von Erkrankungen, sondern auch in der wissenschafts- und metatheoretischen Begründung und Weiterentwicklung eines neuen persönlichkeitstheoretischen Ansatzes vonnöten ist.

Vielleicht noch wesentlicher erscheinen mir jedoch in bezug auf den bio-psychosozialen Ansatz die folgenden grundsätzlichen forschungsstrategischen Fragen:

1. Aus welchen Gründen wurde der bio-psychosoziale Ansatz in der Persönlichkeitstheorie so spät entwickelt? Worin liegen die im Bereich der (philosophischen) Anthropologie und der Persönlichkeitspsychologie angesiedelten Hemmnisse?

2. Eine daraus abgeleitete Fragestellung: Wie kam es letztlich doch zur Entstehung dieses neuen „Paradigmas“?

3. Und eine dritte Frage: Woraus erklärt es sich, daß der bio-psychosoziale Ansatz sich aus zwei ganz unterschiedlichen philosophischen Systemen entwickelt hat: einerseits einem monistischen, dem marxistischen Menschenbild verpflichteten, andererseits einem dualistischen, dem pluralistischen Idealismus der bürgerlichen Philosophie verpflichteten Persönlichkeitsbild?

Im nächsten Abschnitt soll nun untersucht werden, welches wissenschaftstheoretische Modell diese Entwicklung zu einem neuen Verständnis von Krankheit bzw. Gesundheit konstituiert hat. Dabei wird es primär um die Rolle der Systemtheorie und ihrer Relevanz für die Überwindung des biomedizinischen Persönlichkeitsverständnisses gehen.

4.2. Der spezifische Beitrag der Systemtheorie zum Konzept des bio-psychosozialen Ansatzes von Uexküll & Wesiack

Die Erklärung von solch komplexen Beziehungen, wie sie zwischen den Sphären des Biologischen, Psychischen und Sozialen bestehen, erforderte einen ebenso komplexen und differenzierten methodischen Denkansatz. Die Entwicklung zu diesem ganzheitlichen, sich auf die Systemtheorie stützenden Ansatz in der Persönlichkeitstheorie verlief weder gradlinig noch ungebrochen. Dies wird schon [142] durch die Tatsache bedingt, daß die Systemtheorie selbst außerordentlich vielfältig und in sich keineswegs kongruent ist.

Die moderne Systemtheorie stützt sich auf die von N. Wiener (1948) entwickelte Kybernetik und deren Modelle und Konzeptionen selbstregulativer Systeme. Auf ihre Prinzipien berufen sich noch heute die unterschiedlichsten modernen politischen (z. B. D. Easton [1965] und K. W. Deutsch [1963]), soziologischen (T. Parson [1969], J. Habermas [1962], N. Luhmann [1973]), Bourdieu [1982, 1997, 1998] ,biologischen (von Bertalanffy [1971], H. R. Maturana/F. J. Varela [1980],) und sozio-biologischen Modellen (A. Antonovskys [1979, 1987]).

Diese vielfältigen modernen Beiträge zur Systemtheorie können hier nicht einmal annäherungsweise näher charakterisiert werden (Vergl. den Theorienüberblick bei Nohlen, 1995).

Insbesondere die neurobiologischen Konzepte von Maturana, Varela und Limade Faria über die Theorie der Autopoiesis (Selbstorganisation) lebender Systeme, die zum Teil in Luhmanns „Theorie des politischen Systems“ integriert wurden (These von der Entwicklung der Gesellschaften von segmentärer Differenzierung einfacher Gesellschaften in Familien und Sippen zur hierarchischen Differenzierung traditioneller Gesellschaften in Stände bis hin zur funktionalen Differenzierung moderner Gesellschaften in funktional spezialisierte Teilsysteme.), A. Antonowskys Modell der Salutogenese sowie das von P. Bourdieu entwickelte Kategorialsystem von Habitus, Feld, Kapitalformen sind in den von marxistischer Seite geführten aktuellen persönlichkeitstheoretischen Diskussionen von Bedeutung und werden immer wieder zu Bezugspunkten auch von Kontroversen innermarxistischen Debatten. (Vergl. dazu u.a. Steigerwald 1994; Jantzen 1994, 1998, 2000; Hörz 1994).

Im folgenden soll stattdessen dargelegt werden, wie Uexküll & Wesiack den systemischen Ansatz für ihr spezielles bio-psychosoziales Konzept nutzen. Sie setzen zunächst an bereits bestehenden und bekannten Modellen zur Leib-Seele-Thematik an, insbesondere an S. Freuds paradigmatischem System der Psychoanalyse, um dieses im folgenden zu modifizieren und schließlich auch zu überschreiten. Ihre Frage lautet zunächst: Welche Impulse gab die Psychoanalyse für das bio-psychosoziale Modell?

Die Psychoanalyse stellt für Uexküll & Wesiack in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die bedeutendste Antwort auf die dualistische Gegenüberstellung von Körper und Psyche dar. In ihrem Zentrum steht das Konzept des „psychischen Apparates“. Der psychische Apparat im Sinne Freuds wird als Metapher für unterschiedliche spezifische Funktionen und Energien gebraucht.

Psychische Energien werden aus einem als konstant angesehenen „Reservoir“ gespeist. Als „Triebreize“, die Wünsche hervorrufen, sind sie in Form von Erre-[143]gungsströmen kanalisiert, die entweder frei oder gehemmt fließen können. Der „psychische Apparat“ besteht aus „Instanzen“ oder „Provinzen“, die von Freud als das Es, das Ich und das Über-Ich bezeichnet werden.

Das „Es“ ist die älteste Instanz, sie wird vererbt und ist konstitutionell festgelegt. Das „Es“ beinhaltet vor allem „die aus der Körperorganisation stammenden Triebe“ (Freud 1946, 68). Innerhalb des „Es“ wirkt als grundlegender Trieb „Eros“, als eine lebensintegrierende Kraft von grundsätzlich sexueller Natur, die sich als Energie „Libido“ realisiert. „Eros“ und „Libido“ können aber auch als allgemeine, nicht ausschließlich sexuell definierte lebensfördernde und -bejahende Kräfte verstanden werden. „Es“ ist auf unmittelbare Befriedigung aus; es folgt dem „Lust-

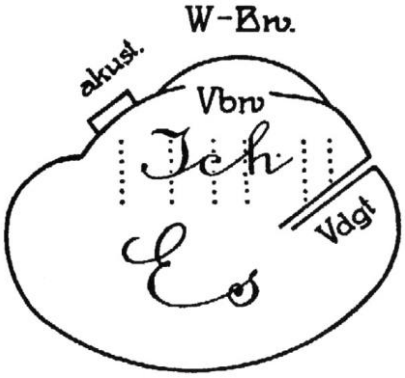


Abbildung 5: Der „psychische Apparat“ nach Freud.
(W-Bw: Wahrnehmungsbewußtsein; Vbw: Vorbewußtsein; Vdgt: Verdrängtes; akust.: einseitige „Hörkappe“ des Ichs.) Nach S. Freud: Studienausgabe (2000), Bd. III, S. 293

[144]prinzip“. Als zweiter grundlegender Trieb wirkt der Todestrieb „Thanatos“; für die ihm äquivalente Energie gibt es keine spezifische Bezeichnung. Aus der „Rindenschicht“ des „Es“ hat sich die zwischen ihm und der Außenwelt vermittelnde Instanz des „Ich“ herausgebildet. Das „Ich“ ist unmittelbar durch die Umwelt modifiziert und ist daher oft gezwungen, die vom „Es“ geforderte

unmittelbare Bedürfnisbefriedigung aufzuschieben. Als dritte Instanz bildet sich im „Ich“ aufgrund der gesellschaftlichen Normen und Erziehungseinflüsse das „Über-Ich“. Das „Über-Ich“ entsteht und entwickelt sich mit der Lösung des „Ödipus-Konfliktes“ und kann mit dem „Gewissen“ gleichgesetzt werden.

Das Verhalten des Menschen wird geprägt durch das konfliktträchtige und komplexe Wechselverhältnis der drei Instanzen. Das „Es“ besitzt einen gleichbleibenden Energiebetrag zur Aufrechterhaltung dieses „psychischen Apparats“; alle drei Instanzen sind bemüht, sich ihren Anteil daran zu sichern. Dabei stehen besonders „Eros“ und „Thanatos“ zeitlebens im Kampfe miteinander. Dieses Spannungsverhältnis macht auch die Psychodynamik der Persönlichkeit aus.

Durch die Psychoanalyse hatte die Medizin insofern eine neue Dimension gewonnen, als die Definition dessen, was eigentlich „Körper“ ist, neu durchdacht werden mußte. T. v. Uexküll & Wesiack heben hervor, daß „Freuds Methode, mit Kranken zu sprechen, statt sie mit direkten oder indirekten Eingriffen der Hand, also mit physischen Mitteln zu behandeln ... bis dahin ungelöste Probleme für den Umgang mit seelisch Kranken (löste).“ (S. 8)

Ganz im Sinne des Kuhnschen Verständnisses von der Entwicklung eines ursprünglich neuen Paradigmas hin zu einer „Normalwissenschaft“ (Kuhn, T. S. 1967) hat sich auch die Psychoanalyse etabliert und durchgesetzt, obwohl dem theoretischen Konstrukt des „psychischen Apparats“ keine empirische Absicherung zugrunde liegt und im Grunde ähnliche Beschränkungen nach sich zieht wie das alte Maschinen-Paradigma. Darauf verweisen dann auch schließlich trotz aller Sympathie für die Psychoanalyse Uexküll & Wesiack: „Ebenso wie das Maschinen-Paradigma die Existenz seelischer Entitäten verbietet, so verbietet das Paradigma des psychischen Apparats die Existenz physischer Entizitäten.“ (S. 8) Freud habe das psycho-physische Probleme nicht gelöst, mit ihm habe im Gegenteil das Zeitalter der „dualistischen Medizin“ begonnen. Dennoch sollten Freuds Theorien aber für die Entstehung der psychosomatischen Medizin entscheidend sein. Sie wurde in den USA sogar anfänglich mit der Psychoanalyse gleichgesetzt. Ihre wichtigen Impulse erschöpften sich jedoch bis Mitte der 50er Jahre zunehmend.

Einen neuen Anstoß für die Psychosomatik erbrachte erst die neue Konzeption von H. G. Wolff (1950), der sog. „multifaktorielle Ansatz“, der später für die Streß-Forschung konstitutiven Charakter bekam. Aus der Kombination von psychoanalytischen, psychophysiologischen und epidemiologischen Krankheits-[145]modellen und Methoden der Streßforschung entstand damit zunächst ein Verständnis des Ereignisses „Krankheit“ als eines psychobiologischen Problems. Darüber hinaus ist durch die Entwicklung der Naturwissenschaften dieses Jahrhunderts – so Uexküll & Wesiack – der Wissenschaftstheorie bewußt geworden, daß es das sog. „Beobachter-Problem“ gibt. Sie verweisen in diesem Zusammenhang auf folgende Äußerung von A. Einstein von 1938:

„Physikalische Konzepte sind freie Schöpfungen des menschlichen Geistes, und, wenn es auch so aussehen mag, nicht eindeutig von der äußeren Welt determiniert. In unserem Bemühen, die Realität zu verstehen, gleichen wir in gewisser Weise einem Menschen, der den Mechanismus einer verschlossenen Uhr zu verstehen sucht. Er sieht das Zifferblatt und die Bewegungen der Zeiger, er hört ihr Ticken, aber er hat keine Möglichkeit, sie zu öffnen. Wenn er scharfsinnig ist, kann er sich das Bild eines Mechanismus ausdenken, das imstande ist, alles das zu erklären, was er beobachten kann. Aber er darf niemals sicher sein, daß sein Bild das einzige ist, das seine Beobachtungen zu erklären vermag. Er wird nie in die Lage kommen, sein Bild mit dem wirklichen Mechanismus zu vergleichen. Ja, er kann sich nicht einmal ausdenken, was für einen Sinn ein solcher Vergleich haben könnte“. (A. Einstein und L. Infeld, 1938).“ (Zit. n. v. Uexküll & Wesiack, 1986, S. 12)

V. Uexküll & Wesiack erkennen nicht, daß Einstein hier, erkenntnistheoretisch gesehen, eine dem Solipsismus und Agnostizismus sehr nahekommende Position einnimmt, die mit seinen im Prinzip von einem naturwissenschaftlichen Materialismus geprägten philosophischen Anschauungen kaum korrespondiert. Um im von Einstein gewählten Bilde zu bleiben: das einzelne Individuum mag vielleicht den Mechanismus einer Uhr, selbst wenn sie ihm geöffnet vorliegt, nicht im einzelnen durchschauen. Natürlich können „physikalische Konzepte“ im Großen wie im Kleinen auch falsch sein.

Dann erfassen sie die unabhängig von ihnen existierende objektive Realität aber nicht adäquat. Sie haben nur dann einen wissenschaftlichen und für das Verständnis der Natur und der objektiven Realität sinnvollen Zweck, wenn sie deren Strukturen und Gesetzmäßigkeiten erfassen, nachspüren und in der Sprache der Mathematik und Logik widerspiegeln. Insofern sind sie keineswegs „freie Schöpfungen des Geistes“, sondern ganz eindeutig „von der äußeren Welt determiniert“.

Auch die Uhr existiert völlig unabhängig vom Grad und Ausmaß des technologischen Verständnisses eines Betrachters oder Hörers. Da sie sogar von einem anderen, lediglich mit mehr handwerklichem Geschick und technischem Wissen ausgestatteten anderen Menschen konstruiert worden ist, enthält ihr Mechanismus im Prinzip nichts Rätselhaftes und Unerklärliches. Es gibt ein klares Konzept und einen Bauplan für die Herstellung der Uhr; deswegen ist der Beobach-[146]ter/Hörer – anders als Einstein es formuliert – nach einer gewissen Zeit des Lernens sehr wohl imstande, den wirklichen Mechanismus der Uhr mit seinen Vorstellungen von diesem Mechanismus in Übereinstimmung zu bringen.

Doch Einsteins „hinkender“ Vergleich besitzt trotz seiner erkenntnistheoretischen Schwäche und Ungereimtheit, übertragen auf die Medizinwissenschaft, durchaus seine Berechtigung. Der Mediziner ist nicht in der Lage, nur mit seinen Kenntnissen über Ursachen und Verlauf organischer Vorgänge, ein Krankheitsbild allein zu deuten. Es bedarf einer „Zwei-Personen-Medizin“; d. h. Arzt und Patient müssen eine Übereinstimmung in ihren jeweiligen Erklärungen für die Krankheit finden. Kleinman, Arzt und Kulturanthropologe, sprach 1973 sogar von „Verhandlungen zwischen beiden Parteien über ein gemeinsames Erklärungsmodell für die Resultate medizinischer Maßnahmen.“ (Zit. n. v. Uexküll & Wesiack 1986, S. 13) Von diesen und ähnlichen Überlegungen ausgehend, sprechen sich v. Uexküll & Wesiack für die Überwindung sowohl des „objektivistischen Ansatzes“ wie auch des psychodynamischen in der Medizin aus und fordern einen „neuen Ansatz“ zur Interpretation vor allem von Krankheiten, die rein psychisch bedingt zu sein scheinen. Diesen neuen Ansatz sehen die beiden Autoren vor allem in der Hinzuziehung von Erkenntnissen der Systemtheorie.

Ihr Ausgangspunkt ist folgender Grundgedanke der Systemtheorie: Zur Beschreibung von Natur- und Gesellschaftszusammenhängen dient das Modell einer hierarchischen Ordnung. Einfachere Systeme (z. B. Zellen) sind als Elemente bzw. Subsysteme in komplexere Systeme (z. B. Organe) integriert, die wiederum Elemente oder Subsysteme noch komplexerer Systeme (z. B. Organismen) darstellen. Mit der Bildung eines jeden neuen Systems entstehen neue Eigenschaften, die auf der Ebene des niedrigeren Subsystems noch nicht existierten. Dieses Phänomen nennt Popper (Popper/Eccles 1977) in Anlehnung an die Gestalttheorie Köhlers („Das Ganze ist mehr als seine Teile.“) „Emergenz“. Uexküll & Wesiack entwickeln nun ein Persönlichkeitsmodell, das den Systemgedanken und die Emergenzthese miteinander verbindet. Sie unterscheiden – ähnlich wie vor ihnen Engel in den USA – zunächst drei Systemebenen: die biologische, die psychische und die soziale. Auf den verschiedenen Ebenen dieses biologisch-psychosozialen Modells sehen sie folgende „emergente Eigenschaften“:

1. Ebene:

Auf der biologischen Systemebene bestehen die emergenten Eigenschaften in der Fähigkeit, zwischen selbst und nicht-selbst zu unterscheiden. Im Unterschied zu physikalischen Systemen sind biologische Systeme „primär aktive Einheiten“. Das einfache Reiz-Reaktion-Schema aus der Physik greift hier insofern nicht mehr, als das biologische System nicht einfach auf äußere Reize reagiert, [147] sondern dazu eine innere Reaktionsbereitschaft benötigt. Ohne dieses innere Bedürfnis (z. B. nach Hunger, Wärme oder Geschlechtspartner) würde der Reiz gar nicht als solcher wirken können.

Die Konsequenz daraus ist erheblich; das lineare Reiz-Reaktion-Modell wird ersetzt durch ein „kreisförmiges“ Modell, durch das kybernetische Modell des Regelkreises. Mit anderen Worten bedeutet das: nur das, was für den Zustand des Systems von Bedeutung ist, existiert für das System. Alles andere, was in der Umgebung sonst noch vorhanden sein mag, existiert für das System nicht. Diese relative Unabhängigkeit eines Systems von der Umgebung macht nach v. Uexküll & Wesiack den Unterschied zwischen lebenden und unbelebten Gebilden aus. Sie bezeichnen dies als das „Autonomie“-Problem.

2. Ebene:

Auf der animalischen Systemebene (Tiere im Unterschied zu Pflanzen) besitzen die Systeme die emergente Fähigkeit, eine eigene „Umwelt“ zu bilden. „Es entsteht ... außerhalb des Organismus eine Sphäre, in der Vorgänge der Umgebung als ‚Objekte‘ in Erscheinung treten können.“ (S. 14.) Diese Sphäre umgibt laut Uexküll & Wesiack den Körper des Subjekts wie eine feste aber unsichtbare „Hülle“. Sie ist vergleichbar mit einem psychischen System bzw. Organ, das für den Körper vitale Aufgaben übernimmt (z. B. Schutz, Ernährung, Fortpflanzung). Umwelt plus Organismus bilden ein sich dynamisch entwickelndes Ganzes, ein gemeinsames System.

Auf dieser Ebene reicht das Modell des einfachen Regelkreises nicht mehr, um diese Zusammenhänge zu verdeutlichen. Uexküll & Wesiack greifen daher auf das von J. v. Uexküll 1920 entwickelte Modell des „Funktionskreises“ zurück, das zur Grundlage der modernen Verhaltensforschung geworden war. Danach stellt sich für ein Lebewesen die Umgebung weder als die physikalisch-chemische Außenwelt noch als die Biosphäre dar. Sein Organismus ist weder mechanisch noch physiologisch definierbar. „Umgebung und Organismus lassen sich vielmehr erst aufgrund der Beziehungen definieren, die zwischen ihnen bestehen. Diese Beziehungen können nach dem Modell des Funktionskreises beschrieben werden.“ (v. Uexküll & Wesiack 1991, S. 83)

Danach erteilen Lebewesen einem konkreten Ausschnitt ihrer Umgebung, den sie mit ihren Sinnesorganen und Rezeptoren erfassen, eine über die rein physikalische Wahrnehmungsebene hinaus reichende zusätzliche Bedeutung. „Sie ‚übersetzen‘ auf diese Weise ihre Umgebung in eine subjektive Umwelt bzw. deren für ihre Bedürfnisse relevanten Ausschnitte in ‚Nahrung‘, ‚Beute‘, ‚Medium‘, ‚Geschlechtspartner‘ usw.“ (a. a. O., S. 82)

Lebewesen interpretieren demnach die Umwelt für ihren jeweiligen Gebrauch subjektiv. J. v. Uexküll bezeichnete diesen Vorgang als „Merken“. Seine Um-[148]weltlehre geht weiter davon aus, daß nur das „gemerkt“ wird, was dem Lebewesen von seinen Sinnesorganen („Rezeptoren“) vermittelt wird. Es kann nur mit solchen Umgebungsfaktoren interagieren, auf die seine „Wirk“-Organe („Effektoren“) einwirken können. „Jedes Lebewesen macht daher mit seinen ‚Merk‘- und seinen ‚Wirk‘-Organen aus der objektiven (physikalisch-chemischen oder biologischen) Umgebung einen seiner Art entsprechenden Ausschnitt – seine ‚Umwelt‘.“ (a. a. O. S. 84)

3. Ebene

Worin bestehen nun die spezifisch-emergenten Eigenschaften der humanen Ebene?

Hier ist zunächst daran zu erinnern, daß bereits auf der Stufe der Tierwelt emergent psychische Systeme entstehen; auch das Tier zeigt psychische und emotionale Reaktionen. Wie entwickeln sich im Unterschied dazu die Systeme, mit denen sich die Psychologie des Menschen befaßt?

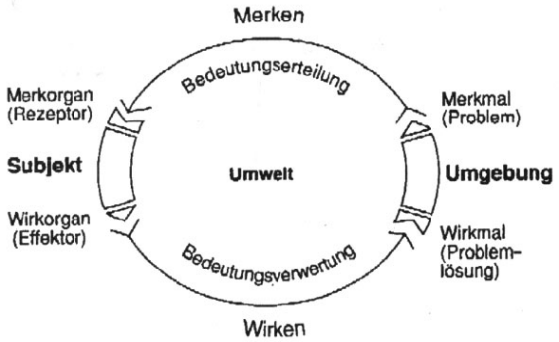


Abbildung 6: Der Funktionskreis (modifiziert nach J. v. Uexküll, 1936) Das Lebewesen (Subjekt) prägt seiner Umgebung durch Merken ein Merkmal auf und definiert bzw. erschafft damit ein Objekt. Dadurch wird ein Verhalten in Gang gesetzt, das dem Objekt ein Wirkmal aufprägt, welches das Merkmal auslöscht oder verändert. Merken entspricht als Bedeutungserteilung der Strukturierung der Umgebung als Problem, das durch Wirken als Bedeutungsverwertung gelöst werden muß. (Aus T. v. Uexküll & Wesiack 1986, S. 12)

[149] Winnicott (1973) hat die Fähigkeit zur Beobachtung und den Aufbau der Umgebung im Sinne einer objektiven Außenwelt als Charakteristika allein der Gattung Mensch herausgestellt. Es sei die Fähigkeit zur Herstellung von „objektiven Objekten“, die das emergente Phänomen der Humanebene ausmache. Was ist darunter zu verstehen?

Auf der animalischen Ebene sind nach dieser These real vorhandene Gegenstände für Tiere (und auch noch für Kleinkinder) nur sog. „subjektive Objekte“, die nur so lange von Bedeutung für sie sind, solange diese tatsächlich real gegenständlich präsent sind. Die „subjektiven Objekte“ haben einerseits für Kleinkinder und Tiere für keine Konstanz andererseits halten diese zu ihnen keine Distanz. Die „subjektiven Objekte“ lösen sich faktisch in ein Nichts auf, sobald sie aus der Umwelt ihrer Subjekte verschwinden.

Für den (älteren) Menschen hingegen ist ein Gegenstand, zunächst ein rein physikalisch-chemisches „objektives Objekt“. So ist z. B. ein Stein an sich ein lebloser Gegenstand, zu dem aus der Sicht des Menschen keine besonderen Beziehungen bestehen. Dieser Stein kann sich aber für ein bestimmtes Individuum in einen Bedeutungsträger verwandeln, sobald er zu dieser Person in eine besondere Beziehung tritt. Dies kann z. B. dadurch geschehen, daß der Stein als Wurfgeschoß gegen einen angreifenden Hund eingesetzt wird. Das „objektive Objekt“ Stein wird für die werfende Person damit zusätzlich zu einem „subjektiven Objekt“, hier dem Geschoß, an das sich vermittels der Beziehung Mensch – Hund viele Emotionen und Affekte knüpfen. Ein anderes Beispiel ist der „Bedeutungsträger“ Sonne. Die Sonne existiert zunächst als „objektives Objekt“ real als Gegenstand einer Welt des Wissens für alle Menschen. Zugleich ist sie aber für jedes Individuum quasi eine Art Eigentum seiner individuellen Empfindungen und Erinnerungen (z. B. an gemeinsam verlebte harmonische Stunden mit einem Partner bei Sonnenuntergang, o. ä.).

Diese Beispiele zeigen im übrigen, wie schwierig es ist, überhaupt die individuelle Ebene von der soziale Ebene abzugrenzen. Diese greifen so eng ineinander (z. B. in einer symbiotischen Mutter-(Klein-)Kind-Beziehung), daß es kaum möglich erscheint, ihre Anteile auseinander zu halten.

Angewandt auf die persönlichkeitstheoretische Problematik bedeutet also „Emergenz“ im Sinne Uexküllls & Wesiacks, daß mit dem Aufbau eines neuen Persönlichkeitsmodells, z. B. durch die Verbindung von somatischen, psychischen und sozialen Teildiagnosen zu einer neuen Gesamtdiagnose die Frage entsteht, wie sich Verbindungen zwischen den verschiedenen Ebenen und Stufen des neuentstandenen Systems vorstellen lassen. Das setzt voraus, daß man sich über die Unterschiede der Phänomene der jeweiligen Integrationsebene klar werden muß.

[150] Die Emergenz-Konzeption hat besonders auf die entwicklungspsychologische Theoriebildung großen Einfluß genommen. Die Unterscheidung zwischen „objektiven Objekten“ und „subjektiven Objekten“ spielte z. B. für Piagets Untersuchung der kindlichen Intelligenz eine wichtige Rolle:

Mit etwa zwei Jahren beginnt das Kind seine Umwelt nach einem neuen Prinzip zu organisieren – mit seinem Vorstellungsvermögen bzw. seiner Phantasie. Es kann Objekte und Vorgänge reproduzieren, die aus seiner aktuell möglichen Wahrnehmung schon wieder verschwunden sind.

„Es beginnt der lange Prozeß des Aufbaus einer Welt des Wissens, für den die Sprache und damit die Gesellschaft, in die das Kind hineingeboren wurde, eine zunehmende Rolle spielen.

So entsteht aus ‚Umwelt‘ eine ‚Wirklichkeit‘, in der neue Formen des Wirkens aufgrund gemeinschaftlicher Programme zum beherrschenden Prinzip werden und in der Objekte, die aus dem Horizont der Wahrnehmung verschwunden sind, aufbewahrt und zu permanenten Gegenständen umgeformt werden (Th. v. Uexküll, 1984).

Diese Wirklichkeit ist der individuelle Besitz eines jeden Einzelnen und bleibt zeit seines Lebens dessen feste, für den außenstehenden Betrachter unsichtbare Hülle oder zweite Haut.“ (v. Uexküll & Wesiack 1986, S. 19)

Diese „Haut“ ist nach Berger/Luckmann (1969) nicht allein von biologischen Bedürfnissen geprägt, sondern die „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (a. a. O., S. 14). Es handelt sich dabei um die Verankerung von Spielregeln und gesellschaftlichen Normen in unserer Vorstellungswelt.

Damit entsteht eine Vorstellung vom Menschen als eines weitaus komplexeren „Systems“ der Integration biologischer, psychischer und sozialer Faktoren als wir auf der Ebene der animalischen Umwelten antreffen können.

Wo liegen die Grenzen dieses von Uexküll & Wesiack favorisierten Systemmodells? Welche Einwände sind sowohl aus systemimmanenter wie auch aus metatheoretischer Sicht gegenüber ihrer Vorstellung von einem bio-psychosozialen Ansatz zu bedenken? Diese Fragen sollen im folgenden Abschnitt erörtert werden.

4.3. Marxistische Systemtheorie und „antizipierende Widerspiegelung“

Der am Beispiel Uexküll & Wesiack exemplarisch verfolgte Diskurs um die Entwicklung eines „systemischen Ansatzes“, an dessen Ende ihr Modell des bio-psychosozialen Verständnisses der menschlichen Persönlichkeit steht, besitzt seine ideengeschichtlichen Parallelen und Besonderheiten auch innerhalb der sich am [151] Marxismus orientierenden Persönlichkeitstheorie(n). Der in den 80er Jahren auch in der DDR beginnende Diskussionsprozeß über die sog. „bio-psychosoziale Einheit Mensch“ ist ohne diese Vorläufer-Debatte wissenschaftstheoretisch nicht adäquat einzuordnen.

Theoriegeschichtlich steht der marxistisch-materialistische Systembegriff im engen Zusammenhang mit der Entstehung und Entwicklung der Systemtheorie und des Konzepts der „Widerspiegelung“ der objektiven Realität durch das reflektierende Individuum und seiner die Realität umgestaltenden „Tätigkeit“. Deshalb wird im folgenden die Problematik des Systemischen und der „Widerspiegelung“ in der marxistischen Persönlichkeitstheorie erörtert.

4.3.1. System-Verständnis und Differenziertheit der antizipierenden Widerspiegelung

Auch auf das Systemverständnis von Uexküll/Wesiack trifft zunächst die allgemeine Charakterisierung jeglicher systemtheoretischer Konzepte durch Klaus/Buhr zu, wonach es entsprechend der Vielfalt der Systembegriffe und den unterschiedlichen Zwecken, für die sie entwickelt wurden, auch eine unübersehbare Vielfalt möglicher Klassifizierungen von Systemen gibt. Ihr wichtigstes Unterscheidungsmerkmal definieren Klaus/Buhr so: „In philosophischer Sicht besteht die wichtigste Unterscheidung zwischen Systemen der objektiven Realität und solchen der Bewußtseinssphäre, zwischen materiellen Systemen und ideellen Systemen.“ (Klaus/Buhr 1974, Bd. 1, S. 1202)

Der Begriff und die Vorstellung von „System“ selbst muß außerdem als eine historische Kategorie verstanden werden. Sie wird sowohl in unterschiedlichen Zusammenhängen als auch in Abhängigkeit von der historischen Entwicklung mit verschiedenen Bedeutungsnuancen benutzt. Deshalb gibt es eine Vielzahl von Systembegriffen, die dem jeweiligen Entwicklungsstand der Einzelwissenschaft und dem jeweiligen Zusammenhang entsprechen. Diese sind unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen, philosophischen und ideologischen Paradigmen zuzuordnen.

„Mit den jeweiligen Systembegriffen ist stets eine bestimmte einzelwissenschaftliche und (oder) philosophische Denkungsart verbunden, von der der Erkenntniswert der betreffenden Systembegriffe wesentlich abhängt.“ (Klaus/Buhr 1974, Bd. 2, S. 1199)

Dies wird auch am systemischen Ansatz von Uexküll & Wesiack deutlich. Ihre wissenschaftstheoretischen Überlegungen für einen bio-psychosozialen Ansatz in der Persönlichkeitstheorie haben das Verständnis von psychosomatischer Medizin in der alten Bundesrepublik revolutioniert. Sie wurden damit auch zu [152] Wegbereitern einer neuen eigenständigen Disziplin innerhalb der Medizin, der Psychosomatischen Medizin und auch (aber nur vermittelt und nicht bewußt) der Verhaltensmedizin.

So bedeutsam jedoch der systemische Ansatz von Uexküll & Wesiack auch ist, aus Sicht einer materialistisch orientierten Persönlichkeitstheorie läßt ihr System-Begriff wichtige erkenntnistheoretische Fragen zur Beziehung zwischen Wirklichkeit und deren geistig-psychischer Abbildung offen.

Ich hatte bereits am Beispiel des von Einstein zitierten „Beobachter“-Problems angedeutet, daß mit der These von der subjektiv verzerrten (Re-)Konstruktion eines Ausschnitts der Realität (z. B. der tickenden Uhr) durch den Beobachter ein grundlegendes Problem der kognitiven Abbildung der

Realität aufgeworfen wird. Einsteins Bild der verschlossenen Uhr, noch mehr jedoch die Thesen Winnicotts und J. v. Uexkülls, die zustimmend von T. v. Uexküll & Wesiack zitiert werden, sind idealistisch-solipsistischen Ursprungs. D. h. für sie existiert ganz offenkundig die Realität primär im individuellen Bewußtsein des Ich; die Außenwelt wird zumindestens in einem zentralen Teilbereich, nämlich in der Welt der „subjektiven Objekte“, konstruiert und existiert nur durch das Bewußtsein des Ich.

In der materialistischen Systemtheorie hingegen wird keine Trennung von „objektiven“ und „subjektiven“ Objekten vorgenommen. Dies wird insbesondere im Konzept der „Widerspiegelung“ der Realität durch die kognitiven Prozesse des Menschen deutlich. „Widerspiegelung“ der objektiven Realität bedeutet keine passive Aufnahme von Einwirkungen der materiellen Welt auf die menschlichen Sinne, sondern „eine aktive gesellschaftliche Tätigkeit, in der das Subjekt, von praktischen und theoretischen Interessen geleitet, vermittels der Sinne und des Denkens eine zielstrebige und selektive geistige Aneignung und Reproduktion bestimmter Objektbereiche vornimmt, dabei *Materielles in Ideelles umsetzt und übersetzt*.“ (Klaus/Buhr 1974, S. 1301) (Hervorhebungen durch mich – HPB)

Die geistige Widerspiegelung der objektiven Realität durch das menschliche Individuum unterscheidet sich demnach fundamental von einer rein physikalisch-optischen Widerspiegelung. Sie ist subjektiv und historisch bedingt; sie widerspiegelt die Realität in verschiedenen Formen, die teils mehr oder teils weniger adäquat sein können; sie wird gebrochen durch das unterschiedlich ausgeprägte kognitive Niveau der einzelnen Individuen und ihrer unterschiedlichen Interessen. Die Resultate der Widerspiegelung können deshalb „teils mehr oder weniger verzerrt (sein), wie z. B. die bürgerliche Ideologie, teils sogar phantastisch und illusorisch, wie in der Mythologie, Religion oder im Idealismus.“ (Klaus/Buhr, a. a. O., S. 1301)

Die Grundlagen für dieses Verständnis der Beziehung zwischen Realität und [153] des sie widerspiegelnden Bewußtseins wurden erstmals in der gemeinsamen Auseinandersetzung von K. Marx und F. Engels mit der Gruppe der „Junghegelianer“ um Bruno Bauer entwickelt. In ihrer Arbeit die „Deutsche Ideologie“ von 1845/46 verbanden sie systematisch die Grundgedanken der materialistischen Philosophie L. Feuerbachs mit dem von Hegel elaborierten System der Dialektik. (Vergl. auch Kapitel 5.1 dieser Arbeit)

Die für die marxistische Widerspiegelungstheorie entscheidenden Gedanken lauten:

„Die Produktion der Ideen, Vorstellungen, des Bewußtseins ist zunächst unmittelbar verflochten in die materielle Tätigkeit und den materiellen Verkehr der Menschen, Sprache des wirklichen Lebens. Das Vorstellen, Denken, der geistige Verkehr der Menschen erscheinen hier noch als direkter Ausfluß ihres materiellen Verhaltens. Von der geistigen Produktion, wie sie in der Sprache der Politik, der Gesetze, der Moral, der Religion, Metaphysik usw. eines Volkes sich darstellt, gilt dasselbe. Die Menschen sind die Produzenten ihrer Vorstellungen, Ideen pp., aber die wirklichen Menschen, wie sie bedingt sind durch eine bestimmte Entwicklung ihre Produktivkräfte und des denselben entsprechenden Verkehrs bis zu seinen weitesten Formationen hinauf. Das Bewußtsein kann nie etwas anderes sein als das bewußte Sein, und das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozeß. ... Auch die Nebelbildungen im Gehirn der Menschen sind notwendige Sublimate ihres materiellen, empirisch konstatierbaren und an materielle Voraussetzungen geknüpften Lebensprozesses.“ (MEW 3, S. 26).

Der Mensch konstruiert demnach nicht die Realität (auch nicht als „subjektive Subjekte“) durch seine Ideen; er gibt sie in den verschiedenen Formen und Wegen geistiger, emotionaler und künstlerischer kognitiver Bemühungen wieder. Diese die marxistische Widerspiegelungstheorie bestimmende Auffassung vertritt auch W. I. Lenin in seinen ausführlichen Konspekt zu Hegels „Wissenschaft der Logik“. Er betont darin nicht nur das Zusammenfallen des „Begriffs“ mit der Wirklichkeit, sondern hebt auch hervor, daß die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt in Form der Widerspiegelung der Realität durch die geistig-sinnliche Wahrnehmung nicht einfach als eine mechanisch ablaufende Abbildung der Wirklichkeit zu verstehen ist. Das volitiv[gewollte]-intentionale und auch emotionale Moment bei der kognitiven Verarbeitung und Repräsentation von Wirklichkeit wird von ihm anerkannt.

Gleichzeitig wird eine Abgrenzung von einer auch bei Uexküll & Wesiack vorherrschenden Umkehrung der Relation zwischen Realität und Abbild vorgenommen und die Priorität der Realität

gegenüber der Welt der Begriffe betont. In nahezu wörtlicher Anlehnung an den rezipierten Hegel-Text schreibt Lenin:

[154] „Die [Idee] Erkenntnis ist der *Prozeß* des Versenkens (des Verstandes) in die unorganische Natur zwecks ihrer Unterordnung unter die Gewalt des Subjekts und zwecks Verallgemeinerung (Erkenntnis des Allgemeinen in ihren Erscheinungen) ...

Das Zusammenfallen des Gedankens mit dem Objekt ist ein **Prozeß**: der Gedanke (= der Mensch) muß sich die Wahrheit nicht als die tote Ruhe, als ein bloßes Bild (Abbild), blaß (matt), ohne Trieb, ohne Bewegung, als einen Genius, als Zahl, als abstrakten Gedanken vorstellen.“

Und nur einen Absatz weiter betont er ausdrücklich:

„Erkenntnis ist die ewige, unendliche Annäherung des Denkens an das Objekt. Die *Widerspiegelung* der Natur im menschlichen Denken ist nicht ‚tot‘, nicht ‚abstrakt‘, *nicht ohne Bewegung*, ***nicht ohne Widersprüche***, sondern im ewigen ***Prozeß*** der Bewegung, des Entstehens der Widersprüche und ihrer Lösung aufzufassen.“ (LW 38, S. 184 f)

Im Unterschied zu der Konzeption der „subjektiven Objekte“ von Uexküll & Wesiack geht die materialistische Widerspiegelungstheorie davon aus, daß eine wie auch immer geartete Form der kognitiven und theoretischen Erfassung und Widerspiegelung der Welt der Objekte ihre von der Widerspiegelung absolut unabhängige Daseinsweise und Existenz voraus setzt. Dieser Prozeß verläuft nicht gradlinig und nicht nur in eine Richtung (vom Objekt zum widerspiegelnden Subjekt); er ist behaftet mit dem Risiko des Irrtums und offen für Unzulänglichkeiten aller Art. So heißt es an einer anderen Stelle in Lenin-Konspekt:

„Die Logik ist die Lehre von der Erkenntnis. Sie ist Erkenntnistheorie. Erkenntnis ist die Widerspiegelung der Natur durch den Menschen. Aber das ist keine einfache, keine unmittelbare, keine totale Widerspiegelung, sondern der Prozeß einer Reihe von Abstraktionen, der Formierung, der Bildung von Begriffen, Gesetzen, etc., welche Begriffe, Gesetze etc. (Denken, Wissenschaft = ‚logische Idee‘) eben bedingt, annähernd die universelle Gesetzmäßigkeit der sich ewig bewegenden und entwickelnden Natur *umfassen*. Hier gibt es *wirklich*, objektiv **drei** Glieder: 1) die Natur; 2) die menschliche Erkenntnis = das **Gehirn** des Menschen (als höchstes Produkt eben jener Natur) und 3) die Form der Widerspiegelung der Natur in der menschlichen Erkenntnis, und diese Form sind eben die Begriffe, Gesetze, Kategorien etc. Der Mensch kann die Natur nicht als *ganze*, nicht vollständig, kann nicht ihre ‚unmittelbare Totalität‘ erfassen = widerspiegeln = abbilden, er kann dem nur *ewig* näher kommen, indem er Abstraktionen, Begriffe, Gesetze, ein wissenschaftliche Weltbild usw. usf. schafft.“ (LW 38, S. 172)

Das Prinzip der „antizipierenden“ Widerspiegelung der objektiven Realität durch die im menschlichen Gehirn entwickelten Begriffe (Abbilder) von dieser Realität wird insbesondere in der Rezeption der Hegel-Schrift „Wissenschaft der Logik“ durch Lenin vom Standpunkt des monistischen Materialismus diskutiert. In seinen [155] Kommentierungen zahlreicher Hegel-Passagen macht er – wie bereits im vorherigen Kapitel erläutert – deutlich, daß es sich dabei keineswegs nur um eine simple semi-physikalische Abbildung wie in einem Spiegel handelt.

Der Prozeß der Widerspiegelung der Wirklichkeit in Form der Ideen und Begriffe ist ein „dialektischer“ in doppelter Hinsicht. Er bedarf einerseits der Wechselwirkung von Realität und Geist, wobei in diesem dialektischen Widerspruch die Realität als Bedingung der kognitiven Abbildungsprozesse die „Hauptseite“ ist. Zum anderen besitzt der Prozeß der Begriffsbildung auch eine relative Autonomie und Eigenentwicklung, unabhängig von der Realität als ihrer Basis und Ausgangspunkt. Die Möglichkeit der Ablösung der Ideen von der Realität wird in der Religion, der in all ihren Variationen das Primat eines geistigen Schöpferprinzips gegenüber der Materie als Wesensmerkmal zugrunde liegt, besonders sinnfällig; diese Möglichkeit existiert jedoch im Prinzip auf allen anderen (niedrigeren) Abstraktionsstufen. In Aristoteles’ „Metaphysik“ (XIII. Buch) wird in diesem Zusammenhang z. B. die Frage erörtert, inwieweit mathematische Begriffe als „abgetrennte Wesen“ existieren können. Aristoteles weist diese Annahme mit einem urwüchsig materialistischen Argument zurück:

„Dem Begriff nach mögen die mathematischen Dinge früher sein, doch nicht alles, was dem Begriff nach früher ist, ist es auch dem Wesen nach früher.“ (Metaphysik XXX. Buch (M), 1077 b)

Lenin nimmt in seinem „Metaphysik“-Konspekt darauf Bezug und kommt m. E. zu einer zusätzlichen Erweiterung des Verständnisses von „Widerspiegelung“, indem er diesen Prozeß nicht einfach nur als einen streng kognitiven Vorgang im Sinne einer rein rationalen gedanklichen Leistung versteht. In den Prozeß der Abbildung führt Lenin auch eine emotionale Dimension ein, den Faktor „Phantasie“. Er schreibt dazu:

„Das Herangehen des (menschlichen) Verstandes an das einzelne Ding, die Anfertigung eines Abdrucks (= Begriffs) von ihm, *ist kein* einfacher, unmittelbarer, spiegelartig toter, sondern ein komplizierter, zweiseitiger, zickzackartiger Vorgang, der die Möglichkeit *in sich schließt*, daß die Phantasie dem Leben entschwebt; damit nicht genug: die Möglichkeit der *Verwandlung* (und obendrein einer unmerklichen, dem Menschen nicht bewußt werdenden Verwandlung) des abstrakten Begriffs, der Idee in eine *Phantasie* (⌊in letzter Instanz⌋ = Gott). Denn auch in der einfachsten Verallgemeinerung, in der elementarsten allgemeinen Idee (‚der Tisch‘ überhaupt) *steckt* ein gewisses Stück Phantasie. (Vice versa: es ist unsinnig die Rolle der Phantasie auch in der strengsten Wissenschaft zu leugnen ...“ (LW 38, S. 352 f).

Lenin hält diese Position Aristoteles’ dann auch für „vortrefflich, bestimmt, klar, *materialistisch*“; er bemängelt lediglich, daß Aristoteles diesen Standpunkt nicht konsequent beibehält. (LW 38, S. 353) Aristoteles drückt im Kern bereits einen Sachver-[156]halt aus, der der „antizipierenden“ Widerspiegelung nahe kommt. Zwar thematisiert er hier eher eine zeitlich nicht vorauseilende, antizipierende sondern eher eine zeitlich *nachfolgende* kognitive-emotionale Leistung, quasi eine Widerspiegelung „ex posteriore“, aber das Prinzip ist das gleiche: voraus- bzw. nachfolgende (Re)Konstruktion der Wirklichkeit bzw. von in der Vorstellung neugeformten und umgeformten Vorstellungen derselben. Gleichzeitig wird jedoch auch deutlich, daß Vor- oder auch Nachspiegelung immer im Realitätsbezug verbleiben.

Ernst Bloch weist in seinem Werk „Prinzip Hoffnung“ bei seiner Auseinandersetzung mit dem aristotelischen „Materie“-Begriff ebenfalls auf die in unserem Zusammenhang höchst wichtige Kausalität der nicht-mechanischen, physikalischen Widerspiegelung hin: Die Möglichkeiten der vorauseilenden bzw. nacheilenden Widerspiegelung reflektieren nach Bloch eine dem nicht-mechanistisch verstandenen Materie-Begriff selbst innewohnende „dynamische“ Potenz. Aristoteles’ Materie-Begriff ist keineswegs mechanisch beschränkt, sondern sie „ist eben dem höchst umfassenden Begriff der ‚dynamis‘ (im Originaltext mit griechischem Buchstaben gesetzt – HPB) oder objektiv-realen Möglichkeit bei Aristoteles erstmals zugeordnet“. (Bloch 1985, S. 237). Bloch verdeutlicht dies an dem von Aristoteles analysierten schöpferischen Tun des Bildhauers oder Dichters, die mit ihren Kunstwerken unter günstigen Voraussetzungen Abbilder der Natur schaffen, die diese noch an Schönheit und Vollkommenheit übertreffen können.

„All das wäre aber nicht möglich, wenn Aristoteles – und das ist von zentralster Wichtigkeit – nicht bereits auch die andere Seite, die Vorderseite der Möglichkeits-Materie ausgezeichnet hätte, ja sie als gänzlich hemmungsfreie erkannt hätte; Materie ist nicht nur χατὰ τὸ ὀυνατόν (kata to ounaton – HPB), nach Möglichkeit, also das nach dem gegebenen Maß des Möglichen jeweils Bedingende, sondern sie ist τὸ ὀυνάμει ὄν (to ounamei on – HPB), das *In-Möglichkeit-Seiende*, also der – bei Aristoteles freilich noch passive – *Schoß der Fruchtbarkeit, dem auf unerschöpfte Weise alle Weltgestalten* entsteigen ...

Wir wiederholen und fassen zusammen: *der kritischen Beachtung des jeweils zu Erreichenden ist das Nach-Möglichkeit-Seiende der Materie vorgeordnet, der fundierten Erwartung der Erreichbarkeit selber das In-Möglichkeit-Seiende der Materie ...*

Kälte wie Wärme konkreter Antizipation sind darin vorgebildet, sind auf diese beiden Seiten des real Möglichen bezogen. ... Erst Kälte und Wärme konkreter Antizipation zusammen also bewirken, daß weder Weg an sich noch Ziel an sich undialektisch voneinander abgehalten und so verdinglicht-isoliert werden.“ (Bloch 1985, S. 238, 239, 240) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Wie H. H. Holz in seiner Arbeit „Einheit und Widerspruch. Problemgeschichte [157] der Dialektik in der Neuzeit“ (1997-1998) Bloch zustimmend nachweist, argumentiert dieser – wie vorher auch schon Leibnitz – damit in einem von Aristoteles begründeten Verständnis von Ontologie, „die das Sein primär nicht von der Faktizität des Vorhandenen, sondern von der Potenz des Erzeugenden her begreift. Nicht die Kategorie Wirklichkeit, sondern die Kategorie Möglichkeit bestimmt die Modalität einer Welt, in der es Veränderung gibt. ... Eine sich verändernde Welt (mit substantieller und qualitativer, nicht nur quantitativer und örtlicher Veränderung) kann nicht als abgeschlossene Wirklichkeit, als ein System von fertigen Elementen gedacht werden.“ (Holz 1997, S. 8 f)

Die Widerspiegelung im Sinne der Antizipation des Abzubildenden darf demnach nicht als Loslösung der Erkenntnis von der Praxis mißdeutet werden. Auch die geistige Antizipation, z. B. des Bauwerks im Kopf des Architekten, bedarf der Realität als Ausgangs- und Bezugspunktes; Voraussetzung ist immer der „Realstatus“ .In diesem Realstatus angelegt ist aber auch die Dimension des „Künftigen“ bzw. „Möglichen“. In diesem Sinne ist auch eine zustimmende Bemerkung Lenins über den russischen Kunstkritiker D. I. Pissarew (1840-1868) zu verstehen, der sich einmal über die Rolle der vorauseilenden Phantasie im künstlerischen und wissenschaftlichen Prozeß folgendermaßen geäußert hatte:

„Meine Träume können dem natürlichen Gang der Ereignisse vorauseilen, oder sie können auch ganz auf Abwege geraten, auf Wege, die der natürliche Gang der Ereignisse nie beschreiten kann. Im ersten Fall ist das Träumen ganz unschädlich; es kann sogar die Tatkraft des arbeitenden Menschen fördern und stärken ... Solche Träume haben nichts an sich, was die Schaffenskraft beeinträchtigt oder lähmt. Sogar ganz im Gegenteil. Wäre der Mensch aller Fähigkeit bar, in dieser Weise zu träumen, könnte er nicht dann und wann vorauseilen, um in seiner Phantasie als einheitliches und vollendetes Bild das Werk zu erblicken, das eben erst unter seinen Händen zu entstehen beginnt, dann kann ich mir absolut nicht vorstellen, welcher Beweggrund den Menschen zwingen würde, große und anstrengende Arbeiten auf dem Gebiet der Kunst, der Wissenschaft und des praktischen Lebens in Angriff zu nehmen und zu Ende zu führen.... Gibt es nur irgendeinen Berührungspunkt zwischen Traum und Leben, dann ist alles in bester Ordnung.“ (Pissarew 1935, 124 f)[11] [158]

4.3.2. Die Wegbereiterrolle von L. Wygotski

Als Wegbereiter eines sich auf den Marxismus berufenden Systemansatz in der Persönlichkeitstheorie gelten die sowjetischen Psychologen L. Wygotski, P. N. Anochin sowie A. N. Leontjew. Grundlage ihres Ansatzes ist der Begriff „Tätigkeit“ und die sich daraus ableitenden Kategorien wie „Ziel“, „Motivation“ sowie „Sinn“ von Handlungen und Operationen. Im Unterschied zu alten Vorstellungen von relativ starren Beziehungen zwischen Funktion und Struktur von tätigkeitsregulierenden Hirnprozessen gehen ihre Überlegungen davon aus, daß psychische Prozesse und Abbilder der Wirklichkeit – die „Widerspiegelung“ – durch hohe Flexibilität und Operativität gekennzeichnet sind. Ihre Arbeiten wurden grundlegend für die sog. „kulturhistorische Schule“ in der sowjetischen Psychologie und darüber hinaus in der Persönlichkeitstheorie generell.

Worin liegt speziell Wygotskis Bedeutung für die marxistische „System“-Diskussion?

Wygotski setzte sich zum einen kritisch mit eklektizistischen Systemansätzen marxistischer Provenienz auseinander und formulierte zum anderen dabei drei zentrale Anforderungen an die Entwicklung einer „marxistischen“ Systemtheorie. Außerdem entwickelte er in der Tradition Marx’ ein Verständnis von „Tätigkeit“, das die Ebenen der geistig-psychischen Planung und ausführenden Tätigkeit in einen neuen Zusammenhang stellte. Doch zunächst zu Wygotskis systemtheoretischen Überlegungen:

[11] Die „vorauseilende“ psychische Widerspiegelung der Realität ist zwar in dieser Form nur dem Menschen wesenseigen, besitzt seine evolutionsgeschichtlichen Wurzeln aber wie schon oben angedeutet auf der prähumanen Ebene. Jantzen (1987, 1992, 1994) hat die dafür relevanten neueren verhaltensbiologischen Forschungen (z. B. von Prigogine, Eigen, Jantsch, Maturana) und der älteren von Oparin und Anochin zusammengefaßt. Auch Steigerwald (1994) hat dazu den Versuch einer historisch-materialistischen Systematisierung vieler dieser naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse vorgelegt. Es [158] würde den Rahmen sprengen, dies hier ausführlicher zu subsumieren. Ich verweise daher summarisch auf diese Arbeiten.

In seiner Arbeit „Die Krise der Psychologie in ihrer historischen Bedeutung“ (1926/27) stellte Wygotski mit Blick auf die Lage der zeitgenössischen Psychologie fest, daß diese auf Grund der raschen Entwicklung der Forschungstätigkeit in verschiedenen psychologischen Disziplinen, „beim Zusammentragen von Faktenmaterial und dessen Systematisierung sowie bei der Formulierung grundlegender Thesen und Gesetze an einem gewissen Grenzpunkt angelangt“ (Wygotski 1985a, S. 57) sei. Diese zunächst nur „methodologische Krise“ habe das Bewußtsein und das Bedürfnis dafür geschärft, „die isolierten Gesetze in ein System zu bringen, die Untersuchungsergebnisse zu interpretieren und zu prüfen, die Methoden und die Hauptbegriffe zu klären, grundlegende Prinzipien zu schaffen, mit einem Wort, Anfang und Ende der Erkenntnis zusammenzuführen ...“ (ebenda)

Wygotski problematisierte dann im weiteren die bei einigen sowjetischen Neurophysiologen, Neurologen und Psychologen beobachtete Tendenz zu einem „Eklektizismus“ nicht nur im Bereich der Methoden, sondern auch im Bereich [159] der philosophischen und wissenschaftstheoretischen Bezugssysteme. Dies verlaufe im Rahmen des generellen Trends zur Herausbildung einer „allgemeinen Psychologie“ (S. 64) – jenseits der bestehenden drei psychologischen Spezialdisziplinen: der Psychologie des erwachsenen normalen Menschen, der Pathopsychologie und der Tierpsychologie – bzw. im Kontext der damaligen Diskussionen über eine „allgemeine Wissenschaft.“ (S. 69 f)

Die Entwicklung innerhalb und zwischen den verschiedenen psychologischen Teildisziplinen, aber auch die zunehmende interdisziplinäre Verknüpfung zwischen der Psychologie und anderen Wissenschaften (Biologie, Chemie, etc.), habe deutlich diesen Eklektizismus begünstigt, dem „das Systemgefühl, das Stilempfinden, das Verständnis dafür, daß jede einzelne These bedingt ist durch die Zentralidee des Gesamtsystems, zu dem sie gehört [fehlt].“ (S. 108) Wygotskis Überlegungen zur Beziehung zwischen Psychoanalyse und einer wissenschaftlichen Psychologie innerhalb des vom Marxismus geprägten Natur-, Mensch- und Gesellschaftsverständnisses sind in unserem systemtheoretischen Zusammenhang nicht nur wegen seiner theoriegeschichtlich bedeutsamen Abgrenzung zwischen Marxismus und Psychoanalyse relevant (Wygotski 1985a, S. 79-80, 111-129; vergl. auch Kapitel 3.2.1. dieser Arbeit).

Wygotski verdeutlicht exemplarisch in seiner Erörterung der generellen Beziehung zwischen Psychoanalyse und Marxismus das von ihm monierte generelle Eklektizismus-Problem. Dazu wählt er ein sehr plastisches Beispiel:

„Man kann die Zahl der Einwohner von Paraguay mit der Entfernung zwischen Erde und Sonne multiplizieren, das Produkt durch die durchschnittliche Lebensdauer von Elefanten dividieren, die gesamte Operation dabei fehlerlos bis zur letzten Dezimalstelle durchführen, und dennoch wird das Ergebnis denjenigen in Verwirrung bringen, der erfahren möchte, wie hoch das Nationaleinkommen dieses Landes ist.“ (S. 109)

Ähnliches sei in der zeitgenössischen „marxistischen Psychologie“ zu beobachten. (Wygotski lehnt im übrigen den Begriff „marxistische“ Psychologie ab: „Man sollte nicht alles, was mit dem Marxismus in Verbindung steht, marxistisch nennen.“ [S. 271])

Was die „Eklektiker“ unter den sowjetischen Psychologen anbetreffe, so sei folgendes für sie typisch: Sie gäben auf eine von der marxistischen Philosophie gestellte Frage eine Antwort, die ihnen von der Freudschen Metapsychologie als Problem gestellt worden sei. Dies verdeutlichte Wygotski an drei zentralen systematischen Fehlern. Damit formulierte er, über die zeitgenössische Kontroverse mit der Psychoanalyse hinaus, im Prinzip drei zentrale Anforderungen an das methodisch-systemische Vorgehen bei der Entwicklung einer wissenschaftlichen Psychologie und Persönlichkeitstheorie.

[160] Erste Anforderung: Keine Vereinigung verschiedener Systeme, d. h. keine Übertragung von Produkten eines Teilgebiets der Psychologie auf ein zweites Teilgebiet durch einfache „Assimilation“ und Übertragung von Gesetzen, Tatsachen, Theorien, Ideen usw. eines bereits bestehenden Systems. Gewöhnlich ergäbe sich daraus – so Wygotski – ein „Konglomerat von wissenschaftlichen Theorien, Tatsachen usw., das mit erschreckender Willkür in den Rahmen der vereinenden Idee gezwängt wird.“ (S. 109 f). Als abschreckendes Beispiel nennt Wygotski die Reflexologie Bechterews und dessen Versuch einer Synthese mit Elementen der Psychoanalyse.

Zweite Anforderung: Verschiedenen wissenschaftlichen Paradigmen, z. B. denen von Einstein, Pawlow, Comte und Marx, darf weder nur eine einzige Methode zuattribuiert werden noch darf die vielfältige Beschaffenheit eines/ihres wissenschaftlichen Systems auf ein einzelnes Teil (Subsystem, Element) reduziert („geglättet“) werden. Als negative Beispiele nennt Wygotski einerseits die falsche Zuordnung der Psychoanalyse zum Monismus durch den sowjetischen Psychologe Lurija („Analerotik ist noch kein Monismus“, stellt Wygotski lakonisch fest) sowie die Reduktion der Persönlichkeits- und Charakterentwicklung in der Psychoanalyse auf die verschiedenen Entwicklungsstadien der kindlichen Erotik (orale, anale, prä-genitale, genitale Phase).

Dritte Anforderung: Keine Aufnahme eines fremden Systems (oder von Teilen) ohne Vorhandensein eines eigenen Systems. Ungeklärte wissenschaftliche Fragen müssen auf dem Boden der eigenen Prinzipien, des eigenen Systems genauer definiert, untersucht und gedeutet werden. Als negatives Beispiel nennt Wygotski die Inanspruchnahme des Freudschen „Katharsis“-Begriffs in die Vorstellung von der sog. „mimisch-somatischen Entladung“ in der Reflexologie Bechterews, nur weil es einige verbale Übereinstimmungen zwischen beiden Systemen gab.

Verallgemeinernd kommt Wygotski zu der generellen Einschätzung, daß die Entwicklung psychologischer Systemtheorie bei der Übernahme von Erkenntnissen aus anderen Wissenschaften generell problematisch ist, auch wenn auf den ersten Blick ihre Thesen und Gesetze vielleicht besser ausgearbeitet und klarer erscheinen.

„Beispielsweise führen wir in das System der psychologischen Erklärung ein Gesetz ein, das in der Physiologie oder in der Embryologie ermittelt wurde, oder wir übernehmen ein biologisches Prinzip, eine anatomische Hypothese, ein ethnologisches Beispiel, eine historische Klassifikation und ähnliches mehr. Die Thesen und Konstruktionen dieser hochentwickelten, auf Prinzipien basierenden Wissenschaften sind natürlich methodologisch viel genauer ausgearbeitet als die Thesen einer psychologischen Schule, die mit neu geschaffenen, noch [161] nicht systematischen Begriffen völlig neue Gebiete bearbeitet, wie zum Beispiel die Schule Freuds, die sich selbst noch nicht erkannt hat. Wir übernehmen in solchen Fällen ein weiterentwickeltes Produkt, operieren mit bestimmteren, exakteren und klareren Größen: die Fehlergefahr wird geringer, die Erfolgswahrscheinlichkeit größer.

Andererseits, weil hier aus anderen Wissenschaften übernommen wird, ist das Material fremd, methodologisch andersartig, und die Bedingungen, es sich anzueignen, werden schwieriger. Diese Erleichterung und diese Erschwernis der Bedingungen erfordern eben jenes unerläßliche Verfahren des Variierens in der Analyse, das in der theoretischen Analyse an die Stelle der realen Variierens im Experiment tritt.“ (S. 129 f)

Im Verlauf dieser Arbeit wird vor allem zu überprüfen sein, inwieweit diese prinzipiellen Postulate Wygotskis bei der Erarbeitung des Konzepts der „bio-psychosozialen Einheit Mensch“ in der DDR ihren Widerklang fanden.

Wygotski überwand aber auch die noch in der reflektorischen Tradition stehende Tendenz zur Verkürzung der systemischen Subjekt-Objekt-Beziehung. Er leistete damit einen wichtigen Beitrag zur Wiederentdeckung der von Karl Marx formulierten Systematik von Subjekt-Tätigkeit-Objekt und zur Präzisierung der materialistischen „Widerspiegelungstheorie“. Marx hatte im Zusammenhang mit der Analyse der Besonderheit der planmäßigen und zweckbestimmten menschlichen Arbeit im Vergleich zur instinkthaften Tätigkeit des Tieres im „Kapital Bd. 1“ folgendes geäußert:

„Wir unterstellen die Arbeit in einer Form, worin sie dem Menschen ausschließlich angehört. Eine Spinne verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vorneherein den schlechtesten Baumeister von der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war. Nicht daß er nur eine Formveränderung des Natürlichen bewirkt; er verwirklicht im Natürlichen zugleich seinen Zweck, den er weiß, der die Art und Weise seines Tuns als Gesetz bestimmt und dem er seinen Willen unterordnen muß.“ (MEW 23, S. 193)

Auch F. Engels hatte ähnlich wie Marx in seinen Notizen und Fragmenten, die als Materialien für seine zu Lebzeiten unveröffentlicht gebliebenen Arbeit „Dialektik der Natur“ dienten, die besondere Funktion der Tätigkeit für die Entwicklung des psychischen Bewußtseins und den Erkenntnisprozeß angesprochen:

„Naturwissenschaft wie Philosophie haben den Einfluß der Tätigkeit des Menschen auf sein Denken bisher ganz vernachlässigt, sie kennen nur Natur [162] einerseits, Gedanken andrerseits. Aber gerade die *Veränderung der Natur durch den Menschen*, nicht die Natur als solche allein, ist die wesentlichste und nächste Grundlage des menschlichen Denkens, und im Verhältnis, wie der Mensch die Natur verändern lernte, in dem Verhältnis wuchs seine Intelligenz.“ (MEW 20, S. 498)

Marx und Engels betteten damit implizit die menschliche Tätigkeit, insbesondere in Form der Arbeit, in einen allgemeinen systemtheoretischen Ansatz ein: in das System „Subjekt-Tätigkeit-Objekt“. (Vergl. dazu auch die systemtheoretischen Erläuterungen insbesondere zu den Intrasystembeziehungen des Psychischen bei Jantzen [1986, S. 230-240; 1992; S. 19-23, 108-155]). In diesem Sinne bestimmte auch Wygotski in seiner 1925 erschienenen Arbeit „Das Bewußtsein als Problem der Psychologie des Verhaltens“ – sie wurde im selben Jahr wie die Engels-Schrift „Dialektik der Natur“ publiziert – das „prinzipiell Neue“ (Wygotski 1985, S. 281) des bewußten menschlichen Verhalten (im Unterschied zum reflektorischen Verhalten des Tieres) so:

„Der Mensch ist auf keinen Fall ein mit Reflexen angefüllter Lederbeutel und das Gehirn kein Gasthof für zufällig gleichzeitig eingekehrte bedingte Reflexe. ... Nicht die Reflexe muß man untersuchen, sondern das Verhalten, seine Mechanismen, sein Gefüge, seine Struktur.“ (Wygotski 1985, S. 284-285)

Dabei bezog sich Wygotski explizit auf den von Marx erwähnten Vergleich des menschlichen Baumeisters mit der Spinne bzw. der Biene.

„Diese unbestreitbare Erklärung von Marx bedeutet nichts anderes als die für die menschliche Arbeit unerläßliche Verdoppelung der Erfahrung. Die Arbeit wiederholt in den Bewegungen der Hände und in den Veränderungen des Materials etwas, was vorher in der Vorstellung des Arbeiters gleichsam mit Modellen derselben Bewegungen und desselben Materials vollbracht wurde. Eine solche verdoppelte Erfahrung, die es dem Menschen ermöglicht, Formen der aktiven Anpassung zu entwickeln, gibt es beim Tier nicht. Diese neue Form des Verhaltens wollen wir bedingt als doppelte Erfahrung bezeichnen.“ (Wygotski 1985, S. 289)

Für Wygotski gab es daraus schlußfolgernd auch kein Bewußtsein als „besondere Kategorie“, als besondere Art und Weise des Seins. Das Bewußtsein war für ihn eine „sehr komplizierte Struktur des Verhaltens“, wie es am Beispiel des „Baumeister“-Vergleichs durch Marx ausgedrückt worden war.

4.3.3. Der Beitrag von P. Anochin

Seiner großen Bedeutung für die weitere Entwicklung des tätigkeitstheoretischen Systemkonzeptes wegen soll nun im folgenden besonders auf den Beitrag P. N. Anochins eingegangen werden.

[163] Bereits 1935 – also noch vor N. Wiener – entwickelte Anochin sein Modell des „funktionellen Systems“ (Anochin 1978), das mit dem „Reafferenz-Prinzip“ den für die Kybernetik kennzeichnenden Gedanken der „Rückkoppelung“ vorweg nahm und Generationen marxistischer Psychologen und Philosophen stark beeinflussen sollte.

Anochin versteht darunter hierarchisch verkoppelte, dynamische, selbstregulierende Organisationsstrukturen, die darauf gerichtet sind, bestimmte, für den Organismus lebenswichtige Resultate zu erhalten. Das Modell des „funktionellen Systems“ geht davon aus, daß in jedem Moment eine große Zahl von Reizen auf den Organismus einwirkt. Sie erreichen als „Afferenzen“ das Zentralnervensystem. Dort wirken im gegebenen Zeitpunkt „motivierende Faktoren“ (M). Die zahlreichen ankommenden Informationen werden in Form des Gedächtnisses (G) gespeichert. Aus der Summe der Afferenzen, Motivationen und der im Gedächtnis abgespeicherten Informationen ergibt sich nach der sog. „Afferenzsynthese“ die „Entscheidung“ über die zweckmäßigste Reaktion in einer gegebenen Situation.

Aufgrund der Entscheidung werden nun wiederum alle für den Verhaltensakt notwendigen „Efferenzen“ (motorische wie vegetative) in Form eines „Aktionsprogramms“ integriert. Die peripheren Aktionen führen zu Resultaten, deren Parameter über zahlreiche Rezeptoren gemessen werden. Diese Meßergebnisse laufen als „Reafferenzen“ zum Zentralnervensystem zurück. Dort werden sie mittels des „Aktionsakzeptors“ mit dem ursprünglichen Aktionsprogramm verglichen. Bei der Übereinstimmung erwarteter und eingetroffener Informationen endet der gesamte Vorgang. Bei Nichtübereinstimmung kommt es zu einer neuen „Orientierungsreaktion“.

Worin besteht die Relevanz des funktionellen Systems für die Entwicklung zu einer modernen marxistischen Persönlichkeitstheorie? Dazu sollen vier Fragen erörtert werden:

1. Ist Anochins Modell geeignet, die jedem systemischen Persönlichkeitsmodell inhärente Tendenz zum Reduktionismus und Schematismus zu vermeiden?

2 Worin besteht die Besonderheit dieses systemischen Modells im Vergleich zum Uexküll-Wesiack-Konzept bei der späteren Entwicklung des bio-psychosozialen Ansatzes in der marxistischen Persönlichkeitstheorie?

3. In welcher Beziehung steht das „funktionelle System“ zur marxistischen Widerspiegelungstheorie?

4. Wie weit ist es geeignet, der Besonderheit menschlichen Handelns, seiner motivationalen Geprägtheit und Sinnorientierung zu entsprechen?

Zur ersten Frage: Auf die Gefahr des Schematismus und Reduktionismus jedes theoretischen Systems wiesen in den 70er und 80er Jahren wiederholt H. [164] Hörz und K.-F. Wessel in den persönlichkeitstheoretischen Diskussionen unter Naturwissenschaftlern, Philosophen, Pädagogen und Psychologen in der DDR hin, die dem späteren Ansatz zur „bio-psychosozialen Einheit Mensch“ vorausgingen. Hörz betonte die Notwendigkeit, daß auch eine sich auf ein prinzipiell historisches und dialektisches Verständnis von Natur und Gesellschaft aufbauende marxistische Systemtheorie die jedem Systemansatz innewohnende Gefahr und Tendenz des Schematismus und der Reduktion der Wirklichkeit auf nur bestimmte Teilsegmente von Natur, Gesellschaft aber auch Psyche vermeiden müsse.

Nicht nur die formalen intrasystemischen Relationen zwischen Elementen, Subsystemen und System und auch nicht nur die intersystemischen Beziehungen und Wechselwirkungen seien zu berücksichtigen. Auch die Zeitachse und der Entwicklungsaspekt, d. h. Dynamik (u. U. auch Zyklizität) und Historizität des Systems und seiner Elemente, sowie das wissenschaftlich-methodische Konzept zur Systemanalyse – also die Metaebene bzw. Hintergrundtheorie – müßten beachtet werden.

H. Hörz betonte besonders den Prozeßcharakter des Systemischen und seiner wissenschaftstheoretischen Analyse. Systeme müssen besonders danach unter-

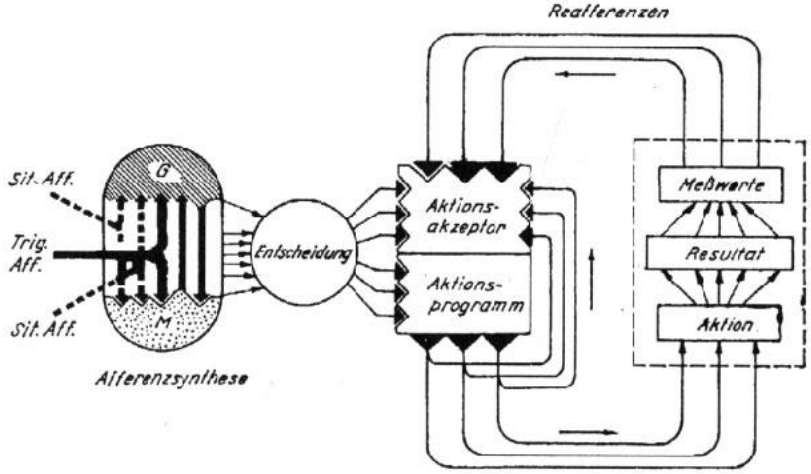


Abbildung 7.: Zentrale Architektur des funktionellen Systems
Sit. – Aff. = Situationsafferenzen, Trig. – Aff. = Triggerafferenz, G = Gedächtnis, M = Motivation.
(aus: Erpenbeck 1984, S. 165)

[165]sucht werden welche Strukturen, Prozeßmechanismen und Entwicklungstendenzen das Verhalten des Systems charakterisieren; außerdem muß als wissenschaftlicher Hintergrund der Forschungen eine Theorie existieren, in die das Systemverhalten eingeordnet ist.

„Jede integrative Erforschung komplexer Systeme muß also das 2+1-Prinzip berücksichtigen, daß nämlich System-Element-Beziehungen (2 Integrationsebenen) existieren, die durch eine umfassende Theorie (+ 1 Rahmentheorie) erklärt werden. – Es kann sich bei den 2 Ebenen auch um System-Umwelt-Beziehungen handeln. ... Systemgesetze haben dynamische, stochastische und probabilistische Aspekte. Eine wichtige methodologische Forderung für Forschungen zu komplexen Systemen besteht deshalb darin, das Forschungsobjekt genau zu bestimmen, seinen Systemcharakter zu zeigen, die Systemgesetze aufzudecken und die stochastischen Verteilungen für das Verhalten der Elemente zu bestimmen.“ (Hörz 1988b, S. 306 f)

Und in der von H. Hörz und K. F. Wessel gemeinsam verfaßten Arbeit „Philosophische Entwicklungstheorie“ betonen beide Autoren, daß der Mensch, unter „systemischem“ Gesichtspunkt betrachtet, wie jedes System nur „relativ abgeschlossen“ existieren kann. Er besitze zwar ein hohes Maß an Abgeschlossenheit und Autarkie, „aber er braucht zu seiner Existenz die natürliche und gesellschaftliche Umwelt.“ (Hörz/Wessel 1983, S. 46)

Anochins „funktionelles System“ schließt m. E. die von Hörz und Wessel erwähnte Gefahr des Reduktionismus und Schematismus konzeptionell aus. Dies wird bereits dadurch bedingt, daß er die von I. P. Pawlow stammende Vorstellung eines sog. „Zielreflexes“ weiter entwickelte, dessen Reaktionsbesonderheit darin besteht, daß er ohne einen sichtbaren äußeren Reiz eintritt und die aktive Einwirkung des Menschen oder Tieres auf seine Umwelt bewirkt. Dieser motivational fundierte Zielreflex sprengte bereits die für Pawlow ursprünglich charakteristische einfache Reiz-Reaktion-Reflex-Vorstellung, die des öfteren zu mechanistischen Vereinfachungen der Geist-Körper-Beziehung in der marxistischen Psychologie als einer rein reflektorisch bedingten Beziehung führte.

Anochin ging noch über Pawlow hinaus; er sah im „funktionellen System“ ein allgemeines heuristisches Schema zur Vermeidung eines statischen Systemverständnisses, in welchem der „subjektive Faktor“, d. h. die unterschiedlichen interindividuellen Interessen, Erfahrungen, Affekte, Motivationen und Wertvorstellungen zu wenig beachtet werden.

Sein „funktionelles System“ geht deshalb davon aus, daß innerhalb der Afferenzsynthese die „Motivation“ die wichtigste Komponente des Initiativstadiums des funktionellen Systems ist. Die Motivationen besitzen in Anochins Modell die zentrale Aufgabe bei der „Afferenzsynthese“. Anochin schuf damit nach [166] Ansicht von W. Hollitscher ein „Universalmodell für die Ausbildung aller sich selbstregulierenden Prozesse“ (Hollitscher 1983, S. 197).

Zur zweiten Frage: Worin besteht die Besonderheit dieses systemischen Modells im Vergleich zum Uexküll-Wesiack-Konzept bei der späteren Entwicklung des bio-psychosozialen Ansatzes in der marxistischen Persönlichkeitstheorie?

Die besondere philosophiegeschichtliche und erkenntnistheoretische Bedeutung des Anochin-Modells liegt darüber hinaus darin, und dies ist ein wesentlicher Unterschied zum Systemansatz von Uexküll & Wesiack, daß es den von Marx formulierten Gedanken über die Rolle der vorausgeplanten menschlichen Tätigkeit aufgreift und in sein System zu integrieren erlaubt.

Zur dritten Frage: In welcher Beziehung steht das „funktionelle System“ zur marxistischen Widerspiegelungstheorie?

Marx unterscheidet – um mit Jantzen (1992, S. 19 f) zu sprechen – im allgemeinen Arbeitsprozeß und -begriff eine „äußere“ und eine „innere“ Seite. Die äußere Seite des Arbeitsprozesses ist nach „einfachen Momenten“ wie Zweckmäßigkeit, Gegenstand und Produktionsmittel unterscheidbar. Von der „inneren Seite“ betrachtet, äußert Marx hier die Vorstellung einer antizipierenden psychischen Konstruktion von Wirklichkeit, die später von Anochin (1978, S. 61 ff) als „vorauseilende Widerspiegelung“ bezeichnet wurde.

Zur vierten Frage: Wie weit ist das „funktionelle System“ geeignet, der Besonderheit menschlichen Handelns, seiner motivationalen Geprägtheit und Sinnorientierung zu entsprechen?

Anochins „funktionelles System“ greift das, wie wir sahen, bis auf Aristoteles’ „Metaphysik“ und Hegels „Logik“ zurückzuführende Modell von Marx und Lenin zur „antizipatorischen psychischen Widerspiegelung“ auf und entwickelt dieses weiter. Es impliziert nach seinen eigenen Worten „ein echtes Vorauseilen spezifischer chemischer Hirnprozesse vor den Komponenten des Raum-Zeit-Kontinuums der Außenwelt. ... (Das) Ziel, das innerhalb des biologischen Systems selbst auf der Grundlage seiner Bedürfnisse, äußerer Faktoren und des Gedächtnisses formuliert wird, eilt immer seiner Realisierung durch den Organismus, d. h. dem Erhalten des nützlichen Resultats voraus.“ (Anochin 1978, S. 143, 155)

Die „vorauseilende Widerspiegelung“ auf der Humanebene ist, wie Erpenbeck feststellt, ohne allgemeine oder konkrete „Aktions- bzw. Zielantizipation“ nicht möglich. Diese aber wird über Vorstufen auf der prähumanen Ebene, durch Formen emotional-motivationaler Wertungen realisiert. „Emotion und Motivation beim konkreten Individuum oder, verallgemeinert ausgedrückt Wertungen bei widerspiegelnden, handelnden Subjekten aller materieller Strukturniveaus sind also die Voraussetzung individueller und gesellschaftlicher vorauseilender Widerspiegelung.“ (Erpenbeck 1984, S. 166) Dadurch wird die Frage nach der Rolle [167] der erkenntnisleitenden Motive und Interessen im Prozeß der Widerspiegelung virulent. Die Realisierung des „nützlichen Resultats“ (Anochin) erfolgt zunächst primär im Sinne des allgemeinsten Gattungsinteresses, nämlich ihrer Reproduktion. Für das Individuum realisiert es sich aber in diversen physiologischen und psychischen Prozessen.

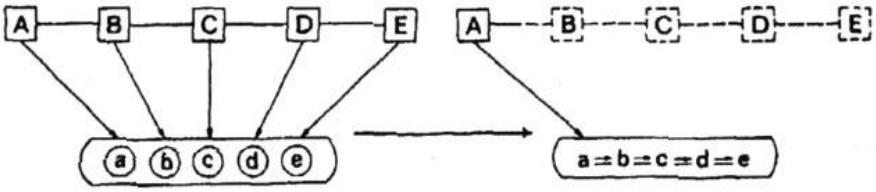


Abbildung 8: Anochins Modell der vorauseilenden Widerspiegelung (aus Jantzen 1994, S. 142)

4.3.4. A. N. Leontjew und die „Sinn“-Frage

Bei der psychischen Widerspiegelung spielt demnach die Motivation, oder verallgemeinert gesagt, die „Sinn“-Frage, eine besondere erkenntnisleitende Rolle.

Es war A. N. Leontjew, der in seiner Arbeit „Probleme der Entwicklung des Psychischen“ (1959 russ., erste dt. Übersetzung 1979 in der DDR, 1982 in der BRD) die Frage nach der Wertung der widerspiegelnden Subjekte und damit das Konzept des „Sinns“ in die marxistische Psychologie eingeführt hatte, um die Engagiertheit und Gerichtetheit der Tätigkeit zu erklären.

Leontjew betonte dabei ganz im Sinne Wygotskis die Verknüpfung der Sinn-Thematik mit der dem Menschen spezifischen Form der „Tätigkeit“. Er kommt dabei in Abgrenzung zu schon älteren nichtmarxistischen Bestimmungen des Sinns (Müller, Binet, van der Veldt, Titchener, Bartlett) zu einer sehr differenzierten Abgrenzung ähnlicher psychischer Dimensionen (Affekte, Emotionen, Gefühle, Bedürfnisse, Motivationen):

„Jede psychische Widerspiegelung ist das Ergebnis einer realen Verbindung, eines realen Zusammenwirkens zwischen dem hochorganisierten materiellen Subjekt und der umgebenden materiellen Wirklichkeit. Die Organe der psychischen Widerspiegelung sind zugleich Organe dieses Zusammenwirkens, sind Organe der Lebenstätigkeit.

Eine psychische Widerspiegelung kann nicht außerhalb des Lebens und der Tätigkeit des Subjekts entstehen. Sie kann nicht unabhängig von der Tätigkeit [168] und den durch diese realisierten Lebensbedingungen des Subjekts auftreten, und sie kann – ebenso wie diese Beziehungen – nicht ohne emotionale Färbung sein. Mit anderen Worten: Die psychische Widerspiegelung hängt zwangsläufig vom Verhältnis des Subjekts zum widergespiegelten Gegenstand und vom Sinn ab, den dieser

Gegenstand für das Leben hat. Das gilt auch für den Menschen. Beim Übergang zum menschlichen Bewußtsein kommt jedoch etwas Neues auf.“ (Leontjew, 1982, S. 180).

Worin besteht dieses Neue nach Leontjew?

Er unterscheidet im folgenden zwischen der „Bedeutung“ des widergespiegelten Objekts, als zum Bereich der objektiven historischen Erscheinungen zählend – unabhängig von der individuellen Beziehung, in welcher der Mensch dazu steht – und dessen „Sinn“, der die persönliche Beziehung des Subjekts zur widergespiegelten objektiven Erscheinung ausdrückt. (a. a. O., S. 184)

Für die marxistische Persönlichkeitstheorie wurde damit durch Leontjew ein wesentlicher Zugang zur Beantwortung der Frage nach dem Stellenwert von Motivation und „Sinnhaftigkeit“ menschlichen Handelns eröffnet. Wie Jantzen (1994, 18 f) hierzu erläuternd anmerkt, geht der Genese des „Sinns“ als einer Variante der „vorgreifenden Widerspiegelung“ auf der Human-Ebene der evolutionsgeschichtlich und naturhistorisch ältere biologische Mechanismus der „angeborenen Auslösemechanismen“ (AAM) auf der Ebene der Tiere voraus.

Dieser genetisch festgelegte Mechanismus liegt dem Instinktverhalten, das durch Schlüsselreize ausgelöst wird, zugrunde.

„Ihre Basis ist der chronogenetische, biochemische Mechanismus der vorgreifenden Widerspiegelung in Form schnell ablaufender chemischer Reaktionsketten, die Prozesse in der Außenwelt, die in Makrozeit verlaufen (Reproduktion der Gattung) in Form von Mikrozeit in den Prozessen des Organismus realisieren.

Der Sinnbildungsprozeß ist auf dieser Ebene die Gesamtheit der erblich festgelegten und im Laufe des Lebensprozesses realisierten emotionalen Bewertungsprozesse. Durch die mit diesen Prozessen verbundenen Tätigkeiten wird das Überleben des Individuums und der Gattung realisiert.

Mit dem Übergang zum Säugetierniveau kommt jedoch die Ebene der individuellen Erfahrungsbildung ins Spiel. Durch hierarchisch höhere Prozesse des Zentralnervensystems können AAM im Prozeß der Tätigkeit aufgelöst werden. Es entstehen psychische Neubildungen, individuell erworbene Operationen, die ins Abbild eingetragen werden“ (Jantzen 1994, S. 20)

Gelten die erblich festgelegten Bewertungsprozesse generell auf der animalischen Ebene, so besteht die differentia specifica der Sinnbildung auf der Hu-[169]man-Ebene darin, daß sich dort über unterschiedliche und untereinander in Verbindung stehende Strukturen von Kortex und Subkortex (Pribram 1981; Roth 1985, 1986) zusätzlich ein für das menschliche Individuum typisches Körperselbstbild und ein Bild der Außenwelt entwickelt. Neuropsychologisch betrachtet handelt es sich dabei um Wechselwirkungen von Hippocampus und Neokortex, die zur Trennung globaler kortikaler Muster nach „neu“ und „vertraut“ befähigen.

Dies führt im Prozeß der vorauseilenden Widerspiegelung zu folgender Hierarchisierung:

1. Die inneren Signale werden im Verhältnis zur Erzielung des nützlichen Endeffektes in der Außenwelt bewertet. Es kommt zu einer Verständigung über das Körperselbstbild.

2. Dann werden die Bedingungen der Außenwelt im Verhältnis zu Realisierung des Körperselbstbildes überprüft.

Emotionale Bestätigungen, die mit dem Aufbau des Körperselbstbildes einhergehen, werden insbesondere aus dem sozialen Interaktionsgeschehen und der artspezifischen Kommunikation des Individuums entwickelt. Dies führt sowohl zur Erkenntnis der Eigenarten anderer Individuen der Gattung als auch – vermittelt über dialogische Spiegelung in der sozialen Interaktion – zur Entwicklung entsprechender Eigenschaften in das eigene Körperselbstbild und die Entwicklung des eigenen „Ich“-Bewußtseins.

Hiervon ausgehend kommt Jantzen schließlich zu folgender an Leontjew orientierter Definition von „Sinn“.

„Allgemeinpsychologisch erweist sich Sinn somit als psychische Selbstreferenz zur Gattungsnormalität und als Gedächtnisprozeß des emotionalen Apparates, der vermittelt über das Körperselbstbild die positiven und (negativen) Emotionen integriert. Entwicklungspsychologisch ist die Entstehung des Sinns an die verschiedenen Etappen in der Herausbildung des Körperselbstbildes, des verallgemeinerten Ichs und des reflexiven Ichs gebunden und bedarf auf jeder Ebene adäquater Verhältnisse, innerhalb derer sich der Mensch im Gattungswesen Menschheit zu spiegeln vermag.“ (Jantzen 1994, S. 23)

An anderer Stelle definiert Jantzen den Sinn als das „übergreifende Allgemeine, in dem sich als Dimension der Lebenslinie des Subjekts, die in die Zukunft ragt, die Auseinandersetzung des Subjekts mit der Welt bricht. ... Sinn (kann) damit als integrativer Aspekt jener Prozesse aufgehellt werden, die differentiell als Emotionen sichtbar sind.“ (a. a. O., S. 82) Dieser Prozeß ist anfällig für psychische Störungen, Traumatisierungen und „psychische Katastrophen“ (Leontjew 1979) aller Art. Dem liegt im Prinzip eine inadäquate Vermittlung von persönlichem Sinn und objektiver Bedeutung zu [170] Grunde. Man könnte dies m. E. auch als eine Form der „Sinn-Krise“ definieren.[12]

Jantzen (1987, 1990) hat auf dem Hintergrund dieser ursprünglich zunächst von Bernstein und Anochin untersuchten neurophysiologischen Prozesse eine „chronobiologische Hypothese der Emotionen“ entwickelt und in seiner Studie „Die Entstehung des Sinns in der Weltgeschichte“ (1994) die etappenweise Herausbildung der unterschiedlichen Sinn-Niveaus, in Abhängigkeit von der Ausprägung der verschiedenen zur Verfügung stehenden Ausmaße interner Systemzeit analysiert. Er geht dabei aus von der zunächst rein physikalischen Selbstorganisation der Materie im Raum-Zeit-Kontinuum der Systemevolution bis hin zur Wirkung der unterschiedlichen Feldkräfte auf dem Niveau der prä- bzw. der biotischen Evolution.

Sinnhafte und bedeutungsrelevante Individualität entsteht bereits im präbiotischen Bereich in Form der selbstorganisierten Autonomie eines Systems gegenüber der Umwelt in Abhängigkeit von der Freiheitsgraden des Systems. Anknüpfend an die Konzeption der „Autoevolution“, die vom schwedischen Molekularbiologen und Evolutionstheoretiker Lima de Faria (1986) entwickelt wurde, bestimmt Jantzen dann den Übergang zum Psychischen.

Mit der Einführung der Sinn-Thematik in die marxistische Psychologie und Persönlichkeitstheorie, ihrer Verknüpfung mit dem Tätigkeitsbegriff und der marxistischen Widerspiegelungstheorie hat Leontjew folgende Aspekte als „wichtigste Begriffe der Psychologie“ definiert:

1. psychische Widerspiegelung der objektiven Welt,

2. die die Psyche hervorbringende gesellschaftliche Praxis,

3. die gegenständliche Tätigkeit,

4. die Einheit von Bewußtheit und Tätigkeit. (Vergl. Jantzen 1986, S. 100)

Damit skizziert Leontjew den systemischen Rahmen, innerhalb dessen seine Konzeption der verschiedenen „Ebenen“ der Persönlichkeit anzusiedeln sind. „Wir können ohne viel Mühe verschiedene Ebenen in der Untersuchung des Menschen unterscheiden, die biologische Ebene, auf der er als körperliches, natürliches Wesen erscheint; die psychologische Ebene, auf der er als Subjekt [171] psychisch regulierter Tätigkeit auftritt, und schließlich die soziale Ebene, auf der er sich als derjenige zeigt, der die objektiven gesellschaftlichen Beziehungen, den gesellschaftlichen Prozeß realisiert.“ (Leontjew 1982, S. 219) Als ungelöstes zentrales Problem der wissenschaftlichen Psychologie und allgemein der wissenschaftlichen Persönlichkeitstheorie stellt sich für Leontjew die Frage nach den „Übergängen“ und den „inneren Beziehungen“ zwischen den verschiedenen Ebenen dar.

---

[12] Neben Anochins funktionellem System sind die systemtheoretischen Überlegungen N. Bernsteins über das „Modell des künftig Möglichen“ für das Verständnis der evolutionsgeschichtlichen Ausdifferenzierung der „vorgreifendenden Widerspiegelung“ und der spezifisch menschlichen Sinn-Thematik bedeutsam. Bernstein (1987) hat neben Anochin (1974, 1978) den Nachweis dafür erbracht, daß die Generierung von umweltbezogener Eigenzeit im Sinne der „vorauseilenden Widerspiegelung“ bzw. von „Modellen des Künftigen“ in lebenden Systemen als zentraler Prozeß der Entstehung des Psychischen zu begreifen ist. (Jantzen, 1994, S. 83)

„Der ganzheitliche Mensch kann jedoch als Gegenstand der Psychologie nur auf Grund einer speziellen Untersuchung der gegenseitigen Übergänge der einen Ebene auf die andere, die im Laufe der Entwicklung entstehen, verwirklicht werden. Eine solche Untersuchung muß darauf verzichten, diese Ebenen als übereinanderliegend zu betrachten, oder gar die eine Ebene auf die andere zu reduzieren. ...

Die Hauptsache ist, jenen Umstand nicht außer acht zu lassen, daß wir es bei der Untersuchung der Übergänge zwischen den Ebenen nicht mit einer Bewegung in einer Richtung, sondern in zwei Richtungen und zudem noch mit einer spiralförmigen Bewegung zu tun haben: mit der Entwicklung der höheren Ebenen und dem „Abfallen“ – oder der Umgestaltung – der tiefer liegenden Ebenen, die ihrerseits die Möglichkeit der Weiterentwicklung des Systems insgesamt bedingen. Auf diese Weise bleibt die Untersuchung der Übergänge zwischen den Ebenen interdisziplinär und schließt zugleich aus, die Untersuchung so zu interpretieren, als würde die eine Ebene auf die andere reduziert oder als strebe die Forschung danach korrelative Beziehungen und Koordinationen zu ermitteln.“ (ebenda, S. 221)

Neben der von Leontjew aufgeworfenen „Sinn“ – Frage ist es besonders sein Entwicklungsmodell der Genese des Psychischen, welches seine herausragende Rolle für die marxistische Systemtheorie ausmacht. In seiner Arbeit „Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit“ charakterisierte er die Entwicklung der Persönlichkeit als Genese eines „Systems des Psychischen“ mit „3 Parametern der Persönlichkeit“. Die Genese der Persönlichkeit verläuft nach Leontjew demnach in der Form einer „doppelten Geburt“:

„Die Persönlichkeit wird tatsächlich zweimal geboren: das erste Mal, wenn sich beim Kind deutliche Formen einer Polymotiviertheit zeigen und die Koordiniertheit seiner Handlungen sichtbar wird (...) das zweite Mal – wenn seine bewußte Persönlichkeit entsteht, mit dem letzteren ist eine besondere Umstrukturierung des Bewußtseins gemeint.“ (1975, S. 201)

Diese Umstrukturierung ergibt sich aus der „realen psychologischen Situation“ eines jeden Individuums, durch „die sich kreuzenden Beziehungen des Subjekts zur Welt“. Diese fordern vom Subjekt „eine Orientierung im Sinn dieser [172] Beziehungen“. (Ebenda) Die psychische Widerspiegelung (das Bewußtsein) der vielfältigen Beziehungen des Individuums zu seiner Umwelt allein gibt ihm noch keine Orientierung. Sie muß auch aktiv die Hierarchie ihrer Beziehungen, das Unterordnen und Umordnen ihrer Motive widerspiegeln. Leontjew spricht in diesem Zusammenhang von einer „neuen Dimension“ in der Entwicklung der Subjekt-Objekt-Beziehungen.

„Wenn man sich die früher beschriebene Bewegung als eine Bewegung in horizontaler Ebene vorstellt, so vollzieht sich diese neue Bewegung gleichsam in der vertikalen. Sie besteht in der Korrelierung der Motive zueinander: Einige nehmen eine subordinierende Stellung ein und erhöhen sich gleichsam über andere, einige dagegen sinken bis auf die Stufe der Subordinierten oder verlieren ihre sinnbildende Funktion. Die Entstehung dieser Bewegung ist Ausdruck auch der Entstehung eines geschlossenen Systems von persönlichen Bedeutungen – die Entstehung der Persönlichkeit.“ (1975, S. 202)

Der weitere Prozeß der Entwicklung der Persönlichkeit vollzieht sich über unterschiedliche, einander ablösende Stadien. Die „zweite Geburt der Persönlichkeit“ wird durch den Zustand am Ausgang der Pubertät charakterisiert, in dem es „zur Entfaltung des gesellschaftlichen Wesens des Subjekts“ kommt. (S. 203) Mit der Entwicklung des „Bewußtwerdens seiner selbst im System der gesellschaftlichen Beziehungen“ (S. 217) kommt es zur Entstehung des „reflexiven Ichs“. Da die Persönlichkeit durch die objektiven Umstände geschaffen wird, d. h. über „die Gesamtheit der Tätigkeit des Subjekts, die seine Beziehung zur Welt realisiert“ ist die erste Grundlage, der erste Parameter der Persönlichkeit, „die vielfältigen Beziehungen des Individuums zur Welt“. (S. 207)

Zur Bestimmung der Persönlichkeit unterscheidet Leontjew als zweiten Parameter den „Hierarchisierungsgrad der Tätigkeiten, ihrer Motive.“ (S. 208) Dieser ist abhängig davon, ob die durch die Beziehung des Subjekts zur Umwelt gebildete Grundlage „eng“ oder „weit“ ist. Motivhierarchien bilden relativ selbständige „Sinn- oder Lebenseinheiten der Persönlichkeit“, die das „psychologische Gesamtbild des Menschen“ (S. 209) schaffen. Als dritten Parameter, der zugleich der „komplizierteste“ ist, nennt Leontjew den „allgemeinen Typ der Persönlichkeitsstruktur“. Darunter versteht er eine

„relativ stabile Konfiguration der hauptsächlichen, in sich hierarchisch geordneten Motivationslinien“, die man „nicht ganz zutreffend“ als die „Gerichtetheit der Persönlichkeit“ (S. 210) bezeichnen kann. Wie Jantzen (1992, S. 115) in seiner Rezeption des Parameter-Modells anmerkt, stellt dieses lediglich „eine erste Orientierung über die inhaltlichen Aspekte des Begriffs Persönlichkeit“ dar, deren Ausfüllung mit der Weiterentwicklung der „kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie“ verbunden ist. (Vergl. dazu auch Kapitel 7.2. dieser Arbeit).

[173] Die innermarxistische Diskussion über die Bedeutung der System-Frage für die Persönlichkeitstheorie, die hier vor allem mit Bezug auf ihr Anfangsstadium in der sowjetischen Diskussion skizziert werden sollte, erlaubt m. E. an dieser Stelle folgende drei Verallgemeinerungen:

1. Systemischer Ansatz (nicht nur) in der Persönlichkeitstheorie bedeutet aus marxistischer Sicht grundsätzlich, den Menschen nicht einfach nur als eine Gesamtheit von Elementen und Subsystemen zu definieren, die durch Relationen miteinander verbunden sind, welche sich durch eine spezifische Verhaltensweise voneinander unterscheiden. Diese Vorstellung wäre allzu schematisch und statisch. Aus Sicht eines marxistischen Systemansatzes in der Persönlichkeitstheorie kann die Beziehung zwischen Biologischem, Psychischem und Sozialem daher nicht als eine voneinander getrennte „parallele Ereignisreihe“ behandelt werden. Vielmehr muß es darum gehen, „ihre wechselseitigen Übergänge und Vermittlungen zu verfolgen (Jantzen 1992, 76).“ Ähnlich wie Jantzen äußerte sich auch der sowjetische Psychologe Lomov (1988), als er sagte:

„Die Determination der Entwicklung des Individuums hat systemhaften Charakter und zeichnet sich durch hohe Dynamik aus. Sie umfaßt sowohl soziale als auch biologische (allgemeiner: natürliche) Determinanten. Versuche, sie als Summe zweier paralleler oder wechselseitig verbundener Reihen darzustellen, sind eine grobe Vereinfachung und entstellen das Problem. ... Noch mannigfaltiger und vielseitiger sind die Beziehungen zwischen dem Psychischen und dem Sozialen. (...) Damit entstehen natürlich erhebliche Schwierigkeiten bei der Erforschung der Triade Biologisches – Psychisches – Soziales. Die Wechselbeziehung von Sozialem und Biologischem im Psychischen des Menschen ist mehrdimensional, vielstufig und dynamisch. Sie wird bestimmt durch die konkreten Umstände der psychischen Entwicklung des Individuums und gestaltet sich auf den verschiedenen Stufen und Ebenen dieser Entwicklung unterschiedlich.“ (S. 588 f)

2. Für die Analyse dieses Systems von „wechselseitigen Übergängen und Vermittlungen“ – hier speziell zwischen Biologischem, Psychischem und Sozialem – spielt die von verschiedenen marxistischen Autoren entwickelte Vorstellung von unterschiedlichen Ebenen innerhalb eines einheitlichen Gesamtkontextes menschlicher Entwicklung eine zentrale Rolle.

3. Die unterschiedlichen Ebenen des „Systems der Persönlichkeit und des Psychischen“ können auch nur durch ein System von verschiedenen Ebenen von Wissenschaft zu einer ganzheitlichen Sicht auf den Menschen zusammengeführt werden. Dies erfordert eine enge Kooperation zwischen den beteiligten Wissenschaften Psychologie/Philosophie/Biologie/Medizin/Soziologie. Dabei kann es nicht um die Übernahme jeweils spezifischer Systeme bzw. der Verwischung [174] ihrer Unterschiede zum Zwecke einer Integration in eine „allgemeine“ Persönlichkeitstheorie gehen.

Aus meiner Sicht ist die Übernahme von systemischen Ansätzen und Erkenntnissen aus anderen Wissenschaften, insbesondere aus den Naturwissenschaften, z. B. aus der Biologie, Neurologie, Physiologie, mit einer Aufgabenstellung verbunden, die Wygotski in seiner „Krise der Psychologie“ so charakterisierte: „Zeigt nicht ... (die) Tendenz jeder neuen Idee in der Psychologie, zu einem globalen Gesetz zu werden, daß die Psychologie als Grundlage wirklich globale Gesetze braucht, daß alle diese Ideen auf eine Chef-Idee warten, die kommt und jeder einzelnen, speziellen Idee den ihrer Bedeutung gemäßen Platz zuweist?“ (Wygotski 1985, S. 83)

Diese „Chef-Idee“ sehe ich in materialistischen Monismus und in der subjektiven und objektiven Dialektik, die gemeinhin auch mit dem Begriff „Marxismus“ assoziiert wird. Die von Wygotski kritisierte Tendenz zum Eklektizismus unter marxistischen Wissenschaftlern seiner Zeit kennzeichnet ein teilweise bis heute ungelöstes doppeltes Problem: Zum einen muß der generell unterentwickelte

und rudimentäre Zustand der Psychologie als wissenschaftliche Disziplin insgesamt gesehen werden – das war in den 20er Jahren natürlich viel stärker ausgeprägt als heute. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wurde auch die Psychologie von Teilen der Psychologenschaft primär noch als „Kind der Philosophie“, d. h. als eine „reine Geisteswissenschaft“ verstanden.

Zum anderen verweist Wygotski auf das grundlegende Dilemma einer sich am Marxismus orientierenden wissenschaftlichen und materialistisch begründeten Psychologie. Die „Begründer des Marxismus“ waren keine Psychologen, wollten und konnten auch gar keine sein. Die Psychologie als „eigenständige“ Wissenschaft existierte zum Teil noch gar nicht, bzw. befand sich erst im Prozeß der Loslösung von der Philosophie. Marx, Engels bzw. Lenin waren Philosoph, Ökonom, Journalist, Kaufmann und Jurist; und vor allem waren sie Politiker und Revolutionäre.

Marx, Engels und Lenin hatten trotz ihrer zum Teil ungewöhnlich breit entwickelten theoretischen und wissenschaftlichen – auch mathematisch-naturwissenschaftlichen – Bildung (vor allem bei Marx und mit einigen Abstrichen auch bei Engels) folglich gar nicht den Anspruch, eine systematische „materialistische“ Psychologie des Individuums bzw. eine „Sozialpsychologie“ der Gattung Mensch zu entwickeln. Es liegen von Marx, Engels und erst recht von Lenin auch nur eher fragmentarische, mehr zufällige „rein psychologische“ Äußerungen vor. Sie bieten Bausteine einer „marxistischen“ Psychologie, aber sie sind noch keine in sich geschlossene systematische und wissenschaftlich fundierte Psychologie oder Persönlichkeitstheorie.

[175] Wygotski hat daher völlig Recht, wenn er marxistische Theoretiker von der „Anhäufung mehr oder minder zufälliger Zitate und deren talmudistischen Deutung“ warnt; es stimmt: „Zitate, auch in die beste Ordnung gebracht, ergeben niemals ein System.“ (Wygotski 1985, S. 216) Und so kommt er schließlich, keineswegs resignierend, sondern sehr zukunftsorientiert, zur Bestimmung folgender programmatisch-strategisch anmutenden Prognose und Orientierung für eine sich am Marxismus orientierende Psychologie und Persönlichkeitstheorie.

„Schließlich gibt es besondere Schwierigkeiten, den Marxismus auf neue Gebiete anzuwenden. Der heutige konkrete Zustand der Theorie, die gewaltige Verantwortung, die man bei der Verwendung dieses Terminus auf sich nimmt, die politische und ideologische Spekulation mit ihm – da läßt es schon der gute Geschmack nicht zu, daß man jetzt von einer marxistischen Psychologie spricht. Mögen lieber andere von unserer Psychologie sagen, sie sei marxistisch. Wenden wir den Marxismus in unserem Tun an und gedulden wir uns mit den Worten. Schließlich und endlich, eine marxistische Psychologie gibt es noch nicht. Sie ist als historische Aufgabe zu verstehen, nicht als etwas Gegebenes.“ (Wygotski 1985, S. 272)

Insofern ist die von ihm so salopp formulierte Bezugnahme auf die sog. „Chef-Idee“, die nach Wygotski für jede systematische Theoriebildung unverzichtbar ist, ein Verweis auf etwas Unvollständiges erst noch zu Weiterzuentwickelndes und Neuzuschaffendes gewesen.

4.4. Suche nach einem neuen persönlichkeitstheoretischen Ansatz im Umfeld der marxistischen Persönlichkeitstheorie der Bundesrepublik Deutschland

Im Rahmen der materialistischen Persönlichkeitstheorie entstand seit Mitte der 70er Jahre auch in der Bundesrepublik Deutschland eine zunehmende Zahl von Arbeiten, in denen sich eine Korrektur allzu engen soziologistisch-mechanistischen Denkens abzeichnete. Sie entwickelte sich dabei einerseits in der Abgrenzung von der „bürgerlichen“ Psychologie, aber andererseits auch in Auseinandersetzung mit der „kritischen Theorie“ der „Frankfurter Schule“ und dem „Neo-Freudismus“, die mit den Namen Adorno, Marcuse, Fromm und Habermas assoziiert sind. Diese Richtung war vor allem im Zuge der Studentenbewegung von 1968 innerhalb der sich allmählich marxistisch orientierenden Strömung in der Psychologie und Persönlichkeitstheorie zunächst die ausschlaggebende Tendenz.

Innerhalb der sich am marxistischen Paradigma orientierenden Persönlichkeitstheorie und Psychologie kam es im Verlauf der 70er Jahre zur Ausdifferen-[176]zierung von drei Richtungen, die sich zunächst stark überschnitten, sich im späteren Verlauf teilweise aber auch stärker voneinander abgrenzten. (Vergl. dazu den Überblick von Holodynski, 1987 im Jahrbuch f. Psychopathologie und

Psychotherapie VII, 1987, S. 172 ff.) In diesem Differenzierungsprozeß wurden Fragen behandelt und Kontroversen im innermarxistischen Diskurs ausgefochten, die sich im Grunde gemäß der späteren Terminologie des „bio-psychosozialen“ Ansatzes als Konflikt um die Ein- und Zuordnung des marxistischen Menschen- und Persönlichkeitsbegriffs zu den Dimensionen

– der natürlich-biologischen Konstituierung des Menschen – der Mensch als natürlich-biologisches Wesen;

– seiner psychischen Genese mit einer unverwechselbaren Individualität und Subjektivität – der Mensch als geistig-psychisches Wesen;

– seiner sozialen Formierung im Kontext eines an den Kriterien der marxistischen Analyse entwikkelten Begriffs von „Gesellschaft“ – der Mensch als soziales Wesen – einordnen lassen können.

Im Grunde ging es dabei um die Frage nach der Entwicklungsfähigkeit der marxistischen Theorie. Die marxistischen Wissenschaftler(innen) waren durch die rasante Entwicklung in den Human- und Naturwissenschaften und nach einer langen Periode der theoretischen Erstarrung auf vielen Gebieten der Philosophie, der marxistischen Soziologie und Psychologie herausgefordert, den Marxismus nicht wie ein „Dogma“ zu konservieren, sondern tatsächlich als Wissenschaft weiterzuentwickeln. Dabei erwies sich die Periode von Anfang der 70er bis Mitte der 80er Jahre für die westdeutsche marxistische Persönlichkeitstheorie als äußerst produktiv, zeigten sich marxistische Wissenschaftler(innen) durchaus in der Lage, dem selbst gesetzten Anspruch nach gründlicher Analyse und Synthese neuer Erkenntnisse zu einem fundierten materialistischen Persönlichkeitskonzept nahe zu kommen.

Dieser Prozeß verlief so, wie es für den Theorieprozeß „normal“ ist: voller Friktionen und Konflikte, es war auch ein mit Irrtümern und Dissonanzen gepflasterter steiler Weg, ganz im Sinne der Prognose Wygotskis:

„Allein der Versuch die Seele wissenschaftlich zu betrachten, die Anstrengung des freien Denkens, Herrschaft über das Psychische zu gewinnen, sosehr es auch durch Mythologie getrübt und gelähmt worden sein mag, das heißt, schon allein die Idee einer wissenschaftlichen Konstruktion von der Seele birgt den gesamten künftigen Weg der Psychologie in sich, denn die Wissenschaft ist eben der Weg zur Wahrheit, wenn er auch über Irrtümer führt. Und gerade so ist uns unsere Wissenschaft lieb: als Kampf, als Überwinden von Fehlern, von unwahrscheinlichen Schwierigkeiten, als titanisches Ringen mit uralten Vorurteilen.“ (Wygotski 1985a, S. 264)

[177] Dieses „titanische“ Ringen verlief im Spannungsfeld verschiedener Richtungen und Gruppierungen innerhalb der marxistischen Persönlichkeitstheorie der Bundesrepublik Deutschland.

4.4.1. „Kritische Psychologie“ versus „anthropologischem“ Ansatz

Die „Kritische Psychologie“, entwickelt von K. Holzkamp (und Mitarbeiter[innen] wie U. Holzkamp-Osterkamp/M. Markard) am Psychologischen Institut der FU-Berlin, ist die älteste und lange Zeit theoretisch auch einflußreichste Strömung innerhalb der am marxistischen Paradigma orientierten westdeutschen Persönlichkeitstheorie gewesen. Mit der Herausgabe eines der wichtigsten Werke der Tätigkeitstheorie „Probleme der Entwicklung des Psychischen“ von A. N. Leontjew (1973) mit der Anwendung tätigkeitsorientierter Kategorien auf die Wahrnehmungspsychologie (K. Holzkamp: „Sinnliche Erkenntnis“ [1973]) sowie seinen weiteren subjektwissenschaftlichen Studien „Gesellschaftlichkeit des Individuums“ [1978] und seinem Hauptwerk „Grundlegung der Psychologie“ (1983) wurde die persönlichkeitstheoretische Theorienbildung wesentlich von ihm beeinflußt. Holzkamp verstarb im Alter von 67 Jahren am 1.11.95.

Durch die Gründung von verschiedenen Publikationsorganen „Forum Kritische Psychologie“ (in Zusammenarbeit mit der Gruppe „Argument“ um den marxistischen Philosophen W. F. Haug und die marxistische Soziologin und Frauenforscherin F. Haug), „Studien zur Kritischen Psychologie“ und „Texte zur Kritischen Psychologie“, sowie mit der Organisierung von vier Internationalen Kongressen „Kritische Psychologie“ bis 1989 wuchs der Einfluß der „Kritischen Psychologie“ ab Anfang der 70er Jahre rasch an und konnte sich auch im akademischen Lehrbetrieb tendenziell etablieren.

Einige markante Beispiele dafür sind:

– Universität Marburg (Gruppe um G. Auernheimer, W. Jantzen [zeitweilig bis zu seiner Berufung nach Bremen], K. Wetzel und K.-H. Braun et al. Braun gab gemeinsam mit Holzkamp die „Studien zur Kritischen Psychologie“ heraus und war (schon als Student) Mitorganisator der „Internationalen Kongresse Kritische Psychologie“ in Marburg (1977, 1979). In seiner Studie zum „Freudo-Marxismus“ (1979) und anderen Veröffentlichungen setzte er sich besonders hart mit linken Kritikern der Holzkamp-Richtung auseinander, die sich z. B. um die neu gegründete Zeitschrift „Psychologie und Gesellschaft“ formierten. (Vergl. Braun 1978, S. 111-116) Gleichzeitig führte er in seiner Arbeit „Über die Bedeutung der Kritischen Psychologie für die materialistische Pädagogik“ (1982) teilweise auch einen scharfen, mit persönlichen Dissonanzen begleiteten Disput mit der sich herausbildenden materialistischen Behindertenpädagogik, die sich [178] zumindestens in ihrer Anfangsphase ebenfalls der „Holzkamp-Richtung“ zurechnete (s. u.).

– Universität Münster (Gruppe um Stadler, Seeger, Raitel, die u. a. mit einem Autorenkollektiv eine Einführung in die materialistische Psychologie „Materialistische Wissenschaft und Psychologie. Erkenntnis und wissenschaftstheoretische Grundlagen der materialistischen Psychologie“ (1975) verfaßten, sowie eine zweite Gruppe um F. Tomberg, der gemeinsam mit den marxistischen Philosophen Holz und Sandkühler mehrere Jahre die Reihe „Studien zur Dialektik“ herausgab.)

– Schließlich eine Gruppe um W. Volpert (Technische Universität Berlin-West), die schwerpunktmäßig zu Problemen der psychologischen Handlungstheorie und Arbeitspsychologie forschte.

– Die „Kritische Psychologie“ wurde auch an der Universität in Kopenhagen Grundlage eines Forschungs- und Ausbildungsprojekts für Klinische Psychologie (Gruppe um O. Dreier). Arbeitszusammenhänge von verschiedenen westdeutschen Gruppen existierten auch zur Lomonossow-Universität in Moskau sowie zu italienischen Institutionen in Bologna, Padua, Triest und Maccerata, aber auch zur ETH Zürich. (Vergl. dazu Holodynski 1987, S. 177-190)

In Abgrenzung zur Holzkamp-Schule – insbesondere auch K.-H. Brauns „Genese der Subjektivität“ – der eine zunehmende Tendenz zur anti-humanistischen Marx-Rezeption, Abstraktheit, Enthistorisierung, Denaturalisierung und damit zur einem „antihumanistischen Subjektverständnis“ vorgehalten wurde (Messmann/Rückriem 1985a, S. 28-33; 1985b, 122; 1986, S. 45 f), entwickelte sich eine Gruppe um A. Messmann und G. Rückriem an der Pädagogischen Hochschule Berlin-West, die eine stärkere Verbindung zwischen Marxismus und Anthropologie anstrebte. Das „Humanismus-Problem“ sei unabhängig von neueren Publikationen „von Anfang an“ mit der Entwicklung der Kritischen Psychologie verbunden gewesen. Die spezifischen Entstehungsbedingungen der Kritischen Psychologie hätten bei aller berechtigten und notwendigen Kritik an der bürgerlich-idealistischen Auffassung vom Menschen zur Kritik jeglicher Anthropologie überhaupt geführt und jedes Nachdenken über Anthropologie und Humanismus unter Ideologieverdacht“ (Messmann/ Rückriem 1985b, S. 104 f) gestellt. „Das Dilemma (der kritischen Psychologie) bestand also darin, daß man mit MARX einen neuen Zugang zur Psyche des Menschen suchte, im Resultat jedoch keine Aussage über das Wesen und die Psyche eines jeden einzelnen Menschen machen konnte.“ (Messmann/Rückriem 1985, S. 109 f) Holzkamp selbst habe auch auf dieses Defizit aufmerksam gemacht und selbstkritisch von einem „idealistischen Soziologismus“ der kritischen Psychologie gesprochen. Man habe die berechtigte Kritik am „Biolo-[179]gismus“ mit der notwendigen kritischen Analyse neuer Aussagen der Biologie über die Genese und das Wesen der menschlichen Persönlichkeit verwechselt. (Holzkamp 1978, S. 250)

Rückriem war bereits vor Beginn der offenen Auseinandersetzung mit der Holzkamp-Gruppe (gemeinsam mit Tomberg und Volpert) Herausgeber des Bandes „Historischer Materialismus und menschliche Natur“ (1978), in dem erstmals innerhalb des marxistischen Diskurses in der Bundesrepublik umfassend die Kategorie „menschliche Natur“ nicht nur im Kontext einer marxistischen Persönlichkeitstheorie, sondern auch mit Blick auf das gesellschaftsverändernde und perspektivisch umwälzende Gesamtkonzept des Marxismus behandelt wurde. Nach Auffassung Rückriems ging es dabei um einen „Tabubruch“ innerhalb des marxistischen Kontextes, handelte es sich doch „um nichts Geringeres als die Frage, ob es möglich ist, aus dem Verständnis der menschlichen Natur eine konkrete Gesellschaftstheorie bzw. -kritik abzuleiten. ... Das zentrale philosophische Problem aller

Beiträge ist die Frage, ob der Begriff ‚menschliche Natur‘ eine legitime und vielleicht sogar erläßliche Kategorie des historischen Materialismus sei.“ (Rückriem 1978, S. 13 ff)

Messmann/Rückriem wiesen in ihrem Beitrag „Zum Verständnis der menschlichen Natur in der Auffassung des Psychischen bei A. N. Leontjew“ (S. 80-134) in Anlehnung an Leontjews naturgeschichtliche Analyse der Entstehung des Psychischen aus psychologisch-einzelwissenschaftlicher Sicht die Legitimität der Kategorie der „menschlichen Natur“ unter Beibehaltung der philosophischen Grundannahmen der materialistisch-dialektischen Philosophie nach. Andere wichtige Arbeiten aus diesem Diskussionszusammenhang waren u. a. „Psychologie und individuelles Subjekt? Das Humanismusproblem im Entwicklungsprozeß der Kritischen Psychologie“ (1985) und „Marx’ Mensch. Theoretische Voraussetzungen des Verhältnisses von Psychologie und Anthropologie in der Theorie A. N. Leont’evs“ (1986).

Die Gruppe bereitete auch die deutschsprachige Gesamtausgabe der Werke Leontjews vor. Bereits Mitte der 80er Jahre lag eine vollständige Bibliographie mit weitgehenden deutschen Rohübersetzungen der Texte vor. Rückriem/Messmann organisierten auch den „I. Internationalen Kongreß zur Tätigkeitstheorie“ [1986]. Bis 1990 fanden insgesamt sechs nationale Kongresse statt. Die Förderung des Leontjew-Projektes wurde trotz der umfangreichen Vorarbeiten von der Deutschen Forschungsgesellschaft schließlich abgelehnt. Das Projekt wurde zwangsläufig auf Eis gelegt. Darüber hinaus wirkten sie entscheidend mit an der internationalen Verflechtung der kulturhistorischen und tätigkeitstheoretischen Strömung. So entstand mit ihrer maßgeblichen Beteiligung die „International Society for Cultural Research on Activity“ (ISCRAT), die sich mit der Zeit-[180]schrift „Multidisciplinary Newsletter for Activity Theory“ (erschien bis 1994) auch ein internationales Sprachrohr schuf.

Mit dem Zusammenbruch der sozialistischen Staaten lockerte sich auch der über den Arbeitskreis „Tätigkeitstheorie“ vermittelte nationale und internationale Diskussions- und Tagungszusammenhang zunehmend, auch wenn es noch zu einem weiteren „Internationalen Kongreß zur Tätigkeitstheorie“ in Wien und einem „Internationalen Lurija-Kongreß“ in Bremen kam. Weitere Arbeitsschwerpunkte der Messmann/Rückriem-Gruppe waren Untersuchungen über persönlichkeitstheoretische Grundlagen der Erziehungswissenschaften und der Sozialisationstheorie.

4.4.2. „Kulturhistorischer“ Ansatz und der spezifische Beitrag von W. Jantzen

Mit der Rückriem/Messmann-Gruppe war eine Strömung um die Gruppe der Psychologen und Pädagogen G. Feuser und W. Jantzen (Universität Bremen) wissenschaftstheoretisch, personell und organisatorisch eng verbunden. Beide Gruppen standen über den „Arbeitskreis Tätigkeitstheorie“ in einem engen Arbeitszusammenhang. Feuser und Jantzen stellten ihre Arbeiten bewußt in die Tradition der „Kulturhistorischen Schule“ von Wygotski und Leontjew, verfolgten die weitere Entwicklung der sowjetischen Psychologie jedoch in einem höheren Ausmaß als die Rückriem/Messmann-Gruppe.

Sie entwickelten eine enorme konzeptionelle, publizistische und editorische Aktivität. Mit der Gründung der Lurija-Gesellschaft, der Herausgabe des „Jahrbuchs für Psychopathologie und Psychotherapie“ sowie mit der Mitherausgabe der Zeitschriften „Behindertenpädagogik“ und „Demokratische Erziehung“ bestimmten sie sowohl inhaltlich wie auch publizistisch weitgehend die Entwicklungsrichtung der bundesdeutschen „Tätigkeitstheorie“. Darüber hinaus wirkten Feuser/Jantzen mit an der internationalen Verflechtung der kulturhistorischen und tätigkeitstheoretischen Strömung. So entstand mit ihre Beteiligung die „International Society for Cultural Research on Activity“ (ISCRAT), die sich mit der Zeitschrift „Multidisciplinary Newsletter for Activity Theory“ (erschien bis 1994) auch ein internationales Sprachrohr schuf und bis Ende der 80er Jahre die bereits erwähnten fünf internationalen Kongresse durchführte.

Neben dem Zentrum in Bremen bildeten sich ähnlich wissenschaftstheoretisch orientierte Gruppen u. a. an den Universitäten Frankfurt (Radigk, Strathmann), Marburg (Auernheimer), Bielefeld (Holodynski), Hannover (Kutscher), Oldenburg (Fleßner, Hühne) und zeitweilig Köln (Kuckhermann).

Die Entwicklung bis Mitte der 80er Jahre führte sukzessive zu einem erwei-[181]terten Verständnis von „Behinderung“ und „Behinderten“-pädagogik. Es zielte darauf ab „Behindertenpädagogik als eine

umfassende Humanwissenschaft zu entwickeln unter Einschluß der Lern- und Entwicklungsprozesse auch bei schwerstbehinderten Kindern ... und sie gerade nicht als spezielle Heilpädagogik (auszusondern).“ (Holodynski 1987, S. 193). Unterschied sich die Feuser/Jantzen-Gruppe von der Rückriem/Messmann-Gruppierung nur in der Entwicklung eines anderen inhaltlichen Arbeitsschwerpunktes, so grenzte sie sich von der Holzkamp-Richtung jedoch inhaltlich durch ihre spezifische Sichtweise auf die Tätigkeitstheorie Leontjews und den Theorieansatz der kulturhistorischen Schule der Psychologie Wygotskis ab. Zu den inhaltlichen Differenzen schrieb Jantzen 1994: „Während in der BRD, insbesondere durch Holzkamp, es in den siebziger Jahren zu einer erheblichen Popularisierung von Leont’ev kam, wurde es zugleich schwierig, gegen dieses, Leont’ev lediglich als Vorläufer deklarierten Denken, eine andere Lesart Leont’evs durchzusetzen.“ (Jantzen 1994, S. 10) Diese Schwierigkeit lag laut Jantzen in einem „instrumentalistischen Theorieverständnis“ der Holzkamp-Gruppe begründet.

„Genauso wie Holzkamp sich Leont’evs bediente, um den Ausgangspunkt der eigenen – vom Selbstanspruch her höherentwickelten! – Theorie zu klären, die dann im wesentlichen Gültigkeit haben sollte, genauso verwendete ein große Mehrheit in dem durch den Arbeitskreis Tätigkeitstheorie hergestellten Diskussionszusammenhang den ‚eigentlichen‘ Leont’ev gegen Holzkamp und betrachtete gleichzeitig Vygotskij als großen Vorläufer Leont’evs. Daran änderte auch die seit 1985 bzw. 1987 durch zwei Auswahlbände in deutscher Sprache deutlich verbesserte Zugänglichkeit des Vygotskijschen Werkes wenig. Der Fehler in der Grundhaltung lag häufig darin, daß Theorie unmittelbar zu Praxiszwecken dienend als besser, entwickelter usw. beurteilt wurde, ohne sie selbst von Fragen der Praxis ausgehend zum Gegenstand der Forschung zu machen. Oder noch schlimmer, die Durchsetzung der Theorie wurde als Teil des eigenen politischen Führungsanspruches betrachtet und damit als innere Homogenisierung eines bisher vom Marxismus nicht erarbeiteten Bereichs gegenüber ‚bürgerlicher Ideologie‘.“ (Jantzen 1994, S. 10 f)

Einen ähnlich „instrumentalistischen Umgang“ mit Wygotski und Leontjew sah Jantzen auch in der Rezeption ihrer Werke in der DDR, aber auch in der Sowjetunion selbst. Besonders kritisch äußerte sich Jantzen zur Rezeption Wygotskis und Leontjews durch die wegen ihrer deutschsprachigen Übersetzungen relativ bekannt gewordene sowjetische Autorin J.A. Budilowa, der er eine „verkürzte und verzerrte Geschichtsschreibung“ der kulturhistorischen Schule vorhielt. (Jantzen 1986, S. 96).

Damit komme ich zum spezifischen Beitrag von W. Jantzen innerhalb der [182] westdeutschen „kulturhistorischen“ Richtung: Jantzen ist von seiner Ausbildung Sonderschullehrer, Diplompsychologe und Professor für Behindertenpädagogik an der Universität Bremen. Er wurde insbesondere mit seinen Arbeiten „Zur Sozialpsychologie des Sonderschülers“ (1972), „Sozialisation und Behinderung“ (1974), „Behindertenpädagogik. Persönlichkeitstheorie. Therapie.“ (1978), „Grundriß einer allgemeinen Psychopathologie und Psychotherapie“ (1979), einer „Sozialgeschichte des Behindertenbetreuungswesens“ (1982) und zahlreichen weiteren Publikationen (insbesondere zur Rezeption Lurijas und Leontjews im deutschsprachigen Raum) zu einem Wegbereiter einer materialistischen Behindertenpädagogik in der Bundesrepublik.

Jantzen hatte bereits 1983 grundlegende Defizite in der (marxistischen) Persönlichkeitstheorie beklagt. Die vorherrschenden Konzepte der biologischen (insbesondere der neuro-biologischen) und psychischen Entwicklung seien lückenhaft, widersprächen einander und stellten wichtige Fragen nicht einmal. Ihr wichtigster Mangel sei, daß sie nicht der Frage der Vermittlung von Biologischem, Psychischem und Sozialem in der Persönlichkeits- und Tätigkeitsentwicklung nachgingen. (Jantzen 1983, S. 111) Jantzen sah vier Hauptfragen, die durch die Weiterentwicklung der marxistischen Persönlichkeitstheorie gelöst werden müßten.

1. Im Verhältnis von Biologischem, Psychischem und Sozialem in der Entwicklung müsse das Problem geklärt werden, das Hofer wie folgt benannt hatte:

„Somewhere in the transition from fetus to child, psychological concepts come to dominate our thinking about behaviour, while the relative role of biological determinants becomes increasingly difficult to weigh and eventually the subject of heated controversy.

... we have no satisfactory idea of how the inner experience that characterize consciousness derive from the biological processes of brain function.“ (1981, S. 1 f)

2. Es sei zu untersuchen, wie sich in der psychischen Entwicklung die Organisation des Denkens, der Orientierungstätigkeit, der qualitativ neuen Niveaus der Akkomodation kognitiver Schemata (als qualitative Niveaus der Intelligenz), die Piaget in seiner Theorie beschreibt, vermitteln.

3. Es sei zu klären, ob bei einem Zurückbleiben der sozialen Kompetenz auch die biologische Entwicklung stagniert und ob (bei einem biologischem Defekt als Auslöser isolierender Bedingungen) die biologische Entwicklung auch in anderen Bereichen zurückgeht.

Darüber hinaus sei zu prüfen, ob die biologische Entwicklung weitergeht und die soziale Kompetenz sich in Sackgassen entwickelt.

4. Außerdem sei zu fragen, welches das entwicklungspsychologische und persönlichkeitspsychologische Konzept sei, das das Entstehen von „pathologischen“ [183] Komponenten des Lern- und Aneignungsprozesses begreifbar macht. (Vergl. Jantzen 1983, S. 111 f)

Jantzen kam damit auf Themen und Fragestellungen zurück, die er bereits 1979 in seinem „Grundriß einer allgemeinen Psychopathologie und Psychotherapie“ erörtert hatte.

Ähnlich wie Steigerwald (s. u.) befaßte sich Jantzen auch sehr früh mit dem beginnenden Forschungsprojekt der „bio-psychosozialen Einheit Mensch“ in der DDR. In einer Rezension der von Geissler & Hörz herausgegebenen Pilotstudie „Vom Gen zum Verhalten. Der Mensch als bio-psychosoziale Einheit“ ließ er neben klarer Zustimmung aber auch deutliche Skepsis anklingen. Er sah ihren Vorteil darin, daß eine breite interdisziplinäre Diskussion eröffnet werde. Er schien jedoch nicht von der Notwendigkeit einer Längsschnittuntersuchung überzeugt zu sein, in der alle strittigen und offenen Fragen untersucht und möglichst geklärt werden sollten. Dazu sei der Diskussionsprozeß zu heterogen und die methodologischen Fragen seien zu ungeklärt. (Vergl. Jantzen 1988, S. 218)

Jantzen bezog sich damals u.a. auch auf die Arbeiten des sowjetischen Mediziners und Psychologen A. R. Lurija, in denen dieser die Stellung der Psychologie unter den Sozial- und den Biowissenschaften untersucht hatte. Jantzen (1987) verwies u. a. auf A. R. Lurijas Gedanken der Vermittlung von Biologischem und Sozialem im individuellen Vergesellschaftungsprozeß. Das besagt, daß die Entwicklung einer individuellen Persönlichkeit als ein einheitlicher Anpassungs- und Aneignungsprozeß verläuft, in dem die bio-psychische Komponente des Individuums faktisch von der Geburt an in einer dialektischen Einheit mit der Totalität der es umgebenden gesellschaftlichen Wirklichkeit geformt wird. (Vergl. Lurija 1970, 1978, 1993)

Nach Jantzens Worten ging es zu dieser Zeit für die marxistisch orientierte Persönlichkeitstheorie um die Entwicklung von Systembegriffen, die es erlauben würden, zwischen der psychobiologischen Organisation des Individuums und der Wirklichkeit des menschlichen Wesens als Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse zu vermitteln. Hierzu bedurfte es nicht nur einer Kategorisierung des „Stoffwechselprozesses des Menschen mit der Natur“ (Karl Marx), sondern zugleich einer Kategorisierung der Störungsbedingungen in diesem Prozeß. (Vergl. Jantzen 1979, S. 33) Jantzen stellte der marxistischen Psychologie und Persönlichkeitstheorie in der BRD damit eine Aufgabe, die aus heutiger Sicht geradezu vermessen klingt, so sehr haben sich seit dem epochalen politischen Einschnitt von 1989/90 die Möglichkeiten für eine am marxistischen Wissenschaftsparadigma orientierte Forschung in Deutschland geändert.

Jantzen selbst arbeitete seine damals vertretenen konzeptionellen Ansätze für eine vereinheitlichte Entwicklungspsychologie, in der die Kategorien „Arbeit“, [184] „Tätigkeit“, „Behinderung“, „Isolation“ und „Persönlichkeit“ mit den aktuellen empirischen Forschungsergebnissen aus dem Bereich der Neurophysiologie, Neuro-Biologie und Biopsychologie im Kontext des funktionellen Systems von Anochin und eines historisch-materialistischen Begriffs der Kategorie „Gesellschaft“ systematisch zu einem empirisch fundierten materialistischen Persönlichkeitskonzept aus. Jantzens zweibändiges Lehrbuch „Allgemeine Behindertenpädagogik“ (1990, 1992), enthält vor allem im 1. Band über

den eigentlichen thematischen Schwerpunkt hinaus (Definition von Behinderung in Abhängigkeit von der Entwicklung der gesellschaftlichen Klassenstruktur und der jeweils konkret-historischen Verhältnisse, Darlegung methodologischer Grundlagen einer materialistischen Behindertenpädagogik, Analyse des Verhältnisses zwischen Tätigkeit und Entwicklung des Psychischen, systemischer Aufbau des Psychischen) einen zwar knappen, aber sehr orientierenden Überblick über wesentliche Elemente der marxistischen Persönlichkeitstheorie. Dabei wird besonders der marxistische Arbeitsbegriff – in seinem vertieften Verständnis von Tätigkeit im Sinne der „kulturhistorischen“ Schule – zum Ausgangspunkt einer vereinheitlichten Entwicklungspsychologie. Dazu zählt auch die Entwicklung eines materialistischen „Isolation“-Begriffs, durch den es möglich ist, das gestörte Verhältnis von Persönlichkeitsentwicklung und Isolation als Basis psychopathologischer Prozesse zu verstehen. Damit können eine Reihe von psychopathologischen Syndromen, die „die klassische Psychiatrie einem endogenen Krankheitsprozeß zugeschrieben hatte, aus Belastungszuständen der Individuen, veränderten Umwelten und erworbenen intrapsychischen Verhältnissen“ erklärt und therapiert werden.(Jantzen 1992, S. 271)

4.4.3. Beiträge aus dem marxistisch-kommunistischen Bereich. Die spezifische Rolle von R. Steigerwald

Neben diesen o. g. wichtigen Strömungen seien wegen ihrer Bedeutung einige Publikationen und Beiträge der theoretischen Institutionen und Verlage aus dem marxistisch-kommunistischen Bereich des damaligen Westdeutschlands genannt, in denen eine generelle Neuakzentuierung innerhalb der marxistischen Persönlichkeitstheorie erkennbar bzw. diskutiert wurde und die deshalb auch Ausstrahlung auf den akademischen Bereich insgesamt gewannen.

Einen besonderen Platz in der bundesrepublikanischen marxistischen Psychologie und Persönlichkeitstheorie besaß wie bereits oben erwähnt in diesem Zeitraum die Arbeit des Franzosen L. Sève „Marxismus und Theorie der Persönlichkeit“ (Erstauflage im Verlag der „Marxistischen Blätter“ 1972) ein. (Vergl. Kapitel 2.2. dieser Arbeit.) Im Verlag „Marxistische Blätter“ erschienen neben dem [185] bereits genannten Sève-Titel auch zwei weitere Sève-Publikationen über Probleme der Dialektik und der Entfremdung sowie Beiträge zur Persönlichkeitstheorie aus Frankreich, England, der UdSSR bzw. der DDR.

Eine wichtige Rolle spielt in unserem thematischen Zusammenhang auch das umfangreiche „Jahrbuch 10/I 1986“ des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen, IMSF , (darin vor allem die Beiträge von Sève, S. 17-42; Rückriem/Messmann, S. 42-69; Holzkamp-Osterkamp, S. 69-93; Jantzen, S. 93-112, Leontjew, S. 112-126, Engeström, S. 151-172 und Schröder/Schröder S. 295-321). Damit wurde eine Art Bestandsaufnahme der eng mit der Tätigkeitstheorie verbundenen materialistischen Persönlichkeitstheorie in der BRD vorgenommen, deutlich erkennbar wurden auch die unterschiedlichen Linien und Standpunkte innerhalb des Diskurses über den Marx’schen „Mensch“- und „Persönlichkeit“-Begriff.

Der neuen Entwicklung in der marxistischen Persönlichkeitstheorie der Alt-BRD ist aus meiner Sicht auch die bei Pahl-Rugenstein in Lizenz verlegte sechsbändige Arbeit des österreichischen Psychologen, Mediziners und Philosophen W. Hollitscher „Mensch und Gesellschaft“ (1983-1985) zuzurechnen.

Auf einen großen Teil dieses Stranges der publizistischen und theoretischen Arbeiten an einer zeitgemäßen marxistischen Persönlichkeitstheorie (mit Ausnahme der bei Pahl-Rugenstein erscheinenden Literatur) hatte der marxistische Philosoph und Publizist R. Steigerwald keinen unerheblichen Einfluß.

Steigerwald (geb. 1925-[2016]) ist von seiner Ausbildung Philosoph, Germanist und Schriftsetzer. (Diese Ausbildung absolvierte er während einer fünfjährigen Zuchthausstrafe, zu der er 1957 wegen seiner politischen Betätigung für die 1956 verbotene KPD verurteilt worden war.) Er war danach (Chef-)Redakteur der „Marxistischen Blätter“ – er ist es noch bis zum heutigen Tag – und im Parteivorstand der DKP in den 70er und 80er Jahren wesentlich mitverantwortlich für die theoretische und wissenschaftliche Arbeit seiner Partei.

Publikationen größeren Umfangs, in denen er sich Steigerwald ausführlich mit Problemen einer „marxistischen Anthropologie“ aus Sicht der Lebensphilosophie, des Neo-Kantianismus und der Kritischen Theorie befaßte, waren 1969 seine Dissertation über H. Marcuse (Vergl. auch Kapitel 4.2.) und mehrere Kapitel in seiner Habilitationsschrift über bürgerliche Philosophie und Revisionismus in Deutschland (1980). In seiner Arbeit „Marxismus-Kritik heute“ (1986) setzte er sich mit „neo-marxistischen“ und „freudo-marxistischen“ Kritiken am Marxschen Persönlichkeitskonzept auseinander und in seiner Arbeit „Sind wir Sklaven der Natur?“ (1988) analysierte er Persönlichkeitsvorstellungen aus dem Bereich des Neo-Konservatismus und Biologismus. Daneben veröffentlichte er eine Reihe von Aufsätzen zu Fragen der marxistischen Persönlichkeitstheorie.

R. Steigerwald hatte bereits Anfang der 80er Jahre einen größeren Beitrag zur [186] marxistischen Persönlichkeits- und Entwicklungstheorie vorgelegt; seine letzte umfassende Arbeit „Abschied vom Materialismus?“ (1994, 2. Auflage 1999) kann als eine Art Fortsetzung und neuer wichtiger Anstoß betrachtet werden. Deshalb will ich mich zunächst auf seine Beiträge beziehen.

In seiner Habilitationsschrift hatte Steigerwald schon 1980 im Zusammenhang mit einer umfassenden und differenzierten Erörterung des Menschenbildes bei Freud eine Auseinandersetzung mit einigen verengten und dogmatischen Auffassungen in der Rezeption der Marxschen Persönlichkeitstheorie geführt. Insbesondere setzte er sich mit einer einseitigen Überbetonung des Aspekts des Gesellschaftlichen innerhalb des an Marx orientierten Menschenbildes auseinander. Dabei verwies er auf Wurzeln der Marx’schen Persönlichkeitskonzeption, die in der deutschen philosophischen Klassik zu finden sind. Hier entstand ein Wissen über die objektive Dialektik in Natur und Gesellschaft. Der Entwicklungszusammenhang zwischen Mensch-Natur-Gesellschaft wurde bewußt; Intensität, Vielfältigkeit und der Reichtum der Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft wurden als konstitutiv für die Persönlichkeitsentwicklung erkannt.

Steigerwald betont, daß auch die marxistische Auffassung, wonach der Mensch nur gesellschaftlich existieren und nur als gesellschaftliches Wesen verstanden werden könne, in der Erbschaft des klassischen Humanismus der revolutionären Bourgeoisie stehe. Er erinnert in diesem Zusammenhang an Goethes Bemerkungen gegenüber Eckermann, wir alle seien allesamt nur Kollektivwesen. Er – Goethe – könne als geistige Persönlichkeit ohne ein Fülle von geistigen Vorläufern überhaupt nicht verstanden werden. (Steigerwald 1980, S. 141)

Goethe betont besonders in seinen „Schriften zur Naturwissenschaft“ die Bedeutung des breiten geistigen Austauschs des einzelnen Individuums für die Entwicklung der Wissenschaften, wenn er schreibt:

„Es gilt auch hier was bei so vielen andern menschlichen Unternehmungen gilt, daß das Interesse mehrerer auf einen Punkt gerichtet etwas Vorzügliches hervor zu bringen im Stande sei. Hier wird es offenbar, daß der Neid, welcher andere so gern von der Ehre einer Entdeckung ausschließen möchte, daß die unmäßige Begierde, etwas Entdecktes nur nach seiner Art zu behandeln und auszuarbeiten, dem Forscher selbst das größte Hindernis sei.“ (Goethe 1981, S. 48)

Wie weiter unten erläutert wird, ist Goethe auch in seinem Verständnis der schöpferischen und persönlichkeitsbildenden Funktion der Arbeit eine Quelle der marxistischen Persönlichkeitskonzeption. Ähnlich wie Goethe hat auch J. G. Herder sich in einer dem Marxismus teilweise verblüffend ähnlichen Argumentation über die Dialektik zwischen Individuum und Gesellschaft geäußert. Auch darauf wird weiter unten eingegangen werden.

Bei seiner weiteren Argumentation zum Freudschen Trieb- und Bedürfnisbe-[187]griff weist Steigerwald den vom Freudianismus erhobenen Vorwurf zurück, dem Marxismus fehle eine Naturbasis, eine Naturgrundlage des Mensch-Seins. Dabei entwickelt Steigerwald im Grunde ein Verständnis vom Marxschen Persönlichkeitskonzept, das die Komponente des Gesellschaftlichen eingliedert in ein umfassenderes Persönlichkeitsmodell – ohne ihre letztlich ausschlaggebende Bedeutung innerhalb dieses Systems zurücknehmen zu wollen.

Damit entschärft Steigerwald (unbewußt?) die oben zitierte stark betonte Gegenüberstellung von Gesellschaftlichkeit und Individualität. Steigerwald kommt bei seinen Überlegungen zur Dimension des Biologischen innerhalb der Persönlichkeitsbildung zu Schlußfolgerungen, die stark in die Richtung der späteren marxistischen Konzeption vom Menschen als „bio-psychosozialer Einheit“ deuten, wenn er schreibt, daß der Mensch das höchste Entwicklungsergebnis der Naturgeschichte, mithin selbst ein Naturwesen ist. Zu fragen sei daher, wie die besondere Art der Verbindung des Menschen zur Natur im Vergleich zu anderen Lebewesen sei. Insbesondere sei zu untersuchen, wie Triebe und Instinkte auf der Ebene des Gesellschaftlichen auftreten.

Es geht hier nach Steigerwald methodisch um das dialektische Verhältnis zwischen Kontinuität und Diskontinuität in der Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft als zweier qualitativ verschiedener Stufen im Entwicklungsprozeß der objektiven Realität. Steigerwald schreibt dazu: „Auf der Ebene des Mensch-Seins wird die biologische Evolution durch eine höhere Qualität überlagert, durch die Gesellschaft, deren entscheidendes Merkmal der kollektive Arbeitsprozeß ist. Er prägt auch unsere Sinnlichkeit im weitesten Sinne des Wortes.“ (Steigerwald 1980, S. 198)

Wie Steigerwald weiter ausführt, ist unser Psychisches längst nicht mehr primär affekt-geladene motorische Reaktion, sondern diese Reaktionen setzen sich mittels des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses durch, der den Stoffwechselprozeß des Menschen mit der Natur darstellt. Das wirke auch bestimmend auf das Biologische ein, wie man selbst an der Entfaltung unserer Sexualität sehen könne, die sich unter solchen Bedingungen einer fortwährend gesicherten Nahrungsproduktion ohne spezifische Brunstzeit entwickelt, sich von ihrer ursprünglichen biologischen Funktion abgelöst hat, zu einem Faktor der Lustgewinnung wird und Formen herausbildet, wie man sie im nicht-menschlichen Lebensbereich nicht vorfinden kann. Steigerwald weist auch auf die Verarmung unserer Instinkte hin.

Er postuliert für die materialistische Psychologie und Persönlichkeitstheorie folgende Maxime:

„Eine Psychologie, die mehr sein will als positivistische Faktenhuberei, aber auch mehr als nur physiologische Erforschung der Grundlagen psychischer Pro-[188]zesse, wird darum ausgehen müssen von der materialistischen Geschichts- und Gesellschaftsauffassung als fundierender Theorie. Sie wird diese Entwicklung nicht durch Flucht in einen physio-psychischen oder sozio-psychischen Parallelismus gehen können, die nicht anderes sind als bürgerliche Irrwege.“ (S. 200 f)

Es ist dann sicherlich auch kein Zufall gewesen, daß Steigerwald einer der wenigen westdeutschen Philosophen war, die sich sehr früh mit dem in der DDR gestarteten Projekt „Bio-psychosoziale Einheit Mensch“ auseinandergesetzt hatten. Erstmals wies er in seiner Arbeit „Sind wir Sklaven der Natur. Die Inanspruchnahme der Biologie durch den Konservatismus“ (1988) auf diese neue Entwicklung hin und bemängelte die damalige Unaufgeschlossenheit selbst unter marxistischen bundesdeutschen Persönlichkeitstheoretikern für dieses Projekt.

„Leider finden die umfangreichen Diskussionen, die in der DDR – etwa in der ‚Deutsche Zeitschrift für Philosophie‘ –... (Stichwort: Der Mensch als bio-psychosoziale Einheit) in den außerphilosophischen Erörterungen noch kaum Widerhall. Angesichts dessen, daß auch in progressiven Publikationen Aufsätze von Repräsentanten der ... biologischen Konzeptionen und ihrer ideologischen Andeutungen erscheinen, angesichts auch einer – wie mir scheint – theoretischen Unschlüssigkeit, inwieweit hier Materialismus vorliegt, ist hier dennoch weit mehr Arbeit marxistischer Theoretiker nötig.“ (S. 81)

Mit dieser Mischung aus Hoffnung und Skepsis signalisierte Steigerwald, daß für die marxistische Persönlichkeitstheorie durch die damaligen Entwicklungen in der DDR ein neues theoriegeschichtliches Kapitel aufgeschlagen wurde, dessen Relevanz sich ohne einen Rückblick auf die verschlungenen Pfade ihrer Vorgeschichte kaum erschließen kann. Deshalb soll im folgenden Kapitel das Schwergewicht auf die Analyse der historischen Grundlagen und Hindernisse auf dem Weg zum neuen bio-psychosozialen Ansatz marxistischer Provenienz gesetzt werden

[189]

Kapitel 5
Grundlagen und Hindernisse auf dem Weg zum bio-psychosozialen Ansatz aus marxistischer Sicht

Auch nach dem Ende des sozialistischen Gesellschafts- und Staatstypus in Europa und der Sowjetunion zeigt sich, daß Diskussionen über ein modernes Menschenbild auch heute nicht ohne Bezüge zur marxistischen Persönlichkeitstheorie geführt werden. So wurde beispielsweise bei der Neuentwicklung einer „Ökologischen Psychologie“ gefordert, in das „erstaunliche Nebeneinander theoretischer wie empirischer Ansätze“, das M. Markard, einer der bekannten Holzkamp-Mitarbeiter (1990, S. 119), für ein „Grundproblem psychologischen Denkens“ hält, auch die marxistisch-orientierte „Kritische Psychologie“ einzubeziehen.

Die aktuelle Bedeutung des marxistischen Menschenbildes wird aber auch offen und direkt im nichtwissenschaftlichen, dafür politisch aber sehr relevanten Raum thematisiert. Dabei wurde und wird allzu oft von einem statischen Persönlichkeitsbegriff des Marxismus ausgegangen. Die wesentlichen Neuentwicklungen, die es spätestens seit Anfang der achtziger Jahre z. B. in der DDR gegeben hat, blieben weitestgehend unbeachtet. Dabei vollzogen sich hier fast sensationell anmutende Prozesse, wurden alte Schemata überwunden, erwies sich die marxistische Persönlichkeitstheorie als entwicklungsfähig und aufgeschlossen für neue Erkenntnisse – so differenziert und z. T. auch kritisch diese Einflüsse im einzelnen zu bewerten sein werden –, die unter dem Begriff „bio-psychosoziale Einheit Mensch“ zusammengefaßt werden können.

Im folgenden Kapitel sollen, nach einer kurzen Skizze der neueren Diskussion um das Menschenbild des Marxismus, die theoretischen Grundlagen der marxistischen Persönlichkeitstheorie analysiert werden.

5.1. Debatte um Defizite und Aktualität der marxistischen Persönlichkeitstheorie

Repräsentanten durchaus unterschiedlicher Schattierungen und Strömungen innerhalb des zeitgenössischen Marxismus sprachen Mitte der 80er Jahre übereinstimmend und offen von Lücken und Defiziten der bis dato vorliegenden marxistischen Persönlichkeitskonzeption. Der wesentliche historische Grund besteht zunächst einmal darin, daß der von Marx und Engels entwickelte wissenschaftliche Sozialismus zwar seinem Wesen nach eine Theorie der Emanzipation des [190] Menschen im allgemeinen und der Arbeiterklasse im besonderen ist, er aber keine ausformulierte Persönlichkeitstheorie vorweisen kann, weder eine philosophische noch eine psychologische.

Dennoch liegen zahlreiche theoretische Äußerungen der marxistischen Klassiker zu Fragen des Persönlichkeits- und Menschenbildes vor, die in umfassendere historische, philosophiegeschichtliche und ökonomische Arbeiten integriert sind.

Sie erlauben es, von Grundelementen einer marxistischen Persönlichkeitstheorie zu sprechen, die später von marxistischen Philosophen, Soziologen, Pädagogen und Psychologen zu einer in sich differenzierten Persönlichkeitstheorie weiterentwickelt wurden. Inwieweit die originären Auffassungen der Begründer des Marxismus zur Persönlichkeit darin adäquat aufgehoben wurden, sei zunächst einmal offengelassen.

Im Zusammenhang mit einer Studie des Frankfurter „Instituts für Marxistische Studien und Forschungen“ (IMSF) über den Stand und die Perspektiven der marxistischen Persönlichkeitstheorie (1986) verwiesen die Herausgeber auf mehrere externe, aber auch auf einige der Marxismus-Rezeption immanente Hemmnisse, die zu Rückständen in der Erarbeitung einer überzeugenden modernen marxistischen Persönlichkeitstheorie geführt hätten:

Zunächst sei speziell die marxistische Persönlichkeitstheorie in der Bundesrepublik „eine noch recht junge Disziplin“. Erst seit der Studentenbewegung von 1968 sei es in der (alten) Bundesrepublik überhaupt möglich geworden, eine am Marxismus orientierte Persönlichkeitstheorie zu begründen. Selbstkritisch wurde zudem im Einführungsbeitrag des IMSF-Jahrbuches von Fleßner/Hühne/Wilhelmer registriert, „daß der konkrete Ertrag einer marxistischen Theorie der Persönlichkeit –

gemessen an dem erdrückenden Übermaß und Tempo bürgerlicher Wissenschaftsproduktion – im Gesamtmaßstab nur langsam vorankommt und in der gesellschaftlich vorherrschenden Praxis bislang eine eher bescheidene Wirksamkeit erlangt. Dies mag zum Teil der Tatsache geschuldet sein, daß gelegentlich die Verhältnisse auf der Ebene theoretischer Klärungsprozesse eher bearbeitbar erscheinen als die gesellschaftliche Praxis mit ihren umfassenderen Auswirkungen auf das konkrete Alltagshandeln der Menschen.“ (S. 13 f)

Nur wenige Jahre zuvor (1979) hatte der „2. Internationale Kongreß Kritische Psychologie“ in Marburg bereits den großen Nachholbedarf einer marxistischen Subjekttheorie beschworen. U. Holzkamp-Osterkamp hatte dabei hervorgehoben, daß eine marxistische Persönlichkeitskonzeption viel stärker zu berücksichtigen habe, wie kompliziert sich Klassenbewußtsein und Handlungsfähigkeit in der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung entwickelten. In vielen (auch marxistischen) Analysen zur Bestimmung des „Klassenbewußtsein“ würde die Dimension der „Handlungsfähigkeit“ der Arbeiterklasse und der ihr angehörigen Individuen weit-[191]gehend ausgespart. Dabei könne sich eine marxistische Subjektwissenschaft nicht damit begnügen, eine „instrumentelle Einstellung“ der Arbeiterklasse, d. h. ihre subjektive Gleichgültigkeit gegenüber den konkreten Arbeitsbedingungen bzw. -inhalten, ihre politische Apathie und Resignation zu konstatieren und beklagen. Es komme darauf an zu verstehen, daß die verschiedenen Bewußtseinsformen und Orientierungen – individuelle versus kollektive, konkurrenzbestimmte versus solidarische, Freiheit versus Abhängigkeit etc. – nicht als unmittelbarer Niederschlag der objektiven Verhältnisse oder gesellschaftlichen Ideologien im Individuum stehen. Sie seien „Ausdruck der individuellen Zerrissenheit als Folge der Undurchschaubarkeit der Verhältnisse und damit der Unabsehbarkeit der Folgen des eigenen Handelns und der daraus resultierenden Gefahr, sich ständig selbst zum Feinde zu werden.“ (Holzkamp-Osterkamp 1980, S. 21)

Mit ihrem Verweis auf die „innere Zerrissenheit“ stieß Holzkamp-Osterkamp teilweise auf Unverständnis und Ablehnung; dies sei zu „psychologisierend“, damit „könne man überhaupt nichts anfangen“. (Vergl. „Kongreßbericht“ S. 21-23) Dieser Disput veranschaulicht m. E., wie wenig auch von marxistischer Seite zur damaligen Zeit verstanden wurde, daß die wissenschaftliche Analyse von politischen Bewußtseinsprozessen auch nach den in den einzelnen Subjekten des politischen Handelns vorhandenen psychischen Barrieren zu fragen hat, die nicht einfach mit Begriffen der politischen Ökonomie zu erfassen sind.

Vor dem Hintergrund des Berufsverboteerlasses vom Januar 1972 halte ich außerdem den Hinweis der IMSF-Autoren für wichtig, daß schon vor dem Ende der DDR das marxistisch orientierte Wissenschaftspotential an den Hochschulen der Alt-BRD enormen Beschränkungen ausgesetzt war. Die Politik der Berufsverbote und der auch politisch beeinflußte Auslesemechanismus bei Berufungen hatte die Bemühungen der marxistischen Persönlichkeitstheorie, sich sowohl wissenschaftlich als auch gesellschaftspraktisch zu entfalten, enorm beschränkt.

Dies war jedoch keine Einzelerscheinung in den kapitalistischen Staaten. Ähnlich schwierig hatte sich z. B. die Situation in Frankreich dargestellt. L. Sève, der seit Beginn der siebziger Jahre auch in der Bundesrepublik bekannteste französische marxistische Psychologe, dessen Arbeit „Marxisme et theorie de la personnalité“, auch in seiner deutschen Version zu einem Standardwerk avancieren konnte, schrieb dazu 1986:

„‚Marxismus und Theorie der Persönlichkeit‘ war vor fast 20 Jahren in einer großen intellektuellen Einsamkeit gedacht und geschrieben worden. Marxistische psychologische Arbeiten von fundamentaler Bedeutung, wie die von Wygotski und Leontjew, waren in Frankreich an den Universitäten wie in den Verlagen Gegenstand einer totalen Zensur (Editions sociales, das kommunistische [192] Verlagshaus, hat diese Zensur aufgehoben mit der Publikation Leontjews: Le Développement du psychisme-Problémes im Jahre 1976 und von Pensée et Langage, 1985, dem ersten Werk von Wygotski, das ins Französische übersetzt wurde), und ich hatte von diesen Arbeiten kaum Kenntnis.“ (S. 18)

Kaum ein französischer Marxist habe sich in dieser Epoche mit der Theorie der Persönlichkeit beschäftigt, und die von 1965 bis Mitte der siebziger Jahre dominante Althussersche Interpretation des Marxismus sei sogar so weit gegangen, sie prinzipiell auszuschließen, da der historische Materialismus

im Verständnis Althussers den Individuen nur die Rolle von bloßen Trägern gesellschaftlicher Verhältnisse zuwies. „Marxismus und Theorie der Persönlichkeit“ war demnach ein Versuch, die Aufmerksamkeit auf einen nicht identifizierten wissenschaftlichen Gegenstand zu lenken – die Persönlichkeit.

Im Rahmen eines neuen Anlaufes zur Entwicklung einer modernen marxistischen Persönlichkeitstheorie war es bereits vor dem Ende des realen Sozialismus in Europa das Interesse marxistischer Philosophen und Psychologen – sowohl in der BRD wie in der DDR – einen tieferen und gründlicheren neuen Bezug zu den originären Quellen der marxistischen Persönlichkeitskonzeption zu suchen. Diese sollte sowohl in Auseinandersetzung mit den dominierenden „bürgerlichen“ Persönlichkeitstheorien als auch mit Einseitigkeiten der bis dato gängigen Interpretation der marxistischen Persönlichkeitskonzeption weiterentwickelt werden.

Die neue bundesdeutsche Debatte um eine moderne marxistische Persönlichkeitstheorie – so forderten die Herausgeber der IMSF-Studie – müsse besonders eine deutliche Auseinandersetzung mit dem vorherrschenden Ansatz des „Konservatismus“ beinhalten. Dieser habe seit den frühen achtziger Jahren unter dem Vorzeichen einer politischen, geistigen und moralischen „Wende“ nicht nur eine allgemeine politische und theoretische Auseinandersetzung geführt. Er habe den Kampf um die geistig-kulturelle „Hegemonie“ des Konservatismus in der Bundesrepublik aufgenommen. Zu diesem Ringen um die „Hegemonie“ gehöre auch die Verbreitung eines bestimmten persönlichkeitstheoretischen Konzeptes.

„Dieses Menschenbild ist vor allem dadurch gekennzeichnet, daß Geschichtlichkeit und Subjektstatus des Menschen sowohl in phylogenetischer als auch in ontogenetischer Perspektive geleugnet werden; die Gesellschaftlichkeit der Gattung wird bestritten zugunsten einer primär biologisch-genetisch begründeten anthropologischen Natur des Menschen. Was fehlt, ist der Begriff vom Menschen als dialektischer Einheit phylogenetischer, gesellschaftlicher und individueller Bestimmtheit.“ (Vergl. Fleßner/Hühne/Wilhelmer, 1986, S. 8)

Der Bezug zwischen der „Hegemonie“-Thematik und der Arbeit an persönlichkeitstheoretischen Konzeptionen und Modellen war bereits früher hergestellt [193] worden. K.-H. Braun – gemeinsam mit K. Holzkamp Herausgeber der Reihe „Studien zur Kritischen Psychologie“ und Organisator des Marburger Kongresses – hatte sich schon vor Erscheinen der IMSF-Publikation in seiner Arbeit „Genese der Subjektivität“ gleichfalls mit den Defiziten bei der bisherigen Erforschung der „Entfremdung von Geschichte und Alltag in der individuellen Lebenspraxis“ durch die marxistische Psychologie auseinander gesetzt. (Braun 1982, S. 171 ff)

Er verwies in diesem Zusammenhang auf die „Hegemonie“-Konzeption des italienischen Marxisten A. Gramsci (1891-1937), die „mit größter Eindringlichkeit“ deutlich gemacht habe, daß es einerseits keinerlei individuelles Handeln geben könne, welches nicht politische Voraussetzungen und politische Folgen habe, daß aber diese Prämissen und Konsequenzen „spezifisch und konkret analysiert“ werden müßten. (Braun 1982, S. 172 f) (Zur hier nicht weiter zu behandelnden Gramsci-Thematik und der sehr umfangreiche Debatte um die widersprüchliche Verarbeitung seines philosophischen, kulturtheoretischen und politischen Erbes unter Marxisten sei verwiesen auf Arbeiten von Anderson [1977], Holz/Prestipino [Hrsg.] [1991], Holz/Sandkühler [1980], Neubert [1991] sowie auf den „Argument“-Sonderband 159 [1989])

Braun richtete an die „Kritischen Psychologie“ eine als Forschungsauftrag zu deutende Frage:

„Welche psychischen Konsequenzen hat die Aneignung der Entfremdung für die konkreten lohnabhängigen Individuen, welchen individuellen Beitrag kann es (das Individuum) zur Überwindung der Entfremdung leisten und welche positiven Folgen hat dies für seine psychische Entfaltung?“ (Braun 1982, S. 178 f) Die Beantwortung dieser Frage (und vieler anderer ungeklärter) erforderte nach dem weit verbreiteten Konsens innerhalb der keineswegs homogenen marxistisch-orientierten Psychologie eine Rückbesinnung auf die originären Quellen der marxistischen Theorie. Dies leitete Mitte der 80er Jahre u. a. eine Art „Renaissance“ des Studiums der Arbeiten der marxistischen „Klassiker“ ein.

Unabhängig von – aber durchaus im Dialog mit – der bundesdeutschen Entwicklung, kam es seit Anfang der achtziger Jahre auch in der DDR zu einer theoretischen Neubelebung der Diskussion über die marxistische Persönlichkeitstheorie. Diese Arbeiten von Philosophen, Psychologen, Medizinern und Pädagogen mündeten 1985 in das Projekt der „bio-psychosozialen Einheit Mensch“ ein. Die Bedeutung dieses Ansatzes wird im späteren Verlauf dieser Arbeit noch genauer untersucht werden.

Zu Beginn des neuen Jahrtausends scheint vordergründig von dieser letzten Etappe der Erarbeitung einer modernen materialistischen Persönlichkeitstheorie nicht sehr viel übriggeblieben zu sein. In Deutschland hat mit dem Ende der DDR die gesamte marxistische Persönlichkeitstheorie zunächst eine gewaltige [194] historische Zäsur erfahren. Marxistische Intellektuelle ringen generell um eine individuelle theoretische Selbstverständigung, kämpfen um den Erhalt der beruflichen und wissenschaftlichen Existenz und mußten sich – auf dem Gebiet der ehemaligen DDR – mit der sog. „wissenschaftlichen Evaluation“ und der massenhaften beruflichen „Abwicklung“ auseinandersetzen. Auf dem Gebiet der Alt-BRD hat die starke Ausdifferenzierung der „Kritischen Psychologie“ bzw. die politische und theoretische Auseinandersetzung unter den marxistisch orientierten Philosophen und Psychologen seit Ende der achtziger Jahre ein solches Ausmaß angenommen, daß derzeit nur sehr wenige Impulse für die Weiterarbeit an einer marxistischen Persönlichkeitskonzeption zu spüren sind.

Dennoch bleibt der Versuch der Neukonstituierung einer marxistischen Persönlichkeitstheorie nicht nur von geschichtlichem Interesse. Wie verschiedene neue Arbeiten, auf die noch im späteren Verlauf eingegangen wird, demonstrieren, bleibt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Quellen der marxistischen Persönlichkeitstheorie eine unverzichtbare Voraussetzung für die künftige Ausfüllung theoretischer „Leerstellen“ in der Persönlichkeitstheorie. Auch die wieder neu aufgebrochene Kontroverse um einen „anthropologischen Materialismus bzw. Marxismus“ läßt sich ohne ein qualifizierte Auseinandersetzung mit den paradigmatischen Grundsätze der marxistischen Klassiker zur Frage des Mensch-Welt-Zusammenhanges und damit implizit zur Persönlichkeitstheorie und -psychologie schwerlich produktiv lösen.

Die Auseinandersetzung mit dem marxistischen Persönlichkeitskonzept bleibt m. E. auch im Zusammenhang mit dem Hegemonie-Thema – trotz des Verschwindens des realen Sozialismus in Europa und der weitgehenden gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Isolation des Marxismus – nicht nur politisch, sondern auch wissenschaftlich bedeutsam. Von diesen Überlegungen ausgehend soll im folgenden Teil meiner Arbeit versucht werden, die Herausbildung der wesentlichen Grundzüge der marxistischen Persönlichkeitstheorie im Zusammenhang mit einigen ihrer zeitgenössischen und historischen Hinterfragungen und Kritiken darzustellen.

5.2. Moderner Materialismus und die Überwindung des mechanisch-materialistischen Menschenbildes

Ein verkürzt soziologistisch-ökonomistisches Verständnis des Marxismus hatte sich, dies war eine weitgehende Übereinstimmung unter marxistischen Persönlichkeitstheoretikern, zu einem Hindernis für die Entwicklung der Persönlichkeitstheorie entwickelt.

[195] Es erscheint mir deshalb notwendig, die wesentlichen Elemente des von den marxistischen Klassikern herausgearbeiteten Menschenbildes zu rekonstruieren, um dann im späteren Fortgang der Überlegungen zu untersuchen, wie sich innerhalb der marxistischen Bewegung eine solche Verengung herausbilden konnte.

Dazu muß zunächst aber der methodische Ausgangspunkt des marxistischen Geschichtsverständnisses in Erinnerung gerufen werden.

In seinem bekannten „Vorwort zur Kritik der Politischen Ökonomie“ von 1859 hatte Karl Marx folgende Hauptthesen eines historisch-materialistischen Geschichtsverständnisses entwickelt und damit auch die Grundlagen für sein Menschenbild markiert. Wegen seiner grundlegenden Bedeutung sei ein längere Passage ungekürzt wiedergegeben:

„Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt

ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzungen in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz, ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten. Sowenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären.“ (MEW 13, S. 8 f)

Die marxistische Philosophie setzte sich mit ihrem Grundsatz, daß Umwälzungen in der ökonomischen Basis einer Gesellschaft sich auch in der Entwicklung der Geisteswissenschaften und in der Wissenschaftstheorie widerspiegeln, schon bald dem Verdacht und dem Vorwurf eines mechanischen, monokausalen Determinismus aus.

Diesen Konflikt reflektiert beispielhaft und für unseren Zusammenhang aufschlußreich die Kontroverse zwischen H. Grossmann und F. Borkenau. Borken-[196]au hatte sich 1932 in einer Studie, die er im Auftrage des von M. Horkheimer geleiteten Frankfurter Instituts für Sozialforschung erstellt hatte, bemüht, „das Rätsel, das Descartes’ Leben und System jeder eingehenderen Betrachtung bietet, ... durch eine neue Interpretation der ersten Hälfte seines Lebens der Aufhellung näher zu bringen.“ (Borkenau 1976, S. X)

In der temporären Koinzidenz zwischen der modernen erkenntnistheoretisch gerichteten Philosophie Descartes’ und seiner Arbeit an den Grundlagen des modernen mathematisch-mechanistischen Weltbilds, der neuen Mathematik und Physik, sah der Marxist Borkenau zugleich einen inneren logischen Zusammenhang, der mit der Entstehung der kapitalistischen Produktionsweise verbunden gewesen sei.

Das auf der exakten Naturwissenschaft des 17. Jahrhunderts beruhende Weltbild könne nicht mehr als ein natürliches Abbild der objektiv wirklichen Außenwelt gelten. Es müsse vielmehr aus den geschichtlich-gesellschaftlichen Bedingungen erklärt werden, die die Menschen vom 17. Jahrhundert bis heute in der durch die Vorherrschaft der kapitalistischen Produktionsweise bestimmten Geschichtsepoche zwingen, gerade diese Kategorien zur Orientierung in der Welt auszubilden. „Hier wie stets führt ... die konsequente Durchführung des historischen Gesichtspunkts zur Erklärung der Entwicklung des Denkens durch die Wandlungen des gesellschaftlichen Seins.“ (Borkenau 1976, S. VII)

Aus der Dominanz der Mechanik in den exakten Naturwissenschaften zu Beginn des Frühkapitalismus leitete Borkenau die Zwangsläufigkeit des Primats einer an der Mechanik als Paradigma orientierten Persönlichkeitskonzeption ab. Das „Genie Descartes“ (S. 267) nehme insofern eine Schlüsselposition für die Erarbeitung einer wissenschaftlichen Persönlichkeitskonzeption ein, weil er diese unter gesellschaftlichen Verhältnissen entwickelt hatte, „in denen der kapitalistische Geist in der Praxis gesiegt hat. ... Descartes hat als erster versucht, aus den das Leben des kapitalistischen Individuums bestimmenden Kategorien ein einheitliches Weltbild aufzubauen.“ (S. 267 f)

Schon bald nach Erscheinen des Borkenau-Buches hatte H. Grossmann in der „Zeitschrift für Sozialforschung“ Borkenaus Thesen umfassend und vernichtend kritisiert. Seine Darstellung der Geschichte der Entstehung des Manufakturwesens und des diesem angeblich adäquaten philosophischen Mechanizismus sei geprägt von schematischen Vorstellungen und sehr lückenhaften Kenntnissen der tatsächlichen historischen Abläufe.

Grossmann wies Borkenau in der Tat gravierende Versäumnisse bei der Analyse der historischen Genese der Naturwissenschaften und der wissenschaftlichen Mechanik nach, die Borkenau erst in die

Zeit Galileis und Descartes’ versetzt hatte, ohne die bedeutenden Leistungen der Araber im Mittelalter (12./13. [197] Jahrhundert) und – vor allem – ohne die auf vielfältigen wissenschaftlichen Gebieten bahnbrechende Rolle Leonardo da Vincis berücksichtigt zu haben.

Weitere grobe historische Fehleinschätzungen Borkenaus betreffen z. B. die zeitlich falsche Datierung der Genese des Kapitalismus, dessen erste Anfänge (in Italien) ebenfalls bereits in 12/13. Jahrhundert fallen und nicht erst mit der Wende zum 17. Jahrhundert in England zu verzeichnen sind. „Hier läßt Borkenau dreihundert Jahre kapitalistischer Entwicklung in Westeuropa unberücksichtigt.“ (Grossmann, S. 172) Ebenso wurden von Borkenau die sozialen Träger der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals geschichtlich falsch verortet; es waren die großen Handelskapitalisten und nicht die kleinen Zunfthandwerker, aus denen sich primär die Klasse der Industriebourgeoisie rekrutierte. (Vergl. dazu auch MEW 23, S. 777 ff)

Auch die zeitliche Einordnung des Beginns des Maschinensystems durch Borkenau und seine These von der Ersetzung der qualifizierten Handwerkerarbeit durch unqualifizierte und monoton-mechanistische Tätigkeiten in der Manufaktur wurde von Grossmann unter Hinzuziehung vieler historischer Quellen widerlegt.

Überzeugend ist m. E. auch seine Kritik an der Inkonsistenz der Borkenauschen Beweisführung, der im weiteren Verlauf sehr abrupt seine Argumentationsebene wechselt, weniger mit der Produktivkraftentwicklung, sondern plötzlich mit sehr grobskizzierten „Parteikämpfen“ unter den herrschenden Klassen argumentiert, um seine Gleichsetzung von Manufakturperiode und Dominanz mechanistischer Richtungen in der Philosophie zu untermauern.

Grossmann hielt Borkenau vor, daß seine historische Darstellung lediglich „eine Reihe einzelner, voneinander losgetrennter, inhaltlich nicht verknüpfter, zufälliger Ausschnitte“ enthalte, die den Gesamtzusammenhang zerrissen. (S. 220) Dies alles sind gewichtige historische Argumente Grossmanns, die gegen Borkenaus Thesen wirkungsvoll zum Zuge kommen.

Die entscheidende philosophische und erkenntnistheoretische Kritik an Borkenau – aus dialektisch-materialistischer Sicht – wurde damit jedoch nicht entwickelt. Selbst wenn Borkenau, die m. E. von Grossmann zu Recht kritisierten Fehler und historischen Fehlinterpretationen nicht begangen hätte, so wäre dennoch eine lineare Ableitung philosophischer Entwicklungen aus ökonomischen Basisprozessen, aber auch aus den gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen, falsch und entspräche keineswegs dem Marxschen Verständnis von der Entstehung und Rolle ideologischer und theoretischer Prozesse.

Die Kontroverse Borkenau/Grossmann reflektiert eine unter marxistischen Philosophen, Psychologen und Soziologen permanent und bis heute kontrovers geführte Diskussion über die Dialektik zwischen Prozessen in der ökonomischen [198] Basis der kapitalistischen Gesellschaft und deren theoretischen, politischen, kulturellen und ideologischen Konsequenzen im Überbau.

Auch die Diskussion über eine „anthropologische Lücke im Marxismus“ nimmt von dort ihren Ausgangspunkt. Auf sie wird später noch einzugehen sein, da mit dieser Kontroverse auch Blockaden und Hindernisse auf dem Weg zum bio-psychosozialen Persönlichkeitskonzept aus marxistischer Sicht thematisiert und teilweise schon im Vorgriff auf zeitlich viel später folgende Diskussionen problematisiert wurden.

Auf die Gefahr einer vergröberten und einseitigen Interpretation der Folgen technologischer und ökonomischer Umbrüche auf die philosophischen und theoretischen Ansichten einer Epoche hatte bereits Friedrich Engels in mehreren seiner sog. „Altersbriefe über den Materialismus“ hingewiesen. So betonte er z. B. in einem Brief an W. Borgius (1894), daß zwar die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische etc. Entwicklung auf der ökonomischen beruhe. Aber, so argumentierte Engels ausdrücklich, sie alle reagieren sowohl untereinander als auch auf die ökonomische Basis.

Es sei absolut nicht so, daß allein die ökonomische Basisprozesse allein als Ursache agierten und alles andere nur als passive Wirkung reagiere.

„... es ist Wechselwirkung auf Grundlage der *in letzter Instanz* stets sich durchsetzenden ökonomischen Notwendigkeit ... Es ist also nicht, wie man sich hier und da bequemerweise vorstellen will, eine automatische Wirkung der ökonomischen Lage, sondern die Menschen machen ihre Geschichte selbst, aber in einem gegebenen, sie bedingenden Milieu, auf Grundlage vorgefundener tatsächlicher Verhältnisse, unter denen die ökonomischen, sosehr sie auch von den übrigen politischen und ideologischen beeinflußt werden mögen, doch in letzter Instanz die entscheidenden sind und den durchgehenden, allein zum Verständnis führenden roten Faden bilden.“ (MEW 39, S. 206)

Und in einem Brief an den Philosophen C. Schmidt polemisierte Engels äußerst verärgert gegen ein Buch von P. Barth, Lehrstuhlinhaber für Philosophie an der Universität Leipzig, über die marxistische Geschichtsauffassung: Wenn dieser nicht nur der Meinung sei, Descartes hätte die Tiere für Maschinen erklärt, sondern wenn er zudem auch noch in allen Marxschen Schriften nur Argumente für die Abhängigkeit der Philosophie von den materiellen Daseinsbedingungen finden könne, dann tue ihm der Mann leid.

„... wenn der Mann noch nicht entdeckt hat, daß, wenn die materielle Daseinsweise das primum agens ist, das nicht ausschließt, daß die ideellen Gebiete eine reagierende, aber sekundäre Einwirkung auf sie hinwiederum ausüben, so kann er doch unmöglich den Gegenstand begriffen haben, worüber er schreibt.“ (MEW 37, S. 436)

[199] Die in einem Atemzug genannten Fehlinterpretationen von K. Marx und R. Descartes sind nicht nur Zufälligkeiten und vielleicht nur historische Kuriosität. Beide, Marx wie Descartes, mußten sich von wohlmeinenden „Schülern“ distanzieren, die ihre Ansichten vergröberten und selbst in ihrem Kern nicht begriffen hatten. Engels verwies bereits auf diesen Umstand, wenn er Schmidt daran erinnerte, daß „Marx von den französischen ‚Marxisten‘ der letzten 70er Jahre sagte: ‚Tout ce queje sais, je ne suis pas Marxiste.‘“ (a. a. O.)

Weniger bekannt als dieses Marx-Zitat dürften die Bemerkungen W. I. Lenins über ein 1908 erschienenes Buch W. M. Schuljatikow, eines russischen Philosophen und Mitglieds der bolschewistischen Partei, sein, der in einem kurzen Abriß der Geschichte der Philosophie eine „sozial-genetische Analyse der philosophischen Begriffe und Systeme“ vorlegte, in der die Abhängigkeit der Philosophie von ihrem „klassenmäßigen Untergrund“ nachgezeichnet werden sollte.

Schuljatikow leitete aus der Neustrukturierung der Arbeit durch die manufakturelle Produktionsform und aus der damit einhergehenden neuen Rolle des Manufakturisten gegenüber dem mittelalterlichen Handwerksmeister, welcher im Unterschied zum letzteren nicht nur „Organisator“ der Produktion, sondern auch Ausführender war, unmittelbar eine Neigung zum Dualismus in der Philosophie ab. Es heißt bei ihm:

„Der Bourgeois-Manufakturist kennt nur Funktionen eines Typs: er ist der Organisator reinster Prägung. Im ersten Falle (gemeint ist der Handwerksmeister) ist der Boden für jene dualistische ‚Art der Vorstellung der Tatsachen‘, die Gen. Bogdanow herausgestellt hat, zwar vorhanden, aber immerhin ist die Antithese zwischen Organisator und Ausführendem etwas verschleiert, und deshalb konnte die ihr auf dem Gebiet der Ideologie entsprechende Antithese des Geistigen und Körperlichen, des aktiven und passiven Elements keine ausgeprägte Form annehmen.“ (S. 497)

Mit der bissigen Anmerkung „So ein Unsinn“ kommentierte Lenin diese Stelle und charakterisiert Schuljatikows weitere Ausführungen über die Entwicklung des mechanischen Materialismus, insbesondere in der englischen Philosophie des 17. Jahrhunderts als „Vulgarisierung der Geschichte der Philosophie“ (S. 497 f). Schuljatikow hatte die Entstehung des „Mensch-Maschine-Paradigmas“ folgendermaßen erklärt:

„Im 17. Jahrhundert, in den Tagen ihrer ‚Sturm-und-Drang-Periode‘, verkündete die englische Bourgeoisie eine Lehre, nach der alles in der Welt als eine sich mit mechanischer Notwendigkeit vollziehende Bewegung materieller Teilchen zu erklären sei. Die englische Bourgeoisie legte damals das Fundament der großkapitalistischen Wirtschaft ... Die ganze Welt wurde von ihnen als eine Organisation materieller Teilchen dargestellt, die sich nach immanenten Gesetzen [200] miteinander

verbinden ... Was aber die innere Struktur der Betriebe ist, das wissen wir: Es ist dies das Reich der Materie und der mechanischen Prozesse. Daher die Verallgemeinerung: der Mensch ist eine Maschine, die Natur ist eine Maschine.“ (LW 38, S. 498 f)

(Lenins kurze Randbemerkung zu dieser Interpretation der Dominanz des mechanischen Materialismus in Frankreich und England heißt: „Nicht daher.“) Über die Schule des Cartesianismus schreibt Schuljatikow dann weiter:

„Der Descartessche Begriff vom Menschen ist nichts anderes als die weitere Ausdehnung einer bestimmten Denkform, einer ‚bestimmten Art der Vorstellung von Tatsachen, eines bestimmten Typs ihrer Verbindung im Seelenleben.‘ Wir sahen, daß die Welt im System Descartes’ nach dem Typ eines Manufakturbetriebes organisiert ist ...

Die Philosophie ist von heute an treue Magd des Kapitals ... Die Umwertung der philosophischen Werte wurde von Umgruppierungen in den Organisatoren-Oberschichten und in den organisiertwerdenden unteren Schichten bestimmt. Neue Organisatoren, neue Organisiertwerdende – neue Begriffe von Gott und Seele, neue Begriffe von der Materie ...“ (LW 38, S. 499, 500)

„Primitiver Materialismus“ und „Unsinn“ seien solche Erklärungsversuche, kommentiert Lenin (S. 501, 502); und er erklärt das ganze Buch zum „Musterbeispiel einer maßlosen Vulgarisierung des Materialismus“. An die Stelle einer konkreten Analyse der Perioden, Formationen und Ideologien seien Phrasen von „Organisatoren“ und krampfhaft falsche Vergleiche getreten. Lenin schließt mit der Bemerkung: „Eine Karikatur auf den Materialismus in der *Geschichte*.

Und das ist schade, denn man spürt ein Streben zum Materialismus.“ (LW 38, S. 511)

Der Tradition der Hegelschen Dialektik folgend, überwindet die moderne materialistische Dialektik nicht nur die schematische Gegenüberstellung von Basis und Überbau, sondern auch den oft als antagonistisch betrachteten Widerspruch zwischen individueller Persönlichkeit und gesellschaftlichem System.

Dem Stellenwert der Persönlichkeit des einzelnen Individuums innerhalb des historischen Materialismus wende ich mich im folgenden Abschnitt zu.

5.3. Der Stellenwert der Persönlichkeitstheorie innerhalb des Marxismus

L. Sève stellt an den Beginn seiner Arbeit „Marxismus und Theorie der Persönlichkeit“ (1977) zunächst die gegen ökonomistische Marx-Interpretationen gerichtete, provokante Frage, ob denn innerhalb des marxistischen Lehrgebäudes für die Psychologie im allgemeinen und die Persönlichkeitstheorie im besonde-[201]ren überhaupt ein Platz vorhanden sei. Er zählt gleich mehrere Argumente auf, die üblicherweise gegen eine Integration der Persönlichkeitstheorie in den Marxismus ins Feld geführt würden:

Zunächst sei der Marxismus erklärtermaßen eine Wissenschaft von der Geschichte, mit dem „Prinzip“, daß nicht das Bewußtsein das gesellschaftliche Sein bestimme, sondern umgekehrt: das gesellschaftliche Sein bestimme das Bewußtsein.

Sei dann nicht, so fragt Sève, „die Untersuchung des objektiven Gesellschaftlichen – das heißt vor allem die Wissenschaft von den ökonomischen Verhältnissen – vorrangig, die ‚psychologische‘ Untersuchung der Subjektivitätsformen aber zweitrangig?“ (S. 11) Außerdem sei doch der Marxismus eine „politische Lehre“ und nach Lenin beginne die Politik ja bekanntlich erst da, wo sie die Massen in Millionenzahlen erreiche. Es müsse demnach gefragt werden, ob „dann nicht das Studium der Massen, die Gesamtheit der Gesellschaftswissenschaften, die Hauptsache, das ‚psychologische‘ Studium des Individuums aber Nebensache (ist).“

Könne man nicht auch generell sagen, daß für Theorie und Praxis des Marxismus die Persönlichkeitstheorie gar kein lebenswichtiges Element sei? Und sei nicht folglich die These richtig: „Ein Marxist braucht nicht erst die Psychologie, um klar zu sehen und richtig zu handeln.“? (S. 11)

Ähnlich wie Sève hatte auch Klaus Holzkamp auf dem ersten „Internationalen Kongreß Kritische Psychologie“ (1977) gegenüber Vorbehalten von marxistisch orientierten Kritikern zu der Zentralthematik „Kann es im Rahmen der marxistischen Theorie eine ‚Kritische Psychologie‘ geben?“ argumentiert. Von Seiten des West-Berliner „Projekts Klassenanalyse“ um J. Bischoff sei moniert worden, daß „es für eine eigenständige Individual- oder Subjektwissenschaft innerhalb des Wissenschaftlichen Sozialismus grundsätzlich keinen Platz (gebe), einerlei ob sie sich dann als ‚Marxistische Persönlichkeitstheorie‘, als ‚Kritische Psychologie‘ oder wie sonst näher bestimmt.“ (S. 319) Der wissenschaftliche Sozialismus sei in seiner Genese aus dem spezifisch-historischen Charakter der gesellschaftlichen Arbeit auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft ableitbar und definitorisch festgelegt. Sein Wesen sei repräsentiert in der von Marx in seinem „Kapital“ entwickelten Methodik der Kritik der Politischen Ökonomie des Kapitalismus. (Vergl. Bischoff 1973, S. 52 ff)

Holzkamp kritisiert an dieser Interpretation, sie sei einseitig, ökonomistisch und bestreite, daß eine selbständige Reflexion und Erforschung materialistischer Wissenschaft in ihrer gesellschaftlichen Subjektivität als Ursprung aktiver Bestimmung und bewußter Kontrolle des Denk- und Untersuchungsprozesses möglich sei. (S. 320)

[202] Eine vordergründig in scharfem Gegensatz zur Position des „Projekts Klassenanalyse“ stehende zweite Variante einer sich als marxistisch verstehenden Kritik an der Stellung des wissenschaftlichen Sozialismus zur Persönlichkeitsproblematik wurde in den siebziger Jahren von Seiten der sog. „Kritischen Theorie des Subjekts“ (Lorenzer, Dahmer, Horn, Leithäuser, u. a.) entwickelt. Zusammengefaßt lautet ihre Position: Der Wissenschaftliche Sozialismus ist in seiner von Marx entwickelten Spielart zur Erfassung der Subjektivität eigentlich strukturell unfähig. Der Marxismus muß erst noch durch eine besondere, außerhalb des Wissenschaftlichen Sozialismus angesiedelte „Subjektwissenschaft“ auf Basis der Psychoanalyse ergänzt werden.

Holzkamp weist nun darauf hin, daß trotz der Gegensätzlichkeit der beiden Argumentationen zwischen beiden Kritikmustern eine frappierende Übereinstimmung in der Substanz der Kritik besteht.

„Sowohl nach Auffassung des Projekts Klassenanalyse und verwandter Vorstellungen wie nach Auffassung der Kritischen Theorie des Subjekts ist die marxistische Theorie nur eine Theorie objektiver gesellschaftlicher Strukturen, aber in keinem Sinne eine Theorie zur Erfassung menschlicher Subjektivität als selbständiger Größe und kann demgemäß auch die Lebenstätigkeit und Subjektivität konkreter Individuen mit ihren eigenen Begriffen und Verfahren nicht erforschen: ob dann daraus die Konsequenz abgeleitet wird, die Erforschung der Subjektivität sei überhaupt unnötig und illegitim oder müsse in einem subjektwissenschaftlichen Ansatz außerhalb der marxistischen Theorie betrieben werden, ist demgegenüber zweitrangig.“ (S. 323)

Von dieser Kontroverse ausgehend, stellen sich m. E. zunächst zwei grundlegende konzeptionelle Fragen an die marxistische Theorie:

1) Welche Stellung nimmt tatsächlich das Problem des Individuums und der Persönlichkeit(stheorie) im Rahmen des wissenschaftlichen Sozialismus ein?

2) Was läßt sich hinsichtlich der Brauchbarkeit und Anwendungsmöglichkeit der für den Marxismus als Theorie konstitutiven Methodik des dialektischen Materialismus für die Persönlichkeitstheorie sagen?

Auf die erste Frage weiß bereits Sève eine verblüffend einfache Antwort zu geben. (Sève 1977, 17 f) Der Marxismus verlange geradezu eine Theorie der Persönlichkeit. Für Marx sei die sozialistische Revolution gerade deswegen eine historische Gewißheit gewesen, weil die Zuspitzung der charakteristischen Widersprüche der kapitalistischen Produktionsverhältnisse für die Ausgebeuteten in ihrer Existenz als Individuen unerträglich wird und weil die Proletarier, nach einem sehr bemerkenswerten Satz aus der „Deutschen Ideologie,“ „den Staat stürzen [müssen], um ihre Persönlichkeit durchzusetzen“. (MEW 3, S. 77)

Das Erfordernis einer marxistischen Persönlichkeitstheorie leitet Sève – wor-[203]auf auch Holzkamp (1977, S. 320) verweist – desweiteren aus dem Unterschied zwischen dem menschlichen Wesen als Gesamtheit der in den objektiven gesellschaftlichen Verhältnissen liegenden historisch gewordenen und bestimmten menschlichen Entwicklungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten und den konkreten Individuen ab.

Erst letztere realisieren das menschliche Wesen in einer bestimmten Position innerhalb des arbeitsteiligen Gesamts der gesellschaftlichen Verhältnisse, und zwar jeweils partiell. Hieraus ergibt sich die philosophische Fragestellung nach dem Verhältnis von Gattungswesen und Individuum, auf die der wissenschaftliche Sozialismus bereits in den Marxschen Frühschriften ausreichend klare Antworten gegeben hat. (Vergl. die folgenden Kapitel 6.1. und 8.3.)

Ich denke, daß Sève und Holzkamp zu Recht einer Fehldeutung der marxistischen Theorie und einer damit verknüpften Form der Legendenbildung entgegentreten. Ohne den Anspruch, an dieser Stelle ausführlich auf die Stellung der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus zu Fragen der Psychologie eingehen zu wollen, sei doch im folgenden auf einige zentrale Aussagen über die Bedeutung des Individuums und seiner Persönlichkeit in der marxistischen Theorie hingewiesen:

Auf die – in moderner Terminologie gesprochen – sozial-psychologische und anthropologische Dimension des politischen Kampfs für die Emanzipation des Proletariats als Klasse deuten bereits sehr frühe Aussagen von Marx hin, die er in seiner Arbeit „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung“ – publiziert in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ (1844) – formuliert hatte.

„Die Theorie ist fähig die Massen zu ergreifen, sobald sie *ad hominem* demonstriert, und sie demonstriert *ad hominem*, sobald sie radikal wird. Radikal sein ist die Sache an der Wurzel fassen. Die Wurzel für den Menschen aber ist der Mensch selbst. ... Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, daß der *Mensch das höchste Wesen für den Menschen* sei, also mit dem *kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen*, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.“ (MEW 1, S. 385)

Wenn hier das Verhältnis von Gattungswesen und Individuum auch noch unscharf bleibt, so wird doch sehr eindeutig, daß der emanzipatorische Anspruch des Marxismus nicht generell einer abstrakten „Menschheit“ verpflichtet ist, sondern auf die Lebensumstände des einzelnen konkreten Subjekts ausgerichtet ist. Nicht die Gattung in ihrer Gesamtheit, sondern nur das einzelne Subjekt kann sich in seiner individuellen Existenz als „geknechtet“, „verächtlich“, „erniedrigt“ oder „verlassen“ fühlen. Es geht hier nicht allein um die sozialen oder politischen Dimensionen des Daseins, sondern auch – oder auch gerade – um [204] seine psychischen. Dies kann nur das konkrete Subjekt empfinden, nicht das abstrakte Gattungswesen. Weil es Marx auch auf dieser frühen Stufe seiner Theoriebildung bereits um die Erfassung des realen Menschen in seiner konkreten Bedürftigkeit geht, überschreitet er auch schon bald die Grenzen des Feuerbachschen Materialismus, dessen Kenntnisnahme und selbständige Verarbeitung für ihn und F. Engels zu einer Schlüsselerfahrung ihrer theoretischen Entwicklung geworden war. Von den frühen Äußerungen Marx’ über die Bedeutung des Klassenkampfes zur sozialen und politischen Befreiung des konkreten Individuums als Voraussetzung seiner menschlichen Entwicklung zieht sich eine durchgängige Linie bis hin zu einer solchen Äußerung des alten Engels, die er in einem Brief vom April 1888 an die englische Schriftstellerin M. Harkness formulierte:

„Die rebellische Auflehnung der Arbeiterklasse gegen das Milieu der Unterdrückung, das sie umgibt, ihre Versuche – konvulsivisch, halbbewußt oder bewußt –, *ihren Status als menschliche Wesen* wiederzuerlangen, gehören zur Geschichte und müssen darum auf einen Platz im Bereich des Realismus Anspruch erheben.“ (MEW 37, S. 43) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Das Primat eines revolutionären, materialistischen Anthropologismus und Humanismus, das in der politischen Revolution des Proletariats die Voraussetzung für diejenige radikale soziale Umwälzung sieht, die perspektivisch „die *allgemein menschliche* Emanzipation“ (MEW 1, S. 388) verwirklichen soll, setzt nach Marx die Existenz einer sich selbst historisch bewußt gewordenen Klasse voraus, die gegen die Unerträglichkeit der ihr aufgebürdeten Existenz- und Daseinsweise rebelliert.

„Damit die *Revolution eines Volkes* und die *Emanzipation einer besondern Klasse* der bürgerlichen Gesellschaft zusammenfallen, damit *ein* Stand für den Stand der ganzen Gesellschaft gelte, dazu müssen umgekehrt alle Mängel der Gesellschaft in einer andern Klasse konzentriert, dazu muß ein bestimmter Stand der Stand des allgemeinen Anstoßes, die Inkorporation der allgemeinen Schranke sein, dazu muß eine besondre soziale Sphäre für das *notorische Verbrechen* der ganzen Sozietät gelten, so daß die Befreiung von dieser Sphäre als die allgemeine Selbstbefreiung erscheine. Damit *ein* Stand *par excellence* der Stand der Befreiung, dazu muß umgekehrt ein andrer Stand der offenbare Stand der Unterjochung sein.“ (MEW 1, S. 388)

Dieser „Stand“ ist für Marx das moderne Proletariat, die sich ihrer eigenen Klasseninteressen bewußt gewordene Arbeiterklasse. Außer diesen hier noch sehr allgemein umschriebenen objektiven politischen und sozialen Merkmalen sind es aber schließlich ganz entscheidend auch sozialpsychologische und bewußtseinsmäßige Prozesse, die laut Marx die Realisierung der emanzipatorischen Funktion einer Klasse ermöglichen bzw. blockieren.

[205] So fehlte im damaligen Deutschland nicht nur der unterdrückenden Klasse die „Konsequenz, die Schärfe, der Mut, die Rücksichtslosigkeit, die sie zum negativen Repräsentanten der Gesellschaft“ stempeln könnte.

„Es fehlt ebensosehr jedem Stande jene Breite der Seele, die sich mit der Volksseele, wenn auch nur momentan, identifiziert, jene Genialität, welche die materielle Gewalt zur politischen Gewalt begeistert, jene revolutionäre Kühnheit, welche dem Gegner die trotzige Parole zuschleudert: *Ich bin nichts, und ich müßte alles sein*. Den Hauptstock deutscher Moral und Ehrlichkeit, nicht nur der Individuen, sondern auch der Klassen, bildet vielmehr jener *bescheidene Egoismus*, welcher seine Beschränktheit geltend macht und gegen sich geltend machen läßt.“ (MEW 1, S. 389)

Wenn Marx die Selbstbefreiung und „Emanzipation der *Deutschen* zu *Menschen*“ (MEW 1, S. 391) an die Rolle eines „*Emanzipators*“ (MEW 1, S. 390), nämlich des gerade im Entstehen befindlichen Proletariats, bindet, so deshalb, weil in dem Prozeß der Formierung des Proletariats von der „Klasse an sich“ zur „Klasse für sich“ auch ein neuer Menschen- und Persönlichkeitstypus entsteht. Marx’ kategorischer Imperativ einer humanen Gesellschaft, die sowohl auf die Befreiung des einzelnen Individuums als auch die Befreiung der unterdrückten Klasse als ganzer abhebt, wird in der von Marx und Engels formulierten ersten kommunistischen Parteiprogrammatik, dem „Kommunistischen Manifest“, erneut hervorgehoben. Dort heißt es:

„Wenn das Proletariat im Kampfe gegen die Bourgeoisie sich notwendig zur Klasse vereint, durch eine Revolution sich zur herrschenden Klasse macht und als herrschende Klasse gewaltsam die alten Produktionsverhältnisse aufhebt, so hebt es mit diesen Produktionsverhältnissen die Existenzbedingungen des Klassengegensatzes, die Klassen überhaupt, und damit seine eigene Herrschaft als Klasse auf.

An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.“ (MEW 4, S. 482)

Die Beziehung zwischen Klasse und Klassenindividuum wird hier als ontische Einheit verstanden. Die Klasse erhebt sich nicht über die einzelnen Individuen; diese werden nicht zu anonymen „Rädchen“, die lediglich mechanisch einen „historischen Auftrag“ zu erfüllen haben. Nicht die Befreiung der Klasse ist das überragende Leitmotiv, dem sich alles andere unterzuordnen hätte, sondern umgekehrt: die Befreiung des Individuums ist das historische Ziel; und um dieses erreichen zu können, ist die politische und soziale Emanzipation der gesamten Klasse die Bedingung. Sie ist das Mittel für die Erreichung des Zwecks: die „freie Entwicklung aller.“

[206] W. I. Lenin setzt in einer seiner wichtigsten frühen Arbeiten, „Was tun?“ (1903) an solchen Gedanken an, wenn er in der Kontroverse mit der „ökonomistischen“ Richtung in der russischen Sozialdemokratie die Funktion der politischen Organisation als einer bewußtseinsbildenden Kraft herausstellt. Sie werde quasi auch zu einer Charakterschule für die der Organisation angehörenden Individuen. Lenin vergleicht später auch folgerichtig die marxistische Partei mit einer Schule, in der es fortgeschrittene und weniger fortgeschrittene „Schüler“ gibt, die deshalb auch politisch differenziert

angesprochen werden müßten. Was Marx als Leitlinie für das Studium der Ökonomie formulierte: das Prinzip der Empirie und des Realismus in Verbindung zu setzen mit dem Entwicklungs- und Totalitätsprinzip hatte Lenin sehr früh auch in Bezug auf die Analyse psychischer Vorgänge postuliert. Bereits in einer seiner ersten Arbeiten aus dem Jahre 1895 forderte er:

„Der Metaphysiker in der Psychologie räsonierte darüber, was die Seele ist. Schon das Verfahren an sich war hier absurd. Es geht nicht an, über die Seele zu räsonieren, ohne die psychischen Prozesse im einzelnen geklärt zu haben: der Fortschritt muß hier gerade darin bestehen, daß man die allgemeinen Theorien und philosophischen Konstruktionen über die Seele aufgibt und es versteht, die Untersuchung der diese oder jene psychischen Prozesse kennzeichnenden Tatsachen auf den Boden der Wissenschaft zu stellen.“ (LW 1, S. 135)

Lenin grenzt sich auch gegen ein mechanistisches Geschichtsverständnis ab, wonach das einzelne Individuum lediglich zum „Vollstrecker“ geschichtsträchtiger Prozesse wird. Er verbindet die allgemeine Idee eines geschichtlichen Determinismus eng mit dem Wirken der einzelnen historischen Subjekte.

Er „verwirft keineswegs die Vernunft, das Gewissen des Menschen oder eine Bewertung seines Handelns. Ganz im Gegenteil, nur die deterministische Auffassung gestattet eine strenge und richtige Bewertung und schließt aus, daß alles mögliche auf den freien Willen abgewälzt wird. Desgleichen schmälert die Idee der historische Notwendigkeit auch die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte nicht im mindesten: alle Geschichte stellt sich gerade als die Gesamtheit der Handlungen von Personen dar, die zweifellos Handelnde sind.“ (LW 1, S. 152) Der „materialistische Soziologe“, so Lenin in einer weiteren Arbeit dieser Frühperiode, „der bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse der Menschen zum Gegenstand seiner Untersuchung macht, erforscht damit auch die realen *Persönlichkeiten*, aus deren Handlungen diese Verhältnisse ja hervorgehen.“ (LW 1, S. 419)

Diese frühen Postulate Lenins an einen materialistischen Persönlichkeitsbegriff blieben eng mit der Entwicklung seiner generellen philosophischen Vor-[207]stellungen in seinen späteren Arbeiten verknüpft. In Lenins Konspekt (1915) zu Lasalles Buch „Die Philosophie Heraklaitos des Dunklen von Ephesos“ findet sich beispielsweise ein bemerkenswertes Tableau zur Entwicklung der Philosophie.

Darin skizziert Lenin nicht allein die Struktur der Philosophie, sondern er sagt eindeutig, daß nicht nur die Psychologie als Ganzes sondern auch speziell wichtige Teilgebiete: Entwicklungspsychologie („Geschichte der geistigen Entwicklung des Kindes“), Vergleichende Psychologie bzw. Anthropologie („Geschichte der geistigen Entwicklung der Tiere) und die Physiologie der Sinnesorgane zu den „Wissensgebiete(n)“ zählen „aus denen sich Erkenntnistheorie und Dialektik aufbauen sollen.“ (LW 38, S. 335)

Die Psychologie zählt demnach nicht nur nicht zu einem dem Marxismus eher fremdartigen und fernen Thema, sondern sie wird explizit als wichtiger Bestandteil der Erkenntnistheorie und der Dialektik eingestuft. Das gilt nicht nur für die Psychologie im allgemeinen, sondern ausdrücklich für die Persönlichkeitstheorie im besonderen.

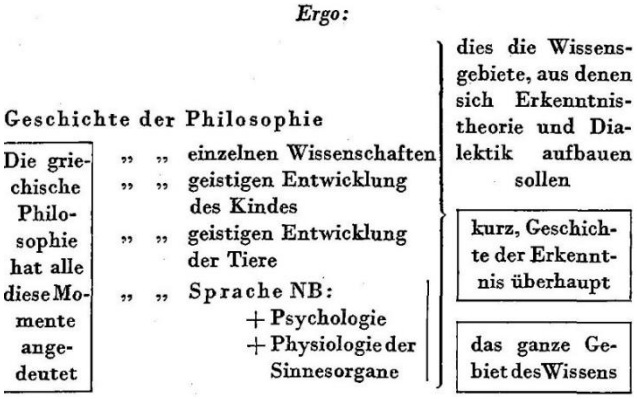


Abbildung 9: Lenins Tableau zur Entwicklung der Philosophie. Aus: Lenin Werke 38, S. 335.

[208] Auch die sowjetischen Psychologen L. Wygotski und A. N. Leontjew sahen das Verknüpfungsproblem, die Verbindung zwischen Marxismus und Psychologie bzw. Persönlichkeitstheorie im „Leninschen Sinne“, als eine noch ungelöste Aufgabenstellung an. Wygotski hat die „Verknüpfung“ zwischen Marxismus und Psychologie im Disput mit seinem Kollegen A. R. Lurija exemplarisch am Beispiel der Beziehung zwischen Psychoanalyse auf der einen und der Reflexologie auf der anderen Seite mit dem Marxismus untersucht.

Dabei spöttelte er zunächst einmal über „materialistische“ Psychologen, die sich dieses komplizierte Thema zu einfach gemacht und die Psychoanalyse einfach dem marxistischen System zugeordnet hatten.

„Für sie gibt es die empirische, vom metaphysischen Idealismus durchdrungene Psychologie – das ist etwas Überlebtes – und die wahre Methodologie der Epoche, die dem Marxismus entspricht. Alles was nicht das erste ist, ist damit bereits das zweite, da es kein drittes gibt. Die Psychoanalyse ist in vieler Hinsicht der empirischen Psychologie entgegengesetzt. Das allein genügt schon, sie als marxistisches System zu betrachten. Für diese Psychologen ist die Krise identisch mit dem Kampf, den sie führen. Sie haben Verbündete und Feinde, andere Unterschiede gibt es nicht.“ (Wygotski, 1985, S. 176 f)

Wygotski forderte von sich und den zeitgenössischen marxistischen Psychologen die Entwicklung einer „wissenschaftlichen“ (nicht einer „marxistischen“) Psychologie, die in dem Maße, in dem sie „wahr und wissenschaftlich“ wird, auch „marxistisch“ werde. „Und gerade daran, sie in eine wahre zu verwandeln, nicht jedoch daran, sie mit der Theorie von Marx in Übereinstimmung zu bringen, werden wir arbeiten.“ (Wygotski 1985, 274) Das mag zunächst etwas mißverständlich erscheinen, ist es aber bei näherer Betrachtung nicht. Es geht im Grunde um die Beziehung zwischen einem theoretischen und philosophischen Gesamtsystem – hier dem Marxismus (als dialektischem und historischem Materialismus) – und einer oder mehrerer Einzelwissenschaften (z. B. der Psychologie, der Psychoanalyse, der Physiologie, Ethologie, Biologie etc.). Wygotski unterscheidet sehr klar die allgemeine Theorie des Marxismus von der Teilwissenschaft Psychologie. Der Marxismus ist das Allgemeine, die Teil- und Einzelwissenschaft Psychologie das Besondere.

Die „Anwendung“ des Marxismus, d. h. der Wissenschaft des dialektischen und historischen Materialismus, wird von Wygotski für materialistische, d. h. in seinem Sinne „wissenschaftlich“ arbeitende, Psychologen als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt. „Wenden wir den Marxismus in unserem Tun an, und gedulden wir uns mit den Worten.“ (S. 272) In dem Maße, in dem dialektische und materialistische Gesetze und Methodologie erkenntnisleitend und -stiftend werden, in dem Maße wird die Psychologie zur Wissenschaft. Und hier, auf der [209] metatheoretischen Ebene der Wissenschaftlichkeit besteht eine methodologische und inhaltliche allgemeine Übereinstimmung zwischen der Wissenschaft Psychologie als Einzelwissenschaft und dem Marxismus als allgemeiner Wissenschaft von Natur, Mensch, Geschichte und Gesellschaft.

Was aber bedeutete nach Wygotski, die Aufforderung den Marxismus „anzuwenden“? Ist dies überhaupt unmittelbar möglich? Die Analyse der Krise und der Struktur der Psychologie, so Wygotski, beweise, daß kein philosophisches System die Psychologie unmittelbar, ohne Methodologie, ohne eine allgemeine Wissenschaft beherrschen könne. Die unmittelbare Anwendung der Theorie des dialektischen Materialismus auf die Fragen der Naturwissenschaft, insbesondere auf die biologischen Wissenschaften oder auf die Psychologie, sei nicht möglich, wie es nicht möglich sei, sie unmittelbar auf die Geschichte und die Soziologie anzuwenden.

„Bei uns glaubt man, das Problem ‚Psychologie und Marxismus‘ liefe einfach darauf hinaus, daß eine dem Marxismus entsprechende Psychologie geschaffen werden muß. Tatsächlich aber ist das viel komplizierter. Ebenso wie die Geschichte benötigt die Soziologie eine vermittelnde besondere Theorie des historischen Materialismus, die herausarbeitet, welche konkrete Bedeutung die abstrakten Gesetze des dialektischen Materialismus für die jeweilige Gruppe von Erscheinungen haben. Genauso benötigt wird die noch nicht geschaffene aber unerläßliche Theorie des *biologischen Materialismus und des psychologischen Materialismus* als vermittelnde Wissenschaft, die klärt, wie die abstrakten

Leitsätze des dialektischen Materialismus auf ein bestimmtes Gebiet von Erscheinungen konkret anzuwenden sind.“(Wygotski 1985, S. 251 f) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Um diese vermittelnden Theorie des „Psychologischen Materialismus“ mit einer ihm angemessenen Methodologie zu schaffen, brauche man, ähnlich wie in der politischen Ökonomie, die Entwicklung entsprechender Kategorien und Begriffe, wie sie analog durch das „Kapital“ von Marx geschaffen worden waren.

„Die Psychologie braucht ihr ‚Kapital‘, ihre Begriffe der Klasse, der Basis, des Werts usw., in denen sie ihren Gegenstand zum Ausdruck bringen, beschreiben und untersuchen kann.“ (Wygotski 1985, S. 252)

Wygotski wirft damit zwei sehr unterschiedliche Fragen auf, beantwortet sie allerdings aus meiner Sicht nicht stringent, sondern widerspricht sich meines Erachtens:

1) Einerseits verwahrt er sich gegen die Vermischung von Marxismus und Psychologie, speziell der Psychoanalyse mit dem richtigen Argument, das man das Allgemeine nicht mit dem Besonderen gleichsetzen könne. Es gehe um unterschiedliche inhaltliche Qualitäten, die nicht vermischt werden dürften. [210]

2) Gleichzeitig verengt Wygotski aber den Marxismus m. E. so sehr auf ein abstraktes philosophisches Kategorialsystem, mit einem derartigen Grad von Allgemeinheit, daß er anscheinend für Wygotski fast nur noch eine Methodologie darstellt.

Der Marxismus würde damit aber tendenziell nur auf eines seiner Bestandteile, auf die Methode und Erkenntnistheorie des dialektischen Materialismus, reduziert. Das m. E. richtige Postulat, keine falsche „Vermischung“ zuzulassen, würde nur schwer verifizierbar sein, weil die inhaltlichen Kriterien so ausgedünnt werden. In einer redaktionellen Anmerkung der russischen Redaktion zur deutschsprachigen Ausgabe der zweibändigen „Ausgewählten Schriften“ findet sich daher folgende Bemerkung: „In seiner Polemik gegen die Wissenschaftler, die an den Aufbau einer marxistischen Psychologie vulgarisierend herangingen, hebt Wygotski die Rolle der Methodologie hervor, erläutert jedoch nicht die theoretisch-weltanschauliche Bedeutung der marxistischen Thesen über die Natur des Psychischen.“ (a. a. O., S. 254)

Ähnliches scheint auch A. N. Leontjew in seiner Einleitung zu den „Ausgewählten Schriften“ zu empfinden, in der er das Werk Wygotskis historisch würdigt. Er charakterisiert daher eigentlich deutlicher als Wygotski selbst die Stellung einer materialistischen „neuen Psychologie“ zum Marxismus als eine Verbindung zwischen „philosophischem Fundament“ und darauf aufbauender Einzelwissenschaft.

„Die Psychologie ist selbstverständlich eine konkrete Wissenschaft, sagte er (gemeint ist Wygotski). Jede psychologische Theorie hat ein philosophisches Fundament, das in der einen Theorie ganz deutlich, in der anderen nicht so klar zutage tritt. In jedem Fall aber wird die Theorie von ihrem philosophischen Fundament determiniert. Es ist folglich unmöglich, vorliegende Ergebnisse der Psychologie so, wie sie sind, einfach zu übernehmen und mit Leitsätzen des dialektischen Materialismus zu verknüpfen, ohne das Fundament der Psychologie verändert zu haben. Die marxistische Psychologie gilt es ja aufzubauen, also muß man mit ihrem philosophischen Fundament beginnen.“ (a. a. O., S. 201)

Leontjew unterstreicht dann auch die Wichtigkeit der von Wygotski gewählten Parallele zur von Marx im „Kapital“ geleisteten Verbindung zwischen Entwicklung und Anwendung des dialektisch-materialistischen Kategorialsystems und konkret historischer Realanalyse des Kapitalismus als Modell für die Aufgaben vor den Marxisten bei der Erarbeitung einer „neuen“ Psychologie stünden.

„Hier wird gezeigt, wie sich auf der Basis der allgemeinen Grundsätze des dialektischen Materialismus die Methodologie einer konkreten Wissenschaft erarbeiten läßt. Erst wenn die Wissenschaft eine methodologische Grundlage hat, kann zur Analyse konkreter Fakten geschritten werden, die von Forschern unter-[211]schiedlicher theoretischer Richtungen ermittelt wurden. Dann ist es möglich, diese Fakten organisch zu assimilieren, ihnen nicht blind hinterherzulaufen, nicht ihr Gefangener zu

werden, die Theorie nicht zu einem Konglomerat verschiedenen Methoden, Fakten und Hypothesen werden zu lassen.“ (a. a. O., S. 21)

Diese alte Diskussion weist verschiedene Parallelen zur innermarxistischen Debatte in den 70er und 80er Jahren auf, die hier nicht im einzeln darzustellen ist. Ich muß mich mit nur zwei Hinweisen begnügen:

1. Meines Erachtens liegt Steigerwalds Bestimmung der Beziehung zwischen Marxismus und Psychoanalyse ganz auf der Linie Leontjews (und auch Wygotskis), wenn er resümierend feststellt:

„Fragen wir also, womit sich der Marxismus befaßt und ob die Psychoanalyse dazugehört.

Der Marxismus enthält drei Bestandteile: den dialektischen Materialismus als eine Philosophie, die politische Ökonomie des Kapitalismus und des Sozialismus-Kommunismus, schließlich die politische Theorie, den wissenschaftliche Sozialismus.

Als Marxismus muß der Marxismus einerseits offen für jede neue Erkenntnis sein, die diesen Gegenstand betrifft, zwar nicht im Sinne einer einfachen Übernahme und Bejahung solcher Erkenntnis, sondern ihrer Verarbeitung in der Form philosophischer Verallgemeinerung.

Die Psychologie ist eine eigene Wissenschaft. Sie kann darum zunächst ebensowenig Bestandteil des Marxismus sein, wie etwa die Physik, die Biologie, die Mathematik. Soweit die Psychologie objektive Gesetze des Widerspiegelungsvorgangs in unserem Bewußtsein aufdeckt, berührt sie Bereiche der Erkenntnistheorie.“ (Steigerwald 1980, 144)

Meines Erachtens stimmt diese Definition Steigerwalds mit der Bestimmung Wygotskis und dessen Kritik an zeitgenössischen vulgärmarxistischen Überlegungen zu einer „marxistischen“ Physik, Geschichte, Biologie etc. überein. Sie steht auch nicht im Widerspruch zu Lenins „Tableau“, in dem die Psychologie als Teil der „Wissensgebiete“ definiert wurde, aus denen sich „Erkenntnistheorie und Dialektik aufbauen sollen“. Psychologie und andere Einzel- und Spezialwissenschaften liefern wissenschaftliche Erkenntnisse, entwickeln Forschungsmethoden und Methodologien, die unverzichtbar zum Verständnis der materiellen Natur und der geistig-sinnlich-emotionalen Prozesse ihrer Verarbeitung und der daraus resultierenden menschlichen Verhaltensweisen und Reaktionen sind. Sie ermöglichen damit erst die die Aufdeckung der Gesetze der objektiven „Dialektik der Natur“. Insofern haben sie durchaus einen – allerdings absolut unverzichtbaren – „instrumentellen Charakter“ im Rahmen des philosophischen Gesamtsystems des dialektisch-materialistischen Monismus. Nur so wird der alte, auf Spekulationen [212] aufbauende idealistische Monismus überwunden und die Philosophie zu einer Wissenschaft im Sinne des Wissenschaftlichen Sozialismus und Marxismus.

So kann die Psychologie oder auch die Teildisziplin Psychoanalyse wie alle anderen Wissenschaften, um in dem von Leontjew gewählten Bilde des „Fundaments“ zu bleiben, „Bausteine“ zum „Gesamtgebäude“ der materialistischen Erkenntnistheorie und Dialektik liefern.

2. Daß die alte von Wygotski geführte Diskussion bis in unsere Zeit aktuell geblieben ist, zeigt sich auch daran, daß auch L. Sève in „Marxismus und Theorie der Persönlichkeit“ von der gleichen Aufgabenstellung ausgeht, wie sie von Lenin, Wygotski und Leontjew thematisiert wurde. Allerdings ohne direkte Bezugnahme auf das Leninsche „Tableau der Philosophie“ forderte nämlich auch Sève, daß Psychologie der Persönlichkeit, historischer Materialismus und wissenschaftlicher Sozialismus miteinander verknüpft werden müssen. Es müsse aber „festgestellt werden, daß die marxistische Theorie dieser Verknüpfung noch nicht klar und überzeugend ausgearbeitet ist. Diese Frage, genauer gesagt dieser Fragenkomplex, nimmt heute in der Forschung des Marxismus und der Wissenschaften vom Menschen eine geradezu strategische Position ein.“ (Sève 1977, S. 17 f)

Mit seiner Forderung nach „Verknüpfung“ von Psychologie, Soziologie und historischem Materialismus wirft Sève (unausgesprochen) zwei methodologische Grundprobleme auf.

a) Bedeutet die Forderung nach „Verknüpfung“ nicht eigentlich, daß es sich um den Prozeß eines nur additiven (äußerlichen) Verbindens von Teilerkenntnissen aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen

handelt, der historische Materialismus aus sich heraus demnach keine „Theorie des Menschen“ hervorbringen kann?

b) Kann die Dialektik den methodischen Unterbau einer solchen marxistischen Persönlichkeitstheorie überhaupt darstellen? Bedarf es nicht eines neuen erweiterten Verständnisses von „Dialektik“?

Ich werde mich im nächsten Kapitel zunächst der letzten Frage zuwenden. Dabei soll untersucht werden, wie sich in der innermarxistischen Debatte der letzten Jahre ein Verständnis von Dialektik als eines umfassenden Konzepts einer „Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang“ herausgebildet hat. Danach wird es um die Frage ihrer spezifischen Anwendung auf die Persönlichkeitskonzeption gehen. [213]

5.4. Materialistische Dialektik als Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang

Die Entwicklung einer marxistischen Persönlichkeitskonzeption ist nicht zu trennen von der Ausarbeitung der materialistischen Dialektik als einer Wissenschaftstheorie, Forschungsmethode und -methodologie. Im folgenden sollen deshalb zunächst die wesentlichsten Aspekte dieser Konzeption behandelt werden.

Marx selbst hat im Nachwort zur zweiten Ausgabe des „Kapital“ seine wissenschaftliche Vorgehensweise einerseits in die Tradition der Hegelschen Dialektik gestellt und andererseits zugleich den großen qualitativen Unterschied zu ihr klar definiert. Seine Forderung lautete, daß die Forschung sich den Stoff im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren inneres Band aufzuspüren habe.

„Erst nachdem diese Arbeit vollbracht sei, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffs ideell wider, so mag es aussehn, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun.“ (Vergl. MEW 23, S. 27)

Die Integration von materialistischer und dialektischer Vorgehensweise ist nach Marx’ Worten die differentia specifica, die seinen wissenschaftlichen Ansatz von der Hegelschen Philosophie unterscheidet.

„Meine dialektische Methode ist der Grundlage nach von der Hegelschen nicht nur verschieden, sondern ihr direktes Gegenteil. Für Hegel ist der Denkprozeß, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subjekt verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts andres als das im Menschenkopfs umgesetzte und übersetzte Materielle. ... Sie steht bei ihm auf dem Kopf. Man muß sie umstülpen, um den rationellen Kern in der mystischen Hülle zu entdecken.“ (MEW 23, S. 27)

Damit griff Marx auf methodologische Überlegungen zurück, die er 1857 in der Einleitung zu seiner (damals nicht veröffentlichten) großen Arbeit „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“ entwickelte und in welcher er ebenfalls die Hegelsche Dialektik substantiell kritisiert hatte.

„Das Konkrete ist konkret, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen ist, also Einheit des Mannigfaltigen. Im Denken erscheint es daher als Prozeß der Zusammenfassung, als Resultat, nicht als Ausgangspunkt, obgleich es der wirkliche Ausgangspunkt der Anschauung und Vorstellung ist. Im ersten Weg wurde die volle Vorstellung zu abstrakter Bestimmung verflüchtigt; im zweiten führen die abstrakten Bestimmungen zur Reproduktion des Konkreten im Weg des Denkens. Hegel geriet daher auf die Illusion das Reale als Resultat [214] des in sich zusammenfassenden, in sich vertiefenden und aus sich selbst sich bewegenden Denkens zu fassen, während die Methode vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen, nur die Art für das Denken ist, sich das Konkrete anzueignen, es als ein geistig Konkretes zu reproduzieren. Keineswegs aber der Entstehungsprozeß des Konkreten selbst.“ (MEW 42, S. 35)[13]

[13] Die materialistische Dialektik ist seither immer wieder Gegenstand oftmals sehr spekulativer Interpretationen gewesen. Holz (1986) erinnert in diesem Zusammenhang an das Auftreten des Wissenschaftstheoretikers M. Bunge 1973 auf dem XV. Weltkongreß für Philosophie in Varna, der „a critical examination of dialectics“ vorzunehmen gedachte, dabei aber

Auch L. Sève setzt sich in seiner Studie „Über die materialistische Dialektik“ (1976) mit dem Mythos auseinander, der mit dem Terminus „materialistische Dialektik“ verbunden ist, der „darin besteht, daß man sie als eine Naturmetaphysik, einen politischen Mythos oder eine sophistische Logik hinstellt ...“ (S. 12) Sève erinnert dabei an die Marxsche Beurteilung der Hegelschen Dialektik, wonach das besondere Verdienst Hegels darin bestanden habe, daß er als erster die gesamte Wirklichkeit als Prozeß gesehen und als erster diese Bewegung in ihrer Gesamtheit skizziert hätte. Hegel hatte diese Gesamtbewegung jedoch idealistisch, spekulativ geschildert. Seine Dialektik enthielt jedoch einen wissenschaftlichen, objektiven Kern.

Darauf verweist neben Sève u.a. auch H. H. Holz; er vertritt in zahlreichen Publikationen die Auffassung, daß das „Umstülpen“ der Hegelschen Dialektik nicht bedeutet, daß die idealistische Dialektik in der Form des Hegelschen Systems einfach verworfen wird, sondern in ihrer Struktur insofern erhalten bleibt, als sie in einem spiegelbildlichen Verkehrungsverhältnis zur materiellen Wirklichkeit steht und quasi durch Spiegelung der Spiegelung wieder auf ihren materiellen Gehalt zurückgeführt werden kann. Schon Feuerbach und nach ihm der junge Marx hatten diese Spiegelverkehrung als Vertauschung von Subjekt und Prädikat im Verhältnis von Begriff und Gegenstand charakterisiert. Und auch Lenin vollzog bei seiner Rezeption der Hegelschen ‚Logik‘ („Philosophische Hefte“ in LW Band 38) an mehreren zentralen Stellen die Umkehrung zur materialistischen Lesart. Dieser Umkehrungsprozeß setzt jedoch voraus, daß Begriffe realistisch als „Widerspiegelung der von ihnen repräsentierten Gegenstände und Verhältnisse aufgefaßt werden und nicht nominalistisch-konventionalistisch als willkürliche Setzungen oder aprioristisch als formbestimmt durch die Verfassung des Verstandes.“ (Holz 1990, S. 555)

[215] Die Funktion der materialistischen Dialektik für den wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß ist selbst dialektischer Natur. Sie reicht über den Bereich der Einzelwissenschaften hinaus und soll als logisches Kategorialsystem und Forschungsmethode auf der Ebene der Metatheorie, theoretische und empirische Resultate von Einzeldisziplinen in einen wissenschaftlichen Gesamtzusammenhang integrieren. Darüber hinaus ist die Dialektik jedoch keineswegs nur als Wissenschaftsmethodologie oder als Forschungsmethodik zu begreifen. Materialistische Dialektik im Sinne von Marx, Engels, Lenin und anderer marxistischer Theoretiker ist eine Einheit von Erkenntnismethode/Denkweise und der „diese Methode entsprechende und sie legitimierende Realverfassung der Wirklichkeit.“ (Holz 1990, S. 547) Sie ist mit anderen Worten eine Verknüpfung von „subjektiver“ (i. e. Wissenschafts- und Denkmethodik) und „objektiver Dialektik“ (i. e. reale Dialektik in den Gesellschafts- und Naturprozessen). Oder – um mit Engels zu sprechen:

„Die Dialektik, die sog. *objektive*, herrscht in der ganzen Natur, und die sog. subjektive Dialektik, das dialektische Denken, ist nur ein Reflex der in der Natur sich überall geltend machenden Bewegung in Gegensätzen, die durch ihren fortwährenden Widerstreit und ihr schließliches Aufgehen ineinander, resp. in höhere Formen, eben das Leben der Natur bedingen.“ (MEW 20, S. 481)

Die so verstandene Dialektik als „Wissenschaft des Gesamtzusammenhangs“, wie F. Engels in der Skizze des Plans seiner Arbeit „Dialektik der Natur“ (MEW 20, 307) sagt, ist charakterisiert durch folgende Hauptgesetze: „Umschlag von Quantität und Qualität – Gegenseitiges Durchdringen der polaren Gegensätze und Ineinander-Umschlagen, wenn auf die Spitze getrieben – Entwicklung durch den Widerspruch oder Negation der Negation – Spirale Form der Entwicklung.“ (MEW 20, S. 307)[14]

Diese Kurzcharakteristik bedarf jedoch einer weiteren kategorialen Entfaltung, die hier nicht im einzelnen erbracht werden soll und kann. Es sei jedoch die Komplexität und Differenziertheit der Dialektik mit einem Hinweis auf den Konspekt Lenins über Hegels „Wissenschaft der Logik“ angedeutet. (LW 38, S. 212 ff)

---

ein so „hervorstechendes Zeugnis für Mißverständnisse über die Dialektik“ (Holz, S. 11) abgab, daß es sich geradezu angeboten habe, diese Mißinterpretation als Ausgangspunkt für eine eigene Darstellung der enzyklopädischen Aspekte der Dialektik zu wählen.

[14] Diese Kurzcharakteristik faßt die zentralen Merkmale der Dialektik Hegels zusammen.

Darin führt Lenin insgesamt 16 „Elemente“ der Dialektik – von „1) Objektivität der Betrachtung“ über „7) Vereinigung von Analyse und Synthese“ bis „16 Übergang der Quantität in die Qualität und vice versa“ auf (14) und gibt seinerseits folgende Kurzdefinition der Dialektik: „Die Dialektik kann kurz als die [216] Lehre von der Einheit der Gegensätze bestimmt werden. Damit wird der Kern der Dialektik erfaßt sein, aber das muß erläutert und weiterentwickelt werden.“ (LW 38, S. 214; 212-214)

Dieser Versuch einer Systematisierung der Gesetze der Dialektik durch Lenin, die sich an der Übersetzung Hegels in ein materialistisches Dialektikverständnis orientiert, läßt nach Holz folgende Struktur erkennen:

1. Gruppe der methodologischen Aspekte (Punkte 1, 7 und 10-12).

II. Gruppe der Aspekte der Totalität (Punkte 2 und 8).

III. Gruppe der Aspekte der Entwicklung (Bewegung) (Punkte 3 und 13-16)

IV. Gruppe der Aspekte von Widerspruch und Übergang (Punkte 4-6 und 9).

Holz erkennt einen inneren Zusammenhang zwischen den Gruppen II und IV. 2 („2. die ganze Totalität der mannigfaltigen *Beziehungen* dieses Dinges zu den anderen“) und IV. 8 („8. die Beziehungen jedes Dinges (jeder Erscheinung, etc.) sind nicht nur mannigfaltig, sondern allgemein, universell. Jedes Ding (Erscheinung, Prozeß, etc.) ist mit *jedem* verbunden“) bilden nach Holz die ontologische Grundlage des Gesamtzusammenhangs.(LW 38, S. 213)

Die Welt stellt sich dar als Einheit des Mannigfaltigen; das Einzelne wird begründet im Ganzen und durch das Ganze. Damit definiert Lenin, ähnlich wie vor ihm Engels in seiner „Dialektik der Natur“, eine Arbeit, die Lenin noch nicht kennen konnte, weil sie erst 1925 erstmals veröffentlicht wurde – die Dialektik ebenfalls im Sinne einer „Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang“. An einer anderen Stelle seines „Konspekts zu Hegels ‚Wissenschaft der Logik‘“ wird Lenins Verständnis von der Dialektik als einer Systemkonstruktion ganz besonders betont. Es heißt dort:

„Hegel stellt zwei Grundforderungen:

1) ‚Die Notwendigkeit des Zusammenhangs‘ und

2) ‚die immanente Entstehung der Unterschiede‘.

Sehr wichtig! Das bedeutet meines Erachtens folgendes:

1) *Notwendiger* Zusammenhang, objektiver Zusammenhang aller Seiten, Kräfte, Tendenzen, etc. des gegebenen Gebiets der Erscheinungen;

2) ‚immanente *Entstehung* der Unterschiede‘ – die innere objektive Logik der Evolution und des Kampfes der Unterschiede, der Polarität.“ (LW 38, S. 89)[15]

---

[15] Die 16 Elemente der Dialektik heißen nach Lenin im Wortlaut vollständig:
„1) die *Objektivität* der Betrachtung (nicht Beispiel, nicht Abschweifungen, sondern das Ding an sich selbst).
2) die ganze Totalität der mannigfaltigen *Beziehungen* dieses Dinges zu den anderen.
3) die *Entwicklung* dieses Dinges (resp. der Erscheinung), seine eigene Bewegung, sein eigenes Leben. [217]
4) die innerlich widersprechenden *Tendenzen* (und # Seiten) in diesem Ding.
5) das Ding (die Erscheinung etc.) als Summe *und Einheit der Gegensätze*.
6) *Kampf* resp. Entfaltung dieser Gegensätze, der widersprechenden Bestrebungen etc.
7) Vereinigung von Analyse und Synthese – das Zerlegen in einzelne Teile und die Gesamtheit, die Summierung dieser Teile.
8) die Beziehung jedes Dinges (jeder Erscheinung etc.) sind nicht nur mannigfaltig, sondern allgemein, universell. Jedes Ding (Erscheinung, Prozeß etc.) ist mit *jedem* verbunden.
9) nicht nur Einheit der Gegensätze sondern *Übergänge jeder* Bestimmung, Qualität,
Eigenheit, Seite, Eigenschaft in *jede* andere [in ihren Gegensatz?].
10) unendlicher Prozeß der Erschließung *neuer* Seiten, Beziehungen etc.
11) unendlicher Prozeß der Vertiefung der Erkenntnis des Dinges, der Erscheinungen, Prozesse usw. durch den Menschen, von den Erscheinungen zum Wesen und vom weniger tiefen zum tieferen Wesen.

[217] Auch Metscher (1988) betont, daß der dialektische Materialismus einen „enzyklopädisch-kritischen“ Impetus hat, was „den weitestmöglichen Einbezug von Ergebnissen einzelwissenschaftlicher Forschungen auf allen Ebenen der Theoriebildung“ (S. 98) beinhaltet. „Zum dialektischen Materialismus gehört untrennbar die Idee des Denkens des Ganzen. Ein solches Denken des Ganzen ist heute nur noch als Denken des Ganzen des Wissens[16] möglich – wenn überhaupt ein solches Denken noch möglich ist.“ (S. 99)

Die Frage nach dem enzyklopädischen Anspruch der materialistischen Dialektik bildete in den späten achtziger Jahren auch den Hintergrund des unter Marxisten strittigen Diskurses über verschiedene Projekte einer marxistischen „Enzyklopädie“ der Philosophie und Geisteswissenschaften. Nur vordergründig war diese Kontroverse eine für Außenstehende scholastisch anmutende Debatte über den Sinn und die Struktur einer lexikalischen Wiedergabe des Marxismus. [218] In Wirklichkeit reflektierte sich darin ein tiefgreifender Dissens über den normativen Charakter und die Funktion des dialektischen Materialismus als eines allgemeinen „Orientierungswissens“ – wie Horkheimer es einst für die „Kritische Theorie“ postulierte – und zwar mit normativem Anspruch.

Holz (1988) rekurrierte in diesem Zusammenhang bei der Darlegung seines Enzyklopädie- und damit indirekt seines Dialektikverständnisses auf die Entwicklung des die gesamte Forschung präformierenden Aristotelischen Wissenschaftsparadigmas, wonach die Philosophie nicht im Registrieren und Klassifizieren von Inhalten aufgehen dürfe. Ihr Selbstverständnis beruhe darauf, „daß die Weisheit eine Wissenschaft (episteme) von gewissen Prinzipien und Gründen ist.“ (S. 24)

„Wissenschaft (episteme) im eigentliche Sinne verfährt nicht sammelnd, sondern konstruierend; sie führt erst dann zum Erkennen (gnorizein), wenn sie sich zum System des Ganzen ordnet; den Grundriß des Systems entwirft aber keine Einzelwissenschaft, sondern die ‚erste Philosophie‘ (prote philosophia). Episteme ist immer ‚philosophische Wissenschaft.‘

Diesen Anspruch hat Hegel aufgenommen, wenn er das System der Welt im ganzen – als Natur- und Geisteswelt – als Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften‘ entwickelt, deren erster Teil die Logik (in Hegels Durchführung als Logik = Ontologie = ‚erste Philosophie‘) bildet ...“ (Holz 1988, S. 24 f)

An anderer Stelle betont Holz (1986b, S. 50) zunächst, daß streng genommen die Idee eines Gesamtzusammenhangs empirisch eigentlich weder zu falsifizieren noch zu verifizieren sei, „weil die Totalität der Welt extensiv (an Umfang) und intensiv (an Bedeutungen) über die Grenzen jeder möglichen Erfahrung (als endlichem Wissen) hinausreicht.“

Wenn nun Engels der Dialektik dennoch den Status der „Wissenschaft des Gesamtzusammenhangs“ attribuiere, so sei darin „zweierlei eingeschlossen: zum ersten das Kriterium positiver Wissenschaftlichkeit oder Empirizität. ... und zum zweiten das Kriterium der Historizität von wissenschaftlichen Systementwürfen ...“ (S. 50 f) Weder die Dialektik im besonderen noch die Philosophie im allgemeinen können den Anspruch erheben, die Vergegenständlichung der Totalität von Welt in einer Art des „speculum mundi“, in Form eines umfassenden Systems der Einzelheiten zu leisten. Was bleibe – so Holz –, sei jedoch die Funktion, den Gesamtzusammenhang der Mannigfaltigkeit von Gegenständen und Sachverhalten, der Menge von Details und Informationen aus einem Stamm von Prinzipien, zu begreifen und demnach eine „Wissenschaft von der Konstruktion der Einheit der prinzipiell unendlichen Vielheit, der series rerum (wie Leibnitz es nannte), zu entwickeln.“ (S. 51)

---

12) vom Nebeneinander zur Kausalität und von der einen Form des Zusammenhangs und der wechselseitigen Abhängigkeit zu eine anderen, tieferen, allgemeineren.
13) die Wiederholung bestimmter Züge, Eigenschaften etc. eines niederen Stadiums in einem höheren und
14) die scheinbare Rückkehr zum Alten (Negation der Negation)
15) Kampf des Inhalts mit der Form und umgekehrt. Abwerfen der Form, Umgestaltung des Inhalts.
16) Übergang der Quantität in die Qualität und *vice versa* ((*15 und 16 sind Beispiele von 9*))." (Lenin Werke 38, S. 212-214)

[16] Das „Ganze des Wissens“ kann nicht heißen: Das ganze Wissen = alles, was man weiß, sondern die Methode der Konstruktion einer Totalität, eines Zusammenhangs, einer Systemeinheit der unübersehbar gewordenen Wissensmenge.

Wie Holz betont, geht es darum, das Problem des Doppelaspekts der Dialektik als System und Methode zu begreifen.

[219] Die dialektische Konstruktion eines empirischen Zusammenhangs bedeutet, die internen Vermittlungen seiner Elemente und ihrer Bewegtheit (also seiner Struktur) freizulegen und die Vermittlungen seiner selbst als Ganzem mit seinen externen Bedingungen (also seiner Genese) sichtbar werden zu lassen. „In diesem Sinne kann Dialektik nur im Nachvollzug ihres Verfahrens dargestellt werden. Dabei zeigt sich jedoch, daß die Auffassung der Dialektik als Methode immer auch theoretische Annahmen über die Verfassung der Welt einschließt, die in der Form eines Systems von ontologischen Aussagen dargestellt werden müssen.“ (Holz 1986a, S. 16 f)

Dialektik ist demzufolge, wie auch Erpenbeck/Hörz (1977, S. 56) sagten, nicht nur eine Wissenschafts- und Forschungsmethode sondern eine widersprüchliche Einheit von Theorie und Methode und Methodologie. Auch Hörz/Röseberg (1981) vertreten ein ähnliches Dialektik-Verständnis wie Holz: Die Einheit der Welt besteht in ihrer Materialität. Sie ist eine Einheit von wesentlichen und unwesentlichen, notwendigen und zufälligen, stabilen und veränderlichen, per entwickelten Zusammenhängen, deren Formen gegenseitiger Bedingtheit wissenschaftlich durch die materialistische Dialektik erforscht werden muß.

Die materialistische Dialektik hebt hervor, daß die Struktur des Systems nicht absolut stabil ist. Jedes System unterliegt der Veränderung. Dabei entstehen neue und höhere Qualitäten. Der Kern der materialistischen Dialektik ist die Erforschung objektiver dialektischer Widersprüche als Impuls für jede Entwicklung. „Die dialektisch-materialistische Entwicklungskonzeption umfaßt die Tendenz zur Höherentwicklung als Einheit von Höherentwicklung, Stagnation, Regression und Herausbildung aller Elemente einer Entwicklungsphase.“ (S. 29)

Bemerkenswert an dieser Charakterisierung ist vor allem, daß in diesem Dialektik-Verständnis ausdrücklich auch von Entwicklungsphasen gesprochen wird, in denen es zu Erscheinungen der Stagnation, ja auch der Regression kommt. Entwicklung galt unter vielen marxistischen Philosophen – vor allem aber unter Politikern – damals vor allem als Prinzip des „Vorwärtsschreitens vom Niedrigeren zum Höheren“.

H. Hörz hatte bereits 1974 in seiner umfassenden Arbeit „Marxistische Philosophie und Naturwissenschaften“ vor einer Einengung des Dialektik-Begriffs gewarnt und für das Verständnis des objektiven Zusammenhangs in seiner ganzen Kompliziertheit geworben. „Einen Gegenstand oder eine Erscheinung dialektisch betrachten heißt also, ihre Struktur in der Vielfalt der Beziehungen möglichst allseitig aufzudecken, die Veränderungen zu berücksichtigen und die Entwicklung mit Quelle, Form und Richtung zu analysieren.“ (S. 313)

Wie findet nun die materialistische Dialektik in der marxistischen Persönlichkeitstheorie ihre Anwendung und ihren Ausdruck. Wo zeigt sich eine unzurei-[220]chende Berücksichtigung der Dialektik in bestimmten Phasen ihrer Ausarbeitung? Diese Fragen sollen in den nächstfolgenden Abschnitten der Arbeit untersucht werden.

[221]

Kapitel 6
Marxistische Persönlichkeitstheorie im historischen Wandel

Im folgenden Abschnitt soll die dialektische Beziehung zwischen den Dimensionen „Gesellschaft“ und „Natur“ in der marxistischen Persönlichkeitstheorie erörtert werden. Dabei werde ich zunächst untersuchen, von welchem methodischen Ausgangspunkt die marxistische Persönlichkeitstheorie das Wesen des Menschen und seiner Persönlichkeit zu erfassen sucht.

Dabei wird deutlich zwischen den originären Positionen von Marx und einer bestimmten Art seiner Rezeption zu unterscheiden sein.

6.1. Der Ausgangspunkt: das Wesen des Menschen als „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“

Für die marxistische Personologie liegt nach anerkanntem innermarxistischem Konsens der Schlüssel zum Verständnis des Individuums und seiner Persönlichkeit nicht in einem abstrakten „Wesen des Menschen“. Die tatsächlichen, das heißt unabhängig vom menschlichen Denken und Wollen gegebenen materiellen Existenzbedingungen der Individuen, stellen aus marxistischer Sicht den Zugang zu einer wissenschaftlich fundierten Persönlichkeitstheorie dar.

Die Schwierigkeit bei der Entwicklung einer sich auf Marx beziehenden Persönlichkeitskonzeption beginnt jedoch bereits mit der nächsten logisch folgerichtigen Fragestellung: Welches sind (aus Sicht der marxistischen Persönlichkeitstheorie) die entscheidenden „materiellen Existenzbedingungen“?

Als Schlüssel zum Verständnis des materialistischen Persönlichkeitsbegriff gilt gemeinhin die immer wieder zitierte Marxsche „6. These über Feuerbach“ aus dem Jahre 1845. Sie lautet:

„Feuerbach löst das religiöse Wesen in das menschliche Wesen auf. Aber das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen innewohnendes Abstraktum. *In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse*.“ (MEW 3, S. 534) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Für die Verfasser der über lange Zeit einflußreichsten und bekanntesten „Einführung in die marxistische Sozialpsychologie“ in der DDR, H. Hiebsch/M. Vorwerg, war – wie für die meisten marxistischen Psychologen und Philosophen – diese These die grundlegende Erkenntnis einer dialektisch-materialistischen Persönlichkeitstheorie. Hiebsch/Vorwerg schreiben: „Der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen; das ‚Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse [222] (Marx)‘. ... Die historische wie die individuelle Entwicklung des Menschen ist, indem sie sich im Medium des biologischen Organismus ‚Homo sapiens‘ realisiert, gesellschaftlich determiniert.“ (1971, S. 53)

Hiebsch/Vorwerg verkennen mit dieser Interpretation, daß das „menschliche Wesen“, das in der 6. Feuerbach-These als „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ definiert wird, nicht das einzelne konkrete Individuum ist, sondern das allgemeine, abstrakte „Gattungswesen Mensch“. Ihre Schlußfolgerung, nämlich dieses „menschliche Wesen“ in eins mit dem „Menschen als gesellschaftliche Wesen“ zu setzen, führt in der Konsequenz zu einer Verabsolutierung der Dimension der Gesellschaft und impliziert eine soziologistische Reduzierung des Menschen primär auf seine „gesellschaftliche Determiniertheit“.

Die gesellschaftliche Determiniertheit der Persönlichkeit des Menschen unterliegt nach Hiebsch/Vorwerg einer „Wechselwirkung zwischen den äußeren und den inneren Bedingungen, der ‚Dialektik von Innen und Außen‘“. (S. 55) Dementsprechend stellt sich für sie die Frage, welche Seite innerhalb dieses Widerspruchs die für die Persönlichkeitsentwicklung dominierende sei. Hiebsch/Vorwerg sehen zwar einerseits, daß der Lebensprozeß der Menschen nicht eindimensional auf seine Außenbedingtheit reduziert werden kann; dies gelte gerade bei solch hochspezialisierten, komplexen Systemen wie dem menschlichen Organismus, der infolge seiner phylogenetischen und ontogenetischen Anpassung an die äußere Welt eine hohe relative Unabhängigkeit seiner inneren von den äußeren Bedingungen aufweise. Dennoch resümieren sie schließlich:

„Nach der marxistischen Auffassung, wie sie in der Erkenntnistheorie des dialektischen Materialismus niedergelegt ist, sind hinsichtlich des dialektischen Widerspruchs zwischen inneren und äußeren

Bedingungen immer die *äußeren Bedingungen* (Natur und Gesellschaft) das *Primäre und Bestimmende*. Deshalb heißt für unseren Fall ‚Determiniertheit der Persönlichkeit‘ immer und grundsätzlich Außendeterminiertheit.“ (S. 55) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Es sei hier nur am Rande darauf hingewiesen, daß Hiebsch/Vorwerg damit „Natur und Gesellschaft“ gleichermaßen und gleichrangig als „äußere Bedingungen“ definieren, so daß offen bleiben muß, was schließlich überhaupt als „Inneres“ zu verstehen ist.

Was, wenn nicht aber die biologisch-genetische Dimension der Persönlichkeit (die „Natur“ des Menschen), soll aber das „Innere“ repräsentieren? Wie stellt sich dann der Natur-Begriff? Existiert eine von gesellschaftlichen Einflüssen „reine und unberührte Natur“, die in dieser Unberührtheit quasi als „tabula rasa“ das Operationsfeld „der Gesellschaft“ darstellt? Diese Fragen werden von den Autoren jedoch nicht weiter erörtert.

Noch schwerwiegender für die Herausbildung der marxistischen Persönlich-[223]keitstheorie (nicht nur in der DDR) ist jedoch das generelle Postulat der Autoren, wonach der dialektische Materialismus generell von einem Primat des Äußeren gegenüber dem Inneren ausgehe. Hiebsch schreibt in einer weiteren Arbeit „Sozialpsychologische Grundlagen der Persönlichkeitsformung“ (1971) ebenfalls unter Berufung auf den „Marxismus-Leninismus“, dieser sei „bestrebt, den konkreten Menschen, wie er in seiner bestimmten Gesellschaftsordnung – im Kapitalismus – vorgefunden wird, in seinem Sosein aus dem Dasein, d. h. aus seinen gesellschaftlichen Bedingungen heraus zu erklären, um theoretisch die Voraussetzungen für die Veränderung des Menschen in der neuen Gesellschaft, im Sozialismus und Kommunismus, zu schaffen.“ (S. 10) Und: „Das menschliche Wesen, d. h. das Wesentliche des Menschen ist seine Bedingtheit von der geschichtlichen und ökonomischen Grundlage des wirklichen menschlichen Lebens. Ausdruck für dieses menschliche Wesen ist die ‚freie bewußte Tätigkeit‘ als Gattungscharakter des Menschen.“ (S. 11) Dies seien die „wesentlichen und grundlegenden Elemente des marxistischen Menschenbildes.“ (S. 11)

Ähnlich wie Hiebsch/Vorwerg setzte auch Helga Hörz, Philosophin und Frauenforscherin aus der DDR, (1978, S. 26) an der 6. Feuerbach-These an und entwickelte davon ausgehend eine Konzeption der Persönlichkeitstheorie, in der der Begriff „Persönlichkeit“ zunächst vor allem als soziale Erscheinung gefaßt wurde. Auch die Autoren des 1977 erschienenen Bandes „Philosophischer Revisionismus“ sehen als Quintessenz des Marxschen Menschen- und Persönlichkeitskonzepts ebendiese gesellschaftliche und soziale Dimension der Persönlichkeit an. An die Stelle des abstrakten Menschen trete bei Marx der Begriff vom Menschen als historisch determiniertes gesellschaftliches Wesen. Das menschliche Wesen werde im Marxismus nicht mehr abstrakt und nur ideell, sondern konkret, materiell und in seiner geschichtlichen Entwicklung gefaßt. „Das menschliche Wesen ist konkret-historisch“. (S. 157) Das Lehrbuch für das marxistisch-leninistische Grundlagenstudium in der DDR (1974) entwickelte seinen Abschnitt zum Begriff „Persönlichkeit“ ebenfalls vom Ausgangspunkt der 6. Feuerbach-These her. Persönlichkeit und Individualität des Menschen seien soziale Phänomene, die nur aus dem Gesamtzusammenhang der gesellschaftlichen Existenz und der Entwicklung jedes Individuums erschließbar sind. Auch J. Erpenbeck, einer der wichtigen Mitarbeiter des nur wenige Jahre später konzipierten „bio-psychosozialen“ Ansatzes in der Persönlichkeitstheorie der DDR forderte noch in seiner 1980 erschienenen Arbeit „Psychologie und Erkenntnistheorie“ geradezu apodiktisch, daß „jede marxistische Untersuchung“ der Persönlichkeitsthematik „von diesem Kernsatz aus der VI. Marxschen Feuerbachthese ... auszugehen“ habe. (S. 20)

Die solchermaßen mit einem Absolutheitsanspruch umgebene und in den Rang [224] einer „Zentralkategorie“ des wissenschaftlichen Sozialismus beförderte 6. Feuerbach-These bestimmte nicht nur das philosophische und psychologische Menschenbild, sondern auch die Entwicklung einer sozialistischen Pädagogik und Kulturtheorie in der DDR. Es soll nun im Fortgang dieser Argumentation analysiert werden, welche grundlegenden Dissenspunkte in der Verarbeitung solcher und anderer Aussagen des „jungen Marx“ bei der Konstituierung des marxistischen Persönlichkeitsbegriffs auftraten.

6.2. „Anthropologischer“ oder „soziologischer“ junger Marx

Mit der so massiven Betonung der 6. Feuerbachthese durch Philosophen und Psychologen der DDR sollte nicht nur der „bürgerlichen“ Persönlichkeitskonzeption eine Alternative entgegengesetzt werden. Auch einer befürchteten „anthropologischen Verfälschung des Marxismus-Leninismus“ sollte eine Absage – so die Autoren des „Philosophischen Revisionismus“ (S. 323 ff) – erteilt werden. Sie setzten damit eine alte Kontroverse über die Beziehung zwischen Biotischem und Sozialem in der Sicht des dialektischen Materialismus fort.

In der marxistischen bzw. sich mit dem Marxismus befassenden Literatur wird seit Jahrzehnten – besonders seit der Erstveröffentlichung (1932) der „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ von Marx darüber gestritten, ob nicht der „junge Marx“ ein Menschenbild bzw. einen Persönlichkeitsbegriff entwickelt habe, der im Gegensatz zum späteren Marx weniger „ökonomistisch“ sei und weniger auf die gesellschaftliche Dimension der Persönlichkeitsbildung abhebe.

Der „junge Marx“ habe in diesen Entwürfen von 1844 den Menschen auf eine viel differenzierte Weise interpretiert und auf das einzelne Individuum als Gattungswesen und *nicht* als Klassenwesen orientiert, lautet die gängige Meinung. Zu den in diesem Zusammenhang oft zitierten entsprechenden Passagen der „Pariser Manuskripte“ gehört z. B. die folgende:

„Der Mensch ist ein Gattungswesen, nicht nur indem er praktisch und theoretisch die Gattung, sowohl seine eigne als die der übrigen Dinge, zu seinem Gegenstand macht, sondern – und dies ist nur ein andrer Ausdruck für dieselbe Sache –, sondern auch indem er sich zu sich selbst als der gegenwärtigen, lebendigen Gattung verhält, indem er sich zu sich als einem *universellen*, darum freien Wesen verhält.“ (MEW 40, S. 515)

Das Gattungsleben besteht nach Marx physisch darin, daß der Mensch von der unorganischen Natur lebt. Je universeller der Mensch sich entwickelt, umso universeller ist auch der Bereich der unorganischen Natur, von der er lebt. Pflanzen, Tiere, Steine, Luft, Licht etc. bilden einen Teil des menschlichen Lebens [225] und der menschlichen Tätigkeit. Physisch lebt der Mensch nur von diesen Naturprodukten, auch wenn sie in ihrer bearbeiteten Form als Nahrung, Heizung, Kleidung, Wohnung etc. erscheinen.

„Die Natur ist der *unorganische Leib* des Menschen, nämlich die Natur, soweit sie nicht selbst menschlicher Körper ist. Der Mensch *lebt* von der Natur, heißt: Die Natur ist sein *Leib*, mit dem er in beständigem Prozeß bleiben muß, um nicht zu sterben. Daß das physische und geistige Leben des Menschen mit der Natur zusammenhängt, hat keinen andren Sinn, als daß die Natur mit sich selbst zusammenhängt, denn der Mensch ist ein Teil der Natur.“ (MEW 40, S. 516)

„Der Mensch ist ein Teil der Natur.“ Mit dieser Aussage scheint der absolute Gegensatz zur 6. Feuerbachthese kaum pointierter formuliert werden können. Es kann daher nicht wundern, daß Marx-Interpreten der unterschiedlichsten Couleur in diesem Satz die „contradictio in se“ des marxistischen Menschen- und Persönlichkeitsbegriffs sehen wollen. Nach 1945 hatte die Debatte um den „anthropologischen Marx“ im Zusammenhang mit dem 20. Parteitag der KPdSU (1956), der durch seine „Enthüllungen“ über die „Stalin-Ära“ innerhalb der marxistischen Bewegung sowohl für Desorientierung[17] als auch für eine Rückbesinnung auf die marxistischen Quellen gesorgt hatte, einen neuen

[17] L. Althusser macht auf die widersprüchlichen Reaktionen insbesondere von marxistischen und kommunistischen Intellektuellen auf den 20. KPdSU-Parteitag und die damit verbundenen Tendenzen zum theoretischen „Revisionismus“ in seiner Arbeit „Für Marx“ (Erstausgabe 1965 unter dem Titel „Pour Marx“) aufmerksam. Er schreibt: „Die Denunzierung des ‚Personenkults‘, die schroffen Bedingungen und die Formen, in denen sie stattgefunden hat, haben tiefe Rückwirkungen nicht nur auf politischem, sondern auch auf ideologischem Gebiet hervorgerufen ... Diese ‚Befreiung‘ hat eine tiefe ideologische Reaktion ‚liberal-moralischer‘ Tendenz hervorgerufen, die spontan die alten philosophischen Themen der ‚Freiheit‘, des ‚Menschen‘, der ‚menschlichen Person‘ und der ‚Entfremdung‘ wiederentdeckt hat. ... ich habe darauf hingewiesen, daß man die Inflation der Themen des ‚marxistischen Humanismus‘ und ihren Übergriff auf die marxistische Theorie als das mögliche historische Symptom einer doppelten Ohnmacht und einer doppelten Gefahr interpretieren muß. Die Ohnmacht, die Besonderheit der marxistischen Theorie zu denken, und die revisionistische Gefahr, sie mit ideologischen, vormarxistischen Interpretationen zu verwechseln.“ Althusser forderte, „eine Demarkationslinie zu ziehen zwischen der marxistischen Theorie einerseits und den dem Marxismus fremden ideologischen Tendenzen andererseits.“ Vergl.: L. Althusser (1968): Für Marx (S. 8-11). Frankfurt/M: Suhrkamp.

Anstoß erhalten. Zugleich wurde diese Phase der Neuorientierung aber auch im Sinne langfristig angelegter Konzeptionen – vor allem aus den „think-tanks“ der US-Regierung – zur ideologischen Beeinflussung der marxistisch geschulten Eliten mit der Perspektive der [226] „Auflockerung“ der sozialistischen Länder genutzt. Auch vor diesem Hintergrund nahmen die alten Debatten um den „jungen Marx“ wieder zu.[18]

„Der junge Marx ist die Entdeckung unserer Zeit“ schrieb z. B. E. Thier (1957). Und der amerikanische Philosoph R. Tucker meinte gar von einer „Änderung der allgemeingeltenden Anschauung über Marx im 20. Jahrhundert“ sprechen zu können. Dieser „anthropologische“ Marx habe eine Alternative zu einem klassenreduktionistischen und soziologistischem Persönlichkeitsbegriff vertreten, den er dann aber in seiner späteren Schaffensperiode vertreten hätte. Nach Marx’ Tod sei diese Tendenz von F. Engels allmählich weiter ausgeprägt und später von marxistischen „Epigonen“, insbesondere von Lenin, noch weiter vulgarisiert worden. Im sog. „Stalinismus“ habe dieses verkürzte und „deformierte“ Persönlichkeitskonzept sich praktisch in seiner Extremform repräsentiert.

Der Philosoph und damalige Direktor des Instituts für Philosophie und Soziologie der polnischen Akademie der Wissenschaften A. Schaff, später „Chefideologe“ der polnische Kommunisten, aber 1984 aus der Partei ausgeschlossen, schrieb damals (1965) zu den geradezu euphorischen Elogen auf den „jungen Marx“:

„Die ‚Entdeckung‘ besteht meist nur darin, daß neben dem traditionell angenommenen Bild von Marx dem Ökonomisten, Marx dem Politiker, Marx dem Soziologen das Bild von Marx dem Humanisten immer größeren Glanz gewinnt und sogar beginnt, die anderen in den Schatten zu stellen: das Bild von Marx als Forscher nach der Frage des menschlichen Individuums, als Kämpfer um sein Glück.“ (1965, S. 8)

Zwar stimmte Schaff zunächst nicht in diesen Reigen ein und meinte sogar, daß für jeden, der die Genese und die Geschichte des Marxismus kenne, dies „eine banale Entdeckung“ sei.(S. 8) Im gleichem Atemzug erhob er jedoch die Marxsche Frühschrift in den Rang eines Zentraldokuments eines „eigentlichen“ Marxismus.

Ohne Kenntnis der „Pariser Manuskripte“, so erklärte Schaff, „verfügten sowohl Kautsky wie auch Rosa Luxemburg, Plechanow, Gramsci und Lenin über ein unvollkommenes Wissen um den Marxismus, das nicht einmal das größte Genie zu ergänzen vermochte. Und dies umso mehr, als es hier um die Genese des marxistischen Gedankens ging, eine Genese, die neues Licht auf die gesamte weitere Entwicklung dieses Gedankens wirft.“ (S. 9 f).

Und in Umkehrung seiner zunächst eher herablassenden Bewertung der These vom „jungen Marx“ als einer Banalität erklärte Schaff die Marxsche Jugend-[227]schrift zu einer Art Kampfansage an das „traditionelle(n) Stereotyp von Marx und Marxismus“ (S. 11). Die Probleme des menschlichen Individuums träten in deutlicher, systematischer Gestalt unter den „Koryphäen der marxistischen Idee“ nur bei Gramsci auf, der zudem in dieser Hinsicht aus nichtmarxistischen Quellen geschöpft hätte (vor allem aus der Inspiration von Benedetto Croce). Schuld daran sei wesentlich die Stalinsche Ära gewesen, die eine Entwicklung des Marxismus „eingefroren“ hätte.

„In der Atmosphäre der dreißiger Jahre war im offiziellen Marxismus kein Platz für die Problematik des Einzelmenschen, die Philosophie des Menschen und den Humanismus. Den Marxismus mit dem Humanismus des jungen Marx zu durchleuchten, war für die Autoren der Entwicklung der Arbeiterbewegung in jener Zeit ebenso unmöglich und fremd, wie ihre Politik im Lichte des sozialistischen Humanismus und des humanistisch interpretierten Marxismus fremd und unmöglich war. Der traditionelle, strenge und oft an die Grenze des Mechanismus getriebene Stereotyp des Marxismus wurde in jener Atmosphäre im Kontext mit bestimmten Bedürfnissen der aktuellen Politik nicht nur sanktioniert, sondern noch mehr versteift.“ (S. 11 f)

[18] Zu diesem Kontext, auf den ich nicht weiter eingehen kann, sei auf folgende Literatur verwiesen: Jegorow 1972, Hrzal 1973, Chromuschion et. al. 1974, Julier 1974, Greiner/Steinhaus 1981, Wagenknecht 1994.

Ich zitiere Schaff weniger deshalb so ausführlich, weil sein damaliges Werk „Marxismus und das menschliche Wesen“[19] eine besonders herausragende Rolle gespielt hätte, sondern weil es eher typisch für eine nach dem 20. Parteitag entstehende Literatur aus den Federn (damals) prominenter Theoretiker und Ideologiefunktionäre kommunistischer Parteien war, mit der sie ihre Abkehr vom sog. „orthodoxen Marxismus“ begründeten bzw. einleiteten. (Man könnte in diesem Zusammenhang die Namen von E. Fischer, F. Marek [KP Österreich], R. Garaudy [KP Frankreichs], U. Radice [KP Italiens], O. Šik [KPČ] nennen.)[20]

Eine bedeutendere, weil vor allem die spätere Studentenbewegung von 1968 stark berührende Debatte, wurde durch H. Marcuses Beiträge zu einem neuen Verständnis der anthropologischen Dimensionen im Marxismus im allgemeinen [228] und der „Pariser Manuskripte“ im besonderen ausgelöst. Sie führte innerhalb des marxistischen Lagers zu starker Polarisierung, Kritik und Antikritik.

R. Steigerwald hat sich in seiner Doktorarbeit „Herbert Marcuses ‚dritter Weg‘“ (1969) ausführlich mit der Rezension der „Pariser Manuskripte“ durch Marcuse befaßt und die darin verbreitete Tendenz zur generellen Revision des Marxschen Werkes unter Berufung auf den „jungen Marx“ scharf kritisiert. Dabei berief Steigerwald sich vornehmlich auf eine Bewertung der „Pariser Manuskripte“ durch M. Buhr, der ihnen lediglich den Charakter von Vorarbeiten attestiert hatte und sie als Durchgangsstufe der ideellen Entwicklung von Marx bezeichnet hatte. (Vergl. Steigerwald 1969, S. 87) Weiter hieß es bei Buhr:

„Wir haben hier geniale Vorwegnahmen des Marxismus, sein erstes Wetterleuchten. Dies ist kein Ahnenvater des bürgerlichen Anthropologismus unserer Tage, in den auch der junge Marx nur nach grober Fälschung seiner Ansichten ‚eingeordnet‘ werden kann. Allerdings erfolgt eine solche Fälschung und anschließende Reduktion des späteren Marx auf einen solchen jungen. Dieses Reduktionsverfahren richtet sich gegen die ganze Entwicklung von Marx, ist gerade darum antimarxistisch.“ (S. 89)

Steigerwald kritisiert an Marcuse vor allem dessen einseitige anthropologische Deutung des Marx – Manuskripts. „Der frühe Marx wird also auf Anthropologie reduziert. Dem Nachweis der Richtigkeit dieser These dient der ganze Kommentar zu den ‚Manuskripten‘.“ (S. 92) Marcuse anthropologisiere konsequenterweise dann auch den Kommunismus und verwandle die von Marx propagierte proletarische, sozialistische Revolution, in deren Mittelpunkt die Umwälzung der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse steht, in eine allgemeine und abstrakte Rebellion „des Menschen“. Steigerwald setzt dagegen:

„Für Marx ist das ‚Wesen‘ des Menschen das Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse. Daraus, also aus objektiven Prozessen, leitet Marx die Notwendigkeit der Revolution ab, und nicht aus anthropologischen Befunden. Marcuses Anthropologisierung des Kommunismus und der Revolution kennen wir schon seit 1928. Wir sahen auch bereits dessen Heideggersche Wurzel. In Wahrheit haben wir es hier mit kleinbürgerlichem Radikalismus zu tun, der sich besonders revolutionär gibt und dabei den konkreten Weg der Revolution ausstreicht, indem er die Revolution vom objektiven Gesellschaftsprozeß abtrennt.“ (S. 93)

Neben Steigerwald hat sich H. H. Holz aus marxistischer Sicht meines Wissens am gründlichsten mit Marcuses Marx-Interpretationen auseinandergesetzt. Holz setzte etwas früher als Steigerwald in seiner Arbeit „Utopie und Anarchismus. Zur Kritik der kritischen Theorie Herbert Marcuses“ (1968) jedoch einen versöhnlicheren Akzent im Umgang mit Marcuse und begrüßte im Gegensatz zu Steigerwald sei-[229]nen Beitrag zur Herausbildung einer materialistischen Anthropologie: „Eine Auseinandersetzung mit Herbert Marcuse ist ein Gespräch unter Freunden, keine Polemik gegen einen

[19] Vergl. H. H. Holz (1972). Strömungen und Tendenzen im Neo-Marxismus. München.

[20] Es sei hier auf einige Arbeiten hingewiesen, die sich mit der Entwicklung dieser Variante eines modernen „Revisionismus“, insbesondere auch mit der in den sechziger Jahren international einflußreichen jugoslawischen „Praxis“-Richtung und der Position R. Garaudys, kritisch auseinandersetzten: W. Jopke: Ideologischer Klassenkampf und sozialistisches Bewußtsein, Frankfurt/M. 1971; I. Bauer/A. Liepert: Sirenengesang eines Renegaten oder die „große Wende“ Roger Garaudys, Berlin/DDR 1971; E. Julier: „Pluralistischer Marxismus“? Zur Marx-Interpretation des heutigen Revisionismus. Frankfurt/M. 1974; J. Milhau/R. Steigerwald: Lenin und der Revisionismus in der Philosophie. Frankfurt/M. 1975.

Gegner. ... wir meinen, daß Marcuse einen wesentlichen Beitrag zu einer dialektisch-materialistischen Anthropologie gegeben hat.“ (S. 7)

Holz würdigte vor allem, daß Marcuse – und mit ihm die „kritische Theorie“ insgesamt – das Thema des „Glückstopos“ für die marxistisch orientierte Gesellschaftstheorie neu erschlossen habe.

„Die ‚kritische Theorie‘ konnte nicht mehr bloß Negation von offenkundiger Unterdrückung bleiben; sie mußte ihre Perspektive so konkretisieren, daß sie für das Individuum einsehbar zu machen war: also von den Problemen des Individuums aus. Nun hatte die ‚kritische Theorie‘ von Anfang an ihren Horizont durch das Glückspostulat bestimmt, von daher ließ sich die neue Aufgabe dahin präzisieren, daß zu zeigen sei, wie die im Individuum liegenden Bedingungen für die Identität von Freiheit und Glück beschaffen sein und hergestellt werden müßten.“ (S. 36)

Den wichtigsten Beitrag sieht Holz in der Marcuse-Arbeit „Eros and Civilizations“ (1955) (auf deutsch: „Triebstruktur und Gesellschaft“, 1969), in der dieser „einen wesentlichen biologischen und psychologischen Aspekt des Menschseins für die Gesellschaftstheorie erschlossen“ habe. (S. 36)[21]

Tatsächlich hat, ausgehend vom Freudschen Triebmodell und dessen Charakterisierung der Kultur als eines Systems repressiver Funktionen, das im Interesse der Erhaltung und Entwicklung der Menschheit als Ganzer einen Triebverzicht der einzelnen Person fordert (und durchsetzt), Marcuse in dieser Arbeit zustimmend formuliert:

„Die Kultur unterjocht nicht nur seine (des Menschen) soziale, sondern auch seine biologische Existenz, sie unterwarf nicht nur Anteile des menschlichen Wesens ihrem Zwang, sondern seine Triebstruktur selbst. Gerade dieser Zwang jedoch ist die Voraussetzung des Fortschritts. Ließe man den Grundtrieben des Menschen die Freiheit, ihre natürlichen Ziele zu verfolgen, so wären sie unver-[230]einbar mit allem dauernden Zusammenschluß, jedem Fortbestehen: selbst wo sie vereinten, würden sie zerstören. Der ungezügelte Eros ist ebenso verderbenbringend wie sein tödlicher Gegenpart, der Todestrieb. ... Kultur beginnt dort, wo auf das primäre Ziel – nämlich die vollständige Befriedigung von Bedürfnissen – mit Erfolg verzichtet wird.“ (Marcuse 1969, S. 17)

Holz macht in diesem Zusammenhang auf den wesentlichen Unterschied zwischen Marcuses und Freuds Interpretation des Konflikts zwischen Triebbefriedigung und gesellschaftlichen Normen aufmerksam, um damit die Nähe Marcuses zum historischen und dialektischen Materialismus, und damit zum Marxismus, zu betonen.

Während für Freud der historische Konflikt zwischen individueller Glückserwartung (Triebbefriedigung) und gesellschaftlichem Fortschritt nur aus dem Widerspruch zwischen individueller Triebverfassung und unspezifischen gesellschaftlichen Normen resultiere, und die Umformung des „Lustprinzips“ in das „Realitätsprinzip“ als individuelles Schicksal persistiere [beharre], „kann Marcuse, am historischen Materialismus geschult, die Gesellschaftsformen und ihre Geschichte als Träger der Unterdrückung durchschauen und so die spezifischen Wandlungen der Repression als Funktionen der Klassenherrschaft kenntlich machen.“ (Holz 1968, S. 39)

Holz begrüßte und würdigte an Marcuse besonders dessen Utopie von einer „nicht-entfremdeten“ und „lustvollen“ Arbeit, in welcher die Identität des Kulturmenschen mit seiner biologischen Substanz verwirklicht und zu einer Konzeption einer harmonischen Gesamtpersönlichkeit integriert ist, ohne daß der Bezug zu den materiellen gesellschaftlichen Verhältnissen dadurch verloren ginge. Holz faßte zusammen:

„Das Entscheidende an Marcuses Utopie der nicht-unterdrückenden Kultur ist die Verknüpfung der sozialen mit der individuell-psychologischen Idee der Befreiung. Freiheit von materieller Not und

[21] Die unterschiedliche Beurteilung Marcuses als eines von mehreren Vertretern des „Neo-Marxismus“ durch die beiden marxistischen Philosophen Holz und Steigerwald kam auch in einer öffentlich ausgetragenen Kontroverse in der Zeitschrift „Marxistische Blätter“ (Jg. 1973, Hefte 5, 6 und Jg. 1974, Heft 2) zum Ausdruck. Holz mußte sich u. a. mit Steigerwalds Vorwurf auseinandersetzen, er gehe vom Standpunkt der „Parteilosigkeit“ aus und rechtfertige die von Steigerwald scharf kritisierte These eines „polyzentristischen Marxismus.“ Holz wies diese Kritik als „pauschal, groblinig und nicht gerade dialektisch“ zurück. Der gegenseitigen Wertschätzung sollte diese Episode aber keinen Abbruch tun, wie man u. a. an späteren gemeinsamen Arbeiten und Veröffentlichungen erkennen kann.

von Existenzangst, Freiheit von äußerem Zwang (Herrschaft) wird verbunden mit Freiheit von innerem Zwang (Verdrängung, Hemmung, Über-Ich) und Freiheit von Triebverzicht. Was die klassischen Utopien, bis hin zu Ernst Bloch, nur mit allgemeinen Ausdrücken zu umreißen versuchten, gewinnt bei Marcuse konkretere, lebendigere Züge: die Identität des unentfremdeten Menschen nicht nur als Gattungswesen, sondern auch als Individuum.“ (S. 45)

Marcuses Stärke sei der Verzicht auf die Verknüpfung dieses seines utopischen Entwurfs mit einer unmittelbar daraus abgeleiteten nichtrepressiven und sofort zu realisierenden Kulturkonzeption: „... indem er ... einen kulturgeschichtlichen Wandlungsprozeß ganz richtig als eine langzeitige Entwicklung mit Retardationen versteht, kann er Fehlerwartungen und Fehlurteile vermeiden.“ (S. [231] 46) Holz beendete diesen Teil seiner Marcuse-Würdigung aber mit einem skeptisch eingefärbten Unterton.

„Bald nach diesem Entwurf versucht Marcuse dann jedoch den Übergang zur unmittelbaren praktischen Anwendbarkeit seiner Theorie herzustellen und gerät damit auf das kritische Feld der Bewährung, wo Theorie und Praxis nicht nur als Bewußtseinsinhalte und allenfalls als utopische Einsprengsel im Kontinuum der Wirklichkeit erscheinen, sondern sich als kohärente gesellschaftliche Tätigkeit des Menschen durchhalten lassen müssen.“ (S. 46)

Holz konnte hier noch nicht die etwas später erschienene Arbeit Marcuses „Versuch über die Befreiung“ (1969) berücksichtigen. Seine Skepsis wäre wahrscheinlich in offene Kritik eingemündet. Darin entwickelt Marcuse den Gedanken einer biologischen Grundlage des Kapitalismus aus der Erfahrung mit einer Form der gesellschaftlichen Regelung von Triebbefriedigung im „korporativen Kapitalismus“ (S. 26), die er früher schon als „repressive Toleranz“ charakterisiert hatte und die er jetzt mit der „Kategorie der Obszönität“ (S. 21) noch näher definiert.

„Diese Gesellschaft ist insofern obszön, als sie einen erstickenden Überfluß an Waren produziert und schamlos zur Schau stellt, während sie draußen ihre Opfer der Lebenschancen beraubt; obszön, weil sie sich und ihre Mülleimer vollstopft, während sie die kärglichen Nahrungsmittel in den Gebieten ihrer Aggression vergiftet und niederbrennt; obszön in den Worten und dem Lächeln ihrer Politiker und Unterhalter; in ihren Gebeten, ihrer Ignoranz und in der Weisheit ihrer gehüteten Intellektuellen. ... Nicht das Bild einer nackten Frau, die ihre Schamhaare entblößt, ist obszön, sondern das eines Generals in vollem Wichs, der seine in einem Aggressionskrieg verdienten Orden zur Schau stellt; obszön ist nicht das Ritual der Hippies, sondern die Beteuerung eines hohen kirchlichen Würdenträgers, daß der Krieg um des Friedens willen nötig sei.“ (S. 22)

Die Schamlosigkeit der Überflußgesellschaft (ihre besagte „Obszönität“) signalisiere daher auch einen Verfall der sexuellen Scham. Sie erlaube die Enthüllung des für alle praktischen Zwecke nackten Körpers und lockere die Tabus auf vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehr. Eine Befreiung von der dem Establishment eigenen Moral eine „Verweigerung“ in Form einer triebmäßigen Revolte tangiere die repressiven Gesellschaftsstrukturen aber keineswegs. „Wir haben es hier mit dem Widerspruch zu tun, daß die Befreiung der Sexualität die repressive und aggressive Gewalt der Überflußgesellschaft mit einer triebmäßigen Basis versieht.“ (S. 23).

Erst wenn die Verletzung von Tabus die sexuelle Sphäre überschreite und zu politischer Verweigerung und Rebellion führe, sehe sich das Establishment gefährdet, mobilisiere dann aber seine ganze Gewalt dagegen. Die sexuelle Revolte allein und eine unspezifisch „Verweigerung“, mit der die Opposition die be-[232]stehende Gesellschaft konfrontiert, wirke eher „affirmativ“ (S. 24). Die Konsumentenökonomie des korporativen Kapitalismus habe eine „zweite Natur“ des Menschen geschaffen, die sie libidinös und aggressiv an die Warenform binde.

„Die zweite Natur des Menschen widersetzt sich jeder Veränderung, welche die Abhängigkeit der Menschen von einem immer dichter mit Handelsartikeln gefüllten Markt sprengte oder vielleicht abschaffte – seine Existenz als Konsument aufhöbe, der sich im Kaufen und Verkaufen selbst konsumiert. Die von diesem System geschaffenen Bedürfnisse sind deshalb stabilisierende, konservative Bedürfnisse: die Konterrevolution ist in der Triebstruktur verankert.“ (S. 26 f)

Marcuses These von der Verankerung bzw. Verinnerlichung sozialer und kultureller Normen im biologischen Fundus jeder einzelnen Person hatte also zur Folge, daß er von einer system- und gesellschaftsstabilisierenden „zweiten Natur“ des Menschen im modernen Kapitalismus ausgeht, die von politischen und kulturellen Bewegungen kaum noch zu beeinflussen ist. Diese quasi-biologische Verkettung der einzelnen Person mit der sog. „Konsumentenökonomie“ (S. 26) widersetze sich jeder Veränderung und führe zu einer solchen libidinösen und geradezu aggressiven Abhängigkeit des Menschen von der warenproduzierenden modernen kapitalistischen Gesellschaft, daß das einzelne Individuum praktisch immun gegenüber systemverändernden antikapitalistischen Forderungen und Ansprüchen wird.

Ist Marcuses Analyse der Begrenztheit der sexuellen und kulturrevolutionären Ambitionen der studentischen und intellektuellen Bewegungen der 60er Jahre aus marxistischer Sicht noch weitestgehend zuzustimmen, so führen Marcuses weitere Schlußfolgerungen aus der triebstrukturellen Fundierung von Klassenherrschaft weit weg von einer materialistischen Persönlichkeitskonzeption.

Für Marxisten ungewöhnlich und geradezu provozierend klingt die Argumentation Marcuses, wonach die Moral eine „Anlage“ des Organismus mit erotischem Ursprung sei, die Motor für gemeinsames revolutionäres Handeln werden könne. „Wir hätten dann, diesseits aller ‚Werte‘, ein triebpsychologisches Fundament für Solidarität, die gemäß den Erfordernissen der Klassengesellschaft wirksam unterdrückt wurde, nunmehr aber als Vorbedingung von Befreiung erscheint.“ (S. 25) Marcuses Argumentation erinnert hier an W. Reichs spekulative „Orgon“-Theorie, wonach die Befreiung unterdrückter sexueller Energien durch die Bündelung einer Vitalenergie, „dem Orgon“, nicht nur individuelle sexuelle Dysfunktionen behebe, sondern auch gesellschaftlich befreiende Impulse besäße. (Vergl. Davison/Neale 1988, S. 413)

Marcuse scheint selbst zu bemerken, daß er sich ins Reich der Spekulation und empirisch nicht mehr belegbarer Annahmen begibt, wenn er nicht nur die [233] kulturelle Bildsamkeit und Formung der menschlichen Natur, sondern auch die Herausbildung sozialer und politischer Maßstäbe und Zielsetzungen in die Sphäre des Biologischen rückt. In einer kurzen Fußnote zu dem oben Zitierten heißt es vorsichtig distanzierend:

„Ich gebrauche die Begriffe ‚biologisch‘ und ‚Biologie‘ nicht im Sinne der wissenschaftlichen Disziplin, sondern um den Prozeß und die Dimension zu kennzeichnen, worin Neigungen, Verhaltensweisen und Wünsche vitale Bedürfnisse werden, die, würden sie nicht befriedigt, die Dysfunktion des Organismus verursachten. Umgekehrt können gesellschaftlich veranlaßte Bedürfnisse und Wünsche ein gedeihlicheres organisches Verhalten zur Folge haben.“ (S. 25)

Marcuse sieht – und damit verliert er resignierend den Bezugspunkt zu einem – wenn nicht sogar dem entscheidendem Element des Marxschen Menschen- und Persönlichkeitsverständnisses – auch für die objektiv im Gegensatz zum Kapitalismus stehende Arbeiterklasse keinen Ausweg aus diesem circulus vitiosus.

„... das berühmte Gesetz von Angebot und Nachfrage etabliert die Harmonie zwischen Herrschern und Beherrschten. Diese Harmonie ist in dem Maß vorgeformt, wie die Herren die Öffentlichkeit geschaffen haben, die nach ihren Waren verlangt, und zwar deshalb so eindringlich verlangt, weil sie in den Waren und durch sie ihre Frustration und die Aggressivität freisetzen kann, die aus jener erwächst. Selbstbestimmung, die Autonomie des Individuums, behauptet sich im Recht, seinen Wagen auf Touren zu bringen, mit seinen Machtwerkzeugen umzugehen, eine Waffe zu kaufen und seine Meinung Massenauditorien mitzuteilen, wie dumm, wie aggressiv sie auch sein mag ...“ (S. 28)

In der Triebstruktur der Ausgebeuteten werde ein solch starkes Interesse am bestehenden System gefördert, und die Identifizierung mit der Glitzerwelt des Kapitalismus sei so massiv, daß der Bruch mit dem Kontinuum der Repression, eine notwendige Vorbedingung der Befreiung, nicht stattfindet. Hieraus ergebe sich, daß der radikale Wandel, der die bestehenden Gesellschaft in eine freie transformieren solle, „in eine Dimension der menschlichen Existenz hineinreichen muß, die in der Marxschen Theorie kaum berücksichtigt wurde – die ‚biologische‘ Dimension, in der die vitalen Bedürfnisse und Befriedigungen des Menschen sich geltend machen.“(S. 34)

Marcuses politische defätistisches Fazit endet in der Schlußfolgerung, daß Befreiung Umsturz gegen den Willen und gegen die vorherrschenden Interessen der großen Mehrheit des Volkes bedeute. In der „tiefverwurzelten ‚organischen‘ Anpassung der Menschen an eine schreckliche, aber einträglich funktionierende Gesellschaft liegen die Grenzen demokratischer Überzeugungskraft und Entwicklung. Von der Überwindung dieser Grenzen hängt die Errichtung der De-[234]mokratie ab.“ (S. 35) Marcuses Versuch, mit Hilfe der Freudschen Trieblehre eine kohärente Verbindung zwischen der Marxschen Kapitalismus- und Klassenanalyse herzustellen, scheitert an seiner Verabsolutierung der Rolle des Unbewußten einerseits und der Unterschätzung der auch von Marx durchaus als schwierig, aber als realistisch eingeschätzten Entwicklung des modernen Proletariats von der „Klasse an sich zur Klasse für sich“. Die Negierung der Überwindbarkeit von Erkenntnisgrenzen und die Durchbrechung der Entfremdung des modernen Proletariats nicht nur von der dem Kapitalismus immanenten „Entfremdung“ von der Arbeit, sondern auch der Entfremdung von sich selbst, ist einer zutiefst undialektischen Fehldeutung der Natur-Gesellschaft-Beziehung geschuldet.

Marcuse verharrt – trotz aller Beschwörung einer „großen Verweigerung“ und Rebellion durch die sozial Deklassierten und Ghettobewohner – ganz im Sinne der Marxschen Kritik am Feuerbachschen Anthropologismus bei einem abstrakten Menschenbild, das das Individuum als ein den äußeren gesellschaftlichen und natürlichen Verhältnissen hilflos und passiv gegenüberstehendes Wesen ansieht. In diesem Sinne trifft dann auch die Steigerwald-Kritik zu, daß aus marxistischer Sicht trotz vieler gleicher Einschätzungen“ (Steigerwald 1968, S. 361) in theoretischen und politischen Fragen eine erhebliche Kritik gegenüber Marcuse angesagt sei.

Es konnte mir mit diesen Betrachtungen zu Marcuses Rezeption des „jungen Marx“, seiner anthropologischen Kapitalismuskritik und freudo-marxistischen Deutung des Persönlichkeitsbildes nicht darum gehen, die alte Debatte um Marcuse in extenso [vollständig] zu referieren. Für meinen Zusammenhang sollten diese Hinweise auf Marcuse lediglich verdeutlichen, wie lange bereits und mit welchen unterschiedlichen Akzentuierungen unter Marxisten die Debatte um den „jungen Marx“ und einen „anthropologischen Materialismus“ geführt wird.[22]

[235] Welchen (ungewollten) Anteil die noch zu Lebzeiten von F. Engels wirkende „II. Internationale“ (1889-1914) und deren maßgebliche Theoretiker daran hatten, daß die späte Entdeckung des „anthropologischen Marx“ die Entwicklung der marxistischen Persönlichkeitstheorie mit so widersprüchlich wirkenden Impulsen bedachte, wird im nun folgenden Abschnitt erörtert.

6.3. Das marxistische Persönlichkeitskonzept in der Interpretation der II. Internationale

In der Nachfolge von Marx und Engels waren es vor allem die führenden marxistischen Theoretiker der II. Internationale, E. Bernstein und K. Kautsky sowie der russische Marxist G. Plechanow, die für Jahrzehnte das Marxismus-Verständnis und die Marx-Rezeption prägten. Auf ihr Wirken ist auch ein spezielles Subjekt-Verständnis zurückzuführen, das die marxistische Persönlichkeitstheorie nachhaltig beeinflußte.

Kautskys und Bernsteins Ansehen beruhte zunächst auf ihrer (zeitweilig auch gemeinsamen) Arbeit am literarischen Erbe von Marx und Engels. Während E. Bernstein aber bald zum Begründer des „Revisionismus“ wurde und die Preisgabe des Ursprungskonsens der II. Internationale verkörperte,

[22] Auch A. Schmidt, ebenfalls prominenter Vertreter der „Kritischen Theorie“ und ausgemachter Kritiker eines sog. „orthodoxen Marxismus“, hat – ähnlich wie Steigerwald – in den von Habermas 1968 herausgegebenen „Antworten auf Herbert Marcuse“ die Verbindung zwischen Marcuses Ontologie und der Existenzphilosophie Heideggers während dessen Rezeption der Marxschen Frühschriften erwähnt. „In den Jahren 1928-1933 entstehen einige Studien, worin sich Marcuse die Marxsche Lehre im Horizont von Heideggers Sein und Zeit aneignet.“ (S. 19) Schmidt erklärt diese Hinwendung zu Heidegger mit einem generellen Überdruß gegen die „flach-naturalistischen, Marx szientivisch verengenden Interpretationen durch Kautsky und andere Autoren der II. Internationale“ (S. 20), die Marcuse beeinflußt hätten. Damit spricht Schmidt zu Recht eine generelle Problematik der Marx-Rezeption an, die lange vor einer angeblich „stalinistischen Er-[235]starrung“ des Marxismus anzusiedeln ist: Die Marx-Rezeption durch die führenden Theoretiker der II. Internationale und deren Langzeitwirkungen auch auf die Arbeit an einer marxistischen Persönlichkeitstheorie. Schmidts eigene Rezeption des Marxschen Naturbegriffs ist allerdings selbst nicht frei von Verkürzungen. (Vergl. dazu A. Schmidt (1973). Emanzipatorische Sinnlichkeit. Ludwig Feuerbachs anthropologischer Materialismus München: Hanser – insbesondere S. 34 ff)

den Verzicht auf einen revolutionären Bruch mit dem Kapitalismus, und stattdessen das Hinüberwachsen in den Sozialismus mit Hilfe einer rein reformerischen Strategiekonzeption propagierte, wurde K. Kautsky zunächst sein „orthodox-marxistischer“ Antipode. Später geriet aber auch er in offenen Gegensatz zum linken Flügel der II. Internationale, der sich mit Namen wie R. Luxemburg, K. Liebknecht, F. Mehring, C. Zetkin und W. I. Lenin verbindet. Nach dem Sieg der russischen Oktoberrevolution entwickelte er sich zum militanten Opponenten der sich entwickelnden Sowjetmacht unter der Führung der Bolschewiki.

G. Plechanow, Mitbegründer der ersten marxistischen Gruppe „Befreiung der Arbeit“, war eine in der russischen Arbeiterbewegung zwischen 1883 und 1903 nicht nur wegen der Übersetzung wichtiger Schriften von Marx und Engels anerkannte Autorität, sondern vor allem wegen seiner theoretischen Auseinander-[236]setzung mit der Bewegung der „Volkstümler“ eine auch international respektierte theoretische Kapazität. Nach der Spaltung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (1903) in den „bolschewistischen“ bzw. „menschewistischen“ Flügel schloß er sich der letzteren Gruppierung an.

Im folgenden soll untersucht werden, welche Auswirkungen die damalige Kontroverse um Grundfragen des materialistischen Geschichtsverständnisses auf die Persönlichkeitskonzeption des Marxismus und sein Verständnis von der Subjekt-Objekt-Dialektik besaß.

Wie Heimann (1990) in seiner Einführung zur Neuauflage verschiedener „Texte zum Revisionismus“ von Bernstein schreibt, ging es im damaligen Konflikt zwischen Bernstein und Kautsky um die Kontroverse zwischen einer „orthodoxen“ Marxismus-Interpretation, die den historischen Materialismus als einen „historischen Determinismus“ versteht und einer „unorthodoxen“, „nichtdeterministische(n) Auffassung des historischen Materialismus“. (S. 20)

Heimann hält selber die Position des Bernsteinschen Revisionismus für die alleinige „der gesellschaftlichen Wirklichkeit entsprechende Strategie für die Verwirklichung sozialistischer Ziele“ (S. 18).

Die Überlegenheit des Bernsteinschen Revisionismus gegenüber dem „orthodoxen“ Marxismus ist für Heimann eine feststehende Tatsache.

„Nur auf der Grundlage eines revisionistischen Theorieansatzes ist eine der gesellschaftlichen Wirklichkeit entsprechende Gesellschaftstheorie und eine erfolgversprechende politische Strategie für die Verwirklichung sozialistischer Ziele zu entwickeln. Dagegen kommt in der orthodox-marxistischen Sozialdemokratie ein praxisloses Theorieverständnis zum Ausdruck. Nicht nur einzelne inhaltliche Aussagen der orthodox-antirevisionistischen Theorie, sondern ihre Grundstruktur machen sie ungeeignet als Anleitung zur Praxis.“ (S. 18)

Die Richtung des „orthodoxen“ Marxismus, die an der revolutionären Zielsetzung des Marxismus festhalten wollte, habe sich mit ihrem Beharren auf die historische Unausweichlichkeit des Sozialismus in einen immanenten Widerspruch begeben, den sie nach Heilmanns Verständnis nicht auflösen konnte. Einerseits hätten sie mit ihrer revolutionärem Zielsetzung zwar dem Marxismus eher entsprochen als Bernstein. Dafür hat Heimann jedoch nur milden Spott übrig, wenn er die „orthodox-antirevisionistischen Marxisten (und) ihren unerschütterlichen Glauben an die wissenschaftlich bewiesene Erkenntnis, daß der Kapitalismus naturnotwendig zusammenbrechen wird“ (S. 19), etwas mitleidig abkanzelt.

Andererseits hätten sich die „Orthodoxen“ damit aber selbst zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. „Erst durch Bernsteins Revisionismus wird die marxistische Theorie der deutschen Sozialdemokratie überhaupt relevant für die politische [237] Praxis erhält Theorie die Funktion, handlungsorientierende Erkenntnisse zu gewinnen und zu erfolgskontrolliertem Handeln anzuleiten.“ (S. 18)

Heimann will diesen Determinismus schon an einer relativ frühen Kautsky-Arbeit festmachen. Es handelt sich dabei um Kautskys weit verbreiteten populären Kommentar zum Erfurter Parteiprogramm der SPD von 1891. Nach Heimanns Interpretation wird darin einem strikten historischen Determinismus das Wort geredet. Er hat dabei aber offenkundig übersehen, daß grade in dieser Arbeit

sich noch eine große Übereinstimmung zwischen Kautsky und Bernstein abzeichnete. Kautsky bedankte sich im Vorwort ausdrücklich bei seinem „lieben Freund und Mitarbeiter *Eduard Bernstein*“ für die Förderung, „die er dieser wie mancher anderen meiner Arbeiten durch seine Ratschläge und die kritische Durchsicht des Manuskripts zuteil werden ließ.“ (S. 7)

Heimann verweist nun mit Recht auf einige Stellen, in denen Kautsky tatsächlich häufig von einer „Naturnotwendigkeit“ der Formierung der Arbeiterklasse zur politischen Partei (S. 227) bzw. von einer „*Naturnotwendigkeit des endlichen Sieges des Proletariats*“ (S. 228) spricht.

Es ließen sich weitere Beispiele für diese recht mechanistische Sichtweise aufzählen. So z. B. wenn Kautsky die Herausbildung der sozialistischen Produktionsweise behandelt. „Die *sozialistische Produktion* ist also die naturnotwendige Folge des Sieges des Proletariats. ... Aber kommen wird und muß die sozialistische Produktion. Ihr Sieg ist unvermeidlich, sobald der des Proletariats unvermeidlich geworden ist.“ (S. 229) Oder wenn er schreibt:

„Die kapitalistische Gesellschaft hat abgewirtschaftet; ihre Auflösung ist nur noch eine Frage der Zeit; die unaufhaltsam ökonomische Entwicklung führt den Bankerott der kapitalistischen Produktionsweise mit Naturnotwendigkeit herbei. Die Bildung einer neuen Gesellschaftsform anstelle der bestehenden ist nicht mehr bloß etwas *Wünschenswertes*, sie ist etwas *Unvermeidliches* geworden.“ (S. 140)

Heimann verkennt jedoch, daß Kautsky bei aller Einseitigkeit und allem Geschichtsdeterminismus keinesfalls von einem Selbstlauf der Geschichte in Richtung Sozialismus ausgegangen ist. Im Gegenteil: sein Kommentar zum Erfurter Parteiprogramm ist geradezu ein Kompendium für die Entwicklung einer politischen Strategie, die einen sehr starken Akzent auf die Rolle der besonders gebildeten (beruflich wie politisch) Schichten innerhalb der Arbeiterklasse setzte. Mehrfach betont Kautsky die Bedeutung des Subjektiven und die Notwendigkeit des bewußten politischen Handelns der zum eigenen Selbstbewußtsein gelangten Klasse. Keinesfalls ist es für ihn eine ausgemachte Sache, daß der Sozialismus unvermeidlich siegen muß. So z. B. wenn er schreibt:

„Eine neue Gesellschaftsform ist bisher stets das Ergebnis langer, wechselvol-[238]ler Kämpfe gewesen. ... Nicht immer war das Neue, welches man an die Stelle des Alten setzte, gleich das richtige: Das setzte ja voraus, daß die revolutionären Klassen im Besitz der Alleinherrschaft und der höchsten gesellschaftlichen Einsicht gewesen wären. Wo und solange dies nicht der Fall, mußten stets Fehler gemacht werden; oft erwies sich das Neue ganz oder zum Teil als fast ebenso haltlos wie das überwundene Alte.“ (S. 142 f)

Angesichts der späteren Entwicklung des realen Sozialismus sind dies Worte von geradezu prophetischer Qualität. Und noch deutlicher wird die zu simple Abstempelung Kautskys als Repräsentanten eines deterministischen Materialismus, wenn man sich seine Äußerungen über die Rolle einzelner Persönlichkeiten im Geschichtsprozeß ansieht. Der Gang der Entwicklung sei keineswegs unabhängig von einzelnen Persönlichkeiten. Einzelne Personen, die durch ihre Begabung oder ihre soziale Stellung besonders hervorragen, könnten den Gang der Dinge für ganze Staaten auf Jahrzehnte beeinflussen; „die einen durch die Förderung des Fortschrittes, indem sie neue Einsichten in die gesellschaftlichen Zusammenhänge eröffnen oder dieselben den Massen zugänglich machen oder indem sie die revolutionären Klassen organisieren, ihre Kraft zusammenfassen und deren zweckentsprechende Anwendung veranlassen; die anderen durch Lähmung des Fortschritts, indem sie in entgegengesetzter Richtung sich geltend machen.“ (S. 144)

Richtig bleibt jedoch, daß das von Kautsky repräsentierte und um die Jahrhundertwende dominierende Marxismusverständnis nicht frei von mechanistischen Zügen war. Der generelle Hang zu einer Überbetonung des Geschichtsprozesses als eines mit „Naturnotwendigkeit“ und quasi nach naturgesetzlichem Modus verlaufenen Entwicklungsganges hatte zur Folge, daß – wie W. Abendroth in seiner Arbeit „Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie“ schrieb – die damalige marxistische Arbeiterbewegung im Vertrauen auf den „Großen Kladderadatsch“ (August Bebel) in einem politischen Immobilismus verharrte und eine sog. „Ermattungsstrategie“ verfolgte.

Die Rolle des bewußten revolutionären Eingreifens zur Erreichung ihrer sozialistischen Zielsetzung wurde mehr und mehr unterschätzt. Die heftigen Kontroversen um die richtigen Kampfformen, die sog. „Massenstreikdebatte“, bei der sich vor allem die junge SPD-Theoretikerin R. Luxemburg zur Wortführerin des nach der revolutionären Massenaktion drängenden Flügels der SPD profilierte, sind Ausdruck auch zweier unterschiedlicher Geschichts- und Menschenbilder. Dabei wirkten sich in den Kontroversen auch sozialpsychologische Überlegungen aus. Heimann verweist mit Recht auf die sozialpsychologischen Implikationen, die die beiden konkurrierenden und gegensätzlichen Marxismus-Interpretationen auszeichneten.

[239] „Die antirevisionistische Theorie hatte vor allem die sozialpsychologische Funktion, die Arbeiter für den Sozialismus zu begeistern. Gegen Bernsteins ‚zersetzende Kritik‘ wehrten sich die orthodoxen Marxisten deshalb so leidenschaftlich, weil nach ihrer Meinung Zweifel an der Naturnotwendigkeit des Sozialismus die Begeisterung der Arbeiter beeinträchtigten könnten.“ (S. 22)

Das mechanisch materialistische Geschichtsbild, das ursprünglich als eine Antwort auf die von Bernstein verkündete Geringschätzung des sozialistischen Ziels gedacht war, blieb nicht ohne Folgen für das Persönlichkeitsbild des damaligen Marxismus. Seine Langzeitwirkung spiegelt sich in den oben ausgeführten Überakzentuierungen des Gesellschaftlichen z. B. bei verschiedenen Persönlichkeitstheoretikern in der Sowjetunion und in der DDR wider. Zur Ehrenrettung von Kautsky muß man jedoch darauf hinweisen, daß dieser in seinem umfassenden Spätwerk „Die materialistische Geschichtsauffassung“ (Erstausgabe 1927, Neuausgabe 1988) ein absolut unmechanistisches und sehr differenziertes Persönlichkeitsverständnis entwickelte.

Das zweite Buch dieses ursprünglich über 1700 Seiten starken opus magnum befaßt sich ausschließlich mit Fragen eines materialistischen Menschenbildes. Kautsky behandelt im zweiten Buch „Die Menschennatur“ solche Themen wie: „Der Mensch ein egoistisches Wesen“, „Der Mensch ein soziales Wesen“, „Der Mensch ein sexuelles Wesen“ sowie „Andere Eigenschaften der menschlichen Psyche“. Auch in dem großen Geschichtskapitel thematisiert Kautsky nicht nur allgemein-historische bzw. philosophiegeschichtliche Themen, sondern er erörtert in mehreren Kapiteln die Rolle der „schöpferischen Persönlichkeit“ in der Geschichte. Hervorzuheben ist m. E. eine Passage, in der Kautsky sehr deutlich herausarbeitet, daß es keine automatische Aneignung geschichtlichen Wissens und keine quasi „natürliche Neigung“ der Arbeiterbewegung für den Kampf um den Sozialismus gibt, der sich spontan aus ihren sozialen und ökonomischen Interessen entwickelt, sondern daß dazu die Entwicklung einer bewußten politischen und auch bewußtseinsmäßigen Haltung erforderlich ist. Dazu heißt es im Text:

„Eine bestimmte Geistesverfassung der Gesellschaft ist erheischt, sollen bestimmte Gedanken von ihr angenommen werden. Neue Gedanken werden sich in ihr am ehesten dann durchsetzen, *wenn sie starke, weit verbreitete, psychische Bedürfnisse befriedigen*.“ (a. a. O., S. 623) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Ein längerer Abschnitt des fünften Buches ist ausschließlich dem Thema „Das Individuelle in der Geschichte“ gewidmet. Kautsky betont darin, ähnlich wie in seinem Programm-Kommentar von 1891, daß die marxistische Geschichtsauffassung absolut nicht von einem mechanischen Ablauf von gesellschaftlichen Formationen und Ereignissen ausgeht, die sich „mit Naturnotwendigkeit“ ablösen. Er spottet:

[240] „Merkwürdigerweise gibt es immer noch Leute, die meinen, Marx hätte gelehrt, daß die historische Entwicklung von selbst ohne jegliches Zutun von Menschen vollzieht. Sogar unter Sozialisten ist diese erstaunliche Auffassung des Marxismus nichts Seltenes ... Marx hat [diesen] Unsinn natürlich nie gelehrt. Es ist absurd, die Lehre vom Klassenkampf als eine Lehre der Tatlosigkeit hinzustellen.“ (S. 615 f)

Kautskys Verständnis der Subjekt-Objekt-Beziehung ist aber trotz dieser generellen Aussagen nicht frei von biologistischen Schemata. Er war offenkundig mit wichtigen Diskussionen in der Psychologie seiner Zeit durchaus vertraut. Unter dem Stichwort „Der Mensch ein sexuelles Wesen“ befaßt er

sich u. a. anderem auch mit Freuds Arbeiten „Totem und Tabu“ sowie „Massenpsychologie und Ich-Analyse“. Es ist anzunehmen, auch wenn der Kautsky-Text dafür keinen direkten Hinweis gibt, daß Kautsky mit den zeitgenössischen physiologischen Forschungen von Pawlow und mit den Arbeiten zum Reiz-Reaktion-Schema vertraut war, die in den zwanziger Jahren von Mary Cover Jones (1924) betrieben wurden. Seine Ausführungen zur Rolle der Persönlichkeit im Klassenkampf sind beeinflußt vom damals stark vereinfachten, behavioristischen Verständnis der Reiz-Reaktion-Beziehung bzw. der Subjekt-Objekt-Beziehung. Er schreibt beispielsweise:

„Die Menschen reagieren alle (im Durchschnitt) auf die gleichen Reize in gleicher Weise, *wenn die Bedingungen die gleichen sind*, unter denen der Reiz sie trifft.“ Dies gelte vor allem für Gesellschaften im „Urzustand, wo es kaum eine soziale Differenzierung in der Gesellschaft gibt, außer der natürlichen nach Geschlechtern und Altersklassen ...“ (Kautsky 1988, S. 618 f)

Kautskys behavioristischer Ansatz ist gekoppelt mit einer biologistischen Tendenz, die das Rassen-Kriterium unmittelbar mit der Herausbildung psychischer und intellektueller Fähigkeiten und Eigenschaften verbindet. Dabei setzt Kautsky das von ihm gar nicht mehr problematisierte, sondern als Theorem bereits voll akzeptierte und feststehende Verständnis von der Existenz „höherer Kulturvölker“ und „niedriger Naturvölker“ voraus.

Kautsky schreibt im Kapitel „Höhere und niedere Rassen“:

„Auch wenn wir annehmen, ... daß das Menschengeschlecht nur von einer einzigen Art abstamme, so liegt es doch nahe, anzunehmen, daß die verschiedenen Rassen, in die sich die Art spaltete, unter den verschiedenen Bedingungen ihrer Entwicklung, in die sie gerieten, ihr Erkennungsvermögen, ihre Intelligenz in verschiedener Weise entwickelten, so daß wir Rassen unterscheiden könnten, die von Natur aus geistig leistungsfähiger sind, und andere, die geringere geistige Fähigkeiten aufweisen.“ (S. 227)

Zwar relativiert Kautsky diese Bemerkung, indem er sich von solchen Ras-[241]sentheoretikern absetzt, „die von Anfang höhere geistige Anlagen bei den einen, geringere bei den anderen annehmen ...“ (S. 227). Er begründet diese angeblichen rassenspezifischen intellektuellen Unterschiede aber als „im Sinne der Entwicklungslehre“ liegend. Die „Rückständigkeit“ bestimmter „niederer Rassen“ beruhe aber primär nicht auf biologischen Faktoren, sondern „bloß auf ungünstigen Entwicklungsbedingungen“. (S. 228)

Kautsky geht davon aus, daß diese „Rückständigkeit“ nicht von Dauer sei. Als Beleg erwähnt er verschiedene völkerkundliche Berichte, die den Naturvölkern eine „normale Bildungsfähigkeit“ zubilligen, die sich von der der weißen Rasse nicht unterscheide. Daran setzt Kautsky mit der Frage an, ob die „Naturvölker“ vielleicht doch nicht „die tiefsten, die Kulturvölker den höchsten Stand der Entwicklung der Menschen“ – nicht nur im Sinne von Gesellschaftswesen, sondern auch als Naturwesen – repräsentieren.

Die „überraschende[n] Formenfülle der Sprachen der Naturvölker“ (S. 229) gibt für ihn schließlich den Ausschlag für seine Schlußfolgerung, daß „in den Kulturvölkern eine dauernde Überlegenheit an Geisteskräften gegenüber den Naturvölkern“ (S. 230) letzten Endes wohl doch nicht vorhanden sei.

Kautskys Lavieren zwischen einer offen biologistischen und einer „zivilisatorisch“ begründeten angeblichen intellektuellen Ungleichheit verschiedener Menschentypen bewegt sich im Rahmen biologistischer und rassistischer Vorurteile. Darüber kann auch nicht sein sehr krampfhaft anmutendes Abwägen der unterschiedlichsten Variationen einer „naturwissenschaftlich“ begründeten, moralisch eher als bedauernswert zu beurteilenden, Benachteiligung der „Naturvölker“ hinwegtäuschen. Dies widerspricht zutiefst den Paradigmen eines sich auf Marx berufenden Persönlichkeitsbegriffs.[23]

[23] Wie sehr auch die politisch stärkste Organisation der damaligen marxistischen Linken, die vom Marxismus-Verständnis und vom Menschenbild Kautskys ganz entscheidend beeinflußte SPD, vom Gedanken der „Überlegenheit der weißen Kulturvölker“ geprägt war, wird u. a. durch die Reaktionen F. Eberts, des damaligen SPD-Vorsitzenden, auf die Besetzung des Rheinlandes durch französische Truppen ab Jahresbeginn 1919 deutlich. Zu den 367.000 französischen Soldaten (Stand

[242] Auch die Entwicklung unterschiedlicher persönlicher Interessen und Motivationen sieht Kautsky vereinfacht und mechanisch. Mit der Ausdifferenzierung der Arbeitsteilung und der sozialen Schichtung der Gesellschaft, primär durch die Entstehung unterschiedlicher Klassen mit gegensätzlichen Interessen entwickeln nach Kautsky sich Verschiedenheiten der Lebensbedingungen, des Wissens, der Interessen. Daraus entstünden Sonderziele und Sonderhandlungen der gegensätzlichen Klassen, die einander erheblich durchkreuzen und widersprechen können.

„Wo es kampffähige Klassen gibt, da werden die Klassenkämpfe zum wesentlichsten Inhalt der Geschichte. Alle die lokalen, beruflichen, persönlichen Unterschiede im Staate treten an Bedeutung weit zurück hinter den Gegensätzen der Klassen. Jene Unterschiede machen sich allerdings bemerkbar auch innerhalb jeder der Klassen, erzeugen in ihr verschiedenartige, mitunter einander widerstreitende Tendenzen, taktischer oder programmatischer Art über Wege und Ziele. Aber das Übereinstimmende, Gemeinsame in jeder Klasse setzt sich schließlich immer durch, es gibt den Ausschlag bei der Bildung der Resultante, die das allgemeine Streben der Klasse bezeichnet.“ (619)

In beiden hier ausgewählten Passagen wird deutlich, daß Kautsky im Unterschied zu Marx und Engels aber auch zu Lenin die Rolle des Subjekts innerhalb seiner Klasse, seine unbewußte oder bewußte Entscheidung gegen die „an sich“ vorhandenen gemeinsamen, kollektiven und übereinstimmenden Klasseninteressen wenig bedenkt. Daß um die Akzeptanz gemeinsamer „objektiver“ Interessen innerhalb einer Klasse auch gestritten und gerungen werden muß, daß es ein durchaus mühsamer Prozeß sein kann, individuelle Interessen, Meinungen und Neigungen zu einer gemeinsamen politischen Übereinstimmung zu bündeln, wird bei Kautsky kaum bedacht.

Die Rolle K. Kautskys als des wichtigsten marxistischen Theoretikers in der unmittelbaren Nachfolge auf K. Marx und F. Engels ist alles in allem für die Entwicklung der marxistischen Persönlichkeitstheorie zwiespältig und wenig klärend gewesen. Zwar trifft die pauschale Beurteilung nicht zu, daß Kautsky angeblich zu einer durchgängigen „Verflachung“ des historischen Materialismus und zu einer totalen Negation der Subjektrolle geführt habe; es ist jedoch nicht von der Hand zu weisen, daß die langanhaltenden innermarxistischen Kontroversen über den Wert der Persönlichkeitsthematik innerhalb der marxistischen Theorie durch Kautskys Marxismus-Variante begünstigt wurde – und zwar nicht in einer dem Marxschen Erbe adäquaten Weise.

Im Vergleich zu Kautsky ist der Themen- und Wirkungskreis der theoretischen Arbeiten des russischen Philosophen G. W. Plechanows enger abgesteckt. Das in der DDR erschienene „Philosophenlexikon“ (1982) unterstreicht folgende Aspekte seines Werkes:

[243] Besonders seine Arbeiten zum historischen Materialismus, die die Wechselbeziehungen von Basis und Überbau und die Rolle der Ideologie behandeln, sowie seine Arbeiten zur Geschichte der Philosophie, zur Ästhetik und zur Literaturkritik gehörten zu den besten der internationalen Literatur dieser Zeit. (Vergl. S. 755 ff)[24]

Für unseren Zusammenhang sind Plechanows Ausarbeitungen zur Persönlichkeitsproblematik bedeutsam. In seiner Arbeit „Die Grundprobleme des Marxismus“ (Erstauflage 1908) wies Plechanow die Kritik an angeblichen „Einseitigkeiten des Marxismus“ als ungerechtfertigt zurück. Solche Kritik übersehe, daß für das Marxsche Geschichtsverständnis die Wechselwirkung zwischen Basis und Überbau bestimmend ist: „... hierin liegt die Lösung all der Rätsel, die restlose Erklärung all der Erscheinungen beschlossen, die auf den ersten Blick der Grundthese des historischen Materialismus zu widersprechen scheinen.“ (Plechanow 1975, S. 56)

---

vom April 1919) zählten auch 25.000 Soldaten aus den afrikanischen Kolonien Frankreichs, davon 4.000 allein in Mainz stationierte. Dies galt in der deutschen Bevölkerung als eine besondere Form der Demütigung als „Kulturvolk“. F. Ebert bemerkte dazu im Februar 1923, „daß die Verwendung farbiger Truppen niederster Kultur als Aufseher über eine Bevölkerung von der hohen geistigen und wirtschaftlichen Bedeutung der Rheinländer eine herausfordernde Verletzung der Gesetze der europäischen Kultur ist.“ (F. Ebert: Schriften, Aufzeichnungen, Reden, Bd. 2. S. 290. Zit. n.: U. Herbert (1996). Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, S. 32. Bonn: Dietz)

[24] Vergl. auch die Biographie von D. Jena (1989). Georgi Plechanow. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften

Plechanow verwies in diesem Zusammenhang auf zwei der sog. „Altersbriefe“ von F. Engels, die E. Bernstein bei ihrer Veröffentlichung als „Beweis“ für einen angeblichen Meinungswandel des Autors gelten lassen wollte. Plechanow lehnte diese Interpretation Bernsteins als unberechtigt ab. Er machte darauf aufmerksam, daß Engels’ Warnung vor einem Automatismus der historischen Wirkung der Ökonomie fast eine wortwörtliche Wiederholung der alten Positionen der 3. These über Feuerbach war und sich inhaltlich mit vielen Passagen des „Kommunistischen Manifests“ deckte. (Vergl. S. 58 ff) Darüber hinaus untersuchte Plechanow aber hier wie auch in einer Reihe anderer Arbeiten die Rolle des „psychologischen Faktors“ in der Geschichte und zwar sowohl hinsichtlich der Wirkung allgemeiner sozialpsychologischer Gesetzmäßigkeiten – Plechanow spricht von der „*Psychologie* des gesellschaftlichen Menschen“ (Plechanow 1975, S. 57 ff) – als auch die Rolle der einzelnen historischen „Persönlichkeit“.

Am Beispiel des letzten Kapitels des „Kommunistischen Manifests“, in dem es u. a. heißt, daß die Kommunisten bestrebt seien, in den Köpfen der Arbeiter ein möglichst klares Bewußtsein über den feindlichen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletarier herauszuarbeiten, machte Plechanow klar, wie gewichtig für Marx und Engels die Rolle des „ideellen Faktors“, gewesen ist. (Vergl. auch MEW 4, S. 493)

Plechanow verdeutlichte zugleich, daß dieser „Faktor“ nicht idealistisch-subjektivistisch zu verstehen sei.

[244] Es „muß der ideelle ‚Faktor‘, wenn er in der Entwicklung der Gesellschaft eine bedeutsame Rolle spielt, doch *selbst vorher durch diese Entwicklung hervorgebracht* werden.“ (S. 57) Dabei sei auch zu berücksichtigen, daß die „*Psychologie* des gesellschaftlichen Menschen“ sich in einem differenzierten Wechselverhältnis von Produktivkraftentwicklung und – darauf legte Plechanow ein besonderes Gewicht – der Zunahme von Klassenauseinandersetzungen entwickelt. (S. 65)

Es sei geradezu „lächerlicher und langweiliger Unsinn“, wolle man für unterschiedliche ideologische, kulturelle und psychologische Strömungen und Erscheinungen „eine *unmittelbare ökonomische* Erklärung“ geben. (S. 65) Von dieser Position kritisiert Plechanow auch ausdrücklich das zweibändige Hauptwerk des dialektisch-materialistischen griechischen Philosophen A. Eleutheropoulos (erschienen 1900), der in seiner Arbeit die philosophischen Strömungen des Griechentums und der „germanisch-römischen Völker“ aus der ihnen „eigentümlichen Lebens- und Weltanschauung“ ableitete. Xenophanes wird bei Eleutheropoulos z. B. pauschal zum geistigen Repräsentanten des griechischen Proletariats und Heraklits Philosophie ebenso pauschal zum „Erzeugnis der aristokratischen Reaktion gegen die revolutionären Bestrebungen des griechischen Proletariats.“ (S. 68).

Es ist hier unerheblich, ob Plechanows Kritik im Detail zutrifft. Wichtig für unseren Zusammenhang ist aber, daß Plechanow ganz entschieden feststellt, daß der „Entwicklungsprozeß der Ideologie ... überhaupt unvergleichlich viel verwickelter (ist), als sich Eleutheropoulos dies vorstellt.“ (S. 68)

Diese und seine weiteren Ausführungen über das spezifische Gewicht verschiedener markanter historischer Persönlichkeiten, so z. B. auch in seiner Arbeit „Über die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte“ (Erstauflage 1898), macht deutlich, wie wenig die Pauschalkritik an einer „Verflachung des Marxismus“ durch die Theoretiker der II. Internationale insgesamt zutrifft.

Besonders mit seiner Arbeit über die „Rolle der Persönlichkeit“ bewies Plechanow eine ausgereiftes Verständnis für die Dialektik von historischem Einzelsubjekt und geschichtlichen Gesetzmäßigkeiten.

Plechanow wies überzeugend nach, daß der Marxsche historische Materialismus keinesfalls einem politischen „Quietismus“ das Wort redet, nur weil er von der Existenz ökonomischer und geschichtlicher Gesetzmäßigkeiten ausgeht. Die in diesem Zusammenhang entwickelte Argumentation Plechanows über das sehr komplizierte Verhältnis zwischen Freiheit und Notwendigkeit gehört m.E. zu dem in der marxistischen Literatur Überzeugendsten.

Verblüffend einfach und didaktisch glänzend ist z. B. der Vergleich von Martin Luther und Hamlet, mit dem Plechanow historische Aktivität und Energie [245] einerseits, Zaudern und ergebnisloses Räsonieren und Reflektieren andererseits demonstriert.

„Wenn wir sagen, daß die betreffende Persönlichkeit ihre Tätigkeit als notwendiges Glied in der Kette der notwendigen Geschehnisse betrachtet, so heißt das unter anderem, daß das Fehlen von Willensfreiheit für sie gleichbedeutend ist mit einer völligen *Unfähigkeit zur Inaktivität* und daß dieses Fehlen von Willensfreiheit sich im Bewußtsein dieser Persönlichkeit widerspiegelt als *Unmöglichkeit, anders zu handeln, als sie handelt*. Das ist eben der psychologische Zustand, der am besten ausgedrückt werden kann durch die berühmten Worte Luthers: ‚Hier stehe ich! Ich kann nicht anders‘, der Zustand, dank dem die Menschen die unbeugsamste Energie an den Tag legen und die größten Heldentaten vollbringen.“ (Plechanow 1976, S. 12)

Plechanows wie Kautskys Beiträge zur marxistischen Persönlichkeitstheorie wurden in der späteren deutschsprachigen Debatte um das marxistische Menschenbild nur noch wenig berücksichtigt. Kautsky stand zudem außerhalb der marxistisch-leninistischen Rezeption, weil er nach der Oktoberrevolution nur noch als politischer Gegner der Bolschewiki gesehen wurde, der er tatsächlich auch war. Kautskys Rolle diente in der Rückschau auf die marxistische Theorieentwicklung jedoch häufig als Grundmodell für die behauptete weitere „Kanonisierung und Dogmatisierung des Marxismus“, die eng mit dem Namen J. W. Stalins verbunden wird. Dessen ungeheurer politischer Einfluß habe letztlich auch entscheidend das generelle „versimplifizierte Persönlichkeitsverständnis“ des Marxismus-Leninismus bewirkt.[25] Es stellt sich m. E. aber jenseits der Stalin-Thematik durchaus mit großer Berechtigung die Frage, inwiefern innerhalb der Marxschen Theorie selbst Ansätze vorhanden sind, die in der Persönlichkeitskonzeption Entwicklungen zu dem hier erörterten mechanistischen Persönlichkeitsverständnis begünstigt haben könnten.

[246] Dabei geben Marx und Engels selbst bereits erste Hinweise und Antworten.

F. Engels hatte bereits in seinen späten Jahren mehrfach auf die um sich greifende Unsitte bei marxistischen „Literaten“ hingewiesen, den Marxismus und die materialistische Geschichtsauffassung vor allem unter dem Blickwinkel eines ökonomischen Determinismus zu verstehen. In seinem oben schon erwähnten Brief an C. Schmidt vom 5.8.1890 schrieb Engels dazu:

„Überhaupt dient das Wort ‚materialistisch‘ in Deutschland vielen jüngeren Schriftstellern als eine einfache Phrase, womit man alles und jedes ohne weiteres Studium etikettiert, d. h. diese Etikette aufklebt und dann die Sache abgetan zu haben glaubt. Unsere Geschichtsauffassung aber ist vor allem eine Anleitung beim Studium, kein Hebel der Konstruktion à la Hegelianertum. ... und wer ernstlich arbeiten will, kann viel leisten und sich auszeichnen. Statt dessen aber dient die Phrase des historischen Materialismus (man kann eben *alles* zur Phrase machen) nur zu vielen jüngeren Deutschen nur dazu, ihre eignen relativ dürftigen historischen Kenntnisse ... schleunigst systematisch zurechtzukonstruieren und sich dann sehr gewaltig vorzukommen.“ (MEW 37, S. 436, 437)

Engels gab sich und Marx aber selbst eine gewisse Mitschuld an dieser Entwicklung, die nach ihrem Tode zu Tendenzen eines verflachten mechanistischen Materialismus-Verständnis innerhalb der II. Internationale führen sollte. In einem anderen Brief an Franz Mehring (14.7.1893) rechtfertigte er sich für eine gewisse Überakzentuierung der gesellschaftlichen und ökonomischen Zusammenhänge im gemeinsamen Werk. Er schrieb:

„Sonst fehlt nur noch ein Punkt, der aber auch in den Sachen von Marx und mir regelmäßig nicht genug hervorgehoben ist und in Beziehung auf den uns alle gleiche Schuld trifft. Nämlich wir alle haben zunächst das Hauptgewicht auf die *Ableitung* der politischen, rechtlichen und sonstigen ideologischen Vorstellungen und durch diese Vorstellungen vermittelten Handlungen aus den ökonomischen

[25] Die Stalin-Thematik kann im Rahmen dieser Arbeit nicht bearbeitet werden. Jenseits der Rolle Stalins als Politiker und Militär, zu der es eine kaum noch überschaubare Literatur gibt, bleibt bis heute seine Funktion für die marxistische Theoriebildung kaum erforscht. Entsprechend müßte auch der Einfluß der Stalin-Ära auf die Entwicklung der marxistischen Persönlichkeitstheorie erst noch grundlegend aufgearbeitet werden. Eine ältere soziologische Studie von W. Hoffmann „Stalinismus und Antikommunismus. Zur Soziologie des Ost-Westkonflikts“ (Erstauflage 1967) streift zwar die Auswirkungen auf die Marxsche Lehre vom entfremdeten Menschen, spricht aber von einem „noch vorwissenschaftlichen Stand“ der Forschungsarbeiten. In jüngerer Zeit hat H. H. Holz eine kleine Studie „Stalin als Theoretiker des Leninismus“ (1998) publiziert, in der er sich vor allem mit dem Dialektik-Verständnis Stalins befaßt.

Grundtatsachen gelegt und *legen müssen*. Dabei haben wir dann die formelle Seite über der inhaltlichen vernachlässigt: die Art und Weise, wie diese Vorstellungen etc. zustande kommen. Das hat denn den Gegnern willkommnen Anlaß zu Mißverständnissen resp. Entstellungen gegeben ... Damit zusammen hängt auch die blödsinnige Vorstellung der Ideologen: Weil wir den verschiednen ideologischen Sphären, die in der Geschichte eine Rolle spielen, eine selbständige historische Entwicklung absprechen, sprächen wir ihnen auch jede *historische Wirksamkeit* ab. Es liegt hier die ordinäre undialektische Vorstellung von Ursache und Wirkung als starr einander entgegengesetzten Polen zugrunde, die absolute Vergessung der Wechselwirkung.“ (MEW 39, S. 96, 98)

[247] Es soll nun erörtert werden, welchen Stellenwert die Dimension der Gesellschaftlichkeit im dialektischen Spannungsverhältnis mit dem Biotischen für das Menschen- und Persönlichkeitsbild bereits in der Marxschen Frühperiode tatsächlich besitzt. Damit beanspruche ich aber keineswegs, eine ausführliche Kommentierung der Frühschriften vorzunehmen. Gegen Ende der Arbeit wird auf diese Frühperiode außerdem noch einmal zurückzukommen sein.

[248]

Kapitel 7

Die „soziale Bedingtheit des Psychischen“ und die Rolle der Arbeit in der marxistischen Persönlichkeitstheorie

Das Persönlichkeitsproblem in Psychologie und Philosophie ist aus historisch-materialistischer Sicht aufs engste mit der Rolle der Arbeit verbunden. W. Hollitscher, marxistischer Philosoph, Biologe und Psychologe, Autor der sechsbändigen Reihe „Natur und Mensch im Weltbild der Wissenschaft“, sieht z. B. die Arbeit nicht nur als Grundlage des gesellschaftlichen Lebens, sondern auch der Menschwerdung generell an und sagt:

„Der wohl fundamentalste, das Menschenbild betreffende Gegensatz, ist der zwischen Idealismus und Materialismus: ist der Mensch Schöpfung Gottes oder war und ist er Schöpfer seiner selbst. Der ‚Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen‘, den F. Engels herausarbeitete, die Einsicht, daß die Menschen begannen, ‚sich von den Tieren zu unterscheiden‘, sobald sie anfingen, ‚ihre Lebensmittel zu *produzieren*‘, stellen zugleich. den Schlüssel für das grundlegende Verständnis des historischen Prozesses dar.

Als gesellschaftliches Wesen produziert der Mensch seine Lebensbedingungen: die Objekte seiner Lebenstätigkeit wie die eigenen, menschlichen Lebenskräfte – er verändert die Welt und dadurch sich selbst.“ (Bd. V, S. 9 f)

Diese Beziehung zwischen Mensch, Natur und Arbeit ist eine der bis auf den heutigen Tag strittig diskutierten Fragestellungen der marxistischen Persönlichkeitstheorie. Problematisiert wird nicht nur der marxistische Natur-Begriff (s. o.). Im Zusammenhang mit der Thematik dieser Arbeit ist es vor allem die Frage nach der Funktionalität des Marxschen Arbeitsbegriff für die Anthropogenese und die Persönlichkeitsentwicklung, die zu erörtern ist.

Doch zuvor soll herausgearbeitet werden, wie sich in der Entwicklung der marxistischen Persönlichkeitstheorie über viele Etappen und Wendungen hindurch überhaupt die Vorstellungen über die Beziehung zwischen Biotischem und Sozialen in der Humanontogenese entwickelt haben. Dabei werden die sowjetischen Diskussionen, die für die Entwicklung in der DDR sehr entscheidend waren, in einem gesonderten Abschnitt behandelt.

7.1. Zur Dialektik von Biotischem und Gesellschaftlichem des Marxschen „Naturwesen Mensch“

Der marxistische Kulturtheoretiker T. Metscher rechnet – im Unterschied zu den marxistischen Philosophen M. Buhr und R. Steigerwald – die Jugendschriften [249] von Marx einem einheitlichen Marxschen Gesamtwerk zu. Anläßlich einer internationalen wissenschaftlichen Konferenz „Karl Marx und die Gegenwart“ in Trier (1988) betonte er mit geradezu leidenschaftlichem Engagement:

„Ich gehe, wenn ich von der Identität des Marxismus spreche, von einem Tatbestand aus: der prinzipiellen Einheit des Marxschen Werks. Und wenn gesagt wird: eine Einheit von den Feuerbach-Thesen bis zum Kapital, so ist hinzuzufügen: unter Einschluß der Hegel-Kritiken von 1843/44 und der Ökonomisch-philosophischen Manuskripte. Dieser Gesichtspunkt ist grundlegend, sosehr er auch von starken Fraktionen innerhalb des Marxismus selbst bestritten wird. Er ist grundlegend, weil ohne ihn immer ein verengter, ökonomistisch oder strukturistisch verkürzter Marxismus herauskommt: ein Marxismus ohne die klassische deutsche Philosophie, ein Marxismus ohne Kunst. Ich möchte deshalb vor allem einen Gesichtspunkt mit großer Entschiedenheit festhalten, er hat zentrale Bedeutung für die Frage nach Identität und Einheit des Marxismus: der Boden jenes neuen Materialismus, von dem die Feuerbach-Thesen explizit sprechen, wird bereits in den Hegel-Kritiken und den Pariser Manuskripten betreten.“ (S. 68)

Diese Haltung zum Marxschen Gesamtwerk ist m. E. nicht ganz zutreffend. Zweifellos ist es sinnvoll und richtig, das theoretische Werk von Marx als eine Einheit zu verstehen, sowohl in zeitlicher, inhaltlicher wie auch in logisch-struktureller Hinsicht. Nichtsdestotrotz ist es ebenfalls richtig, zwischen verschiedenen Entwicklungsstadien dieses Gesamtwerkes zu unterscheiden. Auch der Begriff

von „Reife“ erscheint mir angesichts schon der großen Zeitspanne zwischen der Arbeit eines jugendlichen Mitzwanzigers (Marx war zum Zeitpunkt seiner Pariser Manuskripte gerade 26 Jahre alt) und beispielsweise der Veröffentlichung des ersten Bandes des „Kapital“ im Jahre 1867 angemessen.

Natürlich war die Ausarbeitung des Marxschen Gesamtwerkes Teil eines Erkenntnisprozesses, in dem es auch Perioden größerer und minderer Produktivität und wissenschaftlicher Leistungskraft gab – z. T. schon aus rein materiell-ökonomischen und familiären Zwängen heraus. In diesem Sinne unterscheidet Engels selbst deutlich qualitativ unterschiedliche Stadien im gemeinsamen Erkenntnisprozeß.

So charakterisiert er z. B. in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe seiner Jugendschrift „Zur Lage der arbeitenden Klasse“ von 1892 – die frühen 40er Jahre als eine Periode, die der „embryonalen Entwicklung“ des wissenschaftlichen Sozialismus – entsprach.

„Im Jahr 1844 existierte der moderne internationale Sozialismus noch nicht, der seitdem, vor allem und fast ausschließlich durch die Leistungen von Marx, zu einer Wissenschaft ausgebildet worden. Mein Buch repräsentiert nur eine der Phasen seiner embryonalen Entwicklung. Und wie der menschliche Embryo in [250] seinen frühesten Entwicklungsstufen die Kiemenbögen unserer Vorfahren, der Fische, noch immer reproduziert, so verrät dies Buch überall die Spuren der Abstammung des modernen Sozialismus von einem seiner Vorfahren – der deutschen klassischen Philosophie.“ (MEW 2, S. 641)

Gibt es aber einen Grund, den „jungen Marx“ so weit zu relativieren, daß primär das noch „Unreife“, d. h. das eher noch hegelianisch Idealistische in seinen Anschauungen im Vergleich zum späteren, dem „materialistischen“ Marx betont wird? Die damit verbundene Intention, den „eigentlichen“ Marx vor revisionistischen Verfälschungen zu verteidigen, entspricht einem wissenschaftstheoretisch legitimen Impetus. Hat Marx aber eine solche Defensivtaktik seiner „Schüler“ nötig gehabt?

Bei genauerer Befassung mit den „Pariser Manuskripten“ wird deutlich, daß auch der „junge Marx“ bereits so weit „marxistisch“ argumentiert, daß eine rein anthropologische Interpretation auch dieser Entwicklungsphase des Marxismus einer groben Verfälschung gleichkommt. Auch der „junge Marx“ beherrscht bereits die Dialektik von Biologischem und Sozialem. Marx hat sich auch in seinen Frühschriften die Entwicklung des Menschen nie losgelöst von seiner natürlichen, biotischen Grundausstattung vorgestellt. Bereits in den „Pariser Manuskripten“ gibt es den für diesen Zusammenhang folgenden wichtigen Hinweis:

„Die Universalität des Menschen erscheint praktisch eben in der Universalität, *die die ganze Natur zu seinem unorganischen Körper macht* ...“ (MEW Erg.-Bd. 1. Teil, S. 515 f) (unorganischen im Original hervorgehoben; andere Hervorhebungen durch mich – HPB)

Wie Handel (1987) betont, wird gerade an dieser und den folgenden Passagen deutlich, wie sehr Marx im Vergleich zu seiner Doktordissertation den positiven Gehalt des anthropologischen Materialismus von Feuerbach aufgenommen und kritisch verarbeitet hat. Der Mensch ist nach Marxscher Sicht zunächst ein Naturwesen – ohne alle Abstriche – seine biologische Konstitution und genetischen Anlagen sind die Grundlagen seiner Evolution, seines Verhaltens und auch seiner Persönlichkeitsentwicklung. Er unterliegt wie alle anderen Lebewesen den biologischen und physikalisch-chemischen Prozessen, die mit dem Aufbau seines Organismus durch molekulargenetische Steuerungs- und Regelprozesse verbunden sind.

Umweltveränderungen, Klimaumbrüche, mutagene Veränderungen in der Genstruktur beeinflußten die Anthropogenese genauso wie die Evolution jedes anderen Lebewesens im Zuge der phylogenetischen Entwicklung. Diese im Zuge der Evolution entstandene und bis heute immer wieder auch natürlichen Modifikationen unterworfene biologische Grundausstattung und Auswirkung auf die Ontogenese zu negieren, hieße den erkenntnistheoretischen Materialismus ausgerechnet in der Theorie der menschlichen Entwicklung und der Persönlichkeit zu verdrängen.

Die biologische Konstituierung des Menschen ist für Marx die Voraussetzung [251] aller weiteren Überlegungen zu einem umfassenderen und integrativen Persönlichkeitsbild. In der „Deutschen Ideologie“ heißt es dazu weiter:

„Die erste Voraussetzung aller Menschengeschichte ist natürlich die Existenz lebendiger menschlicher Individuen. Der erste zu konstatierende Tatbestand ist also die *körperliche Organisation* dieser Individuen und ihr dadurch gegebenes Verhältnis zur Natur. ... Alle Geschichtsschreibung muß von diesen *natürlichen Grundlagen* und ihrer Modifikation im Laufe der Geschichte durch die Aktion der Menschen ausgehen.“ (MEW 3, S. 20 f, Hervorhebung durch mich – HPB)

Was jedoch bedeutet der Begriff „Natur“?

Nach Marx ist die Beziehung Mensch-Natur Teil einer kontinuierlichen Auseinandersetzung, eines „Stoffwechsels“. Immer größere Teile der Natur werden vom Menschen in seine Tätigkeit einbezogen – und dies von Beginn der Menschwerdung an. Die Idee von der „unberührten“, „reinen“ Natur, der der Mensch praktisch wie ein Fremdkörper gegenübersteht, wird vom marxistischen Naturbegriff nicht geteilt.[26]

[252] Darauf verwiesen Marx und Engels bereits in ihrer Auseinandersetzung mit Feuerbach, als sie in der „Deutschen Ideologie“ schrieben: „Übrigens ist diese der menschlichen Geschichte vorhergehende Natur ja nicht die Natur, in der Feuerbach lebt, nicht die Natur, die heutzutage, ausgenommen etwa auf einzelnen australischen Koralleninseln neueren Ursprungs, nirgends mehr existiert, also auch für Feuerbach nicht existiert.“ (MEW 3, S. 44)

Handel betont, daß „erstmals in der Geschichte der Philosophie die Mensch-Natur-Beziehung von Marx und Engels als ein gesellschaftlich determiniertes Verhältnis verstanden und als Grundlage für den Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Natur die materielle Produktion erkannt wurde, welche beide Bereiche zugleich voneinander unterscheidet.

Die Natur existiert seit dem Auftreten der Gattung Mensch immer mehr nur noch als eine ‚modifizierte Natur‘; modifiziert durch die ständigen Einwirkungen des Menschen in sie.“ (Vergl. Handel, S. 525)

Holz (1986) macht darauf aufmerksam, daß der Terminus „Natur“ in mindestens drei verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird. Einmal als „Natur“ im „allerweitesten metaphysischen Sinne als Universum, Kosmos, Deus sive natura sive substantia (wie Spinoza) ...“ Sodann als „organische Ganzheit aller Lebensbedingungen auf dieser Erde und im erdnahen Raum“. Und schließlich als „jene Lebenswelt, zu der wir eine Art sentimentaler Beziehung haben; die Blume im Garten, die man gießt und an der man sich freut ...“ (S. 19) Es gelte, diese drei Begriffe nicht statisch zu verstehen.

Wenngleich Holz sich in dieser Arbeit mit der Natur-Thematik primär unter dem Blickwinkel der Herausforderungen durch die globale Umweltzerstörung und -gefährdung befaßte, so sind seine Überlegungen auch für die persönlichkeitstheoretische Diskussion bedeutsam. Wenn der „Natur“-

[26] Vergl. auch H. H. Holz (1986). Einführungsreferat zu „Mensch, Natur und Umwelt im Werk von Friedrich Engels“, Internationales Symposium der Marx-Engels-Stiftung (10.8.1985). In Schriftenreihe der Marx-Engels-Stiftung Band 5, S. 7-22. Wuppertal. Holz analysiert darin u. a. das kategoriale Thema von Freiheit und Notwendigkeit in der Entwicklung des Naturwesen Mensch: „Wir sind gebunden an die Naturgesetze und an die natürlichen Bedingungen unseres Überlebens, wozu nicht nur die Naturgesetze, sondern das Ganze unseres materiellen Lebensvoraussetzungen gehören. Dies ist das Reich der Notwendigkeit, dem wir unterworfen sind und bleiben, insofern wir als biologische Wesen existieren und uns reproduzieren müssen. Demgegenüber steht das Reich der Freiheit, in dem wir zwar dieser Notwendigkeit nicht entgehen können, denn wir bleiben Naturwesen und werden keine Engel (keine separaten Substanzen, wie es bei Thomas von Aquino heißt, die abgelöst von der Natur und der Körperlichkeit sind und als solche frei an sich existieren); aber wir treten in das Reich der Freiheit, indem wir in diese Naturverhältnisse Einsicht gewinnen.“ (S. 10) Als solche „freie“, zugleich natürliche und gesellschaftlich bedingte Wesen, sind die Menschen (im Unterschied zu den Tieren) in der Lage das ursprüngliche Mensch-Natur-Verhältnis zu optimieren, „das heißt den Menschen aus der Unterwerfung unter blinde Naturzwänge zu befreien, ihn in ein *Reflexionsverhältnis zur Natur* (Hervorhebung durch mich – HPB) zu setzen ... Dieser natürlich-vernünftige Zweck der Arbeit schlägt unter den Bedingungen einer arbeitsteiligen, auf Warentausch beruhenden, dann sich allmählich zum Kapitalismus entwickelnden gesellschaftlichen Form des Stoffwechsels mit der Natur in sein Gegenteil um; es werden Zwecke gesetzt, die sich von dem ursprünglichen, das Naturverhältnis mit reflektierendem Ziel der menschlichen Arbeit, nämlich der Selbstreproduktion des Menschen, ablösen und dem abstrakten Zweck der Kapitalverwertung subsumiert werden. In diesem Prozeß vollzieht sich eine Umkehrung des ursprünglichen Sinns der menschlichen Arbeit ...“ (S. 15)

Begriff, wie ich meine zurecht, nicht mit „Verharren im Ursprünglichen“ (Wobei dann zu fragen wäre, ab wann das „Ursprüngliche“ überhaupt datiert und bis wann?) identifiziert wird, sondern auch als eine geschichtlich gewordene und sich stetig verändernde Kategorie begriffen wird, dann erwächst daraus mit einiger logischer Zwangsläufigkeit die Frage, was denn das spezifisch „Natürliche“ des Menschen sei.

Das „Naturwesen Mensch“ unterscheidet sich in seiner „Natürlichkeit“ von anderen höher entwikkelten Lebewesen nicht allein (und nicht darin entscheidend) durch seine besondere physiologische und organische Entwicklung. Zur „Natur“ des Menschen gehört auch seine besondere gesellschaftliche Prägung in den noch „im Ursprünglichen“ verharrenden Stadien der verschiedenen Vorformen des heutigen homo sapiens sapiens. Deshalb betonte Marx neben der biologischen Grundlage des Mensch-Seins auch die gesellschaftlichen Faktoren und Komponenten in der Anthropogenese und Persönlichkeitsentwicklung . Es [253] heißt z. B. unmittelbar im Anschluß an die o. g. Passage: „Diese Produktion tritt erst ein mit der *Vermehrung der Bevölkerung*. Sie setzt selbst wieder einen *Verkehr* der Individuen untereinander voraus. Die Form dieses Verkehrs ist wieder durch die Produktion bedingt.“ (MEW 3, S. 21)

„Verkehr“ ist hier durchaus sehr doppelsinnig verstanden worden: als psychisch-physischer Verkehr zwischen zwei sich im Geschlechtsakt paarenden Individuen, der zur „Vermehrung der Bevölkerung“ führt und als soziale und räumliche Beziehungsaufnahme und Überbrückung von Distanzen zwischen Menschengruppen (Stämmen, Völkerschaften).

Um Persönlichkeit zu werden, um sich als Mensch zu entfalten, ist das einzelne Individuum auf ein spezifisches Verhältnis zu einem sozialen Gegenüber angewiesen. Damit greift Marx das „Beziehungsparadigma“ auf und gibt der „Ich-Du-Relation“ eine materialistische Fundierung.

Wie bereits oben diskutiert wurde, beschränkt sich der Marxsche Begriff des „Warenfetischismus“ und der damit eng zusammenhängende Begriff der „Entfremdung“ keineswegs auf die ökonomische Sphäre, auch wenn sie von dort ihren Ausgang nimmt. In den „Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten“ entfaltet Marx den Entfremdungsbegriff nach zwei Seiten:

1) nach der Seite der unmittelbaren Betroffenheit des individuellen Arbeiters als Produzenten und der konkret-sinnlichen Erfahrungen im Produktionsprozeß. Dies hat zwei Konsequenzen:

a) Im Arbeitsprozeß werden nicht nur Waren für den Konsum und Austausch produziert; auch der lebendige Mensch, der Arbeiter selbst, wird zur Ware.

b) Das Produkt tritt dem Arbeiter wie eine fremde ihn beherrschende Macht gegenüber. Ursache dafür ist die Trennung des Arbeiters von seinen Produkten; nicht er verfügt über sie, sondern der Kapitalist. (Vergl. MEW Erg.-Bd. Teil 1, S. 511 f)

2) nach der Seite der längerfristigen Auswirkung auf den Arbeiter als Teil des Gattungswesen Mensch.

Marx unterscheidet hier vier substantielle Konsequenzen der entfremdeten Arbeit, die das Wesen und die Persönlichkeit des Arbeiters als Gattungswesen tief berühren. Die beiden ersten sind: Die Entfremdung von der Natur und die Entfremdung von sich selbst und von seiner Gattung. Marx verdeutlicht die Relevanz dieser beiden ersten Konsequenzen für das Selbstbewußtsein des Arbeiters so: „Das praktische Erzeugen einer gegenständlichen Welt, die Bearbeitung der unorganischen Natur ist die Bewährung des Menschen als eines bewußten Gattungswesen, d. h. eines Wesens, das sich zu der Gattung als seinem eignen Wesen oder zu sich als Gattungswesen verhält.“

Es kommt zu zwei weiteren einschneidenden Erfahrungen.

[254] „Die entfremdete Arbeit macht also:

3. das *Gattungswesen des Menschen*, sowohl die Natur als sein geistiges Gattungsvermögen, zu einem ihm *fremden* Wesen, zum *Mittel* seiner *individuellen Existenz*. Sie entfremdet dem Menschen seinen eignen Leib, wie die Natur außer ihm, wie sein geistiges Wesen, sein *menschliches* Wesen.

4. Eine unmittelbare Konsequenz davon, daß der Mensch dem Produkt seiner Arbeit, seiner Lebenstätigkeit, seinem Gattungswesen entfremdet ist, ist die *Entfremdung des Menschen* von dem *Menschen*.

... der Satz, daß der Mensch seinem Gattungswesen entfremdet ist, heißt, daß ein Mensch dem andern, wie jeder von ihnen dem menschlichen Wesen entfremdet ist.“ (MEW Erg.-Bd. Teil 1, S. 516, 517)

Wie Jantzen (1998, S. 11) unter Verweis auf die Behandlung des Beziehungsparadigmas in der Philosophiegeschichte z. B. durch Spinoza, Feuerbach, Rosenzweig, Buber und Lévinas anmerkt, ist „die Idee der Welt zumindestens oder mindestens auch die Idee eines anderen (Kant).“ Ähnlich argumentiert auch Marx; für ihn ist die „Ich-Du“-Relation aber nicht primär eine in der Privatsphäre oder nur in der Geschlechterbeziehung angesiedelte Kategorie. Marx stellt das „Ich-Bewußtsein“ und das „Beziehungsparadigma“ (Ich-Du-Beziehung) in der Philosophie auf eine materialistische Grundlage. Leontjew erinnert in diesem Sinne in „Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit“ (S. 217) daran, daß die Analyse der Tätigkeit und des Bewußtseins als Einheit zu verstehen ist und daß die Entstehung des „Ich“-Bewußtseins nur in seiner Interaktion mit seinem sozialen Gegenüber zu erfassen ist.

„Wir haben gesehen, daß sich die mannigfaltigen Tätigkeiten des Subjekts überschneiden und durch objektive und ihrer Natur gesellschaftliche Beziehungen, die das Subjekt notwendig eingeht, zu Knoten verknüpfen. Diese Knoten und ihre Hierarchien bilden auch jenes geheimnisvolle ‚Persönlichkeitszentrum‘, das wir ‚Ich‘ nennen. Mit anderen Worten, dieses Zentrum liegt nicht im Individuum, nicht unter seiner Haut, sondern in seinem Sein.“ (Leontjew 1982, S. 217)

Damit kommt Leontjew unvermeidlich zur Ablehnung der für die empirische Psychologie traditionellen egozentrischen, „ptolemäischen“ Interpretation des Menschen zugunsten der „kopernikanischen“ Interpretation, die das menschliche „Ich“ als „Bestandteil des Gesamtsystems der wechselseitigen Zusammenhänge der Menschen in der Gesellschaft“ betrachtet. Bestandteil dieses unauflöslichen „Beziehungsgparadigmas“ zu sein, heißt aber nicht, daß sich das „Ich“ in ihm auflöst, „sondern im Gegenteil, daß es in ihm seine Wirkungskräfte erlangt und offenbart.“ (ebenda) Diese soziale Dimension der Persönlichkeitsentwicklung ist dem Menschen nichts Äußerliches, sondern besitzt eine unmittelbar individualpsychologische Seite.

[255] In den „Thesen über Feuerbach“ – und zwar schon in seiner allerersten – hatte Marx vor einem „mechanischen Materialismus“ gewarnt, der die Vermittlung zwischen den äußeren, gesellschaftlichen Bedingungen und dem individuellem Handeln und Verhalten durch die Subjektivität, d. h. die Psyche des einzelnen Individuums, vernachlässigt.

In dieser ersten „These über Feuerbach“ heißt es:

„Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus – den Feuerbachschen mit eingerechnet – ist, daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit, nur unter der Form des *Objekts* oder der *Anschauung* gefaßt wird; nicht aber als *menschliche sinnliche Tätigkeit, Praxis*, nicht subjektiv.“ (MEW 3, S. 533)

Als Korrektiv gegen eine Überakzentuierung des Sozialen und/oder Biologischen war von Marx auch in seinen „Thesen über Feuerbach“ deutlich formuliert worden:

„3. Die materialistische Lehre, daß die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und geänderter Erziehung sind, vergißt, daß die Umstände eben von den Menschen verändert werden und daß der Erzieher selbst erzogen werden muß.“ (MEW 3, S. 533 f)

Bereits im Prozeß seines Übergangs „vom Idealismus zum Materialismus“, wie die Herausgeber der Marx-Engels-Werke die Etappe des „jungen Marx“ charakterisierten (MEW 1, S. IX, XIII, XV), äußerte sich Marx mehrfach zur besonderen Spezifik des Sozialen und Gesellschaftlichen in seiner dialektischen Beziehung zur biotisch-natürlichen Fundierung des Menschen als eines zentralen konstitutiven Moments der Persönlichkeitsentwicklung. So setzt sich Marx in seinem zu Lebzeiten nicht veröffentlichten und unvollendet gebliebenen Manuskript „Kritik des Hegelschen Staatsrechts“ aus dem Jahre 1843 kritisch mit der Hegelschen These auseinander, daß die Funktionsweise des Staates unabhängig von den agierenden Individuen und ihren spezifischen Persönlichkeitsmerkmalen zu beurteilen sei, da diese nicht nach deren unmittelbaren Persönlichkeit, sondern nur nach ihrer

allgemeinen und objektiven Qualität als Agenten der Staatsmacht tätig seien. Die Wirksamkeit des Staates sei also mit der besonderen Persönlichkeit als solcher nur äußerlich und zufällig verbunden. (Vergl. MEW 1, S. 222)

Demgegenüber bestätigt Marx zunächst, daß diese Feststellung sich teilweise von selbst verstehe und eigentlich eine Tautologie sei. Die Geschäfte und Wirksamkeiten des Staats seien an Individuen geknüpft, aber nicht an das Individuum als physisches, sondern als staatliches Wesen, an die „*Staatsqualität* des Individuums.“ Dennoch sei es aber „lächerlich“, wenn Hegel in diesem Zusammenhang davon spreche, die Staatsgeschäfte seien mit der be-[256]sonderen Persönlichkeit als solcher äußerlicher- und zufälligerweise verbunden.

Marx betont hier erstmals, daß die Gegenüberstellung zwischen „dem Individuum“ einerseits und „dem Staat“ andererseits eine unzulässige Konstruktion sei. In noch sehr abstrakter Form wird bei ihm einer der zentralen Grundgedanken des marxistischen Persönlichkeitsbegriffs, die soziale Bedingtheit der Individualentwicklung, formuliert.

„Es kömmt dieser Unsinn dadurch herein, daß Hegel die Staatsgeschäfte und Wirksamkeiten abstrakt für sich und im Gegensatz dazu die besondere Individualität faßt; aber er vergißt, daß die besondere Individualität eine menschliche und die Staatsgeschäfte und Wirksamkeiten menschliche Funktionen sind; er vergißt, daß das Wesen der ‚besonderen Persönlichkeit‘ nicht ihr Bart, ihr Blut, ihre abstrakte Physis, sondern *ihre* (Hervorhebung durch mich – HPB) *soziale Qualität* ist, und daß die Staatsgeschäfte etc. nichts als Daseins- und Wirkungsweisen der sozialen Qualitäten des Menschen sind. Es versteht sich also, daß die Individuen, insofern sie Träger der Staatsgeschäfte und Gewalten sind, ihrer sozialen und nicht ihrer privaten Qualität nach betrachtet werden.“ (MEW 1, S. 222)

Die in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ im Februar 1844 abgedruckte Arbeit „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung“ enthält eine fast identische Formulierung. Sie lautet: „Aber *der Mensch*, das ist kein abstraktes, außer der Welt hockendes Wesen. Der Mensch, das ist *die Welt des Menschen*, Staat, Sozietät.“ (MEW 1, S. 378) In Inhalt und Terminologie erinnern solche Aussagen stark an einen relativ selten mit dem Marxismus in Verbindung gebrachten klassischen Philosophen, J. G. Herder. Im neunten Buch seiner 1785 erschienenen Arbeit „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ setzt sich Herder mit der Frage auseinander, ob und in welchem Umfang natürliche Anlagen des Menschen durch seinen sozialen Status und die ihn umgebende Umwelt geformt würden. Drastisch polemisiert er gegen den „Wahn“, daß „auch der sinnliche Mensch ... im Traum seines Lebens (wähnet), er sei alles, was er ist, durch sich selbst geworden.“ (Herder Bd. 4, S. 235) Herder hält dagegen:

„Sowenig ein Mensch seiner natürlichen Geburt nach aus sich entspringt, sowenig ist er im Gebrauch seiner geistigen Kräfte ein Selbstgeborener. Nicht nur der Keim unsrer innern Anlagen ist genetisch wie unser körperliches Gebilde, sondern auch jede Entwicklung dieses Keimes hängt vom Schicksal ab, das uns hie- oder dorthin pflanzte und nach Zeit und Jahren die Hülfsmittel der Bildung um uns legte. Schon das Auge mußte sehen, das Ohr hören lernen, und wie künstlich das vornehmste Mittel unsrer Gedanken, die Sprache, erlangt werde, darf keinem verborgen bleiben. Offenbar hat die Natur auch unsern ganzen Me-[257]chanismus samt der Beschaffenheit und Dauer unsrer Lebensalter zu dieser fremden Beihülfe eingerichtet.“ (S. 235 f)

Auch bei Herder klingen die Modellvorstellungen des cartesianischen Maschinenparadigmas wieder an; sie werden jedoch insofern modifiziert, als bei Herder das movens der „Maschine“ nicht in einem inneren Mechanismus gesehen wird, sondern in der durch die genetische Disposition vorgegebenen und durch die Erziehung ausgeformten und entwickelten menschlichen Ratio. Dies sei das „principium“ der menschlichen Geschichte.

„Der Mensch ist also eine künstliche Maschine, zwar mit genetischer Disposition und einer Fülle von Leben begabt; aber die Maschine spielet sich nicht selbst und auch der fähigste Mensch muß lernen, wie er sie spiele. Die Vernunft ist ein Aggregat von Bemerkungen und Übungen unsrer Seele, eine Summe der Erziehung unsres Geschlechts, die nach gegebnen fremden Vorbildern der Erzogne zuletzt als ein fremder Künstler an sich vollendet.

Hier also liegt das Prinzipium zur Geschichte der Menschheit, ohne welches es keine solche Geschichte gäbe. Empfinge der Mensch alles aus sich und entwickelte es abgetrennt von äußern Gegenständen, so wäre zwar eine Geschichte des Menschen, aber nicht der Menschen, nicht ihres ganzen Geschlechts möglich.“ (S. 236)

Auch in ihrer ersten gemeinsamen Arbeit „Die deutsche Ideologie“ aus dem Jahre 1845-46, die sie später „der nagenden Kritik der Mäuse“ (Marx [MEW 13, S. 10]) überließen, äußerten sich Marx und Engels ähnlich wie Herder: Die Menschen seien die Produzenten ihrer Vorstellungen, Ideen etc. Marx meinte „die wirklichen, wirkenden Menschen, wie sie bedingt sind durch eine bestimmte Entwicklung ihrer Produktivkräfte und des denselben entsprechenden Verkehrs bis zu seinen weitesten Formationen hinauf. Das Bewußtsein kann nichts Andres sein als das bewußte Sein, und das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozeß (MEW 3, S. 26) Es müsse von den wirklich tätigen Menschen ausgegangen werden und aus ihrem wirklichen Lebensprozeß sei auch die Entwicklung der ideologischen Reflexe und Echos dieses Lebensprozesses darzustellen. Moral, Religion, Metaphysik und sonstige Ideologie und die ihnen entsprechenden Bewußtseinsformen verlieren damit den Schein der Selbständigkeit. Marx betont weiter, daß sie keine eigenständige Entwicklung durchmachen, sondern daß die ihrer materiellen Produktion und ihren materiellen Verkehr entwickelnden Menschen mit dieser ihrer Wirklichkeit auch ihr Denken und die Produkte ihres Denkens ändern: „Nicht das Bewußtsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewußtsein.“ (MEW 3, S. 27)

Und weiter heißt es, daß diese Betrachtungsweise nicht voraussetzungslos sei. Sie gehe von den „wirklichen Voraussetzungen“ aus, die sie keinen Augen-[258]blick verlasse. Ihre Voraussetzungen seien die Menschen nicht in irgendeiner phantastischen Abgeschlossenheit und Fixierung, sondern in ihrem wirklichen, „empirisch anschaulichen Entwicklungsprozeß“. (ebenda) Erst da, wo die Spekulation aufhöre, beim wirklichen Leben, beginne auch die wirkliche, positive Wissenschaft, die Darstellung der praktischen Betätigung, des praktischen Entwicklungsprozesses der Menschen. (Vergl. MEW 3, S. 27)[27]

Es könnte somit der Eindruck entstehen, daß entgegen der landläufigen Meinung gerade der „junge Marx“ eher ein Befürworter des Konzepts der „sozialen Determiniertheit“ der Persönlichkeit gewesen sei statt ein Verfechter eines „anthropologischen“ Prinzips. In Wirklichkeit läßt sich aber auch der „junge Marx“ weder für ein einseitiges, rein biologisch-anthropologisches Menschenbild, noch für einen soziologistischen, rein auf die gesellschaftliche Konstituierung fixierten Menschen- und Persönlichkeitsbegriff instrumentalisieren. Auch der junge Marx sieht den Menschen bereits in seiner Einheit als biologisches, soziales und psychisches Wesen.

Diese Komplexität wurde von vielen marxistischen Fachleuten erst sehr spät erfaßt, das belegt auch der Verlauf der Diskussionen in der Sowjetunion. Diese soll im nächsten Abschnitt untersucht werden.

7.2. Exkurs 2: Die sowjetische Debatte über „soziale Erblichkeit“ und die „soziale Bedingtheit des Psychischen“

Unter sowjetischen Psychologen und Philosophen wurde im Kontext mit einer Grundsatzdebatte über die heuristische Funktion der marxistischen Philosophie für die Entwicklung der Einzelwissenschaften seit Anfang der siebziger Jahre heftig über den Zusammenhang von Biotischem und Sozialem in der marxistischen Persönlichkeitskonzeption gestritten.

Eine zentrale Funktion besaß dabei die „II. Allunionskonferenz zu philosophischen Problemen der modernen Naturwissenschaften“ im Dezember 1970. (Die erste Konferenz dieser Art hatte 1958 stattgefunden.) An ihr beteiligten sich auch Philosophen und Naturwissenschaftler anderer sozialistischer Staaten (darunter aus der DDR G. Kröber). Wie die Herausgeber der deutschen Ausgabe der Konferenzmaterialien, S. Wollgast und K. F. Teinz, in ihrem Vorwort betonten, gab es in den Hauptreferaten

[27] Praxis meint immer auch die Verschränkung des gesellschaftlichen Tuns in die Natur. Vergl. H. H. Holz (1972) Dialektik und Widerspiegelung: München.

der Konferenz eine weitgehende Übereinstimmung darüber, daß es in der Beziehung zwischen [259] marxistischer Philosophie und Einzelwissenschaft nicht darum gehen könne, „lediglich Kategorien des dialektischen Materialismus mit einzelwissenschaftlichen in Beziehung zu setzen. Das wäre rein deklarativ. Den Autoren geht es vielmehr darum, daß neben der weltanschaulichen Fundierung der Einzelwissenschaften eine echte Zusammenarbeit bei der Hypothesenbildung erfolgen muß.“ (S. 9) Der gemeinsame wissenschaftstheoretische Konsens, der sich bei allen Hauptautoren widerspiegele, habe in folgender Position bestanden:

„Ein marxistischer Wissenschaftsbegriff kann nicht einen Ansatz akzeptieren, der lediglich von den Ergebnissen der Wissenschaft ausgeht oder gar Wissenschaft auf Aussagensysteme reduzieren möchte. Ein marxistisch konzipierter Wissenschaftsbegriff muß Wissenschaft als allgemeine Arbeit, als menschliche Tätigkeit begreifen.“ (S. 10)

Ganz so einmütig, wie Wollgast und Teinz meinten, verlief die Debatte jedoch keineswegs.

So vertrat z. B. V. A. Štoff (Leningrad) in der Diskussion die Position, daß der dialektische Materialismus sich sowohl auf der ontologischen als auch auf der erkenntnistheoretischen Ebene äußert. Er erachtete es für notwendig, die Ontologie als relativ selbständiges Moment in der marxistischen Philosophie anzuerkennen. (S. 226)

Diese Meinung wurde auch von V. I. Sviderski, V. P. Branskij, A. S. Karmin und M. V. Mostepanenko (alle Leningrad) vertreten. (Vergl. S. 226 f)

Ein Gegenposition dazu bezog u. a. I. S. Alekseev (Novosibirsk). Laut Kongreßbericht polemisierte er besonders gegen Sviderskij und verwies „auf die Ungeklärtheit des Ontologiebegriffs und der ontologischen Problematik im System des dialektischen Materialismus.“ (S. 227) Die Kategorie „Tätigkeit“ bilde die gemeinsame Grundlage des Ontologischen, Erkenntnistheoretischen und Logischen. Die Veränderung des Weltbildes in der Geschichte der Naturwissenschaften erkläre sich nicht aus der Veränderung der physischen Welt, sondern aus der Veränderung des Charakters der menschlichen Tätigkeit. A. S. Mamzin (Leningrad) kam über die Diskussion philosophischer Probleme der Evolution ebenfalls zu der Auffassung, daß für die Lösung der methodologischen Fragen der Evolutionstheorie natürlich die Philosophie des dialektischen Materialismus erforderlich sei. Andererseits trage die Evolutionstheorie selbst „in bedeutendem Maße zur Vertiefung und Weiterentwicklung der Kategorien des dialektischen Materialismus bei.“ (S. 239)

Für die Entwicklung der späteren Debatten in der DDR über die Beziehung zwischen Biologischem und Sozialem in der marxistischen Persönlichkeitstheorie sollte sich der Beitrag von N. P. Dubinin als besonders relevant herausstellen. [260] Die biologische Art Mensch sei entstanden durch eine unikale Verflechtung von Anthropogenese und Soziogenese. Die Einmaligkeit der Art Homo sapiens werde dadurch bestimmt, daß sie „im Unterschied zu allen Tieren neben dem genetischen Programm infolge der Existenz des Bewußtseins noch ein zweites Programm besitzt, das ihre Entwicklung in jeder folgenden Generation bestimmt. Dieses zweite Programm kann man als Programm der sozialen Vererbung bezeichnen.“ (S. 72). Die Herausbildung dieses sozialen Programms „das die Entwicklung seiner geistigen Persönlichkeit kontrolliert“ erfordere eine „Revision der Auffassungen über die Rolle der Umwelt.“ (S. 72) Erst das soziale Programm ermögliche die Entwicklung der geistigen Qualitäten der Persönlichkeit.

„Hier können wir mit vollem Recht von einer sozialen Vererbung sprechen. Sie ist einzigartig, denn in einem solchen Umfange ist sie nur für den Menschen charakteristisch. Dieses soziale Programm ist nicht in den Genen gespeichert und erscheint dennoch als innerer Entwicklungsfaktor der Persönlichkeit.“ (S. 72)

Wie unschwer zu erkennen ist, ist Dubinins „Umwelt“-Begriff im Grunde jedoch nur ein kaum drapierter anderer Terminus für „Gesellschaft“; die biologische Dimension sowie der Faktor „Natur“ erscheinen darin nur sehr eingeengt. Damit unterscheidet sich Dubinins „Umwelt“-Verständnis gravierend von der durch den russisch-sowjetischen Naturwissenschaftler W. Wernadski (1863-1945)

begründeten „ökologischen“ Traditionslinie, die den Menschen in seiner Zugehörigkeit zur Gesamtheit der „Biosphäre“ – dieser Begriff wurde 1927 zwar von den Franzosen P. Teilhard de Chardin und E. le Roy geprägt, angeregt wurden sie aber dabei von Wernadskis Sorbonne-Vorlesungen über Probleme der Geochemie und Biogeochemie – betrachtet. Wernadskis „Biosphären“-Verständnis, darauf verweist u. a. B. Sokolow, Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, in einem Sammelartikel anläßlich des 125. Geburtstages von Wernadski, geht über die gewöhnliche und teilweise triviale Vorstellung von der Biosphäre als der „belebten Hülle unseres Planeten“ hinaus. In Wernadskis Sicht ist sie mit dessen Raum-Zeit-Konzeption verbunden; sie ist dreidimensional und geohistorisch zu verstehen. Sokolow faßt dieses Biosphären-Konzept Wernadskis folgendermaßen zusammen:

Die Biosphäre stellt keine statische Struktur der „Lebenshülle“ dar, die unsrer Welt als ewig gegeben erscheint, sondern sie ist in erster Linie ein geobiohistorischer Prozeß, die mehrdimensionale Entfaltung dieses Prozesses. Das hat begonnen bei den hypothetischen Anfängen im Universum (oder – weniger wahrscheinlich – spezifisch auf der Erde) bis zu den konkreten biogeochemischen Kreisläufen und der Evolution lebender Systeme auf unserem Planeten und weiter bis zur fast „apokryphen“ Expansion einer einzigen von beinahe anderthalbmillionen Arten, die Vernunft erworben und den ganzen Stil der sich über Hun-[261]derte von Millionen Jahre spontan herausbildenden planetaren Energiebilanz durchbrochen hat.

„Indem er die Begriffe von ‚gewesenen Biosphären‘ , von der ‚geologischen Ewigkeit der Biosphäre‘ und den ‚Grenzen der Biosphäre‘ als räumlich-zeitliches Feld der Existenz des Lebens prägte, schuf Wernadski eine neue Lehre von der Biosphäre, die größte Synthese der modernen Wissenschaft. ... Sie ist zugleich sowohl moderne Philosophie der Naturwissenschaft als auch Anleitung zum Handeln bezüglich des menschlichen Verhaltens im geobiosphärischen System ...“ (Sokolow, 1988, S. 14)

Die Rolle der Gattung Mensch innerhalb des Biosphären-Konzeptes ist die ihres aktiven Umgestalters. Wernadski schrieb dazu 1926 in seinem Artikel „Gedanken über die gegenwärtige Bedeutung der Wissensgeschichte“: „Die im Verlauf der geologischen Gesamtzeit hervorgebrachte Biosphäre, die ihr Gleichgewicht erreicht hat, beginnt sich unter dem Einfluß des wissenschaftlichen Denkens der Menschheit immer stärker und tiefer zu verändern.“ (Zit. n. Janschin 1988, S. 9) Die Biosphäre entwickelt sich zur Sphäre der menschlichen Vernunft weiter, zur „Noosphäre“.

Aus dem Noosphären-Konzept Wernadskis geht demnach ein Menschenbild hervor, wonach er in diesem nicht nur das gesetzmäßige Glied der gerichteten Zephalisation, des Prozesses der Absonderung des Kopfes unter Einschluß eines oder mehrerer Körpersegmente in den Kopfabschnitt und der Vervollkommnung der höheren Nerventätigkeit, sah. Für ihn war der Mensch auch die „biologisch erste, völlig neue, vernunftbegabte und energetisch wirksame Kraft mit den schöpferischen Fähigkeiten des bewußten Organisators des biosphärischen Prozesses ‚im Interesse der frei denkenden Menschheit als einheitliches Ganzes‘.“ (Sokolow, a. a. O., S. 15)

Von diesem weiten Verständnis des Menschen als „pars et movens“ der Biosphäre hatte sich die sowjetische Debatte über das marxistische Menschen- und Persönlichkeitsbild in der „bio-sozialen“ Periode der 70er Jahre weit entfernt.

Im Vorfeld und im Verlauf des „IV. Unionskongresses der Gesellschaft der Psychologen“ (1971) und eines „Symposiums zu Problemen der Persönlichkeit“ (1971) deuteten sich jedoch neue Entwicklungslinien an. J. A. Budilowa verweist dazu in ihrer 1975 auch auf deutsch erschienenen Arbeit „Philosophische Probleme in der sowjetischen Psychologie“ besonders auf ungenügende empirische Untersuchungen und ungelöste Fragen, die mit der sozialen Differenziertheit der Individuen verbunden sind. Auf dem Symposium kam es zu einem heftigen Meinungsstreit über die „kulturhistorischen Theorie“ von A. N. Leontjew und die von S. L. Rubinstein entwickelten Konzeption der „sozialen Bedingtheit der Psyche vermittels der inneren Bedingungen“. In der Diskussion über die Beziehung zwischen ange-[262]borenen und erworbenen Fähigkeiten und Fertigkeiten und über den Mechanismus der sog. „sozialen Erblichkeit“ warf z. B. Bruschlinski den Anhängern der kulturhistorischen Richtung vor, daß diese den Prozeß der Interiorisation verabsolutierten. Er faßte seine Kritik folgendermaßen zusammen:

„Das Wesen der Diskussion über die Fähigkeiten kann in folgender Alternative ausgedrückt werden: entweder Anerkennung der grundlegenden inneren, insbesondere erblichen, Voraussetzung der psychischen Entwicklung des Individuums (die natürlich immer mit den äußeren Bedingungen zusammenwirken), oder aber Negierung, Verschwinden der psychischen Realität. Und dann muß man es als bewiesen ansehen, daß die grundlegenden inneren (erblichen u. a.) Bedingungen eine wesentliche, spezifische – aber nicht fatalistische – Rolle unmittelbar bei der Entwicklung der Fähigkeiten und folglich auch bei der Entwicklung der ganzen Persönlichkeit spielen.“ (ebenda, S. 282)

Im Grunde wurde hier die alte Debatte zwischen einem dialektischen und einem mechanistischen Verständnis von Materialismus unter anderen Vorzeichen und Fragestellungen fortgeführt. Die Leontjew-Richtung löste – so läßt die Zusammenfassung der Konferenzdebatte folgern – das Problem der Beziehung zwischen inneren und äußeren Faktoren der Ontogenese tendenziell in einem Gegenüber von Äußerem und Innerem mit der verdeckten Gleichsetzung beider Seiten des Widerspruchspaares auf. Das Äußere (Soziales und Kulturelles) bleibt dabei dem Individuum trotz anderslautender These äußerlich; es soll zwar per „Aneignung“ zum Inneren (Psychischen) transformiert werden, da es aber nicht genuin dem Wesen und Sein des Individuums entspringt – ja diese unmittelbare psychische Konstituiertheit ja auch noch gar nicht existiert – wird die Dialektik zwischen Innen und Außen praktisch zur Gleichsetzung von Außen mit Innen bzw. von Innen mit Außen.

Innerhalb der sowjetischen Diskussion verkörperte u. a. die von S. I. Rubinstein repräsentierte Richtung ein Gegengewicht zur kulturhistorischen Schule. Für Rubinstein hebt die Herausbildung neuer (menschlicher) Daseinsformen im Zuge der Evolution die gesetzmäßige Wirkung der tieferen biologischen Gesetzmäßigkeiten der psychischen Entwicklung nicht auf. Bezogen auf Probleme der Entwicklung (Entwicklungspsychologie) des Menschen, bedeutet dies, daß von Geburt an äußere und innere Entwicklungsbedingungen unauflöslich zusammenwirken. Zu den inneren Entwicklungsvoraussetzungen gehören von Anfang an die allgemeine Sensibilität (das Vermögen zu empfinden und wahrzunehmen), wobei auch dabei sowohl erworbene unbedingt-reflektorische Komponenten als auch genetisch fixierte Anlagen einbezogen werden. Das Soziale wird nicht einfach auf das Biologische aufgestockt, sondern ist (wie das Biologische) organischer Teil der Natur des Menschen. Seine [263] Natur ist sowohl Produkt der Evolution im biologischen wie im sozialen Sinne.

Rubinstein ordnet das Problem der sozialen Bedingtheit des Psychischen des Menschen in das umfassendere Problem der Stellung des Menschen in der Welt ein. Grundlegend ist für Rubinstein der Begriff „Lebensprozeß“, der die Möglichkeit bietet, die objektiven gesellschaftlichen Zusammenhänge und Beziehungen des Menschen dialektisch zu untersuchen und zu zeigen, wie diese Zusammenhänge aufgedeckt werden, wobei sie durch die inneren Gesetzmäßigkeiten des Subjekts, durch das System seiner subjektiven Beziehungen und Kognitionen gebrochen werden.

Das Bewußtsein steuert nach Rubinstein die Handlungen nicht nur im Einklang mit dem Verlauf der Erkenntnis, sondern tritt als Beziehung, Weltanschauung und Überzeugung zutage. Somit wird das Problem der psychischen Konstitution und Persönlichkeit des Individuums zum zentralen Glied der psychologischen Untersuchung der sozialen Bedingtheit der Psyche des Menschen. Rubinstein drückt das Spannungsverhältnis zwischen Biotischem, Psychischem und Sozialem im marxistischen Persönlichkeitsbegriff so aus:

„Das Persönlichkeitsproblem in der Psychologie hängt nicht nur in seiner Lösung, sondern auch darin, wie es gestellt wird, wesentlich von dem allgemeinen theoretischen Standpunkt ab, von dem man ausgeht. Diese oder jene Lösung des Problems der Persönlichkeit bestimmt ihrerseits wieder wesentlich die allgemeine theoretische Konzeption der Psychologie.

Die Einführung des Begriffs der Persönlichkeit in die Psychologie bedeutet vor allem, daß man bei der Erklärung der psychischen Erscheinungen *vom realen Sein des Menschen als eines materiellen Wesens in seinen Beziehungen zur materiellen Welt ausgeht. Alle psychischen Erscheinungen gehören in ihren wechselseitigen Beziehungen zum konkreten, lebendigen, handelnden Menschen*. Sie sind vom natürlichen und vom gesellschaftlichen Sein des Menschen und von dessen Gesetzmäßigkeiten abhängig und abgeleitet.“ (Hervorhebung durch mich – HPB) (1983, S. 331)

Rubinstein spricht also von zwei konstitutiven Dimensionen der Persönlichkeit: dem „natürlichen“ und dem „gesellschaftlichen“ Sein des Menschen.

Über die Dialektik von äußeren und inneren Determinanten der Persönlichkeitsentwicklung gab es auch unter sowjetischen Psychologen und Philosophen eine lange Kontroverse, die sich vor allem an der Lehre Pawlows von den äußeren Beziehungen des Organismus zu seinem Milieu und seinen äußeren Lebensbedingungen entzündete. Diese wurde häufig sehr einseitig als eine simple Reiz-Rektion-Theorie interpretiert – analog zu einer frühen Phase der US-amerikanischen Verhaltenspsychologie im Sinne des strikten Watsonschen Behaviorismus, [264] wonach ein äußerer Reiz unmittelbar die Reaktion eines Organismus und zwar ohne weitere innere Vermittlung hervorrufe.

Noch bevor in der „westlichen“ Psychologie mit der u. a. vom US-Psychologen A. Bandura (1964) herbeigeführten „kognitiven Wende“ in der Verhaltenstherapie dieses mechanische Reiz-Reaktion-Schema überwunden wurde, hatte Rubinstein eine Gegenposition gegenüber dem mechanischen Determinismus in der sich auf den Marxismus berufenen Persönlichkeitspsychologie formuliert, die auch den „wahren“ Pawlow zu seinem Recht kommen ließ. Zu den weitverbreiteten Klischees über Pawlow schrieb Rubinstein (1961):

„Pawlow konnte ... nur deshalb eine wissenschaftliche Theorie, eine wirkliche Lehre von diesen äußeren Beziehungen des Organismus zum Milieu schaffen und die Gesetzmäßigkeiten aufdecken, denen sie unterliegen, weil er auch die inneren Gesetzmäßigkeiten der Hirntätigkeit untersuchte, die die Verbindung zwischen den äußeren Einwirkungen auf den Organismus und seinen Reaktionen vermitteln. Die Lehre von der Dynamik der (kortikalen) Hirnprozesse wurde zum wichtigsten Teil der Pawlowschen Lehre. Die von Pawlow dabei ermittelten Gesetze der Irridation und Konzentration von Erregung und Hemmung, sowie ihrer wechselseitigen Induktion sind die inneren Gesetzmäßigkeiten der Hirntätigkeit. Sie bestimmen die Bewegung dieser Prozesse und ihre Wechselbeziehungen. Die Pawlowsche Lehre enthüllt die Gesetzmäßigkeiten der äußeren Bedingungen des Organismus zu seinen Lebensbedingungen nämlich eben aus dem Grunde, weil sie die inneren Wechselbeziehungen der Prozesse aufdeckt, die diese äußeren Beziehungen vermitteln.“ (S. 10 f)

Rubinstein sieht „den Weg zur Lösung der theoretischen Grundprobleme der Psychologie, vor allem des Persönlichkeitsproblems“, darin, daß das Prinzip des Determinismus in der Psychologie auf dialektisch-materialistische Weise verstanden wird. „Ihre Ausgangsformel könnte man kurz gefaßt so ausdrücken: Äußere Ursachen wirken über die inneren Bedingungen. Damit wird die Antithese zwischen der äußeren Bedingtheit und der inneren spontanen Entwicklung aufgehoben; denn ihr innerer wechselseitiger Zusammenhang bildet die Grundlage für die Erklärung der Erscheinungen; er ist das Skelett für die Theorie jeder beliebigen Erscheinung, also auch der psychischen.“ (S. 9 f)[28] Damit setzt Rubinstein (1983) sich auch ab von den Auffassungen Descartes’, dessen seinerzeitig durchaus „moderne“ Reflexologie die innere Vermittlung eines Reizes, d. h. die psychische Komponente im Erkenntnisprozeß, nicht ausreichend be-[265]rücksichtigt hatte. In der Reflextheorie (reflektorischen Theorie), die vom mechanistischen Determinismus ausgeht (z. B. in der Auffassung des Reflexes bei Descartes und seinen unmittelbaren Schülern), gilt als Ursache ein äußerer Anstoß, der den Endeffekt der Einwirkung unmittelbar determinieren soll. Zum Unterschied von diesem mechanistischen Determinismus betrachtet der Determinismus im dialektisch-materialistischen Sinne jede Einwirkung als Wechselwirkung. Der Effekt jeder äußeren Einwirkung hängt nicht nur von dem Körper ab, von dem sie ausgeht, sondern auch von dem Körper, der dieser Einwirkung ausgesetzt ist. Die äußeren Ursachen wirken durch die inneren Bedingungen hindurch (die sich in Abhängigkeit von den äußeren Einwirkungen herausbilden). Rubinstein argumentiert damit im Sinne der marxistischen Klassiker. Der Tradition der Hegelschen Dialektik folgend, überwindet die Marxsche materialistische Dialektik die schematische Gegenüberstellung von äußeren Bedingungen und innerer Disposition menschlichen Verhaltens.

---

[28] Der kategoriale Charakter von Innen und Außen wird hier bei Rubinstein ähnlich wie in Hegels „Logik“ definiert. Vergl. dazu auch H. Plessner. Die Stufen des Organischen und der Mensch. In Gesammelte Schriften Bd. IV. Frankfurt: Suhrkamp.

In der sowjetischen Persönlichkeitspsychologie gewannen seit den siebziger Jahren Modelle einer dynamisch-funktionalen Struktur der Persönlichkeit an Bedeutung. Platonow entwickelte z. B. ein hierarchisches Modell der Persönlichkeitsstruktur bestehend aus vier grundlegenden Unterstrukturen:

1. Die sozial determinierte Unterstruktur der Gerichtetheit, die durch die Erziehung entsteht;

2. die Unterstruktur der Erfahrung, die durch Ausbildung erworben wird;

3. die von den individuellen Besonderheiten der Widerspiegelung der Realität durch Übung entstehende Unterstruktur;

4. die auf Grund biologischer Besonderheiten durch Training herausgebildete vierte Interstruktur. (Vergl. Budilowa, S. 284 f)[29]

Innerhalb dieser Unterstrukturen besteht ein wechselseitiger Zusammenhang. Die erste (sozial bedingte) Unterstruktur hat die biologisch bedingten individuellen Besonderheiten als Grundlage.

Dieses dynamisch-funktionelle Persönlichkeitsmodell erinnert vom Ansatz her an den Persönlichkeitsbegriff des US-amerikanischen Psychologen G. W. Allport Er hatte 1964 folgende Definition vorgeschlagen: „Personality is the dynamic organization within the individual of those psycho-physical systems that determine his characteristic behaviour and thought.“ (p. 28) Allport legte jedoch im Unterschied zu Platonow einen stärkeren Akzent auf die motivationale und emotionale [266] Strukturierung der Persönlichkeit („upon the inner organization of motives, traits, and personal style“.) (p. X, Preface) (Vergl. auch Kapitel 2.3.2. dieser Arbeit.)

Auch andere sowjetische Psychologen (z. B. die Forschergruppe Ananjew, Mjasischtschew, Kowalew oder auch ihre Kollegen Merlin und Kostjuk) arbeiteten an Persönlichkeitsmodellen, die die natürlichen Eigenschaften des Individuums stärker berücksichtigten. Kostjuk (1974) kam dabei zu der Auffassung, daß die ontogenetische Entwicklung des Menschen ein ganzheitlicher Prozeß ist, der sich in verschiedenen Formen ausdrückt: in morphologischen, physiologischen, psychischen und sozialen. „Der Mensch ist als ein natürliches Wesen in ein biologisches, spezifisches System eingeschlossen, das letztlich die Formen seiner psychischen Entwicklung bestimmt. Dies ist ein Prozeß der nicht mit der Geburt abgeschlossen ist, sondern sich bis zur Reife des Organismus fortsetzt.“ (Kostjuk, 1974, S. 106, zit. n. Budilowa, S. 286) Der Mensch werde mit erblich bedingten organischen Bedürfnissen geboren, die ihre neurohumorale Grundlage besitzen, mit unbedingt reflektorischen Hirnstrukturen, die die Funktion seiner inneren Organe sowie die ersten Beziehungen zur Umwelt regulieren, und mit natürlichen Möglichkeiten zur Erarbeitung neuer Verfahren zur Verhaltensregulierung. Die letztgenannten bilden sich in dem Maße aus, in dem das sich entwickelnde Individuum in das soziale System menschlicher Beziehungen einbezogen wird.

Der Mensch wird also als ein natürliches Wesen geboren, in ihm ist potentiell die Umwandlung in ein gesellschaftliches Wesen angelegt. Die Reifung des Nervensystems eröffnet neue Entwicklungsmöglichkeiten, die unter den Bedingungen der Wechselwirkung des Individuums mit der Umwelt und der Aneignung gesellschaftlicher Werte durch das Individuum verwirklicht werden.

Diese Art der Wechselbeziehung von Angeborenem und Erworbenem in den sich beim Individuum bildenden psychischen Eigenschaften verändert sich beim Übergang von niedrigeren und höheren Stufen ihrer Entwicklung, also beim Übergang von einfacheren zu komplizierteren Eigenschaften.[30]

---

[29] In welchem Verhältnis genetisch angelegte Begabungsstrukturen – z. B. die Musikalität in der Familie Bach oder die mathematische Begabung in der Familie Bernoulli – mit einem intensivem Training stehen, wird in diesem Zusammenhang nicht thematisiert.

[30] Die Diskussion innerhalb der sowjetischen Persönlichkeitspsychologie über die Wechselbeziehungen zwischen Biologischem und Sozialem wurde mit zunehmender Beteiligung auch von Philosophen geführt. (Erst) im Dezember 1971 war in Moskau die „Philosophische Gesellschaft der UdSSR“ gegründet worden. Eine wichtige organisierende Rolle in der persönlichkeitstheoretischen Diskussion spielte u.a. die Zeitschrift „Woprossy filossofii“ (Probleme der Philosophie). Mit dem von B. G. Ananjew herausgegeben Band: Der Mensch als Gegenstand der Erkenntnis (deutsch: 1974) wurde auch die Debatte in der DDR stark beeinflußt. Die schon mehrfach erwähnte Arbeit von J. A. Budilowa zu „Philosophischen

[267] Wie gestaltet sich nun konkret die Beziehung zwischen Biotischem und Sozialem. Was ist der Hauptmechanismus und wie wirkt sich dieser Mechanismus auf die Persönlichkeitsbildung des Menschen aus? Welche Rolle spielt dabei die Arbeit? Das ist die Fragestellung, mit der sich der folgende Abschnitt meiner Arbeit auseinandersetzen soll.

7.3. Natur-Mensch-Dialektik und deren Vermittlung durch den gesellschaftlichen Arbeitsprozeß

K. Marx hatte den Gedanken der Selbsterschaffung des Menschen erstmals in den „Pariser Manuskripten“ so formuliert:

„Indem ... für den sozialistischen Menschen die *ganze sogenannte Weltgeschichte* nichts anders ist als die Erzeugung des Menschen durch die menschliche Arbeit, als das Werden der Natur für den Menschen, so hat er also den anschaulichen, unwiderstehlichen Beweis von seiner *Geburt* durch sich selbst, von seinem *Entstehungsprozeß*.“ (MEW Erg.-Bd. 1. Teil, S. 546)

Auch in der zur eigenen „Selbstverständigung“ (MEW 13, S. 10) geschriebenen „Deutschen Ideologie“, betonten K. Marx und F. Engels die fundamentale Bedeutung der Arbeit für die Entwicklung des Menschen:

„Man kann die Menschen durch das Bewußtsein, durch die Religion, durch was man sonst will, von den Tieren unterscheiden. Sie selbst fangen an, sich von den Tieren zu unterscheiden, sobald sie anfangen, ihre Lebensmittel *zu produzieren*, ein Schritt, der durch ihre körperliche Organisation bedingt ist. Indem die Menschen ihre Lebensmittel produzieren, produzieren sie indirekt ihre materielles Leben selbst.“ (MEW 3, S. 21)

7.3.1. Kontroverse um die „Selbsterschaffung“ des Menschen durch die Arbeit

Bereits in dieser frühen gemeinsamen Arbeit – der „Deutschen Ideologie“ – stellten Marx und Engels eine unauflösliche Beziehung zwischen den organisch-natürlichen Voraussetzungen der Anthropogenese („durch ihre körperliche Organisation bedingt“ [MEW Bd. 3, S. 21]) und dem bewußten Einschnitt im Evolutionsprozeß her, der innerhalb des Tier-Mensch-Übergangsfeldes den entscheidenden Schritt zur Menschwerdung und zur Gesellschaftlichkeit des Menschen markiert („ihre Lebensmittel *zu produzieren*“). Mit der Produktion der Lebensmittel beginnt praktisch die menschliche Geschichte. Dazu heißt es weiter (S. 28):

„Zum Leben ... gehört vor Allem Essen und Trinken, Wohnung und Kleidung [268] und noch einiges Andere. Die erste geschichtliche Tat ist also die Erzeugung der Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse, die Produktion des materiellen Lebens selbst, und zwar ist dies eine geschichtliche Tat, eine Grundbedingung aller Geschichte, die noch heute, wie vor Jahrtausenden, täglich und stündlich erfüllt werden muß, um die Menschen nur am Leben zu erhalten.“

Der sich selbst ernährende und selbst erzeugende Mensch tritt aufgrund seiner besonderen organischen Verfaßtheit, als Teil der Natur, in eine qualitativ neue Beziehung zu seiner natürlichen Umgebung, die ihn von allen anderen Lebewesen unterscheidet. Die Arbeit wird zur grundlegenden Voraussetzung für jede menschliche Entwicklung. Durch die Produktion sichert der Mensch aber nicht nur seine physische Existenzgrundlage, indem er sich die materiellen Bedingungen für sein Leben: Nahrung, Kleidung, Wohnung, etc. produziert. Er tritt in einen unauflöslichen Stoffwechselprozeß mit der Natur, erhebt sich im Arbeitsprozeß aus dem Tierreich und formt sich selbst zu einer individuellen Persönlichkeit. Der Arbeitsprozeß wird damit zum eigentlichen Prozeß der Menschwerdung. In einer eigentümlichen Mensch-Natur-Dialektik unterwirft sich der Mensch die Natur und modelt sie – als Teil der Natur – nach seinen Bedürfnissen um. In dieser Dialektik nimmt die Arbeit die zentrale Vermittlerrolle ein: sie wird selbst zu einer „Naturmacht“. Dies gilt nach historisch-materialistischer Auffassung insbesondere für die Stufe der Menschheitsentwicklung, auf der der Mensch sich aus dem Tierreich entwickelt hat. Im „Kapital“ wird zur Rolle der Arbeit für die Herausbildung des Menschen aus dem Tierreich gesagt:

Problemen in der sowjetischen Psychologie“ (deutsch: 1975) verdeutlicht ebenfalls das gewachsene Engagement von Philosophen für Fragen der Persönlichkeits- und Entwicklungspsychologie in der UdSSR seit Anfang der 70er Jahre.

„Der Gebrauch und die Schöpfung von Arbeitsmitteln, obgleich im Keim schon gewissen Tierarten eigen, charakterisieren den spezifisch menschlichen Arbeitsprozeß, und Franklin definiert daher den Menschen als ‚a toolmaking animal‘, ein Werkzeug fabrizierendes Tier. Dieselbe Wichtigkeit, welche der Bau von Knochenreliquien für die Erkenntnis der Organisation untergegangner Tiergeschlechter, haben die Reliquien von Arbeitsmitteln für die Beurteilung untergegangner ökonomischer Gesellschaftsformationen.“ (MEW 23, S. 194)

Marx steht mit diesem Verständnis von Arbeit als des zentralen Moments der Selbsterschaffung des Menschen in der Tradition der deutschen Klassik; auch Hegel und Goethe äußern sich ähnlich wie Marx zur Rolle der Arbeit für den Prozeß der Menschwerdung. G. Lukács (1986) sagt in „Der junge Hegel und die Probleme der kapitalistischen Gesellschaft“, erstmals erschienen 1954, daß „der Ausgang von der menschlichen Arbeit als Selbsterzeugungsprozeß des Menschen der gemeinsame Grundgedanke Goethes und Hegels gewesen ist. Daß dieser Gedanke, wenn auch schon nicht in einer bewußten ökonomischen Form, schon im ‚Prometheus‘-Fragment des jungen Goethe auftaucht und – für den Unterschied zwischen Goethe und Hegel sehr charakteristischerweise – einen [269] antireligiösen Akzent erhält. In den größten Werken Goethes steht aber dieses Selbsterzeugen des Menschen durch die Arbeit ... mit dem Münden dieses Problems in eine scharfe, humanistische Kritik der kapitalistischen Gesellschaft in engstem Zusammenhang; mit einer humanistischen Kritik, die keinen Augenblick den Gedanken des menschlichen Fortschritts aus dem Blickfeld verliert, die deshalb sich lieber ‚mitten im Dünger der Widersprüche‘ bewegt und sich hier einen Weg zu bahnen sucht, als irgendeiner romantisch-reaktionären Richtung Konzessionen zu machen.“ (S. 646)

Lukács (1986, S. 26) verweist auch auf das große Lob, das Marx in seinen „Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten“ Hegel wegen dessen Erfassung der Rolle der Arbeit für die Persönlichkeitsentwicklung des Menschen zollt. Es heißt dort: Das Große an der Hegelschen Phänomenologie und ihrem Endresultat – der Dialektik der Negativität als dem bewegenden und erzeugenden Prinzip – sei, daß Hegel die Selbsterzeugung des Menschen als einen Prozeß fasse, daß er das Wesen der Arbeit erfaßt habe und den gegenständlichen, wahren Menschen – „wahren“, weil wirklichen Menschen – „als Resultat seiner *eignen Arbeit* begreift.“ (MEW Erg.-Bd. 1, S. 574)

Das Motiv des Prometheischen wird auch in Schillers Arbeit „Über Anmut und Würde“ herausgearbeitet:

„Bloß organische Wesen sind nur ehrwürdig als Geschöpfe; der Mensch aber kann es nur als Schöpfer (d.i. als Selbsturheber seines Zustandes) sein. Er soll nicht bloß, wie die übrigen Sinnenwesen, die Strahlen fremder Natur zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte glänzen.“ (S. 82 f)

Ebenso findet sich in Fichtes „Die Bestimmung des Menschen“ (1799) die Idee der Selbsterschaffung des Menschen. Fichte sagt darin:

„Absolut selbständig, und durch mich selbst vollendet und fertig stehe ich denn da. Die Urquelle alles meines übrigen Denkens und meines Lebens, dasjenige, aus dem alles, was in mir, und für mich und durch mich seyn kann, herfließt, der innerste Geist meines Geistes, ist nicht ein fremder Geist, sondern er ist schlechthin durch mich selbst im eigentlichsten Sinne hervorgebracht. Ich bin durchaus mein eigenes Geschöpf. Ich hätte blind dem Zuge meiner geistigen Natur folgen können. Ich wollte nicht Natur, sondern mein eignes Werk seyn; und ich bin es geworden, dadurch daß ich es wollte.“ (1799, S. 294)

Eschke hat in seiner kleinen Studie „Arbeit und Menschenwürde“ (1994) den philosophie-historisch interessanten Hinweis gegeben, daß für die „Sicht auf die Ganzheit der Persönlichkeit und auf den ganzen Komplex der Beziehungen, die sie im Prozeß der Arbeit realisiert“ (S. 5) der Beitrag des italienischen Renaissance-Philosophen Pico Della Mirandola (1463-1494) auch für den marxisti-[270]schen Arbeitsbegriff von Bedeutung ist. In seiner Rede „Über die Würde des Menschen“ hatte Pico dem Schöpfergott folgende Zitate in den Mund gelegt.

„Du sollst deine Natur ohne Beschränkung nach deinem freien Ermessen, dem ich dich überlassen habe, selbst bestimmen ... Ich habe dich nicht himmlisch noch irdisch, nicht sterblich noch unsterblich

geschaffen, damit du dich frei, nach eigener Macht, selbst modellierend und bearbeitend, zu der von dir gewollten Form ausbilden kannst.“ (Zit. n. Eschke, S. 6)

Trotz deistischer Erklärung der Entstehung des Menschen findet sich hier bei Pico im Kern doch ein unübersehbarer materialistischer Ansatz: der Mensch als Schöpfer seines konkreten Selbst.

Die Erkenntnis von der „überragenden Rolle der Arbeit als Wesenszug menschlichen Seins und Werdens“ – so der Anthropologe und Historiker J. Herrmann (1984, S. 9) – als des zentralen Vermittlungsglieds zwischen Mensch und Natur und des historischen Moments der Anthroposoziogenese, erfuhr in der um 1876 entstandenen Studie von F. Engels „Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“ eine weitere Vertiefung.

Auf der Basis der damals neuen, als revolutionär empfundenen Darwinschen Evolutionstheorie und in Adaptation des von E. Haeckel formulierten Kernstücks der Evolution, der Artveränderung, als „Resultat der Wechselwirkung von Anpassung und Veränderung, wobei dann die Anpassung als die ändernde, die Vererbung als die erhaltende Seite des Prozesses dargestellt wird“, (MEW 20, S. 65) arbeitete Engels die überaus wichtige Rolle der Arbeit und der Herstellung der Arbeitsmittel für die Menschwerdung heraus. „Sie (die Arbeit – HPB) ist die erste Grundbedingung alles menschlichen Lebens, und zwar in einem solchen Grade, daß wir in gewissem Sinn sagen müssen: Sie hat den Menschen selbst geschaffen.“ (MEW 20, S. 444)

Anläßlich des 100. Todestags von F. Engels (1995) wurde von marxistischen Wissenschaftlern vermehrt von „Einseitigkeiten und blinden Flecken“, „Wissenslücken und Fehlern in Sachaussagen“ sowie „Klischees“ („Z“ Nr. 22, S. 6) auch im Zusammenhang mit dieser von Engels vertretenen Position zur Rolle der Arbeit bei der Anthropogenese gesprochen. K. H. Tjaden (1995) zitiert z. B. in diesem Zusammenhang besonders Meinungen und Forschungsergebnisse der jüngeren paläontologischen, paläanthropologischen und archäologischen Literatur, die nach seiner Meinung den „wirkliche(n) Gang der Ereignisse“ (S. 21) in einem ganz anderen Licht erscheinen ließen.

„Die Kritik trifft insbesondere die entscheidende Bedeutung, die Engels der (angeblichen) Freisetzung der Hand im Übergang vom Affen zum Menschen und den Erwerb von Geschicklichkeiten der freigesetzten Hand für die Entwicklung des Unterschieds von (frühen) Menschenaffen und Menschen beimißt.“ (S. 22)

[271] Im Gegensatz zur Engelschen Position sei es nicht der bewußte und differenzierte Einsatz und die Produktion von Werkzeugen und sonstigen „tertiären Artefakten“ gewesen, der den qualitativen Wesensunterschied zwischen Mensch und Tierwelt, zwischen den Protoschimpansen und den Protohominiden, ausmache.

„Zugespitzt auf das Verhältnis von Schimpansenvorfahren und frühen (Vor-)Menschen ist der wesentliche Unterschied zwischen beiden das aufrechte Stehen, Gehen und Laufen, was unstrittig durch zumindest die meisten Australopithecus-Arten und vermutlich auch schon durch Australopithecus ramidus beherrscht wurde, auch wenn die Meinungen darüber auseinander gehen, ob diese frühen Hominiden auf dieselbe Weise und mit derselben Regelmäßigkeit aufrecht gegangen sind wie der anatomisch moderne homo sapiens vor der Diffusion des Automobils ... Der aufrechte Gang ist dem Zusammenhang von geobiotischen Lebensbedingungen und hominiden Lebensbedürfnissen entsprungen. Er ist eine innerhalb dieses Zusammenhangs erworbene Fähigkeit der Australopithecinen und der nachfolgende Hominiden, welche auf das Ergattern jahreszeitlich knapper Nahrungsquellen angewiesen, mit hilflosem Nachwuchs belastet und von wilden Tieren bedroht – das Laufen und Rennen durch weiträumige baumarme ostafrikanische Savannen zu lernen hatten. In deren Baminseln und Uferzonenwälder sahen sich die Protohominiden – im Unterschied zu den Protoschimpansen (und verschiedenen anderen Menschenaffen), die weiter westlich in Regenwäldern, Laubwäldern und Feuchtsavannen lebten – wohl zunächst versetzt.“ (S. 22)

Der dauerhaft aufrechte, bipedale Gang des Menschen auf der einen und der Knöchelgang mit allen vier Gliedmaßen (bei nur zeitweiliger halbaufrechter Zweibeinigkeit) auf der anderen Seite: das seien

die eigentlichen Unterschiede zwischen frühen Hominiden und Protoschimpansen. Beide seien hinsichtlich ihrer Nutzung von Werkzeugen nicht zu unterscheiden. Sowohl Protohominiden wie Protoschimpansen seien gleichermaßen fähig gewesen, hölzerne wie auch (gelegentlich) steinerne Werkzeuge sowohl zu nutzen als auch herzustellen und im Rahmen eines überschauenden Aktionskontextes komplex und differenziert mit diesen Geräten zu agieren. Tjaden verdichtet seine Kritik an Engels' Anthropogenese-Konzept in der folgenden summarischen Bemerkung:

„Die aus den genannten körperlichen Eigenschaften heraus konstruierte Dichotomie zwischen Menschenaffen und Menschenartigen: dort Unfähigkeit, hier Fähigkeit zur Entwicklung und Anwendung von Geräten und Gedanken, und die daran anknüpfende sei es materialistisch, sei es idealistisch inspirierte Evolutionsteleologie sind jedenfalls in Bezug auf Schimpansen und Menschen falsch.“ (S. 232)

Engels habe sich von Vorurteilen leiten lassen statt seine (historisch verständ-[272]lichen) Wissenslücken einzugestehen. Es seien dies bis vor kurzer Zeit in der Paläontologie und Paläarchäologie dominierende, typisch bürgerlich-männliche Vorurteile: das instrumentalistische Klischee des „man the toolmaker“ und das „machistische Klischee“ des „man the hunter“.

„Mußte Engels wirklich, wenn er beispielsweise über Art und Zweck der ersten Geräte menschlicher Lebewesen und über deren Ernährungs- und Lebensweise nichts wußte, (weil: nicht wissen konnte), eine feste Meinung dazu äußern, und: Wenn er das schon zu müssen meinte, mußte er dann unbedingt die wohl schon seinerzeit herrschenden (sic!) Meinung wiedergeben, oder hätte ihm nicht auch etwas der Wirklichkeit näher liegendes einfallen können ...“ (S. 32)

Tjaden schließt mit dem bissigen Spruch. „O my Lord help me to keep my big mouth shut until I know what I am talking about!“ (S. 33) Tjaden scheint sich offenbar von einigen Vorurteilen gegenüber Engels leiten gelassen zu haben. Bei unvoreingenommenem Studium des Engels-Textes hätte ihm auffallen müssen, daß der Autor trotz seiner historisch unumgänglichen Wissenslücken hinsichtlich der Frühgeschichte der Menschheit weitaus differenzierter und vorsichtiger argumentiert als Tjaden vermuten läßt.

Erstens räumt Engels im nahezu zeitgleich (1878) erschienenen „Anti-Dühring“ ein, daß die damalige Evolutionswissenschaft erst in den Anfängen stecke und von daher neue Erkenntnisse zu erwarten seien, die das bisherigen noch unvollkommene Wissen teilweise wieder gründlich relativieren würde. „Die Entwicklungstheorie selbst ist aber noch sehr jung, und es ist daher unzweifelhaft, daß die weitere Forschung die heutigen, auch die streng darwinistischen Vorstellungen von dem Hergang der Artenentwicklung sehr bedeutend modifizieren wird.“ (S. 69)

Zweitens betont Engels gar nicht einseitig und ausschließlich die Rolle der Hand und der Arbeit für die Anthropogenese. Engels schreibt zwar in der Einleitung zur „Dialektik der Natur“: „Nur der Mensch hat es fertiggebracht, der Natur seinen Stempel aufzudrücken ... Und das hat er fertiggebracht zunächst und wesentlich vermittelst der *Hand*.“ (MEW 20, S. 322 f, 323) Unmittelbar vor dieser von Tjaden als Belegstelle herangezogenen Passage, in denen er eine besonders herausgehobene „Betätigung bestimmter Arbeitsmittel durch die freigesetzte Hand sowie eine Kraftentfaltung der Menschen gegenüber der außermenschlichen Natur“ (S. 31) vermutet, heißt es aber auch gleichzeitig bei Engels:

„Auch der Mensch entsteht durch Differenzierung. Nicht nur individuell, aus einer einzigen Eizelle bis zum kompliziertesten Organismus differenziert, den die Natur hervorbringt – nein, auch historisch. Als nach jahrtausendelangem Ringen die Differenzierung der Hand vom Fuß, der aufrechte Gang, end-[273]lich festgestellt, da war der Mensch vom Affen geschieden, da war der Grund gelegt zur Entwicklung der artikulierten Sprache und zu der gewaltigen Ausbildung des Gehirns, die seitdem die Kluft zwischen Menschen und Affen unübersteiglich gemacht hat. Die Spezialisierung der Hand – das bedeutet das *Werkzeug*, und das Werkzeug bedeutet die spezifisch menschliche Tätigkeit, die umgestaltende Rückwirkung des Menschen auf die Natur, die Produktion.“ (S. 322)

Engels wiederholt hier im Grunde die alte Position aus der „Deutschen Ideologie“ von 1845/46 (s. o.), wonach der entscheidende Entwicklungsschritt im Tier-Mensch-Übergangsfeld, die Produktion von

Lebensmitteln, ein „Schritt (ist), der durch ihre körperliche Organisation bedingt ist.“ (MEW 3, S. 21) Im „Anteil der Arbeit ...“ wird Engels hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen Bipedalität und der Rolle der Hand noch deutlicher: „Wohl zunächst durch ihre Lebensweise veranlaßt, die beim Klettern den Händen andre Geschäfte zuweist als den Füßen, fingen diese Affen an, auf ebner Erde sich der Beihülfe der Hände beim Gehen zu entwöhnen und einen mehr und mehr aufrechten Gang anzunehmen. Damit war *der entscheidende Schritt getan für den Übergang vom Affen zum Menschen*.“ (MEW 20, S. 444)

Drittens spricht Engels den Tieren nicht die Fähigkeit zum Einsatz von Werkzeugen und damit auch zur Arbeit ab.

Ähnlich wie K. Marx im „Kapital“ von „instinktmäßigen Formen der Arbeit“ [MEW 23, S. 192] bei Tieren spricht (s. o.), sagt Engels. „Auch Tiere im engern Sinne haben Werkzeuge, aber nur als Glieder ihres Leibes – die Ameise, die Biene, der Biber; auch Tiere produzieren, aber ihre produktive Einwirkung auf die umgebende Natur ist dieser gegenüber gleich Null.“ (MEW 20, S. 322) Engels schließt sich damit der im „Kapital“ vorgenommenen Unterscheidung zwischen elaborierter menschlicher Arbeit und ersten instinktiven Vorformen tierischer Arbeit an. Marx nahm darin eine völlig klare Differenzierung vor:

„Wir haben es hier nicht mit den ersten tierartig instinktmäßigen Formen der Arbeit zu tun. ... Wir unterstellen die Arbeit in einer Form, worin sie dem Menschen ausschließlich angehört. Eine Spinne verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut.“ (MEW 23, 192, 193)

Viertens attestiert Engels Tieren auch bewußt reflektiertes Handeln und sogar Ansätze zum Sprechen – eine Erkenntnis, die erst durch die moderne Forschungen der Kommunikationsprozesse zwischen Affen bzw. zwischen Menschen und Affen bestätigt worden ist.

[274] Fünftens sieht Engels die Mensch-Natur-Beziehung keinesfalls reduktionistisch in der Form einer rein äußerlichen, ökonomistisch und utilitaristisch geprägten Zweck-Mittel-Relation. Der deshalb von Tjaden auch scharf kritisierte „Anthropozentrismus und Finalismus, der sich in diesen Thesen konzentriert“ und der (angeblich) „in vielen marxistischen Konzeptionen nicht nur der Menschwerdung, sondern der menschlichen Gesellschaft überhaupt (lebt)“ (S. 32), ist eher eine Tjadensche Fiktion, als daß sie bei Marx und Engels begründet wären.

Im Unterschied zu Tjaden und in stärkerer Anlehnung an Engels sah der damalige Direktor des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR, J. Herrmann (1983), den Prozeß der Hominidenbildung als einen komplexeren, sowohl biotische als auch soziale Veränderungen umfassenden zeitlich sehr langgestreckten Vorgang an. Die Rolle der Arbeit entsteht innerhalb dieses über Jahrmillionen laufenden Evolutionsprozesses über mehrere Vorstufen bis hin zur endgültigen allein dem Menschen adäquaten komplexen Einwirkung auf die Natur.

7.3.2. Evolutionsbiologische und anthropologische Grundlagen des Arbeitsprozesses

Was Engels aufgrund der damals noch wenig entwickelten Erforschung der Anthropogenese nur andeuten konnte, stellt sich im Lichte der modernen Präanthropologie und Evolutionsbiologie so dar: Vor ungefähr 30 Millionen Jahren sonderten sich im Gefolge klimatischer Veränderungen (allmähliches Erkalten der Erde) die Hominiden (die Menschenartigen) von einer gemeinsamen Vorfahrengruppe für Menschen und Menschenaffen (Pongiden) ab. Aus wenig spezialisierten Vierfüßlern, den Dryopithecen oder Waldaffen, entstand im Verlauf von Jahrmillionen, die nach der Trennung vom Menschenaffenzweig vergingen, allmählich durch Anpassung an das Leben in den sich ausdehnenden Steppen der Zweibeiner. Der Zwang, sich gegen die Raubtiere der Steppe zu behaupten und seine Nahrung zu erwerben, führte dazu, daß diejenigen Hominiden, die sich aufzurichten vermochten und die Fähigkeit zur aufrechten, zweibeinigen Fortbewegung in der Steppe erwarben, die größere

Übersicht und die größeren Möglichkeiten besaßen, Feinde wahrzunehmen und Gefahren auszuweichen. Die durch die natürlichen Lebensumstände verursachte und begünstigte Zweibeinigkeit wurde so zum ersten entscheidenden Schritt, der die Hominiden von den Menschenaffen völlig unterschied.

Wie Engels betont auch Herrmann, daß der aufrechte Gang eine Reihe von körperlichen Veränderungen hervorrief. Der Fuß wurde zum Standfuß. Die vorderen Gliedmaßen wurden frei für eine Spezialisierung auf Nahrungserwerb, [275] Jagd und Verteidigung vor Wildtieren. Die Differenzierung der Extremitäten war mit einer Differenzierung der motorischen Teile des Gehirns verbunden. Der aufrechte Gang brachte eine Verlagerung der Schädelbasis mit sich. Die Rückbildung der Riechorgane zugunsten der Ausbildung des Gesichts, d. h. des stetoskopischen Sehens und der Differenzierung des Gehörs im Sinne der breiteren Skala unterscheidbarer Laute entwickelte sich.

Reichholf (1993) hebt im Unterschied zu Herrmann hervor, daß die Entwicklung zur Bipedalität wahrscheinlich weniger durch den Feinddruck als Selektionsmittel erfolgte, sondern aufgrund der besseren Orientierung bei der Nahrungssuche. Die Prähominiden hätten sich bei dem Prozeß der Umstellung der Nahrung vom reinen Pflanzenverzehr zum zunehmenden Fleischverzehr weitgehend von toten Tieren ernährt. In ihrem Savannen-Biotop sei es dazu überlebenswichtig gewesen, schnell zu erfassen, wie Geier durch weithin sichtbares Kreisen das Vorhandensein von Fleischnahrung signalisierten.

H. Ullrich, gemeinsam mit J. Herrmann Mitherausgeber des zwar erst 1992 erschienenen, aber noch vor 1989 von einem „Arbeitskreis Menschwerdung“[31] am „Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR“ konzipierten umfangreichen Lehrbuches „Menschwerdung“ betont ebenfalls, daß die Bipedie und die progressive Hinentwicklung „die wesentlichsten Elemente eines ganzen Komplexes von biotischen Voraussetzungen“ darstellen, die in der Entwicklung des Körperbaus der vormenschli-[276]chen Primaten erreicht sein mußten, bevor sich der Übergang zum Menschen vollziehen konnte.“ (Ullrich 1992, S. 128) Im Verlaufe von 10 bis 30 Millionen Jahren vollzogen sich somit umwälzende biologische Veränderungen in Rahmen der naturgesetzlichen Evolution. Im Verlaufe dieser Evolution wurden zunehmend instinktive, genetisch vorgegebene Verhaltensweisen zugunsten einer größeren Variabilität der Anpassung an die Umweltsituation abgebaut. Diese Evolutionstendenz war anatomisch mit der allmählichen Überschichtung des Stammhirns durch das Großhirn oder Vorderhirn verbunden.

Die Nachahmung als Anfang des Lernens und die Weitergabe von erworbenen, nicht ererbten Fähigkeiten erlangten in dieser Evolutionsphase bereits zunehmende Bedeutung. Herrmann erwähnt das Beispiel eines japanischen Makakenweibchens, das in einem Rudel von ca. 60 Tieren das Waschen von Bataten in einem Bach vor dem Verzehr erfand. Nach 4 Jahren hatten 15 Tiere diese vorsorgliche Hygienemaßnahme übernommen.

Dies ist ein Beleg für das Funktionieren der „sozialen Vererbung“, die neben der biologischen Vererbung bei Vögeln und Säugetieren gut nachgewiesen ist. Auf dieser neuen biologischen Grundlage erfolgte wahrscheinlich im Pliozän, der letzten Stufe des Tertiärs, erstmals der Griff der entstehenden Hand nach einem Hilfsinstrument, dem Werkzeug, sei es Stock oder Stein, Knochen oder Quarzit.

---

[31] Der interdisziplinäre „Arbeitskreis Probleme der Menschwerdung“ am „Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR“ existierte bereits seit 1977. In ihm arbeiteten Anthropologen, Archäologen, Biologen, Ethnographen, Ethologen, Historiker, Musikwissenschaftler, Paläontologen, Philosophen und Psychologen gemeinsam an der Rekonstruktion des Menschwerdungsprozesses. Als methodische Gesichtspunkte hatten sich für ihre Arbeit als wesentlich herausgestellt: a) die aufeinander eingehende und aufeinander zugehende Zusammenarbeit von naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Disziplinen und b) die Verbindung von Logischem und Historischem. Nach eigener Darstellung erwies sich die Erarbeitung eines gemeinsamen methodischen Grundkonsenses nicht einfach, weil zunächst eine gemeinsame „Verständigungsgrundlage“ geschaffen werden mußte. Durch die Synthese von Historischem und Logischem – dem auch von K. Marx und F. Engels angewandten methodischen Prinzip bei der Entwicklung der Kritik der politischen Ökonomie des Kapitalismus – wurde versucht, den evolutionsgeschichtlich-historischen Prozeß der Menschwerdung in seiner Gesamtheit zu erkennen. (Vergl. Einleitung zum Sammelband „Menschwerdung“, S. 1-4.) Es existierten zwar personelle Überschneidungen mit dem späteren Projekt der „Bio-psychsozialen Einheit Mensch“, z. B. durch J. Herrmann und G. Tembrock, aber eine direkte institutionelle Verklammerung bestand nicht.

Es bildeten sich Formen bestimmter Arbeitstraditionen und in wachsendem Maße normative Vorstellungen über die Form der Werkzeuge und Geräte heraus. Dem „dreidimensionalen Charakter“ des Arbeitsprozesse entsprach auch die Nutzung des Feuers, damit wurde nunmehr erstmals auch eine „Naturkraft“ direkt in den Arbeitsprozeß eingebunden. Ullrich datiert die Arbeit auf ihrer 1. Stufe in die Epoche der Homo-Deviation bis zum Beginn des Auftretens von „homo erectus“. Die 2. Stufe wird von ihm in ihrer neuen Qualität auf die Periode der vollen Herausbildung von „homo erectus“ vor 0,8 bis 0,6 Mio Jahren v. u. Z. angesetzt und ist mit ostafrikanischen Funden belegt.

L. S. Leaky, der bekannte US-Präanthropologe, hat in Kenia (Fort Ternan) zahlreiche primitive Werkzeuge (teilweise 14 Millionen Jahre alt – d. h. auf einer sehr frühen Stufe der Hominidenevolution) nachgewiesen. Von einer regelmäßigen Nutzung von Werkzeugen kann man aber erst auf Grund der Datierungen der Leaky-Funde in der Oldovai-Schlucht (westlich der Serengeti-Steppe) sprechen. Eine Untergruppe des Australopithecus africanus, auch homo habilis genannt, hat danach vor ca. 1,8-1,2 Millionen Jahren regelmäßig Werkzeuge benutzt. Herrmann (1983) stellt in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Werkzeugs für die Unterscheidung zwischen affenähnlichen und prähominiden Vorstufen der menschlichen Evolution dar.

[277] „Für den homo habilis wurden Gebrauch und Herstellung von Werkzeugen allmählich zur Lebensgrundlage. Seine Existenz begann sich auf Arbeit zu gründen – wenn auch auf unentwickelten, primitive Formen der Arbeit, die mehr instinktiv als bewußt verrichtet wurden. Die Steingeräte, die der Affenmensch herstellte, bestanden aus roh zugeschlagenen Steinen verschiedener Herkunft, die durch den Zuschlag scharfe Kanten oder Spitzen erhielten. Eine feine Bearbeitung nach traditionellen und festen Formvorstellungen erfolgte am Anfang nicht. Immerhin wurde damit eine grundsätzlich neue Entwicklungsstufe, eben die Vermenschlichung der Hominiden im Arbeitsprozeß, eingeleitet. Auf der Stufe der Affenmenschen unternahm die Menschheit gewissermaßen den ersten Anlauf, um ihren Entwicklungsweg durch die eigene Arbeit mitzugestalten. Dieser Anlauf dauerte 1-2 Millionen Jahre, wohl an 100.000 Generationen, bevor sich die Arbeit, wie Friedrich Engels schrieb, als ‚die erste Grundbedingung allen Lebens‘ zeigte, ‚und zwar in einem solchen Grade, daß wir in gewissem Sinne sagen müssen: Sie hat den Menschen selbst geschaffen.“ (Herrmann 1983, S. 15)

Die Entwicklung der menschlichen Arbeit, die sich von den instinktmäßigen tierischen Vorformen der Arbeit, qualitativ erst sehr allmählich durchsetzt, war also ein nach hunderttausenden von Jahren zu berechnender Vorgang. Auch Reichholf (1993), der sich in seiner Arbeit bewußt auf die „Entstehung des Menschen im Wechselspiel mit der Natur“ und auf die „biologische Evolution des Menschen“ (S. 12) konzentriert, verweist auf die enge Beziehung zwischen der Entwicklung der Arbeit und organischen Veränderungen bei homo habilis, auch wenn er eingangs bewußt ankündigt, die „kulturelle und geistige Evolution“ nicht behandeln zu wollen. (S. 12) Obgleich er keinerlei Bezüge zum marxistischen Menschenbild – oder zu marxistischen Autoren – erkennen läßt, stellt Reichholf die prähominide Entwicklung in einen ähnlichen Kontext wie Herrmann.

„Die Entwicklung des homo habilis begann vor 1,8 bis 2 Millionen Jahren. Die Funde weisen darauf hin, daß ihn (das) größer gewordene Gehirn in die Lage versetzte, regelmäßig einfache Werkzeuge aus Stein, vielleicht auch aus Holz zu benutzen. Der Artname ‚habilis‘ weist darauf hin. ... Bemerkenswerte Veränderungen vollzogen sich im Bau des Schädels. Der Stirnbereich gewann an Höhe und damit der dahinterliegende Gehirnteil, die Großhirnrinde (Neocortex), an Raum. In diesem Gehirnbereich werden Verknüpfungen vollzogen, welche wir mit ‚Intelligenz‘, ‚Denkfähigkeit‘ oder ‚geistige Leistungen‘ umschreiben.“ (S. 87)

Und weiter sagt er (S. 115): Der Übergang (zwischen dem homo habilis und dem noch menschenähnlicheren homo erectus) habe sich „fließend“ vollzogen. Nicht abrupt, sondern „nach und nach“ veränderten sich die Kennzeichen vom [278] Äffischen zum Menschlichen hin. „Die Grenzziehung zwischen den verschiedenen Formen auf dem Weg zum Menschen ist willkürlich. Sie entspricht nicht dem natürlichen Übergang. Dennoch besitzt sie ihre Berechtigung, weil sie wichtige Abschnitte in der Evolution des Menschen charakterisiert.“

Herrmann betont, daß in dieser Übergangssituation das Ausmaß der Nutzung von Werkzeugen, d. h. die Entwicklung geplanter und differenzierter Arbeit zum wichtigsten Unterscheidungsmerkmal zwischen Hominiden und Pongiden wird.

„In diese neue Qualität ihres Daseins traten die Hominiden ein, ohne daß sie es gewahr wurden; und selbst dem Anthropologen ist es heute nahezu unmöglich, die anthropologische Scheidelinie in der Entwicklung vom Tier zum Menschen lediglich nach den Körpermerkmalen zu ziehen. Werkzeuge als Instrumente des Arbeitsprozesses bilden ohne Zweifel das wesentliche, erfaßbare Kriterium. Jedoch nimmt auch hier mit zunehmender Materialfülle die Problematik eher zu als ab: Denn die Unterschiede zwischen instinktmäßig benutzten Geräten und einer halb unbewußten, ausschließlich handlungsbestimmten Geräteherstellung sind nur schwer, wenn überhaupt zu erfassen. Nur in Jahrhunderttausenden lassen sich die Qualitäten unterscheiden.“ (Herrmann 1983, S. 16)

Zu Beginn der Anthropogenese stand die Arbeit in ihrer ersten Stufe in der Art einer eher als gefestigtes Instinktverhalten denn als bewußte Tätigkeit zu bezeichnenden Lebensäußerung. Da die unentwickelte Qualität der Arbeit und das nur in ersten Ansätzen vorhandene Denken – die Gehirnkapazität betrug nicht mehr als 600 bis 700 Kubikzentimeter – noch nahezu kein inneres Spannungsfeld und keine der neuen Gattung eigenen inneren Widersprüche hervorbrachten, ist es – so Herrmann – sinnvoll, den Übergang zur Arbeit nicht als „Menschwerdung“, sondern als erste Stufe eines Prozesses, der die Menschwerdung einleitete, aufzufassen.

Ähnlich abgewogen wie Herrmann die Rolle der Arbeit für die Evolution sieht, urteilt auch das DDR-Lehrbuch „Philosophie und Naturwissenschaften“ (1986).[32] Es sieht die ausschlaggebende Rolle der Arbeit eingebettet in eine Vielzahl anderer biotischer und sozialer Voraussetzungen für die Entstehung des Menschen.

„Zur differenzierten Erfassung des Übergangsprozesses von der biotischen zur gesellschaftlichen Bewegungsform ist die Berücksichtigung ausgewählter biotischer Veränderungen bei den tierischen Vorfahren des Menschen erforderlich. ... Diese biotische Voraussetzung für eine größere psychische Leistungsfähigkeit drückte sich zwar nicht sofort in vielfältigeren und komplizierteren Arbeitsinstrumenten aus, kann aber dazu geführt haben, daß mit den bis dahin vorhandenen relativ unspezialisierten Geräten kompliziertere Arbeitsvorgänge ausgeführt wur-[279]den. Nicht auszuschließen ist auch die Möglichkeit, daß sich in der Zeit die Sozialstrukturen und sozialen Beziehungen weiterentwickelten. Außerdem wird vermutet, daß in dieser Zeit die menschliche Lautsprache entstand.“ (S. 91 f)

Auch Eschke kommt – ganz anders als Tjaden – zu der Schlußfolgerung, daß die Arbeit charakterisiert werden könne als „Lebensentäußerung eines Subjekts, in welcher dieses sein Leben gewinnt und in dieser Lebensgewinnung zugleich die Bedingung seiner eigenen Entwicklung, seiner Selbstentwicklung schafft, oder, was dasselbe besagt: seine eigene Natur historisch und schrittweise verändert.“ (S. 16) In der ausschließlich für den Menschen typischen Form der Arbeit sei sie die Lebenstätigkeit, auf welcher der wesentliche Unterschied zwischen Mensch und Tier beruht.

7.3.3. Mißverständnisse über den „Doppelcharakter“ der Arbeit

Der hier im Zusammenhang mit der Anthropogenese und Persönlichkeitstheorie vor allem auf seinen stofflichen Nutzen, auf seine Konkretheit und seine Funktion für die Mensch- und Persönlichkeitsentwicklung hin untersuchte Arbeitsbegriff ist zu unterscheiden vom abstrakten Begriff der Arbeit.

In der ausschließlich für den Menschen typischen Form der Arbeit ist sie die Lebenstätigkeit, auf welcher der wesentliche Unterschied zwischen Mensch und Tier beruht.

Jantzen betont ähnlich wie Eschke, daß im Prozeß der Phylo- und Ontogenese die zunächst noch unspezifische „Tätigkeit“, die eine „allgemeine Eigenschaft der lebendigen Materie“ ist (Jantzen 1990, S. 509), mit dem Erreichen der Humanebene nicht mehr nur eine über den „AAM-Mechanismus“ (angeborene Auslösemechanismen) und über gattungsspezifische „Schlüsselreize“ gesteuerte „Operation“ ist.

[32] Leiter des Autorenkollektivs waren H. Hörz und K.-F. Wessel.

„Mit der Arbeit wird in der stammesgeschichtlichen Entwicklung zum Menschen durch Werkzeug- und Geräteproduktion eine neue Form der T. erreicht, die die amodalen Dimensionen der Objektwelt selbst (‚Ding an sich‘) durch die Aneignung ihrer Wechselwirkungen (‚Ding für uns‘) zu verändern vermag. (Amodale Dimensionen der Objektwelt sind die für das Subjekt hinter der sinnlich erfaßbaren (modalen) Oberfläche der Gegenstände, verborgenen Objekteigenschaften und Wechselwirkungen).“ (Jantzen 1990, S. 513)

In der bewußt organisierten gesellschaftlichen oder individuellen manuellen oder geistigen Arbeit wird das höchste Niveau der nicht mehr instinktmäßigen, sondern zunehmend zweck- und zielorientierten „Handlung“ erreicht. (Vergl. Maturana 1982; Roth 1986, 1987, Lorenz 1973, Jantzen 1990) Jantzen nahm damit Überlegungen von F. Klix (1980) über die motivationale Basis [280] kognitiver und kommunikativer Prozesse und deren Verbindung zum sozial notwendigen Interaktionszwang durch den Prozeß des Hinüberwachsens der Tätigkeit in die bewußte Arbeit und Arbeitsorganisation auf. (Vergl. Kapitel 8.3.2. dieser Arbeit) Er knüpfte dabei auch an Leontjews (1979) Konzeption der Entwicklung des Psychischen über unterschiedliche Strukturniveaus des Psychischen an.

Der im Zusammenhang mit der Anthropogenese und Persönlichkeitstheorie vor allem auf seinen stofflichen Nutzen, auf seine Konkretheit und seine Funktion für die Mensch- und Persönlichkeitsentwicklung hin untersuchte Arbeitsbegriff ist zu unterscheiden vom abstrakten Begriff der Arbeit. Diesen „Doppelcharakter der Arbeit“ gilt es auch bei der Frage nach der Vermittlerfunktion der Arbeit innerhalb der Wechselbeziehung zwischen Mensch und Natur zu berücksichtigen. Im ersten Kapitel der 1859 erschienenen Marx-Arbeit „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“ (MEW 13), an das Marx später im 1. Abschnitt „Ware und Geld“ des „Kapital“ noch einmal ausdrücklich erinnert, (vergl. MEW 23, S. 56) unterscheidet Marx zwei Grundformen der Arbeit:

„Während die Tauschwert setzende Arbeit *abstrakt allgemeine* und *gleiche* Arbeit ist, ist die Gebrauchswert setzende Arbeit konkrete und besondere Arbeit, die sich der Form und dem Stoff nach in unendlich verschiedene Arbeitsweisen zerspaltet.

... Als zweckmäßige Form zur Aneignung des Natürlichen in einer oder der anderen Form ist die Arbeit Naturbedingung der menschlichen Existenz, eine von allen sozialen Formen unabhängige Bedingung des Stoffwechsels zwischen Menschen und Natur.“ (MEW 13, S. 23 f).

Diesen Gedankengang nimmt Marx im Kapitel „Die Ware“ („Kapital“ Bd. 1) direkt wieder auf, wenn er sagt: „Als Bildnerin von Gebrauchswerten, als nützliche Arbeit, ist die Arbeit daher eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen, ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, also das menschliche Leben zu vermitteln.“ (MEW 23, S. 57) Vom „Gebrauchswert“ zu unterscheiden ist die im Produkt ebenfalls verkörperte Funktion des „Tauschwertes“, in dem sich die Funktion des Produkts als einer für den Austausch produzierten Ware repräsentiert. In „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“ wird diese Funktion so definiert: „Tauschwert setzende Arbeit ist dagegen eine spezifisch gesellschaftliche Form der Arbeit. Schneiderarbeit z. B. in ihrer stofflichen Bestimmtheit als besondere produktive Tätigkeit, produziert den Rock, aber nicht den Tauschwert des Rocks. Letztern produziert sie nicht als Schneiderarbeit, sondern als *abstrakt allgemeine Arbeit*, und diese gehört einem Gesellschaftszusammenhang, den der Schneider nicht eingefädelt hat.“ (MEW 13, S. 24) (Hervorhebung [281] durch mich – HPB) Dieser Doppelcharakter der Ware impliziert den Doppelcharakter der Arbeit. In „Kapital“ Bd. 1 verweist Marx gleich im Anfangskapitel auf die „zwieschlächtige Natur der in der Ware enthaltenen Arbeit“. (MEW 23, 56) und erläutert:

„Alle Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn, und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt menschlicher Arbeit bildet sie den Warenwert. Alle Arbeit ist andrerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in besondrer zweckbestimmter Form, und in dieser Eigenschaft konkreter nützlicher Arbeit produziert sie Gebrauchswerte.“(MEW 23, S. 61)

Es ist die konkrete (nützliche) Arbeit, die nach Marx zu den unvergänglichen Naturbedingungen des menschlichen Lebens zählt. Dies macht die ontologische Dimension der Arbeit und ihre Bedeutung für die Anthropogenese aus.

Dazu heißt es weiter im „Kapital“ (MEW 23, 198): „Der Arbeitsprozeß, wie wir ihn in seinen einfachen und abstrakten Momenten dargestellt haben, ist zweckmäßige Tätigkeit zur Herstellung von Gebrauchswerten, Aneignung des Natürlichen für menschliche Bedürfnisse, allgemeine Bedingung des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens und daher unabhängig von jeder Form dieses Lebens, vielmehr allen seinen Gesellschaftsformen gleich gemeinsam.“

Die Unterscheidung zwischen der allgemeinen (abstrakten) Arbeit und der Gebrauchswerte produzierenden (konkreten) Arbeit ist bis auf den heutigen Tag Quelle von Mißverständnissen auch unter dem Marxismus nahestehenden Theoretikern. So meint z. B. R. Kurz (1993, S. 10), die traditionelle und „vergilbte Arbeiterbewegung“ habe Marx’ Haltung zur Arbeit nur halb oder auch gar nicht begriffen. Insbesondere sei eine ontologische Deutung des Marxschen Arbeitsbegriffs gründlich zu verwerfen. Vor allem F. Engels sei mitschuldig daran, daß die Arbeiterbewegung den „doppelten Marx“ mit seiner radikalen und wissenschaftlich begründeten Ablehnung der Kategorie Arbeit nicht erkannt habe. Im Marxismus und bei Marx selbst seien nämlich grundsätzlich zu unterscheiden

a) ein „exoterischer Marx“: das sei der Marxismus einer nur äußerlichen Kapitalismuskritik, die sich nur an der Art und Weise der historischen Durchsetzung des Kapitalismus mit seinen sozialen Verwerfungen und Elend festmache, die Kapitalisten als reale, soziale Subjekte kritisiere und umgekehrt die Arbeiterklasse als reales historisches Subjekt zum Dreh- und Angelpunkt ihres Politikansatzes mache.

Diesem „exoterischen Marx“ werde auch ein ontologischer Arbeitsbegriff zugeordnet, der mit dem eigentlichen Marx nicht kompatibel sei.

[282] Marx selbst habe aber leider selbst allzu häufig nicht nur eine „soziologistisch verkürzte“ Kapitalismuskritik betrieben, sondern auch dieser (falschen) anthropologischen und ontologischen Deutung der Arbeit Vorschub geleistet.

b) ein „esoterischer Marx“: das sei die eigentliche, radikale, tiefgründige und scharfsichtige Kritik der „reale(n) Mystifikation der Form von Ware und Geld als solcher, ‚in‘ der sich die Moderne samt ihren immanenten Konflikten darstellt, durchsetzt und entwickelt.“ (Kurz 1995, S. 102)

Damit gehe einher die fundierte Ablehnung der auf Arbeit beruhenden warenproduzierenden Gesellschaft, die bei Marx angelegt sei. Der epigonale „Arbeiterbewegungsmarxismus“ hätte einer „schiefmäuligen, weihrauchgeschwängerten Interpretationsweise“ der Marxschen Theorie das Wort geredet. Er hätte das „theoretisch Erratische an der Marxschen Theorie“, sein „geheimes Zentrum“, seinen „harten und (für sie) gleichzeitigen dubiosen Kern“ aus Scheu vor der daraus abzuleitenden radikalen Ablehnung „der Moderne“ negiert.

Insbesondere das „altmarxistische“ Verständnis von Arbeit als einer Lebensvoraussetzung, als „Begriff einer ewigen überhistorischen Daseinsbedingung der Menschheit“ müsse endlich überwunden werde.

„Die eigentliche ideologische Schmerzgrenze des modernen Fetischbewußtseins wird erst dann überschritten, wenn die auflösende Kritik das Allerheiligste zu destruieren beginnt: die ‚Arbeit‘ und ihren ontologisierten Begriff nämlich. An dieser Stelle müssen sich die Geister endgültig scheiden. Deshalb beginnt erst hier die eigentliche Aufhebung von Marxismus und Marxscher Theorie. Apodiktisch gesagt: Wer diese Schwelle nicht zu überschreiten vermag, muß zwangsläufig zurückfallen in das altmarxistische Universum und damit in die obsolet gewordene bürgerliche Geschichte der Moderne.“ (1995, S. 105 f)

Marx sei sich selber der Doppeldeutigkeit seiner eigenen Theorie nur ganz punktuell und verschwommen bewußt gewesen. Dies gelte auch hinsichtlich der Doppeldeutigkeit seines Arbeitsbegriffs. Marx vertrete zwar scheinbar durchgängig und lückenlos selber tatsächlich einen ontologisierten Arbeitsbegriff. Doch es sei nur die „exoterische“ Lesart der Marxschen Theorie, in der es so erscheine, als ob die Arbeit „zum Begriff einer ewigen überhistorischen Daseinsbedingung der Menschheit wird, die als lediglich ursupatorisch überformt von der Gestalt und von den Gesetzmäßigkeiten des Kapitals erscheint.“ (S. 106)

Selbst führende Vertreter eines unorthodoxen „westlichen“ Marxismus wie G. Lukács[33] und A. Sohn-Rethel[34] seien ein Opfer dieses exoterischen Mißverständnisses des Marxschen Arbeitsbegriffs geworden.

[283] Es sei zwar schwierig, „die beiden Seelen in der Marxschen Theoriebrust“, die sich „beim Arbeitsbegriff besonders innig und zunächst fast ununterscheidbar vermengen“ (S. 106), zu unterscheiden. Und es sei historisch auch durchaus erklärbar, daß sich der „Systembegriff der ‚Arbeit‘, in deren subjektloser Struktur die Leiden der Modernisierung eigentlich angelegt sind“, notgedrungen bei Marx „stark in Richtung seines ‚exoterischen‘ Doppelgängers, d. h. in Richtung eines reduzierten soziologischen Subjektbegriffs, der das Totum der Produktionsweise in falscher Unmittelbarkeit identifiziert mit dem partikularen Funktionsträger (diffundiert).“ (S. 107)

Es müsse grundsätzlich die „Aufhebung der Arbeit“ gefordert werden. Darunter ist – jenseits der Frage nach kapitalistischen sozialistischen Eigentums- und Machtverhältnissen – eine Aufhebung der „Sphärentrennung“ zwischen der Arbeit und anderen Bereichen des menschlichen Lebens (wie Kultur, Politik, Religion, Erotik, usw.) zu verstehen. Die Beseitigung dieser für die „Moderne“ typischen Aufspaltung, die eng mit der Geschlechtertrennung verbunden sei, ist nach Kurz der eigentliche gesellschaftskritische Ansatz, der weder nach Klassen [284] und nach Eigentumsformen fragt und der ein „Aufhebung der Marxschen Theorie in ihrem eigene Geiste“ (1995, S. 125) bedeuten würde.

Es ist evident, daß Kurz mit seiner Philippika gegen den „exoterischen“ Marx und den angeblich nur darauf aufbauenden „Arbeiterbewegungsmarxismus“ demonstriert, daß er die zweifelsohne nicht ganz leicht zu erfassende Dialektik vom Doppelcharakter der Arbeit, die auch den Doppelcharakter der Ware nach sich zieht, nicht erfaßt hat. Die Entwicklung zur warenproduzierenden Gesellschaft ist ein Jahrtausende dauernder historischer Prozeß gewesen, der bei weit älter ist als der Kapitalismus. Er beginnt auf dem Stadium der Entwicklung der Produktivkräfte, an dem die einzelnen Produzenten dank der Entwicklung einer höheren Stufe der Produktivität und der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in der Lage waren ein „Mehrprodukt“ herzustellen, das nicht mehr für den eigenen Bedarf, für den individuellen Verzehr des Produzenten, sondern für den Austausch gegen ein anderes Produkt produziert wurde. Die Ablösung der Subsistenzwirtschaft durch die Warenproduktion ist ein historisch unumkehrbarer Prozeß.

H. H. Holz schrieb in einer Antwort auf Kurz’ Forderung nach Abschaffung des Warenmarktes und seine Ersetzung durch eine gesellschaftliche Organisation der Güterverteilung etwas ironisierend:

„‚Joseph der Ernährer‘, der in den sieben fetten Jahren die Lagerhäuser des Pharao füllte und dann in den sieben mageren Jahren jedem nach seinen Bedürfnissen austeilte, ist eine utopische Figur. Thales,

---

[33] Vergl. zu Lukács‘ ontologischem Arbeitsbegriff und seinem Verständnis von der Arbeit als „teleologische Setzung“ seine Arbeit „Zur Ontologie des Gesellschaftlichen Seins“ (1984), Neuwied: Luchterhand. Insbesondere im zweiten Halbband, Zweiter Teil, Kap. [283] I, bezieht Lukács sich zustimmend auf die oben erwähnten Marx-Passagen. Lukács sieht, daran anschließend, in der Arbeit „eine Herrschaft der Bewußtheit über das bloß biologisch Instinktive“. (S. 43) Zur Diskussion dieser Vorstellung von Lukács sei außerdem verwiesen auf die Arbeit von P. Ruben/C. Warnke: Bemerkungen zu. G. Lukács’ Konzept der Ontologie des gesellschaftlichen Seins. In P. Ruben/C. Warnke: Philosophische Schriften I (1981), S. 7-17. Aarhus: Edition Etalon. Generell sei zur widersprüchlichen Beurteilung des marxistischen Theoretikers Lukács hingewiesen auf die Arbeiten von G. Ahrweiler (Hrsg.) (1978): Betr.: Lukács: Dialektik zwischen Idealismus und Proletariat. Köln: Pahl-Rugenstein sowie auf W. Girnus (1972): Zur „Ästhetik“ von Georg Lukács. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

[34] [283] Vergl. A. Sohn-Rethel (1970). Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis. Frankfurt/M.: Suhrkamp. F. Haug setzte sich im „Argument“ Nr. 65 (August 1971) in ihrem Aufsatz „Alfreds Sohn-Rethels Revision des Marxismus und ihre Konsequenzen“ (S. 313-322) sehr kritisch mit diesem Text auseinander. U. a. schreibt sie: „Zugunsten seiner Theorie der gesellschaftliche Synthesis zieht er historische Prozesse bis zur Unkenntlichkeit zusammen, so z. B. S. 187: hier wird die Ausbildung der Geldform gleichgesetzt mit der Münzprägung. ... Seine Marx-Interpretationen bedienen sich verschiedener Methoden. So nimmt er Bestimmungen, die Marx für die einfache Warenproduktion gab, zum Beweis dafür, daß dieser den modernen Kapitalismus nicht vorhergesehen habe, oder er behauptet, Marx habe mit Notwendigkeit dies und jenes wegen der historisch andersartigen Stufe des Kapitalismus nicht erkennen können – und dies immer bei Sachverhalten, die durchaus im ‚Kapital‘ entweder als Wirklichkeit oder als Tendenz angegeben sind.“ (S. 321)

der mit Spekulationen auf den Ertrag der Olivenernte ein Vermögen machte, war die Realität. Ganz und gar die modernen Massengesellschaft erlaubt die einfache Ressourcenallokation nicht mehr. ... Geschichtliche Entwicklungen sind nicht reversibel.“ (Holz 1993, S. 26 f bzw. 1995 b, S. 128)

Holz deckte auch den entscheidenden theoretischen Schwachpunkt von Kurz’ Kapitalismusverständnis auf und brachte den Hauptmangel seiner Interpretation der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie auf den Punkt.

Kurz’ Ablehnung linker „Moderne“-Konzepten und seine „Respektlosigkeit gegenüber sozialwissenschaftlich sich gerierenden Borniertheiten“ (S. 19) sei zwar sympathisch, aber damit erfasse er noch nicht das eigentliche Anliegen der marxistischen Kapitalismusanalyse: „Nicht der Wert, nicht einmal der Mehrwert ist das Übel der kapitalistischen Produktionsweise, sondern dessen private Aneignung und Verselbständigung zum Selbstzweck des Produktions- und Distributionsprozesses.“ (Holz 1993, S. 27)

Hinzuzufügen wäre, daß Kurz die Arbeit offenbar nur als logische Kategorie ansieht, die quasi unabhängig von den Arbeitenden existieren und wirken könne. Der Kapitalismus und die unter kapitalistischen Bedingungen zu erbringende und vernutzte Ware Arbeitskraft ist aber nicht ein abstrakte theoretische An-[285]gelegenheit, sondern entwickelt und vollzieht sich realhistorisch durch wirkliche Menschen. Die Marxsche Theorie handelt nicht von Kategorien, sondern von geschichtlichen und gegenwärtigen realen gesellschaftlichen Zuständen und Personen, die sie nicht nur interpretieren, sondern im Sinne der arbeitenden Menschen grundlegend verändern will. Das erst macht den „Theorietypus Marx“ aus; es geht um die philosophische Einheit von Anthropologie, Geschichtsphilosophie und Ökonomie[35] in der Lehre von Marx. K. Marx befaßte sich um der ausgebeuteten Menschen willen wissenschaftlich mit der modernen kapitalistischen Gesellschaft und nicht aus „rein theoretischem“ Interesse an der Aufdeckung von abstrakten Gesellschaftsstrukturen und Gesetzmäßigkeiten sozialer Trans- und Interaktionen. Zur Wesensbestimmung des Menschen in der marxistisch-leninistischen Philosophie und der marxistischen Persönlichkeitstheorie gehört, daß es kein Verständnis des Menschen „an sich“ geben kann. Es geht um seinen wirklichen Lebensprozeß, sein Bewußt-Sein und Bewußt-Werden als reales historisches Subjekt. Dies kann nur erschlossen werden aus der Analyse des wirklichen Lebensprozesses, und darin nimmt der Arbeitsprozeß in dem weiten von Marx elaborierten Verständnis eines allseitigen Stoffwechsels des Menschen mit der Natur, in dem der Mensch sich selbst erst zum wirklichen Menschen entwickelt, einen zentralen Platz ein. Marx und Engels verdichteten diese Erfahrung philosophisch ausgedrückt so:

„Diese Summe von Produktionskräften, Kapitalien und sozialen Verkehrsformen, die jedes Individuum und jede Generation als etwas Gegebenes vorfindet, ist der reale Grund dessen, was sich die Philosophen als ‚Substanz‘ und ‚Wesen des Menschen‘ vorgestellt, was sie apotheosiert und bekämpft haben, ein realer Grund, der dadurch nicht im Mindesten in seinen Wirkungen und Einflüssen auf die Entwicklung der Menschen gestört wird, daß diese Philosophen als ‚Selbstbewußtsein‘ und ‚Einzige‘ dagegen rebellieren.“ (MEW 3, S. 38) [286]

7.4. Persönlichkeit und Menschenwürde als ontologische Dimensionen des marxistischen Arbeitsbegriffs

Wir haben bisher die Rolle der Arbeit in ihrer Funktion im Rahmen der Anthropogenese, als Medium des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur und in ihrer besonderen Eigenschaft als abstrakte, wertschaffende, bzw. als konkrete, gebrauchswertproduzierende Arbeit betrachtet, in der der arbeitende Mensch gemeinsam mit anderen Menschen nicht nur die Natur umgestaltet, sondern auch seine menschlichen Fähigkeiten entwickelt.

Dabei haben wir im vorangegangenen Abschnitt gesehen, daß die wesentliche Unterscheidung zwischen allgemeiner Tätigkeit und der nur für den Menschen typischen „Arbeit“ darin liegt, daß die

[35] Vergl. dazu auch Heft 1991/2 der Zeitschrift „Dialektik“ zum Thema: Geschichtliche Erkenntnis- zum Theorietypus „Marx“. Hamburg: Meiner. Darin vor allem den Aufsatz von H. H. Holz: Die philosophische Einheit von Anthropologie, Geschichtsphilosophie und Ökonomie im Konzept von Marx, S. 89-105.

bereits auf tierischem Niveau sich auseinander differenzierende bedürfnisrelevante Seite eines Gegenstandes und die objektiven Seiten des Gegenstands, die sich zunehmend in den Prozessen des Aufbaus des Psychischen und der Tätigkeit zu trennen beginnen, auf menschlichem Niveau endgültig auseinanderfallen. „Dies resultiert aus der mit der Arbeit entstandenen Fähigkeit, eigene T(ätigkeit) und verallgemeinertes Ich wie verallgemeinerte andere Menschen als neue Klassen von Bedeutungen invariant zu setzen und damit sich mit sozialen Mitteln (Sprache) losgelöst vom ursprünglichen Kontext (symbolisch vermittelt), denken zu können (Jantzen 1986).“ (Jantzen 1990b, S. 515) Mit der Arbeit erreicht also die „Tätigkeit“ das vollendete Niveau einer Vergegenständlichung der psychisch-emotionalen und kognitiven Fähigkeiten des Menschen in der Welt der Dinge. Nunmehr soll untersucht werden in welchem Zusammenhang Arbeit und menschliche Würde aus der Sicht einer marxistischen Persönlichkeitstheorie stehen. (Vergl. Brenner 1998, S. 87-112; 2000, S. 35-40)

Die Frage nach dem Wert der Arbeit für die Persönlichkeitsentwicklung im engeren Sinne wird von Marx zunächst grundsätzlich so behandelt: Es ist die menschliche Arbeit, die im Wechselverhältnis Natur-Mensch nicht nur die dem Menschen äußerliche natürliche Umwelt formt und ihr den Stempel aufdrückt, sondern damit zugleich die Natur des Menschen und seine Persönlichkeit modelt. In der vergegenständlichten Arbeit erkennt Marx nicht nur konkrete Produkte, sondern auch die Entäußerung der psychischen Kräfte des arbeitenden Individuums. Eine Theorie vom Menschen, die diese ontische Bedeutung der Arbeit nicht berücksichtigt, verfehlt nach Marx ihren Sinn. „Eine *Psychologie*, für welche dies Buch, also grade der sinnlich gegenwärtigste, zugänglichste Teil der Geschichte zugeschlagen ist, kann nicht zur wirklichen inhaltsvollen und *reellen* Wissenschaft werden.“ (MEW Erg.-Bd. 1, S. 543)

[287] Holz (1995, S. 12) betont, daß Marx eine Theorie der politischen Ökonomie erarbeitet habe, in der die Kategorie Arbeit zum Medium wird, in dem sich die Verschränkung von Natur, Mensch und Geschichte vollzieht. Ähnlich ist auch die Position Jantzens (1990, S. 342). Er erkennt auch eine historische veränderte und qualitative Weiterentwicklung des Möglichkeitsraumes innerhalb des Systems „Subjekt – Tätigkeit – Objekt“, weil „mittels der zunehmend als Resultate der Arbeit vergangener Generationen vorgefundnen sozialen Werkzeuge (in Produktion und Sprache)“ und der gesellschaftlich hervorgebrachten Produkte eine neue Dynamik in der Entwicklung der jeweils lebenden Generation von Menschen möglich wird. Diese Verschränkung deutet auch – unabhängig vom jungen Marx – F. Engels schon in seiner von Marx als „geniale[n] Skizze“ (MEW 13, S. 10) gerühmten Arbeit „Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie“ (1843/44) an.

Obzwar diese Skizze, wie die Herausgeber der Marx-Engels-Werke einschränkend betonen, noch alle Merkmale von Engels’ endgültigem Übergang vom Idealismus zum Materialismus aufweist, und noch nicht völlig frei vom Einfluß des ethischen ‚philosophischen‘ Kommunismus ist (Vergl. MEW 13, S. 612, Anm. 178), erfaßt Engels nicht nur – wie Holz betont – „wie aus der industriellen Produktion die Notwendigkeit zu einer zusammenfassenden und ‚totalisierenden‘ Organisation der Natur erwächst.“ (S. 12).

Engels verweist zusätzlich auch auf die Dimension des Psychischen innerhalb der politischen Ökonomie: Zu einem vernünftigen Zustand, der über die Teilung der Interessen, wie sie beim Ökonomen stattfindet, hinausreicht, gehöre „das geistige Element allerdings mit zu den Elementen der Produktion und wird auch in der Ökonomie seine Stelle unter den Produktionskosten finden.... *Wir haben also zwei Elemente der Produktion, die Natur und den Menschen, und den letzteren wieder physisch und geistig, in Tätigkeit*.“ (MEW 1, 509) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Mit der Ausarbeitung des „Kapital“, so Holz, „weitet ... sich dieser Horizont aus; sowohl die Naturgrundlagen als auch die ideologischen Überbaukonstrukte mußten mehr und mehr berücksichtigt werden, um der Theorie die Tiefendimension zu geben, in der die kategorialen Abstraktionen sich konkretisieren.“ (S. 16) Diese Horizonterweiterung erstreckte sich auch auf die tiefere Auslotung des Arbeitsbegriffs und die Herausarbeitung der ontologischen Dimension der Arbeit über seine Bedeutung in der Humanevolution hinaus, von der im vorangegangene Kapitel die Rede war.

Mit der Entstehung der Arbeit geht die Umorganisation der menschlichen „Tätigkeit“ hinsichtlich ihrer natürlichen Voraussetzungen, der Entwicklung ihrer gesellschaftlichen Dimension, der Entstehung der Historizität nicht nur von For-[288]men und Inhalten der Tätigkeit, sondern auch der Befriedigung von Affekten und Bedürfnissen und deren Neuentwicklung einher.

Im Reichtum der Welt der materiellen Produkte und Waren verkörpert sich „die im universellen Austausch erzeugte Universalität der Bedürfnisse, Fähigkeiten, Genüsse, Produktivkräfte etc. der Individuen“. Es beginnt die „volle Entwicklung der menschlichen Herrschaft über die Naturkräfte, die der sog. Natur sowohl wie seiner eignen Natur“ sowie das „absolute Herausarbeiten seiner schöpferischen Anlagen“. (MEW 42, S. 396)

Und im „Kapital“ Bd. 1 unterstreicht Marx die normative, persönlichkeitsbildende Kraft und Vermittlerfunktion der Arbeit zwischen Mensch und Natur so:

„Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, *verändert er zugleich seine eigne Natur*. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmäßigkeit.“ (MEW 23, 192) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Damit nahm Marx im „Kapital“ einen bereits in den „Pariser Manuskripten“ lange vorher skizzierten Gedankengang wieder auf, in dem er zur engen Verknüpfung zwischen der Entfaltung menschlicher Persönlichkeit und dem Arbeitsprozeß folgendermaßen argumentiert hatte:

„Man sieht, wie die Geschichte der *Industrie* und das gewordne *gegenständliche* Dasein der Industrie das *aufgeschlagne* Buch der *menschlichen Wesenskräfte*, die sinnlich vorliegende menschliche *Psychologie* ist, die bisher nicht in ihrem Zusammenhang mit dem *Wesen* des Menschen, sondern immer nur in einer äußern Nützlichkeitsbeziehung gefaßt wurde, weil man – innerhalb der Entfremdung sich bewegend – nur das allgemeine Dasein des Menschen, die Religion, oder die Geschichte in ihrem abstrakt-allgemeinen Wesen, als Politik, Kunst, Literatur etc., als Wirklichkeit der menschlichen Wesenkräfte und als *menschliche Gattungsakte* zu fassen wußte. In der *gewöhnlichen, materiellen Industrie* (...) haben wir unter der Form *sinnlicher, fremder, nützlicher Gegenstände*, unter der Form der Entfremdung, die *vergegenständlichten Wesenskräfte* des Menschen vor uns.“ (MEW Erg.-Bd. 1, S. 542, 543)

Marx und Engels betrachteten die menschliche Arbeit demnach nicht bloß als Instrument zur Reproduktion der physischen Existenz der einzelnen, isolierten Individuen, sondern setzten sie in Beziehung zum Wesen und Sein des Men-[289]schen; der marxistische Arbeitsbegriff hat damit als organischen Bestandteil eine dezidierte ontologische Dimension.

Bewußtsein und Persönlichkeit des Menschen entwickeln sich in der Dialektik von Vereinzelung! Individualisierung und Entäußerung der dem Individuum eigenen physisch-psychischen Anlagen und Besonderheiten im Arbeitsprozeß auf der einen Seite, mit einer zunehmenden Vergesellschaftung der Produktion, Ausdifferenzierung der Arbeitsteilung und Verkomplizierung der sozialen Beziehungen auf der anderen Seite. In dieser Dialektik wirkt ein zusätzliches zweites dialektisches Beziehungspaar: das Verhältnis von Produktion und Konsumtion im Prozeß der Arbeit. Für die ontologische Dimension der Arbeit ist nicht nur die Seite des Arbeitsresultats in Form materieller oder geistiger Produkte von Relevanz. Marx weist im „Kapital“ auf den für unsere allgemeine Thematik bedeutsamen Doppelcharakter des Produktionsvorgangs hin: mit der Produktion findet zugleich Konsumtion statt – und zwar ebenfalls wieder in doppelter Hinsicht. Produkte sind nicht nur Resultat, sondern auch Voraussetzung des Arbeitsprozesses in Form von Arbeitsmitteln (Arbeitsgebäude, Straßen, Kanäle, etc.) oder Rohmaterial (Garn, geförderte Erze, geschlagenes Holz, pp.).

„Die Arbeit verbraucht ihre stofflichen Elemente, ihren Gegenstand und ihr Mittel, verspeist dieselben und ist also Konsumtionsprozeß. Diese produktive Konsumtion unterscheidet sich dadurch von der individuellen Konsumtion, daß letztere die Produkte als Lebensmittel des lebendigen Individuums, erstere sie als Lebensmittel der Arbeit, seiner sich betätigenden Arbeitskraft, verzehrt.“ (MEW 23, S. 198)

Unter Bedingungen des kapitalistischen Eigentums an den Produktionsmitteln findet gleichzeitig eine zweite Konsumtion statt; die vom Unternehmer gekaufte „Ware Arbeitskraft“ des Produzenten wird ebenfalls „konsumiert“.

„Von dem Augenblicke, wo er in die Werkstätte des Kapitalisten trat, gehört der Gebrauchswert seiner Arbeitskraft, also ihr Gebrauch, die Arbeit, dem Kapitalisten. Der Kapitalist hat durch den Kauf der Arbeitskraft die Arbeit selbst als lebendigen Gärungsstoff den toten ihm gleichfalls gehörenden Bildungselementen des Produkts einverleibt. Von seinem Standpunkt ist der Arbeitsprozeß nur die Konsumtion der von ihm gekauften Ware Arbeitskraft, die er jedoch nur konsumieren kann, indem er ihr Produktionsmittel zusetzt.“ (MEW 23, S. 200)

Unter kapitalistischen Bedingungen ist die Entäußerung der physisch-psychischen Fähigkeiten des Produzenten in den Resultaten seiner geistigen oder körperlichen Arbeit demnach nicht nur eine Realisierung der in ihm schlummernden Fähigkeiten. Das Erlernen eines einfachen Arbeitsvorgangs oder vielfältigster, kompliziert zusammengesetzter Arbeitsvorgänge, die Aneignung von Bildung, technischen und wissenschaftlichen Kenntnissen, die Ausbildung von [290] Fertigkeiten und die Herausformung der in ihm ruhenden Talente und kognitiven Potentiale, die Entwicklung von Sprache und Arbeits„kultur“: all das, was sich im „Buch der Industrie“ als Beweis für hochspezialisierte Kenntnisse und die geistige Entwicklung des Menschen niederschlägt, besitzt eine zweite Seite.

„In der bürgerlichen Ökonomie- und der Produktionsepoche, der sie entspricht – erscheint diese völlige *Herausarbeitung des menschlichen Innern* als völlige Entleerung; diese universelle Vergegenständlichung als totale Entfremdung und die Niederreißung aller bestimmten einseitigen Zwecke als Aufopferung des Selbstzwecks unter einen ganz äußeren Zweck.“ (MEW 42, S. 396; Hervorhebung durch mich – HPB)

Dadurch verkehrt sich der potentiell schöpferische, auch geistig stimulierende und befriedigende Akt der Arbeit, der eine neue Qualität in der Stufe der Anthropogenese und ein Hebel zur geistig-kulturellen Entwicklung des Menschen und seiner Persönlichkeitsentwicklung sein kann, in einen Mechanismus der ökonomischen und psychosozialen Deprivation. Es kommt damit auch zu einer qualitativen Veränderung innerhalb des Systems „Subjekt – Tätigkeit – Objekt“, das auf der Humanebene eine neue Verfaßtheit erreicht hatte. Im Zuge der sich immer weiter ausdifferenzierenden Teilung der Arbeit entwickelte sich, um mit Marx und Engels zu sprechen, eine „Summe von Produktionskräften, Kapitalien und sozialen Verkehrsformen, die jedes Individuum und jede Generation als etwas gegebenes vorfindet“, die den „realen Grund“ für das darstellen, „was sich die Philosophen als ‚Substanz‘ und ‚Wesen des Menschen‘ vorgestellt, was sie apotheosiert und bekämpft haben“. (MEW 3, S. 38) Was in der Subjekt-Objekt-Relation objektiv nicht nur als Mittel und Vermittler fungiert, die hochentwickelte Tätigkeit in Form der Arbeit, sondern auch Hebel der Entfaltung der Persönlichkeit sein kann, entpuppt sich als sein Gegenteil. Was Jantzen als formationsübergreifenden Effekt der Genese der Arbeit ansah, die Veränderung der gesamten gesellschaftlichen Zusammenhänge „von innen heraus über die neue Form der Vermittlung von Subjekt und Objekt der Produktion“ (Jantzen 1992, S. 28; Vergl. auch Jantzen 1981), gewinnt unter dem Primat der abhängigen Lohnarbeit einen neuen Inhalt. Die Produktivkräfte erhalten unter dem Privateigentum eine nur einseitige Entwicklung, werden für die Mehrzahl der Arbeitenden zu Destruktivkräften.

„Also auf der einen Seite eine Totalität von Produktivkräften, die gleichsam eine sachliche Gestalt angenommen haben und für die Individuen selbst nicht mehr die Kräfte der Individuen, sondern des Privateigentums [sind] ... Auf der andern Seite steht diesen Produktivkräften die Majorität der Individuen gegenüber, von denen diese Kräfte losgerissen sind und die daher alles wirklichen Lebensinhalts beraubt, abstrakte Individuen geworden sind ...

Der einzige Zu-[291]sammenhang, in dem sie noch mit den Produktivkräften und mit der eignen Existenz stehen, die Arbeit, hat bei ihnen allen Schein der Selbstbetätigung verloren und erhält ihr Leben nur, indem sie es verkümmert.“ (MEW 3, S. 67)

Auf die Spitze getrieben wird die Trennung von Produzent und Produkt sowie von Mensch zu Mensch in der Umwandlung der produzierten Ware in Geld und im Handel mit Geld im Bank- und Kreditwesen. Obwohl es zunächst den Anschein hat, als träten im Banksystem wieder Mensch und Mensch in unmittelbare Beziehung miteinander, und als sei damit die Entfremdung zwischen den Menschen wieder relativiert oder gar aufgehoben, ist dies nur ein Schein. Es kommt in Wirklichkeit zu einer „um so *infamere*(n) und *extremere*(n) Selbstentfremdung, Entmenschung, als ihr Element nicht mehr Ware, Metall, Papier, sondern das *moralische* Dasein, das *gesellige* Dasein, das *Innere* der menschlichen Brust selbst ist, als sie unter dem Schein des *Vertrauens* des Menschen zum Menschen, das höchste *Mißtrauen* und die völlige Entfremdung ist.“ (MEW Erg.-Bd. 1. Teil, S. 448). Im Kreditwesen verkörpert sich die Wertschätzung und die Persönlichkeit des (kreditnehmenden) Individuum nicht in seinen subjektiven menschlichen Qualitäten; der einzige Maßstab zu seiner Beurteilung ist seine Kredit„würdigkeit“.

„Der *Kredit* ist das *nationalökonomische* Urteil über die *Moralität* eines Menschen. Im Kredit ist statt des Metalls oder des Papiers der *Mensch* selbst der *Mittler* des Tausches geworden, aber nicht als Mensch, sondern als das *Dasein eines Kapitals* und der Zinsen ... Nicht das Geld ist im Menschen – innerhalb des Kreditverhältnisses [–] aufgehoben, sondern der Mensch selbst ist in *Geld* verwandelt oder das Geld ist in ihm *inkorporiert*. Die *menschliche Individualität*, die menschliche *Moral* ist sowohl selbst zu einem Handelsartikel geworden, wie zum *Material*, worin das Geld existiert.“ (ebenda S. 451)

Es trifft demnach nicht zu, wenn G. Lukács in „Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins“ (1972) äußert, daß zwar alle konkreten Aussagen Marx letzten Endes direkte Aussagen über ein Sein, also rein ontologisch, gemeint seien, andererseits bei ihm keine selbständige Behandlung ontologischer Probleme zu finden sei.

Lukács verkennt m. E., daß die besonders beim jungen Marx noch deutlich zu erkennende Verwurzelung in der Hegelschen Philosophie, die laut Lukács zwar eine vom Systemgedanken aus bestimmte Einheit von Ontologie, Logik und Erkenntnistheorie erkennen lasse, aber keinen Platz für eine direkte und bewußte ontologische Fragestellung biete, Marx keineswegs daran hinderte, einen dezidiert ontologischen Arbeitsbegriff zu entwickeln.

Die Arbeit stellt nach gemeinsamer Auffassungen sowohl des jungen Marx wie des jungen Engels eine bestimmte Art der Individuen dar, ihr Leben zu äußern und zu organisieren. In der Arbeit gehen die Menschen jedoch nicht allein [292] dem jeweiligen Produktions- und Gesellschaftstyp inhärente, historisch sich wandelnde äußerliche Produktionsverhältnisse ein. In der Arbeit verwirklichen sich auch Wesensmerkmale des Menschen; sie stellt eine bestimmte Lebensweise dar und wirkt auf dieselbe normierend und formierend ein.

„Wie die Individuen ihr Leben äußern, so sind sie. Was sie sind, fällt also zusammen mit ihrer Produktion, sowohl damit, *was* sie produzieren, als auch damit, *wie* sie produzieren. Was die Individuen also sind, das hängt ab von den materiellen Bedingungen ihrer Produktion.“ (MEW 3, S. 21)

Das Erkennen dieser ontischen Dimension, insbesondere die Herausarbeitung des Zusammenhangs zwischen der gesellschaftlichen Produktion und der Entwicklung eines dem Menschen würdigen Lebens und einer nur ihm adäquaten Sinnstiftung durch die Arbeit hat in der europäischen Philosophiegeschichte weit zurückreichende Wurzeln. Auch in diesem Zusammenhang wird wiederum deutlich, daß die Quellen des marxistischen Menschenbildes sehr mannigfaltig und nicht jenseits der gesamten europäischen Kulturgeschichte angesiedelt sind.

Marx, darauf weist Eschke (1994) hin, hatte im Zusammenhang mit seiner Arbeit an dem großen, unvollendet gebliebenen Manuskript „Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie“ auch erneut

Aristoteles studiert. Er bezog sich dabei nicht nur auf dessen Studien zur Rolle des Geldes als „versachlichtes Band der Gesellschaft“, als „gesellschaftliches Faustpfand (Sicherheit bei Aristoteles)“, sondern Marx hatte offenbar auch Aristoteles' „Nikomachische Ethik“[36] gründlicher studiert und seine ersten Überlegungen zum Doppelcharakter der Ware aus Aristoteles' „De republica“ aufgearbeitet.

Im „Kapital“ Bd. 1, I. Abschnitt „Ware und Geld“ verweist Marx im Zusammenhang mit der Analyse des Doppelcharakters der Ware mehrfach und unmittelbar auf diese Quelle. Aus „De republica“ (1.I, c.9.) entnahm Marx z. B. folgende Passage:

„Denn zweifach ist der Gebrauch jedes Guts. – Der eine ist dem Ding als solchem eigen, der andre nicht, wie eine Sandale, zur Beschuhung zu dienen und austauschbar zu sein. Beides sind Gebrauchswerte der Sandale, denn auch wer die Sandale mit dem ihm Mangelnden, z. B. der Nahrung austauscht, benutzt die Sandale als Sandale. Aber nicht in ihrer natürlichen Gebrauchsweise. Denn sie ist nicht da des Austausches wegen.“ (Vergl. MEW 23, S. 100)

Aristoteles hatte zwar erkannt, daß die Geldform der Ware nur der Ausdruck des Wertes der einen Ware in irgendeiner anderen beliebigen Ware ist; er erfaßte aber nicht das Maß ihrer Komensurabilität. Ihm fehlte noch das Maß des Wert-[293]begriffs: die in der zum Austausch gelangende Ware inkorporierte Menge der menschlichen Arbeit. Marx stellte diesen Mangel aber nicht nur fest, sondern gab auch eine Erklärung dieses Defizits:

„Aristoteles sagt uns also selbst, woran seine weitere Analyse scheitert, nämlich am Mangel des Wertbegriffs ... Daß ... in der Form der Warenwerte alle Arbeiten als gleiche menschliche Arbeit und daher als gleichgeltend ausgedrückt sind, konnte Aristoteles nicht aus der Wertform selbst herauslesen, weil die griechische Gesellschaft auf der Sklavenarbeit beruhte, daher die Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis hatte.“ (MEW 23, S. 74)

Die Enthüllung des Geheimnisses des Wertausdrucks, nämlich die Gleichheit und gleiche Wertigkeit aller Arbeiten und ihre Reduzierung auf menschliche Arbeit überhaupt, ist nur dann möglich, wenn und insofern die Gleichwertigkeit der Menschen, in ihrer Eigenschaft als Warenproduzenten, im Prinzip bereits gesellschaftlich durchgesetzt und akzeptiert ist. Die große historische Leistung Aristoteles' war, daß er im Wertausdruck der Ware dieses Gleichheitsverhältnis erkannte. Nur die historische Schranke, die auf Sklavenarbeit basierende Produktionsweise, hinderte ihn daran herauszufinden, worin dieses Gleichheitsverhältnis bestand.[37]

Trotz dieser historischen Beschränkung drang Aristoteles bereits implizit zu einem Verständnis von Arbeit und Tätigkeit vor, das Kant später im Zusammenhang mit seinem Verständnis vom menschlicher Würde und Persönlichkeit erörtern sollte. Auch für Kant gibt es eine existentiell ganz bedeutsame Verbindung zwischen Arbeit und dem Glücks-Topos. In seiner „Anthropologie“ spricht Kant der Arbeit den Wert des „höchsten physischen Guts“ zu. „Der größte Sinnengenuß, der gar keine Beimischung von Ekel bei sich führt, ist im gesunden Zustand *Ruhe nach der Arbeit*. – Der Hang zur Ruhe ohne vorhergehende Arbeit in jenem Zustand ist *Faulheit* .“ („Anthropologie“ I, 3, § 87)

Auch der junge Marx sieht bereits diesen engen Zusammenhang zwischen Mensch-Sein, Wohlbefinden, bewußter lebensgestaltender Tätigkeit und menschlicher Arbeit:

[294] „Das Tier ist unmittelbar eins mit der Lebenstätigkeit. Es unterscheidet sich nicht von ihr. Es ist *sie*. Der Mensch macht seine Lebenstätigkeit selbst zum Gegenstand seines Wollens und seines Bewußtseins. ... Die bewußte Lebenstätigkeit unterscheidet den Menschen unmittelbar von der

[36] Vergl. K. Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, S. 987, Fußnote 78.$_{14}$. Frankfurt: EVA

[37] Aristoteles warf die Frage auf, welches denn die dem Menschen „eigentümliche Leistung“ sei. Seine Antwort stellt das „Tätigsein“ in einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem „Glücks-Topos“. Das Glück sei „das Endziel des uns möglichen Handelns“. „Wie nämlich für den Flötenkünstler und den Bildhauer und für jeden Handwerker oder Künstler, kurz überall da, wo Leistung und Tätigkeit gegeben ist, eben in der Leistung, wie man annehmen darf, der Wert und das Wohlgelungene beschlossen liegt, so ist das auch beim Menschen anzunehmen, wenn es überhaupt eine ihm eigentümliche Leistung gibt.“ (Nikomachische Ethik, Buch I, 1097 b)

tierischen Lebenstätigkeit. Eben nur dadurch ist er ein Gattungswesen. ... Nur darum ist seine Tätigkeit freie Tätigkeit. Die entfremdete Arbeit kehrt das Verhältnis dahin um, daß der Mensch eben, weil er ein bewußtes Wesen ist, seine Lebenstätigkeit, sein *Wesen* nur zu einem Mittel für seine *Existenz* macht.

... Eben in der Bearbeitung der gegenständlichen Welt bewährt sich der Mensch daher erst wirklich als ein *Gattungswesen*. ... Der Gegenstand der Arbeit ist daher die *Vergegenständlichung des Gattungslebens des Menschen* ...“ (MEW Erg.-Bd. l. Teil, S. 516, 517)

Arbeitslosigkeit bedeutet deshalb faktisch die allergrößte Beeinträchtigung der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung. Sie schneidet den Menschen von all dem ab, was ihn eigentlich zum Menschen macht. Das Ringen um die Autonomie und Würde des einzelnen Individuums ist nicht durch unmittelbare „Arbeit an der Person“, ihren Bedürfnissen, Gefühlen, etc. gemäß den herrschenden Interessen zu leisten, sondern schließt den Kampf gegen alle Verhältnisse ein, in denen der Mensch zum Objekt von Ausbeutung und Fremdbestimmung erniedrigt wird.

Ich stimme U. Holzkamp-Osterkamp zu, wenn sie feststellt, daß der Kampf um die objektiven Voraussetzungen unbehinderter, subjektiver Entwicklung, ein Kampf gegen den „erniedrigenden Servilismus“ (Gramsci), d. h. gegen jede Form der Verschleierung dieses Servilismus – etwa als persönliche Freiheit, individuelle Autonomie – sein müsse.(Vergl. Holzkamp-Osterkamp 1986, S. 88)

Mit dieser am marxistischen Menschenbild orientierten Form der Auseinandersetzung mit dem „Syndrom“ der Massenarbeitslosigkeit wird ein qualitativ anderes Verständnis von der „Vergesellschaftung des Individuums“ ausgedrückt worden, als die nicht-marxistischen Persönlichkeitskonzeptionen leisten können. Nicht der individuelle Ausweg, sei es in Form einer vermehrten Anstrengung bei der Arbeitssuche, der weiteren „Qualifizierung für den Arbeitsmarkt“ oder die (resignative) Suche nach „neuen Lebensinhalten“, sondern das Erkennen der gesellschaftlichen Dimensionen und ökonomisch-politischen Ursachen dieses Übels, das den kollektiven Widerstand der vergesellschafteten Individuen erfordert, das, so Holzkamp-Osterkamp, sei die Antwort der marxistischen Persönlichkeitstheorie.

[295]

Kapitel 8

Von der „bio-sozialen“ Natur des Menschen zur „bio-psychosozialen Einheit Mensch“

Mitte der 70er Jahre vollzog sich in der DDR der Übergang zu einer neuen Phase fächerübergreifender Bemühungen um die weitere Präzisierung der marxistischen Persönlichkeitstheorie. Die Entwicklung war zunächst durch eine verstärkte Kooperation zwischen Biologen, Physiologen, Humanmedizinern, Anthropologen, Paläontologen, Physikern, Psychologen und Philosophen gekennzeichnet und führte zu einem tieferen Verständnis des Zusammenhangs zwischen genetisch-biologischen und gesellschaftlichen Faktoren in der Entwicklung der Persönlichkeit. Gleichzeitig reflektierten sie auch internationale Diskussionsprozesse, in denen sich eine wachsende Tendenz zu einer biologistischen Sicht auf die Menschwerdung und die Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit abzeichnete. Diese Arbeiten verdichteten sich Ende der siebziger Jahre zum Verständnis des Menschen als eines „biosozialen“ Wesens, bevor sie schließlich Mitte der achtziger Jahre in das Konzept der „bio-psychosozialen Einheit Mensch“ einmündeten.

In der Diskussion traten Widersprüche und Gegensätze zwischen marxistischen Persönlichkeitstheoretikern zutage. Diese Periode der Wissenschaftsentwicklung erwies sich aus heutiger Sicht zugleich als äußerst produktiv. Sie machte den Weg frei für eine gründliche Rezeption der Positionen der marxistischen Klassiker zu Fragen des materialistischen Menschenbildes und zeigte, wie lebendig und schöpferisch der interdisziplinäre wissenschaftliche Diskurs zwischen Geistes- und Naturwissenschaften sein kann. Es deutete sich aber auch zugleich ein wachsender Einfluß nicht-marxistischer Theorieelemente auf die weitere Ausarbeitung der marxistischen Persönlichkeitskonzeption an.

Mit dem 1980 in Leipzig durchgeführten XXII. Weltkongreß der Psychologie und der Wahl von F. Klix zum Präsidenten der Weltorganisation der Psychologen (IUPS) hatte zudem der Prozeß der Internationalisierung der Psychologie endgültig auch auf die DDR übergegriffen. Dies sollte auch für die internen theoretischen Diskussionen über die Weiterentwicklung der marxistischen Persönlichkeitstheorie tiefgreifende Folgen besitzen. Wie S. Busse (1996) in seinem kritischen Rückblick auf die Entwicklung der Psychologie in der DDR feststellt, könnte man die 70er Jahre als eine „Phase der Ausdifferenzierung und auch der internationalen Anerkennung der DDR-Psychologie“ beschreiben, „die [296] mit dem XXII. Weltkongreß für Psychologie im Jahre 1980 ihren Kulminationspunkt und Abschluß fand.“ (Busse 1996, S. 3). Dafür habe besonders die Kognitive Psychologie um F. Klix gestanden.

Als eine zweite typische Tendenz jener Periode sah Busse „das merklich kritischere Nachdenken über die gesellschaftliche (Un-)Wirksamkeit der Psychologie in der DDR“ (ebenda) an. Ein „merkliches Auseinanderdriften der einzelnen Psychologien im Gesamt der DDR-Psychologie“ gilt für Busse als das „Spezifikum der 80er Jahre“. (S. 16)

„Sichtbar ... war eine gewisse Polarisierung in den Psychologieauffassungen. Den einen Pol bildet hier die Dominanz der kognitiven Psychologie, den anderen eine zunehmend subjekt- und ökologisch orientierte Psychologie mit mehr oder minder kritischem Akzent den etablierten gesellschaftlichen Verhältnissen gegenüber. Letzterer blieb allerdings eher subkutan, denkt man an die Ausweichforschungen zur Friedenpsychologie oder die gelegentlichen kritischen Wortmeldungen von Hans-Dieter Schmidt, die jedoch kaum einen Rückhalt in der Psychologengemeinde hatten.“ (S. 17)

Busse – selber aus der DDR stammend – spricht von einer „verschenkten Potenz“ in der Entwicklung der DDR-Psychologie. Dies gelte auch für eine nur „halbherzige Rezeption“ der sowjetischen Psychologie. Die sowjetische „kulturhistorische Schule“ sei in den USA und in der BRD beispielsweise intensiver rezipiert worden als in der mit der Sowjetunion eng verbundenen DDR. Diese Einschätzung findet sich auch in verschiedenen anderen Interviews mit prominenten DDR-Psychologen wieder, die Busse zusammengetragen hat. „Hier wird von einer Differenz zwischen der oberflächlichen und schablonenhaften Rezeption des Marxismus in der Psychologie (an der man sich auch beteiligte) und dessen ;eigentlichen‘ wissenschaftlichen Kern ausgegangen.“ (S. 27)

J. Lompscher, bis 1990 stellv. Direktor des Psychologischen Instituts bzw. des Instituts für Lern- und Lehrforschung der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der DDR, merkt z. B. (selbst-)kritisch

an, daß der große Umbruch, der sich in der sowjetischen Psychologie in den 50er und 60er Jahren vollzogen hatte, in seiner prinzipiellen Bedeutung unter den DDR-Psychologen „gar nicht nachvollzogen werden konnte, auch weil die Vorkenntnisse fehlten. ... Man sieht es beispielsweise an der wissenschaftlichen Bedeutung von Wygotski. Die haben sehr viele DDR-Psychologen bis zuletzt nicht erkannt oder nicht zur Kenntnis genommen und zwar unabhängig vom Bereich, in dem sie tätig waren.“ (Busse, 1996, S. 196). Die Konsequenzen für die Psychologie bzw. die Persönlichkeitstheorie sieht Lompscher als außerordentlich einschneidend an:

„... z. B. hat es bei uns niemals eine so gründliche theoretisch-methodologische Auseinandersetzung mit philosophischen Voraussetzungen der Psychologie, wie [297] sie die sowjetischen Psychologen in den zwanziger Jahren oder später Rubinstein oder Dawydow u. a. praktiziert haben, gegeben. Hier ist vieles plakativ geblieben, häufig in Form einer marxistischen Präambel, nach der man dann zur Sache übergegangen ist. Und insofern glaube ich, daß die Potenzen, die in einer möglichen anderen, d. h. auch marxistischen, Orientierung für die Psychologie gelegen haben, hier nur ansatzweise genutzt wurden.

D. h. nicht, daß das nun der Stein der Weisen gewesen wäre und man alles andere hätte wegschmeißen müssen. Denken Sie nur an die Potenzen der Kulturhistorischen Schule! Die sind in der DDR-Psychologie für meine Begriff nur ansatzweise genutzt worden. Genau in diesem Punkt sehe ich die Widersprüchlichkeit und Uneinheitlichkeit in der DDR-Psychologie.“(Busse 1996, 196 f)

Diese Auffassung wird u. a. auch vom ehemaligen stellv. Direktor für Forschung an der Sektion Psychologie der Humboldt Universität zu Berlin und späterem Wissenschaftsbereichsleiter Allgemeine Psychologie an der Sektion Psychologie der Karl Marx Universität Leipzig, H.-J. Lander, geteilt. Besonders habe das Nichtausnutzen der im Marxismus liegenden Potenzen für die Persönlichkeitspsychologie gegolten.

„... wenn die Persönlichkeitspsychologie richtig gründlich und ausschöpfend betrieben worden wäre, dann hätte die marxistische Doktrin, – ich meine jetzt nicht die Ideologie, die hier Tagesordnung war –, wesentliche Positionen der Persönlichkeitspsychologie zu Tage fördern können. Ich bin davon überzeugt, daß sie nicht nur zur Rechtfertigung einer Weltanschauung gedient hat, sondern aus der Weltanschauung heraus selbst Positionen bezogen hätte – historische, gesellschaftskritische, gesellschaftspolitische Positionen, die z. B. im ‚Kapital‘ enthalten sind.“ (Busse 1996, S. 172)

Diese nachträglichen Bewertungen der Psychologie – bzw. der Persönlichkeitsforschung – in der DDR stehen in einem starken bis krassen Widerspruch zur Bilanzierung der 25jährige Entwicklung der „Gesellschaft für Psychologie der DDR“ auf ihrem 7. Kongreß im Jahre 1987. Der umfangreiche, von D. Noack herausgegebene Rückblick, hebt die allgemeine internationale Anerkennung der Leistungen der DDR-Psychologie im (westlichen wie östlichen) Ausland hervor. Diese erfolgreiche Entwicklung gelte sowohl für die Allgemeine, für die Klinische, Pädagogische und auch für die Entwicklungspsychologie. Für den Bereich der Pädagogischen Psychologie z. B. wird im Berichtsband besonders angemerkt, daß nach 1975 eine „verstärkte Hinwendung zu Tätigkeitsansätzen“ erfolgte.

Insbesondere die Veröffentlichungen Leontjews zum Konzept der gegenständlichen Tätigkeit hätten zum Meinungsstreit angeregt und neue Fragen auch für die pädagogisch-psychologische Forschung aufgeworfen. Allgemeine Modellvorstellungen seien auf Untersuchungen zur Persönlichkeitsentwicklung im päd-[298]agogischen Prozeß transformiert worden und speziell die psychische Regulation pädagogisch relevanter Tätigkeitsarten seien analysiert worden.

„In den 80er Jahren begann der Vorstoß in die Richtung der Analyse von Tätigkeitssystemen und von etappenspezifischen Wandlungen dieser Systeme in ihrer Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung (Kossakowski; Wagner; Kislat; Otto u. a.). In der Forschungsgruppe von Rosenfeld wurde ein Situationskonzept entwickelt, das eine Konkretisierung des Leontjewschen Forschungsgegenstand darstellt und in den ersten empirischen Beweisführungen wesentliche neue Erkenntnisse zur sittlich-moralischen Verhaltensregulation mit hoher Praxisrelevanz erbrachte.

Ebenso eindeutig und konsequent ist die pädagogisch-psychologische Forschung auf dem Gebiet der Diagnostik an den methodologischen Grundpositionen zur Relation Persönlichkeit – Tätigkeit – Entwicklung orientiert (Witzlack; Matthes, Lehwald u. a.).“ (Noack 1987, S. 102)

8.1. Die Kontroverse um die „biosoziale“ Natur des Menschen

Die oben skizzierte innersowjetische Debatte über die Beziehung zwischen Biotischem und Sozialem in der Ontogenese wurde in der DDR intensiv verfolgt und ebenfalls kontrovers diskutiert. Auch K. F. Wessel (1988) hebt in einer Rückschau auf die Vorgeschichte des Forschungsprojekts „Der Mensch als bio-psychosoziale Einheit“ den Einfluß dieser sowjetischen Diskussionen hervor.

In einer noch jüngeren Zusammenfassung der Vorgeschichte der neuen Disziplin der „Humanontogenetik“ betont Wessel besonders den Einfluß des von B. G. Ananjew 1969 veröffentlichten Buches „Der Mensch als Gegenstand der Erkenntnis“ (DDR Erstauflage 1974) für die Entwicklung der Humanontogenetik als einer neuen wissenschaftlichen Disziplin, die sich nach 1989 aus dem Forschungsprojekt der „bio-psychosozialen Einheit Mensch“ entwickeln sollte. Zusätzlich hervorgehoben werden auch die Beiträge der „Bonner Schule“ um H. Thomae, U. Lehr und F. Weinert sowie der Gruppe um P. Baltes. (Vergl. Wessel 1998, S. 19)

Unter DDR-Bedingungen dominierten jedoch deutlich erkennbar und nachlesbar die sowjetischen Einflüsse und Debatten. Daher wird im folgenden noch einmal auf diesen Diskussionsstrang eingegangen.

8.1.1. Sowjetische Kontroversen: Kon, Ananjew, Rusalow

Zu den wichtigen sowjetischen Publikationen jener Zeit, die die konzeptionellen Entwicklungen in der DDR stark beeinflußten, zählte auch die Arbeit von I. S. Kon „Soziologie der Persönlichkeit“ (Russ. Erstausg. 1967, dt. Übersetzung 1971).

[299] Zwar legte Kon darin, wie der Titel bereits andeutet, das Schwergewicht auf die Entwicklung des Individuums aus dem Blickwinkel der marxistischen Soziologie; dementsprechend befaßte er sich auch primär mit Problemen der sozialen Rollenentwicklung und -tradierung, mit kommunikationstheoretischen Prozessen innerhalb der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen und den verschiedenen Stadien der Entwicklung der Persönlichkeit (sowohl in kapitalistischen wie auch in sozialistischen Gesellschaften). Im Unterschied zu anderen soziologischen Arbeiten steht jedoch gleich am Beginn seiner Reflexionen des Begriffs Persönlichkeit die Frage nach der Beziehung zwischen Sozialem und Biotischem als Basis der Formierung der Persönlichkeit. Er betont:

„Die Behandlung der Persönlichkeit als soziales Gebilde hebt selbstverständlich nicht das Problem der biogenetischen Grundlagen der menschlichen Individualität auf. Die Anzahl der möglichen Kombinationen menschlicher Gene mit ihren Mutationen halten die Biologen für fast größer als die Anzahl der Atome im Universum. Jeder Organismus ist Träger eines in seiner Art einzigen Genotypus (genetische Konstitution des Organismus), der einen entsprechenden Phänotypus (äußeres Erscheinungsbild) bedingt.“ (S. 2)

Diese Passage ist typisch für die neue Gewichtung des Biotischen für das marxistische Persönlichkeitsverständnis der 70er Jahre. Kon schließt für sich als Soziologe (natürlich) eine biologistische Persönlichkeitskonzeption aus und warnt z. B. auch vor übereilten Verallgemeinerungen aus der Zwillingsforschung, die häufig als Beweise für die generelle Erblichkeit von Persönlichkeitsmerkmalen benutzt werden. Gleichzeitig äußerte er aber viel Verständnis für H. J. Eysenck, der sich als ausgeprägter Repräsentant eines psychologischen Biologismus einen Namen gemacht hat.

„Vorbehaltlos“ stimmte I. S. Kon Eysencks Meinung zu, daß „biologische Faktoren in einem beträchtlichen Ausmaß die Art und Weise bestimmen, in der unterschiedliche Menschen auf Lebenserfahrungen reagieren.“ (Eysenck 1964, S. 11; zit. n. Kon, S. 5) Es geht bei Eysenck jedoch nicht einfach um eine unverfängliche Einflußnahme von biogenetischen Faktoren auf allgemeine äußerliche Persönlichkeitsmerkmale, sondern vielmehr um eine angeblich auch soziale Präformation und Determination, die weitreichende und existentielle Aussagen über den Lebensweg einzelner Menschen ermöglichen soll.

Auch die 1974 in der DDR erschienene Arbeit des sowjetischen Psychologen und Philosophen B. G. Ananjew „Der Mensch als Gegenstand der Erkenntnis“ spiegelte diese neue Akzentuierung des Biotischen wider. G. Tembrock, Verhaltensbiologe an der Humboldt-Universität, erinnerte anläßlich des 100. Todestages von Ch. Darwin (1982) in einer Rückschau auf die Entstehung der vergleichenden Verhaltensforschung (Ethologie) und Verhaltensbiologie als eigenstän-[300]diger akademischer Wissenschaftsdisziplinen ausdrücklich an die Bahnbrecherfunktion Ananjews, die aber jahrzehntelang in der marxistischen Persönlichkeitstheorie weitgehend unbeachtet geblieben war: „Ananjew hat bereits vor gut fünfzig Jahren auf den engen Zusammenhang zwischen Anthropogenese und Soziogenese hingewiesen.“ (S. 330)

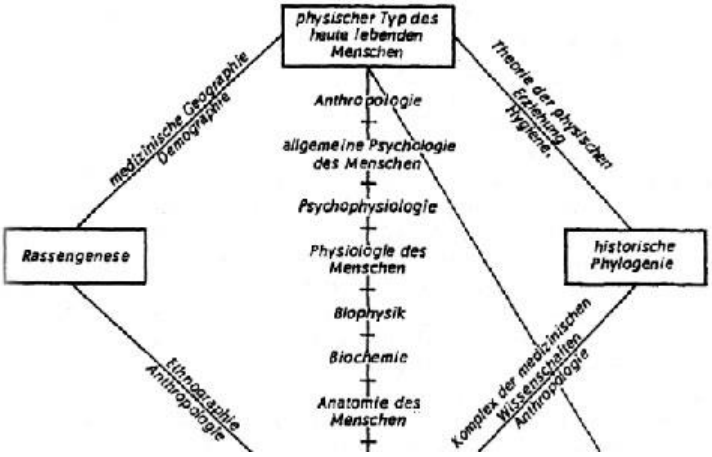
Ananjew hatte tatsächlich bereits 1930, wie er in seinem Band von 1974 anmerkt, „im Zusammenhang mit der Ausarbeitung der soziogenetischen Theorie des Verhaltens des Menschen ... sich vor allem gegen den biosozialen Dualismus in den Wissenschaften vom Verhalten des Menschen“ gewandt. (S. 59) Im Zusammenhang mit seinem „Klassifikationsschema der Wissenschaften vom Homo sapiens“ (s. Graphik) verdeutlicht Ananjew anhand einer Passage aus einer Arbeit von Semjonow (1966, S. 7) wie engmaschig der interdisziplinäre Ansatz bei der Entwicklung einer fundierten Konzeption des Menschen als eines biosozialen Wesens zu sein habe.

„Es ist völlig unmöglich, bei der Lösung dieses Problems ohne Berücksichtigung der Ergebnisse solcher biologischen Wissenschaften auszukommen wie z. B. des Darwinismus, der Genetik, allgemeinen Zoologie, Anthropologie, Entwicklungsmorphologie, Physiologie der höheren Nerventätigkeit, Physiologie der Fortpflanzung, Primatologie, Ökologie, Tierpsychologie, Entomologie. Nicht weniger notwendig ist bei der Lösung dieses Problems die Ausnutzung der Daten auch solcher Wissenschaften wie Geschichte der Urgesellschaft, Archäologie, Ethnographie, Folkloristik, politische Ökonomie, Ethik, Psychologie, Sprachwissenschaft.“ (Anjanew, S. 59)

Die Gesamtheit der wichtigsten Eigenschaften des Individuums träte jedoch im Temperament und in den Anlagen in Erscheinung, „die die natürliche Grundlage der Persönlichkeit darstellen.“ (S. 76) Sowohl die Struktur der organischen Bedürfnisse als auch das Temperament des Menschen könne man (von der Integration her gesehen) als „angeborene Eigenschaften von hohem Niveau“ betrachten. Man könne sie gleichzeitig als „Sekundärmerkmale“ verstehen, die ihren Ursprung „in allgemeineren angeborenen Eigenschaften haben, die auf allen Stufen – von der Molekularstufe bis zum Organismus als Ganzem – wirksam sind.“ (S. 77) Ananjew unterscheidet drei Gruppen angeborener Eigenschaften:

konstitutionelle, neurodynamische und bilaterale Besonderheiten der Symmetrie des Organismus. Diese bilden gemeinsam „die Klasse der Primäreigenschaften, die man als individual-typische bezeichnen kann.“ (S. 77)

Es bestehe eine Abhängigkeit der sekundären Eigenschaften (des Temperaments, der Struktur, der organischen Bedürfnisse usw.) von dieser Klasse der Primäreigenschaften. Zwar seien auch die inneren Abhängigkeiten zwischen den angeborenen Eigenschaften „selbstverständlich immer vermittelt“ durch Umwelt-[301]



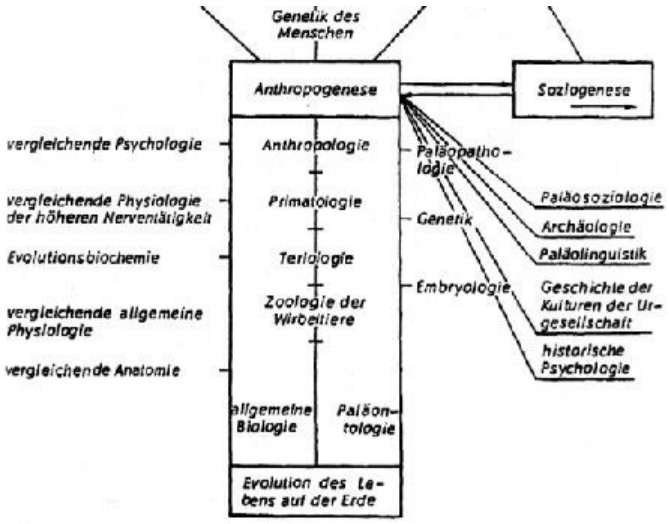


Abbildung 10: Klassifikationsschema der Wissenschaften vom Homo sapiens. Aus B. G. Ananjew (1974). Der Mensch als Gegenstand der Erkenntnis, S. 58

[302]abhängigkeiten. Es müsse jedoch betont werden, daß diese „inneren Abhängigkeiten bestimmt sind von der allgemeinen morphologisch-physiologischen Organisation des Menschen als Gattung“.(S. 77)

Die Persönlichkeitsentwicklung erfolge natürlich in Form der „Sozialisierung des Individuums“. Die generelle Anerkennung der gesellschaftlichen Natur dieses Prozesses und des historischen Charakters der Existenz der Persönlichkeit sei gewiß unter Marxisten unstrittig, dennoch gebe es auch große Differenzen trotz dieser Gemeinsamkeiten: „In den Auffassungen von der Gesellschaft und von der Wechselwirkung des Sozialen und des Biologischen in der Natur des Menschen sind jedoch die Widersprüche scharf und unversöhnlich.“ (S. 78)

Ananjew wirft auch den marxistischen Sozial- und Humanwissenschaften und der materialistischen Philosophie ein grundsätzliches Versagen vor: Alle Disziplinen, die die soziale Geschichte, das Wesen, die Struktur und die Motivation der Persönlichkeit erforschten, abstrahierten von deren angeborenen Grundlagen. (S. 79) Dieser Umstand berechtige anzunehmen, daß die Erforschung der Persönlichkeit nur einen Teil eines noch nicht vorhandenen ganzen Systems der Wissenschaft vom Menschen darstellen könne.

Noch stärker ausgeprägte biologisch motivierte Akzente in der Persönlichkeitstheorie als Ananjew vertrat der sowjetische Psychologe W. M. Rusalow mit seiner These von „stabilen“ biologischen Faktoren, die für die Ausdifferenzierung unterschiedlicher Temperamente ausschlaggebend seien. Die in der sowjetischen Persönlichkeitstheorie dominierenden Auffassungen Ananjews und anderer sowjetischer Psychologen über die Entstehung individueller Unterschiede seien „zu global“ und entsprächen nicht der „modernen Entwicklungsetappe der Psychologie und Psychophysiologie“. Notwendig sei eine „biologische Theorie individueller Unterschiede“, die davon ausgehen müsse (1. These), daß „individualbiologische Eigenschaften des Menschen von Anfang an (d. h. von der Geburt an)“ in einem metafunktionellen System organisiert seien, in welchem die „inneren“ dominierenden Faktoren nicht als „Bedingungen“ für das Einwirken „äußerer“ Einflüsse anzusehen seien, sondern als feste biologisch bedingte Strukturen, Programme, Faktoren und eigentliche Ursachen des individuellen Verhaltens.

Die individualbiologische Eigenschaften des Menschen seien durch die „morphogenetische Fixierung bestimmter Wechselbeziehungen und Verbindungen in den nervalen Strukturen in der pränatalen Periode“ ausgeprägt. Diese orientierten sich bereits beim Neugeborenen an einem ebenfalls angeborenen sog. „Metamotiv“, „Metaplan“ oder „Metaschema“ des Verhaltens.

Rusalow schlußfolgerte:

„D. h. der Mensch wird mit einer bestimmten genetisch fixierten Keimform [303] einer Bedürfnishierarchie, mit sensomotorischen und intellektuellen Möglichkeiten, emotionalen Bevorzugungen usw. geboren, und folglich beginnt der Prozeß der Sozialisation des Menschen nicht am Punkte Null, sondern bei einem bestimmten individuell unterschiedlichen Niveau. Der Mensch kann sich daher auf ein solch hohes Niveau der sozialen Entwicklung der sozialen Entwicklung erheben und erhebt sich noch höher, weil er schon von Geburt an eine solche biologische Organisation erhält, in der von Anfang an die Möglichkeiten seiner universellen sozial-tätigen funktionellen Entwicklung festgelegt und programmiert sind.“ (Rusalow 1987, S. 40).

Der Kern der Rusalowschen „biologischen Theorie individueller Unterschiede“ besteht dann logischerweise in der Aussage, daß die „Identität des individuellen Verhaltens nicht so sehr strukturell und funktionell, *sondern genetisch bedingt ist*.“ (a. a. O., S. 40, Hervorhebung durch mich – H.-P. B.) Die genetische Bedingtheit entwickele sich schrittweise über drei Entwicklungsetappen individuellen Verhaltens, wodurch es zu einer Differenzierung zwischen „inhaltlichen Merkmalen der Psyche“ (dies sind Merkmale wie Motive, Willen, Intellekt, Gerichtetheit usw.) und „formalen (invarianten) Merkmalen des Verhaltens“ komme. Dies ist nach Rusalow ein genetisch streng festgelegter Umfang von „Reaktionsnormen“ biochemischer, biomechanischer, neurophysiologischer Eigenschaften. Die „inhaltlichen Merkmale der Psyche“ werden nach der „Logik des Gegenstandes der Tätigkeit und der Kommunikation“ und gleichzeitig formal nach der „Logik des menschlichen Körpers“ oder der allgemeinen Konstitution des Menschen akkommodiert. Diese Behauptung macht den Kern der 2. These der biologischen Theorie individueller Unterschiede aus. (a. a. O., S. 41) Auch die inhaltlichen Merkmale der Psyche basieren wie die „formalen Merkmale des Verhaltens“ auf neuronalen und anderen biologischen Mechanismen.

Im Unterschied zu den inhaltlichen Merkmalen sind die formalen Eigenschaften des individuellen Verhaltens ihrem Wesen nach situationsübergreifend. Der fundamentale Unterschied zwischen formalen und inhaltlichen Eigenschaften besteht darin, „daß formale Eigenschaften die systemische Qualität des Verhaltens sind. Sie bilden sich hauptsächlich nach Gesetzen der evolutionären Genetik, der allgemeinen Konstitution des Menschen unter bestimmten sozialen Bedingungen heraus, während inhaltliche Eigenschaften sich vorherrschend unter dem Einfluß konkreter soziokultureller Faktoren herausbilden, die über innere biologische Mechanismen vermittelt werden.“ (Rusalow 1987, S. 45)

Daraus leitet sich die 3. These der biologischen Theorie individueller Unterschiede ab, nämlich alle „formalen“ Eigenschaften des individuellen Verhaltens auch als „Temperament“ zu bezeichnen. Das Temperament bildet den hauptsächlichen stabilisierenden Faktor, der die Beständigkeit einer Reihe von Per-[304]sönlichkeitsmerkmalen determiniert. Sie werden als hochgradig erblich angesehen, stehen in enger Korrelation mit den biologischen Eigenschaften des Individuums, speziell seines Nervensystems und weisen eine hohe Stabilität über lange Perioden des Lebens auf.

Das Temperament – so die 4. These – ist zwar einerseits die Resultante der „formalen“ Eigenschaften, es ist aber zugleich eine notwendige Komponente der „inhaltlich-gegenständlichen“ Persönlichkeitsstruktur.

Aus diesen vier Thesen leitet Rusalow folgendes Schema der Genese der unterschiedlichen Niveaus der menschlichen Psyche ab: Temperament, Intellekt und Charakter. Das Temperament wird aber auch gleichzeitig als ein Bestandteil der „höher organisierten“ Persönlichkeitsstrukturen, z. B. von Intellekt und Charakter, verstanden.

Rusalow konzedierte, daß sein System auf den ersten Blick wie eine Kombination der Soziobiologie E. O. Wilsons und des „funktionellen Systems“ von Anochin erscheinen könnte. Basis ist erklärter Maßen das Primat und die Dominanz des originär und zeitlich prioritär wirkenden biologischen Faktors bei der Ontogenese der Persönlichkeit. Das Soziale wirkt demgegenüber im Verhältnis zum Biologischen nur sekundär.

Rusalows Begriff von Persönlichkeitsentwicklung liegt nach eigener Einschätzung das Verständnis eines „einheitlichen Prozesses der gegenseitigen Vermittlung von Biologischem und Sozialem“ (a. a.

O., S. 51) zugrunde. Er verweist auf den „prinzipiellen Unterschied“ zur Soziobiologie, der darin bestehe, daß „evolutionär-biologische (angeborene) Verhaltensprogramme entsprechend unserer Theorie nicht auf das gegenständlich inhaltliche Niveau des Psychischen ‚abzielen‘, sondern nur die formalen oder Temperamentseigenschaften determinieren.“ (a. a. O., S. 46) Dieser Argumentation ist nur schwer zu folgen, da das Temperament (als Korrelat der „formalen“ Eigenschaften) doch mehrfach als hochgradig erblich und genetisch bedingt definiert wird. Die behauptete „gegenseitige Vermittlung von Biologischem und Sozialem“ erscheint bei Rusalow quasi wie eine ideologische Pflichtübung und ergibt sich m. E. keineswegs aus der Logik seiner „biologischen Theorie individueller Unterschiede“. Rusalow begründet abschließend (im Sinne dieser biologischen Grundausrichtung auch stringent), daß aus seinem „Temperament“-Begriff sich auch das Modell von zwei unterschiedlichen Niveaus von „Anlagen“ ableite, wovon das erstere wieder genetisch fixiert sei und die „basalen Persönlichkeitseigenschaften“ ausmache. (a. a. O., S. 51) Das Temperament bilde insgesamt die „Anlage des zweiten Niveaus“ mit einem weniger statischen, sondern mehr „dynamischen“ Muster als das erste Niveau.

Es bleibt unerfindlich, warum die zuvor so stark betonte Heridität der Temperamentsmerkmale nun auf einmal mit der Zuordnung zum „zweiten Anlagenni-[305]veau“ als Beleg für die Vermittlung von Biologischem und Sozialem dienen kann. Insofern kann auch nicht recht nachvollzogen werden, warum der Beitrag Rusalows von Feuser und Jantzen so positiv als vehementes Plädoyer gegen die Annahme von der „bloßen Angeborenheit“ des Temperaments verstanden wird. (Feuser/Jantzen 1987, S. 10) Rusalows Trennung von „formalen“ und „inhaltlichen“ Eigenschaften psychischer Prozesse erscheint so stark biologielastig, daß seine Abgrenzung zur Soziobiologie von der Sache her nicht überzeugen kann.

8.1.2. Differenzierungen innerhalb der DDR-Forschung

Ähnlich kompliziert und widersprüchlich wie die sowjetische erschien in den siebziger Jahren die persönlichkeitstheoretische Debatte in der DDR. Dies wurde besonders deutlich auf einem vom Ministerium für Volksbildung und der Gesellschaft für Psychologie in der DDR veranstalteten Colloquium aus Anlaß des 100. Geburtstags Lenins im April 1970.

A. Kossakowski vom Institut für Pädagogische Psychologie der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften begann das Hauptreferat der Veranstaltung sogleich mit dem Hinweis auf „eine Reihe ungelöster Probleme und divergierender Auffassungen, die eine effektive Zusammenarbeit in Forschung und Lehre beeinträchtigen. Zu diesen Problemen gehören auch einige Fragen zur Determination der Persönlichkeitsentwicklung sowie zur Struktur der Persönlichkeit.“ (S. 13) Dagegen setzte Kossakowski einen eindeutigen, scheinbar keinerlei Zweifel zulassenden Kontrapunkt: die durch und durch gesellschaftliche Determiniertheit der Persönlichkeit. Die Entwicklung der Persönlichkeit vollziehe sich stets in der aktiven Auseinandersetzung des Individuums mit seinen Lebensbedingungen. Die Qualität der sich dabei entwickelnden inneren, psychischen Systeme sei abhängig von der Qualität der aktiven Tätigkeit, die ihrerseits bestimmt sei durch die Struktur der Aneignungsobjekte, durch spezifische, im Erziehungsprozeß vermittelte Aneignungsstrategien und durch bis dahin entstandene innere Bedingungen.

„Alle diese Bedingungen sind aber gesellschaftliche oder gesellschaftlich bestimmte Bedingungen. ... In der sozialistischen Gesellschaft stellen die grundlegenden politisch-weltanschaulichen Ideen der Arbeiterklasse den Kern aller gesellschaftlichen Ideen dar. Sie müssen in verinnerlichter Form als politisch-ideologische Grundüberzeugungen auch den Kern der Einstellungsstruktur der Persönlichkeit bilden und über diese ihr Gesamtverhalten, ihre Entwicklung bestimmen.“ (S. 15-17)

Die gesellschaftliche Determination der Persönlichkeitsentwicklung realisiere sich in der kollektiven Tätigkeit des Menschen. Dies sei eine „Grundbedin-[306]gung der Persönlichkeitsentwicklung. ... Die menschliche Persönlichkeit vermag sich nur in der Gemeinschaft zu entwickeln.“ (S. 19) Unter Bezugnahme auf Leontjew (1964, S. 246-254) betonte Kossakowski, daß die biologischen Voraussetzungen des Menschen als „notwendige Bedingungen. ... das Geschehen gesellschaftlich determinierter

innerer Systeme der Persönlichkeit ermöglichen, weniger dagegen ihre spezifische Qualität bestimmen.“ (S. 21) Die morphologischen Strukturen seien notwendige aber nur modifizierende Bedingungen der menschlichen Verhaltensentwicklung. Aus diesem Grunde hielt es Kossakowski auch nicht für statthaft, aus biologischen Veränderungsreihen beim Menschen unmittelbare psychische Veränderungen abzuleiten. „Problematisch ist es unseres Erachtens daher auch, die Formel von der gesellschaftlichen und der biologischen Determination menschlichen Verhaltens in der ... Gleichsetzung zu gebrauchen. Geeigneter erscheint mir die Aussage, daß die gesellschaftlichen Bedingungen die Persönlichkeitsentwicklung über die biologischen Voraussetzungen determinieren.“ (S. 22)

In Anlehnung an S. I. Rubinstein legte Kossakowski großen Wert auf die Aussage, daß diese besondere Gewichtung der gesellschaftlichen Determination der Persönlichkeitsentwicklung nicht im mechanistischen Sinne verstanden werden dürfe, und daß die gesellschaftlichen und kollektiven Bedingungen nicht einlinig die Entwicklung des Individuums bewirken.

„Persönlichkeitsentwicklung ist also stets ein dialektischer Prozeß, in dem Interiorisation und Anpassung sowie aktive Exteriorisation und schöpferische Umweltveränderung in echter Wechselwirkung zueinander stehen. Aus diesen Gründen sind erziehungstheoretische Modelle, in denen die Persönlichkeitsentwicklung überwiegend als erzieherisch sanktionierte ‚Anpassung‘ des Individuums an seine Lebensbedingungen, als bloße ‚Aneignung‘ der materiellen und ideellen gesellschaftlichen Verhaltensnormen angesehen wurde, einseitig.“ (S. 25)

Auch andere Referenten, wie U. Ihlefeld, W. Meischner und H. Breuer, machten deutlich, daß das Problem der Dialektik von Biologischem und Sozialem noch immer strittig und „weithin unerforscht“ sei und daß daraus „unterschiedliche, zueinander widersprüchliche Konzeptionen abgeleitet (werden), die entweder der einen oder der anderen ‚Seite‘ vorrangige bzw. beiden ‚Seiten‘ gleichrangige Bedeutung in der Handlungsdetermination des Menschen zumessen.“ (Meischner, S. 162)

Mit Blick auf die oben zitierte wohlwollende Haltung von I. S. Kon zu den biologistischen Positionen von H. J. Eysenck erscheint es mir bemerkenswert, wie unterschiedlich offenbar von DDR-Wissenschaftlern das Problem des Biologismus behandelt wurde. Ihlefeld grenzte sich vehement gegenüber Eysencks [307] Vererbungstheorien ab. Natürlich seien Grundlage für die Entwicklung der Persönlichkeit die natürlichen Anlagen, „verstanden als anatomisch-physiologische Voraussetzungen. ... Die Anlagen bestimmen damit den allgemeinen Rahmen möglicher Entwicklung.“ (S. 152) Zugleich bedürfe es aber der Präzisierung, indem man kennzeichne, was die Anlagen nicht bestimmen. Die Anlage sei keine Kraft, die aus sich heraus zur Realisierung drängt, weil sie nicht Ursache der Entwicklung der Persönlichkeit sei.

„Anlage – Merkmal – Eigenschaft sind nicht linear verbunden. Die Merkmalbildung im Entwicklungsprozeß kann nicht als das sichtbar gewordene genetische System, sondern muß als Ausdruck des epigenetischen Systems begriffen werden. ... Es gibt auch beim Menschen Vorherbestimmtheit (Präformation) und die entgegengesetzte Potenz, Neues hervorzubringen, nämlich die Epigenese. Diese Einheit ist eine dialektische und hat demzufolge eine bestimmende Seite. Bei der Persönlichkeitsentwicklung liegt diese in der sozial determinierten Epigenese. Selbst die Annahme eines ausschließlich endogenen determinierten Reifens bei der Merkmalbildung im Bereich des Neurophysiologischen hält keiner sachlichen Argumentation stand ... Wir polemisieren nicht gegen die Einheit des genetischen und epigenetischen Systems, sondern stellen die Frage nach der bestimmenden Seite dieser Einheit.“ (S. 152 f)

Ihlefeld setzte sich auch kritisch mit Eysencks 1954 erschienenem Buch „Psychology of Politics“ auseinander, in dem dieser hereditär bedingte Gemeinsamkeiten in der Persönlichkeitsstruktur von britischen Faschisten und Kommunisten behauptete. Ihlefeld meinte dazu:

„Sehen wir von der Absurdität des Gedankens, Gemeinsames bei Kommunisten und Faschisten zu suchen, ab, so zeigt das Unternehmen die totale Konsequenz einer Theorie, nämlich was alles unter Präformismus fällt, selbst der Überzeugungsgrad eines Kommunisten. Schließlich ist dann die Entwicklung der Persönlichkeit gleich der sogenannten Phase der Sozialisierung, d. h. eine soziale

Anpassung der Persönlichkeitskonstitution im Sinne EYSENCKs. Die pädagogische Lesart wäre dann folgendermaßen: Von sozialistischer Ideologie fest überzeugte Menschen sind nur erziehbar, wenn der entsprechende genotypische Sachverhalt existent ist.“ (S. 153)

Ihlefeld weist (ähnlich wie auch später sein westdeutscher Kollege Fisseni) auf das methodologische Grundproblem aller Interpretationen von Korrelationsstatistiken hin, das für die Bewertung von Ergebnissen aus der Zwillingsforschung ganz bedeutsam ist: Es „ist auch dann, wenn eine gute Korrelation der Merkmale der EZ [der eineiigen Zwillinge] vorliegt, nur ein statistischer Zusammenhang errechnet. Diesen kausal-dynamisch zu interpretieren widerspricht dem wissenschaftlichen Denken. Ein gefundener statistischer Zusammenhang for-[308]dert auf, die Art des dynamischen Zusammenhangs aufzuklären, und darf nicht zu kausalen Spekulationen verführen.“(S. 154) Mit anderen Worten: Korrelationsdaten aus Vergleichsuntersuchungen besagen nur, daß es Zusammenhänge zwischen Daten und untersuchten Merkmalen gibt, aber nicht, warum es sie gibt. Verallgemeinert gesagt, bedeutet die Abtrennung der Ursache-Wirkung-Relation aus einem objektiv universellen Zusammenhang, daß Bedingungen für die Persönlichkeitsentwicklung falsch eingeordnet werden.

Ihlefeld hielt dagegen Kossakowski vor, daß dieser biologische Bedingungen generell nicht zu den Determinanten der Persönlichkeitsentwicklung zähle. Er kritisierte als Beispiel eine Untersuchung von Kossakowski von 1966 zur statistischen Beziehung zwischen Reifemerkmalen in der Pubertät und der Qualität der verinnerlichten psychischen Merkmale in dieser Entwicklungsphase, bei der Kossakowski keine signifikanten Zusammenhänge herausgefunden hatte.

Ihlefeld warf dieser Interpretation vor:

„Bei einer solchen Fragestellung ist durchaus verständlich, daß keine statistisch zu sichernde Beziehung gefunden wurde, wie etwa auch die Tatsache unbestritten ist, daß Gehirngewicht und Intelligenz nicht korrelieren. Davon bleibt unberührt, daß ein Zusammenhang zwischen Gehirn und Intelligenz besteht. Ehe also eine allgemeine Aussage über den Zusammenhang des Biologischen mit dem Sozialen erfolgen darf, müssen andere Beziehungen, andere Formen des Zusammenhangs geprüft werden, insbesondere dynamische, denn objektiv-reale Zusammenhänge sind letztlich dynamisch.“ (S. 150)

Für die umstrittene Beziehung zwischen Sozialem und Biotischem forderte Ihlefeld folgendes methodisches Vorgehen: Offenbar gebe es in der Persönlichkeitsentwicklung biologische und soziale Bedingungen und Zusammenhänge zwischen ihnen, die in ihrer objektiven Valenz richtig erfaßt werden müßten. Dabei dürften jedoch das natürliche (biologische) Wesen und das gesellschaftliche Wesen des Menschen nicht metaphysisch gegenübergestellt werden. Es müsse vielmehr von der „dialektischen Einheit des Biologischen und Sozialen“ (S. 151) in der Persönlichkeitsentwicklung ausgegangen werden. Das sei aber nur die „halbe Wahrheit“ (ebenda); denn notwendig sei auch zu bestimmen, welches die wesentliche Seite dieser dialektischen Einheit ist. „Die Antwort darauf hat KARL MARX in den erwähnten FEUERBACH-Thesen gegeben: Das ist auch unser methodologisches Konzept.“ (ebenda)

Gegen dieses methodologische Postulat argumentierte postwendend Meischner in einem ebenfalls ausführlichen Diskurs. In Übereinstimmung mit Ihlefeld (und Kossakowski) wies er zunächst alle biologistischen Persönlichkeitsansätze zurück. Anders als Ihlefeld warnte er jedoch vor einer „abstrakten undifferenzierten Verwendung des Begriffs ‚Soziales‘“. (S. 165) Es sei zu unterscheiden [309] zwischen sozialem Verhalten bei Tieren und Menschen und zwischen Individuen einerseits und sozialen Verhältnissen der Gesellschaft. Demzufolge sei es falsch, das undifferenziert gefaßte „Soziale“ direkt und unmittelbar mit dem „Biologischen“ in Beziehung zu setzen. Direkt gegen Ihlefeld richtete sich folgender Teil seines Referats:

„Ein fehlerhaftes unmittelbares In-Beziehung-Setzen qualitativ und in der Bezugsebene völlig verschiedener Phänomene liegt unseres Erachtens auch der Auffassung zugrunde, nach der das Biologische und das Soziale beim Menschen eine ‚dialektische Einheit‘ bildet, in der die ‚gesellschaftliche Seite als die wesentliche und bestimmende gilt‘ (Philosophisches Wörterbuch, S. 708, Ihlefeld in diesem Band). Bekanntlich definiert Lenin die Einheit als Kongruenz, Identität und Wirkungsgleichheit

der Gegensätze; sie ist ‚bedingt, zeitweilig, vergänglich, relativ‘ (LW 38, S. 339). Eine in diesem Sinne verstandene dialektische Einheit (der Gegensätze) kann zwischen dem Biologischen und dem Sozialen beim Menschen nicht bestehen, weil qualitativ verschiedene Entwicklungsstufen der Materie nicht miteinander identifiziert werden können.“ (S. 165)

Seine eigene Position ging von der sich streng auf Lenin berufenden Hervorhebung der objektiven Produktionsbedingungen des materiellen Lebens, der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse, aus, in die der einzelne Mensch eingegliedert ist. Dessen physische Organisation geht zwar als notwendige Voraussetzung und Grundbedingung in diesen Gesamtprozeß ein, „sie bestimmt aber als solche keineswegs gesellschaftliche Verhältnisse und Entwicklungsgesetze“. (S. 165) Die Kategorie „Soziales“ müsse demnach ausdifferenziert und nach den Produktions- und Klassenverhältnissen konkretisiert werden. Von einer dialektischen Einheit in der entwickelten menschlichen Gesellschaft könne nur im Sinne der Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen oder von dialektischen Beziehungen zwischen Klassen gesprochen werden. Lediglich und ausschließlich in einem sehr frühen Stadium der Anthropogenese habe es eine naturwüchsige Soziabilität des Menschen gegeben, die als ein reines Fortpflanzungs- bzw. als urtümliches Familienverhältnis ausgeprägt war.

„In diesem Sinne bilden also die biologische Organisation des Menschen (das Biologische) und seine natürliche Soziabilität ... [bei der Erzeugung neuen Lebens – HPB] in ihrer natürlichen Einheit in der Lebenstätigkeit notwendige Voraussetzungen und Grundbedingungen menschlicher Existenz und gesellschaftlicher Entwicklung des Menschen. Deshalb kann man zweifelsohne von einer dialektischen Einheit von Biologischem und Sozialem beim Menschen sprechen, aber nur und ausschließlich in dem soeben gekennzeichneten Sinne.“ (S. 167)

[310] Mit der Entwicklung der (Klassen-)Gesellschaft werde diese ehemals existierende dialektische Einheit „in der Entwicklung des Subjekts dialektisch aufgehoben“. (Ebenda) Für Meischner folgte daraus, daß der Mensch in seiner gesellschaftlichen Tätigkeit und in seiner Psychologie gesellschaftlich bestimmt, determiniert und vermittelt ist.

Der offenkundliche Dissens zwischen führenden Psychologen und Pädagogen in der Frage der sozialen und/oder biologischen Determiniertheit der Persönlichkeit wurde durch diese zentrale Konferenz nicht geklärt. Im Gegenteil: die unterschiedlichen Standpunkte verfestigten sich in der Folgezeit eher noch. 1992 resümierte Kossakowski in einem Rückblick auf die Entwicklung der DDR-Pädagogik und der Pädagogischen Psychologie, daß diese von zwei entgegengesetzten Strömungen geprägt gewesen sei, die jeweils einem unterschiedlichen „Bild vom Menschen“ gefolgt seien. Die „offizielle“ und daher „führende“ Richtung sei dem Konzept einer „objektbezogenen Vermittlungspädagogik“ gefolgt, während die Minderheit eine „subjektorientierte Aneignungspädagogik“ vertreten hätte. Erstere habe zu einem „Lehrplanfetischismus“ geführt, bei dem „die Individualität der Schüler nur in dem Maße berücksichtigt wurde, wie es für eine effektive Gestaltung des Vermittlungsprozesses erforderlich schien.“ (Kossakowski 1992, S. 112)

Der Dissens zwischen „objektbezogener Vermittlungspädagogik“ und „subjektbezogener Aneignungspädagogik“ führte seit Beginn der 70er Jahre zur Bildung von Arbeitskreisen um Kossakowski und Lompscher, die auf der Grundlage der Tätigkeits- bzw. der Handlungstheorie der sowjetischen Schule um Rubinstein und um Wygotski/Leontjew die entwicklungstheoretischen Grundlagen für eine subjektzentrierte Aneignungspädagogik auszuarbeiten begannen. Wesentliche Resultate wurden aber erst in den späten 80er Jahren (Vergl. Kossakowski [Hrsg.] 1987, 1989 und 1991 sowie Lompscher 1990) publiziert.

Diese Kontroverse spiegelte die damals insgesamt in der DDR nur wenig aufgearbeitete Entwicklung in der sowjetischen Persönlichkeitstheorie wider. In entscheidenden Dimensionen blieben die sowjetischen Debatten (z. B. zwischen Rubinstein und Leontjew) für die DDR relativ wirkungslos. Leontjews Tätigkeitsprinzip wurde primär auf der Ebene der Handlungen und rein pragmatisch aufgenommen. Die Bedürfnis- und Sinn-Thematik z. B. wurde erst mit der Arbeit von Klix zum Gegenstand kollektiver wissenschaftlicher Debatte und Forschung; nur tastend und zögernd wurden die psychischen und persönlichkeitsrelevanten Dimensionen des Marxschen Arbeitsbegriffs erfaßt.

Dabei gewann die Debatte um L. Sèves’ Buch „Marxismus und Theorie der Persönlichkeit“ offenbar eine Katalysatorfunktion. Wie Ebert in einem Überblicks-[311]artikel von 1978 festhielt, ging aus dessen kontroverser Rezeption in der DDR u.a. die Initiative zur Gründung der „Arbeitsgemeinschaft ‚Herausbildung sozialistischer Persönlichkeiten‘“ bei der Akademie der Wissenschaften der DDR hervor.

Die dominierende Richtung der von DDR-Pädagogen vertretenen Persönlichkeitskonzeption der damaligen Periode verkörperte sich in der von der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der DDR herausgegebenen Arbeit von G. Neuner „Zur Theorie der sozialistischen Allgemeinbildung“ (1974). Neuner, der damalige Präsident der Akademie, zeigte sich darin anscheinend unberührt von der doch deutlich zutage getretenen Kontroverse unter Pädagogen und Vertretern der Pädagogischen Psychologie der DDR. Die tiefen Widersprüche hinsichtlich der marxistischen Persönlichkeitstheorie schienen für ihn offenbar gar nicht zu existieren, wenn er lapidar formulierte, der Marxismus-Leninismus verfüge über eine geschlossene wissenschaftliche Lehre vom Menschen. Die philosophische Problematik des Menschen als Individuum sei in der marxistisch-leninistischen Theorie unablösbar in die philosophische Problematik der gesellschaftlichen Verhältnisse und des Kampfes der verschiedenen Klassen und Gesellschaftsordnungen integriert.

Indem die Klassiker des Marxismus-Leninismus die Bewegungsgesetze der gesellschaftlichen Entwicklung wissenschaftlich erhellten, hätten sie auch jene grundlegenden Zusammenhänge und Erkenntnisse herausgearbeitet, von denen aus das Wesen des Menschen und seiner Entwicklung erst voll verstanden werden kann.

„Die Lehre vom Menschen, die Persönlichkeitstheorie, ist ein durchgehender Aspekt des Marxismus-Leninismus als Ganzes und somit wesentlich theoretische und methodologische Grundlage der sozialistischen Bildungskonzeption, der Theorie der Bildung und Erziehung sozialistischer Persönlichkeiten. ... Die einzelwissenschaftlichen Untersuchungen und Betrachtungsweisen bereichern unser Wissen vom Menschen und konkretisieren unser Menschenbild. Obligatorische Bedingung ist jedoch, daß sie von der ganzheitlichen Sicht des Marxismus-Leninismus auf den Menschen und seine Entwicklung in der Gesellschaft ausgehen und ihre Erkenntnisse wiederum in die komplexe marxistisch-leninistische Persönlichkeitstheorie integriert werden.“ (S. 18)

Nur sehr verschlüsselt wird sichtbar, daß es eine so glasklare Haltung bzgl. der behaupteten „allseitig und tiefgründig“ ausgearbeiteten marxistischen Persönlichkeitstheorie vielleicht doch nicht gab. Ursache dafür waren aus der Sicht Neuners aber offenbar nicht sachlich motivierte Unterschiede im Herangehen an das marxistische Menschenbild oder auch Differenzen nur bzgl. einzelner Teilaspekte unter den marxistischen Theoretikern selbst, sondern im wesentlichen „bürgerliche-philosophische Anthropologien der Gegenwart“, vor allem [312] in Form „neopositivistisch“ geprägter „Gegenüberstellung des fachwissenschaftlichen und philosophischen Herangehens“, so daß die einzelwissenschaftlichen Forschungen „ihrer sicheren theoretischen und methodologischen Grundlagen beraubt“, bzw. die „Integration einzelwissenschaftlicher Erkenntnisse in eine komplexe marxistisch-leninistische Persönlichkeitstheorie behindert werden“. (S. 19)

„Alle Einzelwissenschaften, die sich der Untersuchung des Menschen widmen, vor allem die Pädagogik, müssen von den Grundthesen der marxistisch-leninistischen Persönlichkeitstheorie ausgehen“ (S. 20) heißt es weiter.

Aus dem Abstand von 30 Jahren betrachtet, klingen diese so selbstsicher scheinenden Aussagen eher anrührend und hilflos. Neuner schien nicht wissen zu wollen, daß es ja auch über diese „Grundthesen“ einen ernsthaften wissenschaftlichen Disput und ein Ringen um das systematische Erfassen der in vielen Einzelarbeiten verstreuten Bemerkungen der marxistisch-leninistischen „Klassiker“ zu Fragen des Menschenbildes und der Persönlichkeitskonzeption gab.

Trifft aber die von Kossakowski 1992 vorgebrachte Kritik an der „objektbezogenen Vermittlungspädagogik“ auch auf Neuner, den Vertreter der „offiziellen Pädagogik“, tatsächlich zu? Dazu soll seine Position differenzierter betrachtet werden. Bemerkenswert, und dem Klischee von der autoritaristischen Grundanlage der Persönlichkeitskonzeption der DDR widersprechend, sind zum einen

Neuners Argumente zum Verhältnis von objektiver Notwendigkeit und subjektiver Entscheidungsfreiheit des Menschen. Er macht deutlich, daß der Mensch sich als aktiver Gestalter der objektiven Welt mit einem eigenen Entscheidungs- und Gestaltungsraum und nicht als bloßer Vollzieher von geschichtlichen und politisch-sozialen Prozessen als Persönlichkeit entwickelt und bewährt. Neuner sprach von einer „eigenen Logik“ (S. 98) der Persönlichkeitsentwicklung und warnte vor allzu belehrendem Gestus im Umgang mit den Heranwachsenden. „Das Wesen des pädagogischen Prozesses kann man nicht richtig verstehen, wenn man nicht die Aktivität des sich entwickelnden Subjekts, die jeweiligen, diese Aktivität auslösenden Widerspruchssituationen zum Gegenstand der theoretischen Analyse und Betrachtung macht.“ (S. 98)

Neuner wollte erklärtermaßen insgesamt mit seinem Beitrag eine Abgrenzung von zwei persönlichkeitstheoretischen Modellen vornehmen, die auch in konträre pädagogische Konzepte mündeten. Wenn – wie aus der bürgerlichen Psychologie und Pädagogik des Personalismus und des Existentialismus bekannt – die Entwicklung des Menschen als ein vorwiegend innendeterminierter Vorgang verstanden wird, so kommt man mit logischer Konsequenz zu pädagogischen Konzeptionen, die die spontane Entwicklung, das Wachsenlassen, die Selbstentfaltung betonen. Demgegenüber führen mechanistische Vorstellungen von der [313] Persönlichkeitsentwicklung, ihrer ‚Sozialisation‘ zu pädagogischen Konzeptionen des Reiz-Reaktions-Schemas, des Machens, der Manipulation ...“ (Neuner 1973, S. 20)

Neuner grenzte sich, wie gesagt, von diesen beiden Varianten, dem „Soziologismus“ und dem „Psychologismus“ in der Persönlichkeitstheorie, ab. Insofern wirkt er, der Vertreter der „offiziellen“ Pädagogik bzw. Pädagogischen Psychologie, hier keineswegs im Sinne einer reinen „objektbezogenen Vermittlungspädagogik“.

Dabei bezog er sich sowohl auf die Tätigkeitstheorie Leontjews als auch auf Rubinstein. Vom ersteren übernahm er den persönlichkeitstheoretischen Grundgedanken vom Tätigkeitsprozeß im Sinne der prometheischen Konzeption vom Menschen als des aktiven Schöpfers und Gestalters der Welt und seiner selbst.

„Wenn wir Aneignung im umfassenden Sinne als aktive Tätigkeit des Subjekts, als Arbeit, als Lernen, als aktive kulturschöpferische Tätigkeit verstehen, so wird zugleich die andere Seite dieses Prozesses deutlich: die Entäußerung und Vergegenständlichung menschlicher Wesenskräfte, die Ausgangspunkt und Bedingung der weiteren individuellen Entwicklung und des Fortschritts der menschlichen Kultur überhaupt ist. Die menschliche Persönlichkeit muß also als Resultat der Aneignung und Vergegenständlichung menschlicher Wesenskräfte in der Arbeit, im Lernen, in vielfältigen kulturschöpferischen Tätigkeiten, in der Auseinandersetzung mit der Umwelt des Menschen innerhalb gesellschaftlich-sozialer Beziehungen verstanden werden.“ (Neuner 1973, S. 30)

Von Rubinstein übernahm Neuner den Gedanken der dialektischen Beziehung zwischen äußeren Bedingungen mit den inneren Ursachen. Dabei bezog er auch die biologische Konstitution des Individuums ein. Äußere Bedingungen und Beziehungen so Neuner wirken nicht direkt und linear, als mechanische Ursache-Folge-Beziehungen, auf die Entwicklung des Menschen. Sie müssen zu inneren Ursachen der Entwicklung werden. Diese könne im dialektischen Sinne nur als „Selbstbewegung“ verstanden werden, die unmittelbar durch innere Widersprüche angeregt wird. „Alle äußeren Einwirkungen auf die Persönlichkeit treffen auf bestimmte innere Bedingungen, die Resultat einer bestimmten biologischen Organisation und vorangegangener Aneignungs- und Entwicklungsprozesse sind, und sie werden durch diese ‚innere Potenz‘ in spezifischer Weise gebrochen.“ (a. a. O., S. 31)

Neuner ging damit deutlich über Auffassungen vom „sozialistischen Menschenbild“ im Sinne der engen Interpretation der „6. Feuerbach-These“ hinaus, wie sie z. B. von L. Klingberg (1972) in seiner „Einführung in die Allgemeine Didaktik“, einem Standardwerk der Lehrerausbildung der DDR, vertreten worden war. Klingenbergs Arbeit war auch in der BRD im Zuge der Diskussionen [314] der Reform der Lehrerausbildung von größeren Fachkreisen zur Kenntnis genommen worden.

Demnach ist die Kritik von J. Ebert an Neuner, wonach dieser zwar richtiger Weise einem „Soziologismus“ entgegengetreten sei, aber mit seinem Verzicht auf die „anthropologische Kategorie der

menschlichen Natur“ diesem indirekt doch wieder Vorschub geleistet hätte, nur begrenzt zutreffend. Ebert begründete diese Kritik damit, daß Neuner darauf verzichtet hätte, der biologischen Organisation ausdrücklich eine „Entwicklungsdynamik“ zu attestieren, sondern ihr „lediglich die Funktion einer organischen ‚Grundlage‘ der gesellschaftlich determinierten psychischen Prozesse“ zugestanden hätte (Ebert 1997, S. 219 f)

Neuner hatte zum einen die Frage nach der „Dynamik“ gar nicht explizit aufgeworfen, zum anderen sprach er davon, daß die Entwicklung immer nur im dialektischen Sinne als „Selbstbewegung“ verstanden werden könne, „die unmittelbar durch innere Widersprüche angeregt wird.“ (a. a. O., S. 31) Meines Erachtens wird damit sehr wohl von einer „Dynamik“ der „inneren Bedingungen“ ausgegangen. Ebert ist jedoch an einem anderen Punkte wiederum zuzustimmen. Neuner umgeht (bewußt oder unbewußt) die Kategorie der „menschlichen Natur“. Neuners Plädoyer für die aktiv und selbstbewußt handelnde „sozialistische Persönlichkeit“ erscheint in ihrer letztendlichen und vollendeten Ausprägung als „zoon politikon“ im Sinne des mehr oder weniger ausschließlich gesellschaftlich geprägten und determinierten Persönlichkeitstypus. Insofern stimme ich auch Eberts Resümee zu, der feststellt: „Die von Neuner betonte Aktivität des Individuums bestünde so dem Wesen nach als Aktivität der Gesellschaft im Individuum, und die Entwicklung des Menschen vollzöge sich nur als Funktion der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnissee, auf die das gesellschaftlich aktivierte Individuum lediglich reagierte.“ (Ebert 1978, S. 219)

Man könnte demnach sagen, daß Neuner im Widerspruch zu seiner erklärten Abgrenzung vom mechanischen „Soziologismus“ in der Frage der Integration von Biologischem und Sozialem im Sinne einer materialistischen Anthropologie auf halbem Weg stehen geblieben ist, indem er auf die anthropologische Kategorie der menschlichen Natur mit ihrer sich „als menschliche Geschichte verwirklichenden Dialektik zwischen der biologischen Triebkraft individueller Entwicklung und ihrer objektiven historischen Determinanten, deren Aneignung das Werden der Persönlichkeit bezeichnet“ (Ebert a. a. O., S. 220) zwar indirekt hinweist, diese aber nicht zur Entfaltung bringt.

Resümiert man allein diese intensiv und kontrovers geführten Fachdiskussionen unter Psychologen, Pädagogen und Anthropologen zum bio-psychosozialen Ansatz der Persönlichkeitstheorie, so wird erkennbar, wie schwierig es sein mußte, die [315] festgefahrenen Gegensätze zu überwinden, um einen neuen Entwicklungsschub innerhalb der marxistischen Persönlichkeitstheorie einzuleiten, so massiv ausgeprägt erschienen die unterschiedlichen Positionen.

Hinzu kommt, daß die getrennt und unabhängig voneinander laufenden persönlichkeitstheoretisch relevanten Diskussionen und Erkenntnisse im interdisziplinären Kontext abliefen. Aus Psychologie, Biologie, Soziologie, Philosophie, Physiologie etc. erwuchs der objektive Bedarf nach Kooperation. Die dazu nötige organisatorische Form bot sich in der DDR mit der Etablierung der sog. „Kühlungsborner Kolloquien“ aber erst recht spät. Erst seit den frühen 80er Jahren wurden sie zu einer Stätte des interdisziplinären persönlichkeitstheoretischen Erfahrungsaustausches. Jahre später sollte K.-F. Wessel in einem Rückblick auf diese Periode im Vorfeld des späteren bio-psychosozialen Forschungsansatzes ernüchtert feststellen: „Das Wechselspiel zwischen Disziplinarität und Interdisziplinarität ist komplexer und komplizierter Natur, es entzieht sich methodischer Vorgaben, erscheint immer wieder neu, ist äußerst langwierig, weil es von dem Zustand in den Köpfen der Beteiligten abhängt, und was in den Köpfen von Forschern ist, kann sehr beharrenden Charakter haben. Forscher sind sehr häufig autistisch. Die Versuche zur Vermittlung von Sichtweisen, die sich ihrer Unterscheidung nicht anschließen müssen, scheitern nicht selten.“ (1998, S. 18)

Wie kompliziert die weitere Meinungsbildung in der „biosozialen Etappe“ der marxistischen Persönlichkeitskonzeption blieb, soll noch kurz an zwei prominenten Beiträgen aus der anthropologischen Forschung der DDR verdeutlicht werden.

J. Herrmann, dessen 1977 erstmals erschienene und viel gelesene Arbeit „Der Aufstieg der Menschheit“ die Verbindung zwischen Anthropogenese und Soziogenese thematisierte, bezeichnete zunächst die Einheit von Biotischem und Sozialem im Rahmen der Menschwerdung als Grundtatsache und nannte diesen für ihn offenbar völlig unstrittigen Ausgangspunkt sogar eine Trivialität.

„Alle an sich und auf Tiere bezogen richtigen und wertvollen Erkenntnisse der Verhaltensforschung vermögen jedoch nicht die triviale Tatsache außer Kraft zu setzen, daß der Mensch eine Einheit aus biologischem Substrat und gesellschaftlichem Wesen ist und daß er nur in dieser Einheit verstanden werden kann. Selbstverständlich vollzieht sich der menschliche Stoffwechsel nach biologischen, chemischen, physikalischen Gesetzmäßigkeiten. Auch individuelles Verhalten unterliegt derartigen natürlichen Voraussetzungen und Bedingungen.“ (S. 9)

Mit seinen Schlußfolgerungen stieß Herrmann diese angeblich so „triviale“ Einheit jedoch wieder um. Herrmann schrieb beispielsweise:

[316] „Charakteristisch jedoch wurde – im Vergleich selbst zu den Familien höherer Tiere, aus denen er sich herausbildete, daß der Mensch auf den Stoffwechselprozeß durch die Veränderung seiner Voraussetzungen mit der Herausbildung der Arbeit Einfluß nahm. Damit aber wurden völlig andere, in der Natur bislang unbekannte Gesetzmäßigkeiten wirksam, die schließlich den ganzen Bereich naturgeschichtlicher Zusammenhänge überlagerten. Die Geschichte des Menschen als Gattung folgt daher nicht mehr Naturgesetzen, sondern *Gesetzmäßigkeiten anderer Art* – eben denen der menschlichen Gesellschaft.“ (S. 9 f) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Die Dialektik zwischen Naturgesetzen und gesellschaftlichen Gesetzen wird damit zerrissen zu Gunsten einer Verabsolutierung der letzteren. Daraus folgt schließlich, daß der Mensch zu einem Geist-Subjekt hypostasiert wird, das von seinen natürlichen materiellen Grundlagen abgelöst ist. Richtiger wäre es gewesen zu sagen, daß der Mensch als Gattungswesen „nicht mehr ausschließlich oder primär Naturgesetzen, sondern Gesetzmäßigkeiten anderer Art“ folgt. Herrmann vertritt hier ganz offensichtlich eine sehr ausgeprägte und zugespitzte Variante der sowjetischen „kulturhistorischen“ Schule, bei der der Zusammenhang zwischen Biotischem und Historisch-Sozialem tendenziell zu einer Überwertigkeit des Kulturhistorischen wird. Er liefert damit ein besonders markantes Beispiel dafür, daß selbst bei der Berücksichtigung der organisch-biologischen Grundlagen der Menschen der Gedanke des angeblich von Marx postulierten absoluten Primats ihrer Gesellschaftlichkeit so sehr bei einigen marxistischen Wissenschaftlern verinnerlicht wurde, daß schließlich ein höchst anfechtbares Bild der Anthropogenese postuliert wird: Die Menschen werden praktisch ihrer biologischen Grundlagen entkleidet und zu reinen Geistwesen stilisiert, da ihr soziales System ja „nicht mehr Naturgesetzen folgt“.

Herrmann verwechselt m. E. die soziale Verfaßtheit des menschlichen Lebensraums und dessen Prägung durch die Produktionsverhältnisse statt durch die Naturgesetze mit den biologisch-genetischen Gesetzmäßigkeiten, denen auch der Mensch als Gattungs- und Naturwesen unterworfen ist.

Anders als Herrmann sah Straaß (1982) in den drei wesentlich zu unterscheidenden Stadien der Hominidenevolution geradezu exemplarische Beispiele für den Ursprung der Dialektik von Biotischem und Gesellschaftlichem beim Menschen, bei der das Biotische nicht zugunsten des Sozialen „dialektisch negiert“ wurde. Straaß sah folgende große Entwicklungsschritte der Verzahnung von Anthropogenese und Soziogenese im Rahmen der Hominidenevolution:

1. Phase:

Durch die Entwicklung des aufrechten Ganges, etwa bei den Ramapithecinen, traten schon „weitreichende Folgerungen für das soziale Verhalten“ (S. 112) [317] ein, z. B. Übergang zur Besiedlung von Savannen, Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern bei der Nahrungsbeschaffung (männliche Hominiden als Jäger, weibliche als Betreuerinnen des Nachwuchses), biologische Entwicklungen behielten aber noch die Oberhand und gingen jetzt sogar „beschleunigt vonstatten“. (S. 112)

2. Phase:

Im Stadium des Australopithecinen hatten sich die soziale Mechanismen der Hominiden so weit entwickelt, daß sie begannen, „biologischen Anpassungen den Rang abzulaufen.“ (S. 113) Ihrem Wesen nach hatte diese Hominidenart jedoch das Tierreich „noch nicht unumkehrbar“ verlassen. (Ebenda)

3. Phase:

Mit dem Urmenschen Homo erectus begannen „die soziale(n) Gesetzmäßigkeiten die Entwicklungsrichtung“ zu bestimmen: „Zwar wurde die natürliche Auslese damit nicht außer Kraft gesetzt, aber

der Daseinskampf verlor immer mehr seinen individuellen Charakter: Die soziale Organisation befriedigte das Nahrungs- und Schutzbedürfnis und hatte dabei entwickelte Kommunikationsmöglichkeiten als mächtige Mittel zur Verfügung.“ (Ebenda)

Straaß’ Position entsprach damit dem damaligen internationalen und auch westlichen Diskussionsstand und ähnelte einer von B. Stephan vertretenen Auffassung. In seiner populären Arbeit „Die Evolution der Sozialstrukturen“ (1977) hatte sich Stephan, damals stellvertretender Direktor des Bereichs Zoologisches Museum am Museum für Naturkunde der Humboldt-Universität, gegen eine nur auf die gesellschaftliche Determiniertheit der Evolution ausgerichtete Interpretation der Anthropogenese gewandt. Zwar sei die Meinung weit verbreitet, daß die biologische Evolution der Tiere „abgelöst“ werde von der gesellschaftlichen Entwicklung des Menschen und es zu einer „dialektischen Aufhebung“ der biologischen Entwicklungsform der Materie durch eine „höhere“, gesellschaftlich geprägte Bewegungsform käme. Das sei aber eine höchst einseitige Sicht. Daß es sich um zwei verschiedene Bewegungsformen der Materie handele, sei unbestritten, aber die eine werde nicht durch die andere abgelöst.

„Die biologischen Gesetzmäßigkeiten existieren beim Menschen weiter. Der Mensch hat einen individuellen Lebenszyklus, unterliegt den Gesetzen von Fortpflanzung und Vererbung, Gesundheit und Krankheit usw. ... Das Biologische des Menschen wird nicht negiert, es existiert weiter, und zwar nicht nur im Sinne von ‚dialektisch aufgehoben‘. Denn es ist neben dem Gesellschaftlichen, dem Sozialen und dem Psychischen eine der Grundbedingungen des Existenz der Menschen.“ (S. 8)

Beim Menschen sei allerdings in vielerlei Hinsicht das gesellschaftliche Sein die bestimmende Seite, da von dessen gesetzmäßiger Entwicklung die konkrete [318] Existenz des Menschen als Individuum und als Art abhängt und auch die Realisierung von biologisch Möglichem bestimmt werde. Stephan sprach sich dafür aus, die Kategorie „Soziales“ nicht mehr mit dem Begriff das „Gesellschaftliche“ gleichzusetzen. Er schlug vor, die Soziogenese nur auf den Menschen zu beziehen, nicht aber auf die Tierwelt, um damit die besondere Qualität der sich aus der Produktion und Reproduktion des materiellen und geistigen Leben des Menschen ergebenden objektiven Gesetze und Verhältnisse zu kennzeichnen.

Es sollte noch eine Weile dauern, bis daß der bio-psychosoziale Ansatz sich auf breiter Front durchsetzte. Dazu war es erforderlich, daß die seit Mitte der siebziger Jahre begonnene Diskussion um die Bedeutung des genetischen Erbes in der marxistisch-leninistischen Persönlichkeitskonzeption einer ersten Klärung zugeführt wurde.

8.2. Endgültige Anerkennung des Biotischen: Die Rolle der Anthropogenese und des genetischen Erbes

Die persönlichkeitstheoretischen Grundsatzdebatten unter DDR-Pädagogen, Psychologen und Anthropologen über die Verbindung von sozialen und biologischen Prozessen bei der Persönlichkeitsentwicklung blieben kein isoliertes Ereignis. So wurden z. B. auch aus der biologischen und Verhaltensforschung der DDR ernstzunehmende und z. T. recht unterschiedliche Argumente und Fragen zur Problematik des Biosozialen im Zuge der Anthropogenese vorgebracht.

In der DDR hatte sich seit Ende der sechziger Jahre, begünstigt durch Arbeiten von Verhaltensbiologen (auch aus der BRD) wie G. Tembrock (1963, 1968), I. Eibl-Eibesfeldt (1967) und G. Heberer (1966) unter den Philosophen ein starkes Interesse an der Erschließung und Systematisierung der Resultate der modernen internationalen Evolutionsforschung für das marxistische Menschenbild entwickelt. Für die Verhaltenswissenschaft (Ethologie) wie für die Persönlichkeitstheorie ist ein Grundproblem der Evolutionsforschung die Frage nach dem (qualitativen) Unterschied zwischen menschlichem und tierischem Verhalten und der Rolle der spezifisch menschlichen Sozialstrukturen im Verlauf der Phylogenese.

Eschler, Philosoph an der Karl-Marx-Universität (Leipzig), fragte bereits 1970 in einem Beitrag zur Rolle der Verhaltensforschung bei der Entwicklung der Theorie der Anthropogenese, ob diese Unterscheidung immer bestanden habe und wie sich schließlich diese Ausdifferenzierung evolutionsgeschichtlich vollzogen haben könnte. „Ist das Verhalten ein Teil des Organismus und wie dieser der

Evolution fähig, oder ist es stabil und unveränderlich, nicht durch das Attribut der Plastizität und Veränderlichkeit im Entwicklungsprozeß gekennzeichnet?“ (S. 191)

[319] Es ist dies im Grunde die alte weltanschaulich-philosophische Frage nach der Rangfolge und der Beziehung zwischen der „anima sensitiva“ der Tiere und der „anima rationalis“ der Menschen (Th. v. Aquin). Eschler erinnerte daran, daß die moderne Verhaltensforschung den Nachweis erbracht hatte, daß ein organischer Bestandteil der Evolution (bei Tieren und Menschen) auch die Evolution des Sozialverhaltens ist, wobei nach Tembrock (1968) drei Stufen typisch menschlichen Sozialverhaltens zu unterscheiden sind: Domestikation, Zivilisation und Urbanisation.

Eschler empfand diese Einteilung zu recht als unbefriedigend, weil dies nur die „Erscheinungsformen der das menschliche Leben ausmachenden Grundlagen“ sind, die Eschler in der Entwicklung der menschlichen Arbeit im Sinne des Marxschen Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur sah.

Unter Verweis auf die entsprechende sowjetische Literatur (z. B. Semjonow 1966) schlug Eschler nun aber vor, die soziale Entwicklung der Menschen, die Soziogenese, als übergeordnete Kategorie zu verstehen, und den Prozeß der Hominidenevolution und die Anthropogenese nur als einen Bestandteil der Soziogenese anzusehen. Zwar sei die Anthropogenese ein „allseitiger Prozeß“, aber neben der morphologisch-physiologischen habe sie „vor allem auch eine soziale Seite mit ihren Ergebnissen (z. B. Kommunikation, Werkzeuggebrauch und -herstellung)...“ (S. 200). Deshalb schlußfolgerte Eschler:

„Diese Erkenntnis der Rolle des sozialen Faktors macht es naheliegend, die Anthropogenese als Teil der Soziogenese anzusehen. Nur so lassen sich die Fragen des Werdens der psychischen Eigenschaften und Fähigkeiten sowie des gesellschaftlichen Lebens klären, die bei alleiniger Orientierung auf das einzelne Exemplar nicht gelöst werden können.“ (S. 200)

Mit der Unterordnung der Anthropo- unter die Soziogenese wird Eschler zum Vertreter einer primär soziologisch orientierten Interpretation der Hominisation. Mit dieser Sicht stand er in der DDR zwar nicht allein da, repräsentierte damit aber keineswegs eine unangefochtene Position im wissenschaftlichen Diskurs. W. Hollitscher z. B., dessen erstmals 1969 in Wien erschienene Arbeit „Der Mensch im Weltbild der Wissenschaft“ auch in der DDR weit verbreitet war, vertrat den Standpunkt, daß der Menschwerdungsprozeß auf der biologischen Evolution „fußt“, diese aber „übersteigt“. Das differenzierte Wechselspiel zwischen (biologischer) Evolution und Soziogenese vollzog sich nach Hollitscher so:

„Die alte, biologische Evolutionsgesetzlichkeit schlug in die neue gesellschaftlich-historische um, die zunehmend entwicklungsbestimmend wurde, während die biologische Evolutionsgesetzlichkeit an Wirksamkeit einbüßte, ohne zu verschwinden. Nur die Aufeinanderfolge und das Zusammenwirken dieser Entwicklungsgesetze machen die Menschwerdung des Affen verständlich.“ (1985, S. 58 f)

[320] Hollitscher vertiefte in seiner 1970 erschienenen und stark diskutierten Arbeit „Aggression im Menschenbild“ – einer Studie zum Menschenbild S. Freuds und K. Lorenz’ – mit seiner Unterscheidung von „Hominisierung“ und „Humanisierung“ noch einmal die Grenzziehung zwischen seinem Verständnis eines materialistischen Menschen- und Persönlichkeitsbilds und dem nach seinem Verständnis für Freud und Lorenz typischem „Psychologismus“ und „Biologismus“.

Die für die „bürgerliche Ideologie“ insgesamt typischen und charakteristischen Versuche, das soziale Geschehen auf das Verhalten des einzelnen Individuums zu reduzieren („Psychologismus“), würden bei beiden ergänzt durch den „Biologismus“, dem „Versuch der Reduzierung des individuell Psychischen auf die Sphäre der angeblich biologisch-bestimmten Triebkräfte des Menschen“. (Hollitscher 1970, S. 107) Diese Position Hollitschers prägte in den Folgejahren auch die kritisch-distanzierte Haltung vieler marxistischer Persönlichkeitstheoretiker und Psychologen gegenüber einer „biologistischen Abweichung vom materialistischen Persönlichkeitsbegriff“. Die Verarbeitung der modernen Evolutionsforschung und Verhaltensbiologie durch die marxistische Persönlichkeitstheorie blieb demnach insgesamt sehr uneinheitlich und widersprüchlich.

Nach Darstellung von K. F. Wessel (1988) war es schließlich ein Essay der beiden prominenten Naturwissenschaftler und Mediziner M. Steenbeck (Vorsitzender des Forschungsrates der DDR) und W. Scheler (1973), das eine neue und letztlich klärende Grundsatzdebatte über den Einfluß des Genetischen für die Persönlichkeitstheorie in der DDR ausgelöst hätte. Zuerst aufgenommen und fortgeführt wurde diese Diskussion von H. E. und H. Hörz sowie von J. Streisand in Heft 9/73 der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“.

Was war das Neuartige dieser Diskussion? Oder zunächst gefragt: Gab es wirklich etwas qualitativ Neues im Essay von Steenbeck/Scheler? Dazu soll zunächst das Essay näher und ausführlicher betrachtet werden.

Seine Ausgangsthese war, daß die modernen naturwissenschaftliche Forschungen „zu tiefgreifender Abänderung oder Präzisierung zum Teil sehr alter Vorstellungen des Menschen über sich selbst und seine Stellung in der Umwelt“ führe. (1973, S. 781)

Gestützt auf die neuen Erkenntnisse über Speicherung und Vererbung genetischer Informationen (Entspiralisierung der DNS-Doppelhelixstruktur und ihre Neukombination aus den mütterlichen und väterlichen DNS-Molekülketten), hoben Steenbeck/Scheler besonders die Rolle des evolutionsgeschichtlich relativ stabilen genetischen Erbes nicht nur für die Phylogenese, sondern auch für die Ontogenese hervor. Die Ausbildung des menschlichen Bewußtseins bringe jedoch einen sich vom genetischen Programm grundsätzlich unterscheidenden, [321] genetisch nicht vererbbaren zusätzlichen Informationsspeicher hervor, das „gesellschaftliche Erbe“. Die genetische Determiniertheit des Menschen werde durch einen komplizierten und nicht widerspruchsfreien Aneignungsprozeß dieses gesellschaftlichen Erbes modifiziert. Diese Weitergabe des sozialen Erbes sei von der biologischen Vererbung mehrfach unterschieden:

„Letztere ist ein Individualprozeß mit einem direkten quantifizierten Übergang von Informationsmaterie, wobei der Nachkomme passiver Rezipient der Erbsubstanz ist. Die soziale Vererbung ist dagegen ein gesellschaftlicher Prozeß mit kontinuierlichem, nicht quantifizierbarem Übergang materieller und geistig-kultureller Güter. Das der Gesellschaft angehörige Individuum partizipiert selektiv am sozialen Erbe und wirkt als Rezipient aktiv. Beide Prozesse erfolgen unidirektional und irreversibel. Mit dem Zeitparameter wird die soziale Vererbung zum historischen Prozeß.“ (S. 792)

Eine Vererbung von erlernten Fertigkeiten, Verhaltensformen und -normen, sowie von erworbenen Persönlichkeitsmerkmalen finde nicht statt. Bis hierhin argumentierten Steenbeck/Scheler eigentlich noch ganz im Sinne der bekannten Kritik an der alten Cartesianische Debatte um den Leib-Seele-Dualismus. Sie bewegten sich dabei im Rahmen des bis dato anerkannten innermarxistischen (Vergl. Kapitel 7.2. zur sowjetischen Diskussion) Konsens, wonach die biologische Grundausstattung des Menschen überformt wird durch den Prozeß der Aneignung eines gesellschaftlichen Erbes. Steenbeck und Scheler schlossen sich mit ihrem Essay der „genetischen“ Position in der sowjetischen Diskussion an. Auch ihr Hinweis darauf, daß die Organisation und Architektur des menschlichen Gehirns von der Stimulation durch das gesellschaftliche Umfeld beeinflußt werde, entsprach damals akzeptiertem Erkenntnisstand. Ihr Gedanke, daß der Mensch einerseits Träger des genetischen und andererseits Träger des sozialen Erbes ist, bedeutete demnach m. E. noch keinen neuen Erkenntnisfortschritt, wie Wessel 1988 meinte.

In ihrer weiteren Argumentation zeigte sich m. E. außerdem, daß Steenbeck/Scheler ihren gedanklichen Spagat zwischen den beiden „Erbgütern“ in Form eines unbestimmten (dualistischen) „Einerseits – Andererseits“ nicht konsistent durchhielten und sich offenkundig über die Entwicklung und Ausprägung der beiden Seiten dieses Widerspruchs unschlüssig waren. Aus marxistischer Sicht neu war jedoch, daß Steenbeck/Scheler dann aber schließlich eine besondere Gewichtung des genetischen Erbes vornahmen, eine Integration von biologischen, soziologischen und philosophischen Erkenntnissen über die Persönlichkeitskonzeption vorschlugen und damit die Bahnen des traditionellen, mehr soziologisch orientierten marxistischen Menschenbildes verließen. Sie vertraten die Meinung, daß bei der Aneignung des gesellschaftlichen Erbes sich zwar eine [322] relativ starke Ähnlichkeit im Grundwissen, in Grundüberzeugungen und Verhaltensweisen herauskristallisiere, dieser Fundus aber

einen so großen Entwicklungsspielraum biete, daß sich die Originalität des Individuums auch mit seinen genetischen Wurzeln voll entwickeln könne.

Im Verhältnis zwischen genetischem und sozialem Erbe sei das Genetische „entwicklungsbedingt das Ursprüngliche und Tieferliegende.“ (S. 794) Es enthalte nicht nur den Anlageplan für die Struktur des menschlichen Gehirns, sondern umfasse „darüber hinaus ein ungeheuer weites Spektrum von Tendenzen zu sehr ursprünglichen Verhaltensweisen, Empfindungen und Begehren; angeboren sind auch Begabungen, die nicht erlernbar, auch wenn sie schulbar sind, wie etwa die frühe Musikalität des kleinen Mozart oder das mathematische Genie des jungen Gauss.“ (Ebenda)

Zwar hatte schon 1966 R. Läsker in einem Sonderband der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“ über „Materialismus und moderne Naturwissenschaft“ zum Zusammenhang zwischen dem materialistischen Menschenbild und dem biologischen Wesen des Menschen geschrieben und betont, daß die Wissenschaft vom Menschen und von der Natur nur dann „wirklich zu einer Wissenschaft werden (könne), wenn die Natur als Natur des Menschen und der Mensch als ihr Produkt begriffen“ werde (S. 127), doch so deutlich wie Steenbeck/Scheler hatte sich vorher kaum ein DDR-Autor über die Funktion des genetischen Erbes für die psychische Entwicklung des Individuums geäußert. Genetisches und gesellschaftliches Erbe seien auf völlig verschiedene Weise entstanden und entstammten sehr verschieden weit zurückliegenden Zeiten. Sie entwickelten sich mit völlig unterschiedlichen Geschwindigkeiten weiter; dabei enthielten sowohl das genetische wie das gesellschaftliche Erbe Relikte, die heute nicht mehr „paßten“. „Im einzelnen zu analysieren, in welchem Umfang Verhaltensweisen angeboren, in welchem Umfang sie – im weitesten Sinne – anerzogen sind, ist wohl auch für Fachpsychologen eine schwierige Aufgabe.“ (S. 794)

Insbesondere in Belastungssituationen oder unter Einfluß von Alkohol und anderer Stimulantien träten anerzogenen Verhaltenselemente zurück und setzten sich angeborene stärker durch.

„Mit der Entwicklung eines Menschen zum sozialen Wesen erlangen sozial determinierte Verhaltensweisen wesentlich größere Bedeutung als die primitiveren biologisch bedingten. Indessen dürfen wir sicher nicht erwarten, und uns schon gar nicht darauf verlassen, daß in früheren Entwicklungsstufen nötig gewesene Tendenzen zu Verhaltensweisen in unserem heutigen genetischen Erbe einfach nicht mehr existent sind, auch wenn sie durch die gesellschaftlichen Bedingungen nicht mehr gleich abgefordert und damit nicht mehr zur Ausprägung gebracht werden.“ (S. 795)

[323] Als ob ihnen schlagartig bewußt geworden war, daß sie mit dieser Argumentation noch ungesichertes theoretisches Terrain betraten und sich eventuell sogar den Vorwurf des „Biologismus“ aussetzen könnten, wechselten Steenbeck/Scheler in ihrer Argumentation relativ abrupt wieder die Ebene und beschlossen ihr Essay mit eher üblichen Argumenten zur Rolle der Kultur und Erziehung für die Ontogenese des Menschen.

H. E. Hörz und H. Hörz griffen zwei Hefte später diese Überlegungen von Steenbeck/Scheler in einem kurzen Diskussionsbeitrag auf. Sie begrüßten zunächst, daß beide „viele Argumente biologistischer und psychologistischer philosophischer Richtungen“ entkräftet hätten. (1973, S. 1061) Wie H. und H. E. Hörz später mündlich dem Autor dieser Arbeit mitteilten, war dies der Versuch, Steenbeck/Scheler vor den zu erwartenden Versuchen, sie des „Biologismus“ zu zeihen, in Schutz zu nehmen. Diese Intention mußte insofern nur schwer realisierbar bleiben, weil das eigentlich Neue an der Argumentation Steenbecks/Schelers ja gerade die Öffnung zu einer stärker akzentuierten genetisch-biologischen Auffassung des Menschen war. Die Würdigung des Steenbeck/Scheler-Essays ähnelte daher auch einer Gratwanderung zwischen Rechtfertigung und Offenlegung von konzeptionellen Schwachpunkten ihres Ansatzes. Einschränkend und die weitere Diskussions- und Arbeitsrichtung skizzierend, gaben Hörz/Hörz folgendes zu bedenken:

„Vieles wird dabei als Problem sichtbar, was bisher noch ungenügend erforscht wurde. So wird auf die Rolle der gesellschaftlichen Determination des Erkennens und Handelns des Menschen verwiesen; deren Wirkungsmechanismen für die Entwicklung der Persönlichkeit sind uns aber erst in Umrissen bekannt, und manche einseitige Vorhebung bestimmter Mechanismen, wie der bewußten

Verinnerlichung von Normen gegenüber der Erfahrung durch Handeln, der Erziehung gegenüber der Bildung, der offiziellen gesellschaftlichen Gruppenbildung gegenüber der auf eigene Initiative entstandenen, hemmt die Einsicht in die wirkliche Dialektik von Verinnerlichung und Entäußerung, von Bildung und Erziehung, usw.. Damit kann nur angedeutet werden, daß der Problemumfang größer ist als die vorliegenden Lösungen.“ (S. 1061)

Zu den noch gründlicher auszuarbeitenden Fragen, die durch Steenbeck/Scheler aufgeworfen worden seien, und die im Rahmen eines größeren Forschungsprojekts bearbeitet werden müßten, zählten H. E. und H. Hörz zwei Schwerpunkte:

a) „Die notwendige weitere Ausarbeitung der dialektisch materialistischen Entwicklungstheorie im Zusammenhang mit der Determination menschlicher Entwicklung“.

b) „Das Verhältnis von Emotionalem und Rationalem.“ (S. 1061)

Hörz/Hörz fragten in diesem Zusammenhang besonders, wie sich in unter-[324]schiedlichen Gesellschaftsformen die Beziehung zwischen sozialem und genetischem Erbe entwickele. Ist das genetische Material, das Hörz/Hörz als „Möglichkeitsfeld“ charakterisierten, tatsächlich gegenüber gesellschaftlichen Einflüssen so „relativ konstant“, wie Steenbeck/Scheler annahmen? Dabei ging es Hörz/Hörz sowohl um die speziellen gesellschaftlichen Einflüsse auf das genetisch-biologische Material, die zur Entwicklung „sozialistischer Persönlichkeiten“ führen (könnten), als auch um die Entwicklung von Vorformen gesellschaftlichen Verhaltens bei Tieren, um die „Berechtigung und die Grenzen von Analogien zwischen Tier und Mensch und um die Rolle gesellschaftlich modifizierter biologischer Faktoren im menschlichen Dasein.“ (S. 1063)

Auch die Rolle des Zufalls als einer der im Entwicklungsprozeß der Persönlichkeit enthaltenen objektiven Möglichkeiten sei zu untersuchen. Im Verhältnis zwischen Emotion und Rationalität sei zu klären, ob – wie Steenbeck/Scheler behaupteten – die Gefühle tatsächlich auf einer emotionalen, vor allem mit dem Biologischen verbundenen Erkenntnisstufe, angesiedelt seien. Hörz/Hörz erschien diese These als einseitig. „Man kann die Frage stellen, ob Kurzschlußreaktionen allein genetisch bedingt sind.“ (S. 1065)

Auch J. Streisand (1973) sah in seiner Wortmeldung zum Steenbeck/Scheler-Essay, „daß nun neue Tendenzen wirksam werden“. (S. 1066) Diese bestünden primär darin, daß die Naturwissenschaften einen Stand erreicht hätten, der „wertvolle Präzisierungen philosophischer Aussagen des dialektischen Materialismus“ (S. 1067) ermögliche. Besonders ihre These, daß der Mensch sich nicht mehr in passiver biologischer Evolution der Umwelt anpaßt, sondern in aktiver gesellschaftlicher Entwicklung diese für sich selbst umforme, sei äußerst bedeutsam. Indirekt warnte Streisand jedoch vor einer zu schnellen Übernahme und philosophischen Verallgemeinerung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse über den Prozeß der Anthropogenese. Sie müßten durch die Philosophie und Ideologie der Arbeiterklasse vermittelt werden. So sei z. B. bei Steenbeck/Scheler der Begriff „soziales Erbe“ inkonsequent und deshalb auch kritisch zu beurteilen. Er abstrahiere vom Klassencharakter der gesellschaftlichen Tradition und damit auch des gesellschaftlichen Erbes. „Daß sich der geschichtliche Fortschritt im Klassenkampf durchsetzt, gilt auch für die Rezeption des Erbes der Vergangenheit.“ (S. 1068)

Streisand folgte damit eher der Linie einer strikten Abgrenzung von einem als „revisionistisch“ eingestuften „Anthropologismus“ innerhalb der damals stark umstrittenen jugoslawischen „Praxis-Philosophie“, auch wenn er gegenüber Steenbeck/Scheler nicht diesen Vorwurf erhob. Der Zusammenhang zur „Revisionismus“-Debatte ist jedoch evident und läßt deshalb auch die Bedeutung der vorsichtigen neuen Nuancen und Akzentuierungen bei Steenbeck/Scheler stär-[325]ker bewußt werden. Stellvertretend für diese Art von grundsätzlicher Skepsis und Kritik gegenüber einem philosophisch als „unmaterialistisch“ eingestuften „Anthropologismus“ sei aus einem Artikel von E. Fromm/F. Richter (1973) zitiert, der kurze Zeit vor dem Artikel von Steenbeck/Scheler erschienen war:

„Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Erklärung der Erscheinungen des gesellschaftlichen Wesens durch die marxistisch-leninistische Philosophie und Weltanschauung steht eben nicht die Erklärung der Natur des Menschen, sondern die Erforschung der Natur der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die ganze Geschichte des philosophischen Denkens beweist und eine kritische Analyse des Gedankengutes des gegenwärtigen Revisionismus bestätigt, daß die Frage nach der Natur des Menschen theoretisch den Zugang zur Analyse der konkret-historischen gesellschaftlichen Verhältnisse und damit zu der Klasse, die jeweils den gesellschaftlichen Fortschritt verkörpert, verschließt.“ (S. 293)

Ähnlich argumentierten auch die Autoren des 1977 von der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED herausgegeben Bandes „Philosophischer Revisionismus“. Steenbeck und Scheler wußten mit Sicherheit um die Brisanz eines zu sehr in Richtung des „Biologismus“ abschwenkenden Richtungswechsels innerhalb der marxistischen Persönlichkeitstheorie.

Ein weiterer Einwand Streisands galt der von Steenbeck und Scheler postulierten „Konstanz des genetischen Erbes“. Dem hielt Streisand folgendes entgegen: Zwar gehe der dialektische und historische Materialismus davon aus, daß mit der Herausbildung der menschlichen Gesellschaft sich die Menschen als Naturwesen nicht mehr wesentlich veränderten, und daß sich der Fortschritt der Geschichte nunmehr auf andere Weise vollziehe. Aber auch die Beziehung der verschiedenen Klassen zu diesem genetischen Erbe verändere sich im Laufe der Geschichte. So stehe z. B. der Barbarei faschistischer „Rassenhygiene“ und der kommerziellen Ausbeutung des genetischen Erbes im Kapitalismus die unbedingte Achtung und der Respekt der Arbeiterbewegung vor diesem natürlichen Erbe gegenüber.

Wie sich unschwer erkennen läßt, fielen die ersten Reaktionen auf das von Wessel als wegweisend betrachteten Steenbek/Scheler-Essay nicht so eindeutig bejahend und positiv aus, wie es Wessel in seinem Rückblick von 1988 empfand. Andere Teilnehmer an den persönlichkeitstheoretischen Debatten der damaligen Zeit wie Hörz/Hörz und Streisand kamen zu zum Teil sehr konträren Auffassungen. So hielten sich z. B. bei Streisand sich Zustimmung und Skepsis durchaus die Waage. Bei ihm wird deutlich, daß er außerdem indirekt die Frage nach der Beziehung zwischen Einzelwissenschaft und materialistischer Philosophie und – noch allgemeiner formuliert – zwischen Naturwissenschaft(en) und Gesellschaftswissenschaften aufwirft.

[326] Diese Diskussion war bereits Anfang der siebziger Jahre in der DDR sehr virulent gewesen. Aus Anlaß des 150. Geburtstags von F. Engels hatte z. B. M. Grunwald (1970) sich sehr stark gegen eine Abkoppelung der Wissenschaften von der Politik ausgesprochen. Engels habe „die Wissenschaft nie als autonomen geistigen Bereich und auch nicht als Anhäufung des Wissens um seiner selbst willen“ betrieben, mahnte Grunwald geradezu (S. 1234). Zwar bezog sich Grunwald hier vor allem auf die Beziehung zwischen den Anforderungen der Produktion und den Naturwissenschaften, für die er „das Primat der Produktion gegenüber der Wissenschaft“ (S. 1238) forderte, letzten Endes aber übertrug Grunwald seine Argumentation unter Berufung auf F. Engels ganz allgemein auf die Beziehung zwischen marxistischer Philosophie und den Einzelwissenschaften.

F. Engels hatte nach den revolutionären Entwicklungen auf dem Gebiet der Physik, Chemie und Biologie seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine Periode der Sichtung und theoretischen Verallgemeinerung des angehäuften empirischen Materials kommen sehen und dabei die ordnende und strukturierende Rolle der Philosophie hervorgehoben. „Damit aber begibt sich die Naturwissenschaft auf das theoretische Gebiet, und hier versagen die Methoden der Empirie, hier kann nur das theoretische Denken helfen.“ (MEW 20, S. 330)

Grunwald deutete diesen Satz als die Ankündigung einer „qualitativ neue(n) Verbindung von Naturwissenschaften und dialektisch-materialistischer Philosophie“, bei der die Bedeutung der Philosophie gegenüber den Einzelwissenschaften quasi gesetzmäßig zunehme. (S. 1247)

Es war demnach kein Zufall, daß zeitgleich mit dem Artikel von Steenbeck/Scheler unter den DDR-Philosophen eine Debatte über das Verhältnis der marxistisch-leninistischen Philosophie zu den Einzel- und Strukturwissenschaften geführt wurde, die von einem Überblicksartikel von Fiedler/Klimaszewsky/Söder (1972) angestoßen worden war.

Dieser löste eine längere Kontroverse aus. Ebenfalls in Heft 7/73 der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“ antwortete H. Ley, damaliger Direktor des Instituts für Philosophie der Humboldt-Universität. Ley wandte sich energisch gegen die alte Idee von einer „Einheitswissenschaft“ (S. 849), die er

bei Fiedler und Co. vermutete. Er betonte im Unterschied zu Fiedler et al. die Notwendigkeit einer modernen Gemeinschaftsarbeit von Philosophen und Naturwissenschaftlern und wehrte sich gegen eine Unterschätzung der Beiträge der Einzelwissenschaften.

Nicht nur das Bündnis mit der Gruppe der „konsequenten Materialisten“ (S. 843) unter den Naturwissenschaftlern sei zu suchen, sondern insbesondere die Kooperation und das Bündnis mit der Gruppe der „nicht konsequenten Materia-[327]listen“ – die mit Lenins Worten „dem Materialismus zuneigen und sich nicht scheuen, ihn entgegen den in der sogenannten ‚gebildeten Gesellschaft‘ herrschenden philosophischen Modeschwankungen zum Idealismus und Skeptizismus zu verfechten und zu propagieren.“ (LW 33, S. 218 f)

Ley bemühte die Autorität Lenins, um mit diesem gegen das Unverständnis für die jeweils neuesten naturwissenschaftlichen Erkenntnisse zu argumentieren, die er bei Fiedler und Co. sah, weil diese „einen Bruch mit älteren Vorstellungen bedeuten“. (S. 843) Es sei Aufgabe der marxistischen Philosophen und „streitbarer Materialisten“, sich mit den konkreten Fragen der Einzeldisziplinen zu beschäftigen, weil sie sonst Gefahr liefen „dem Naturwissenschaftler fiktive Lösungen anzubieten.“ (S. 851)

Ley griff damit wesentliche Gedanken aus der von ihm und seinen Mitarbeitern (u. a.: H. Hörz, R. Löther, L. Läsker, G. Poppei, M. Guntau) bereits 1965 publizierten Arbeit „Quo vadis, Universum? Zum Problem der Entwicklung in Naturwissenschaften und Philosophie“ auf. Die Besonderheit dieser Arbeit bestand damals darin, daß in ihr die „materielle Einheit der Welt“ – ein Basispostulat des dialektischen Materialismus – als Verwirklichung des „Prinzips der Entwicklung“ verstanden und mit zahlreichen naturwissenschaftlichen Analysen und Fakten „untersetzt“ worden war.

Schon sehr früh wurden im Kreis um Ley zum Beispiel die in der Physik aufkommenden Konzepte der Selbstorganisation analysiert und richtig in ihrer evolutionstheoretischen Bedeutung erfaßt. H. Laitko, ehem. Prof. der Akademie der Wissenschaften der DDR, würdigte die Bedeutung dieser Arbeit in einer Festschrift zum 60. Geburtstag von K.-F. Wessel als das erste größere Dokument dieser Orientierung.

„Der tiefere Sinn der Konzentration auf die Kategorie Entwicklung lag nach meiner Ansicht darin, die materialistische Dialektik aus der tödlichen Erstarrung zu befreien, der sie im Vulgärmarxismus anheimgefallen war, und wieder zu lernen, wie man sie – dem Impetus ihrer Schöpfer entsprechend – als eine offene Philosophie betreiben kann, als ein Organon der Problemwahrnehmung statt eines Kanons lederner Sätze über die Welt, die keinen Hund hinter dem Ofen hervorlockte.“ (Laitko 1995, S. 350)

Ley hatte ein vehementes Plädoyer für die Spezialisierung und zugleich für die Integration der Wissenschaften gehalten. „Der Fortschritt der Technik und des Denkens erzwingt Bedingungen, unter denen zu einer vorgegebenen Problemlösung Fachleute aus sich fremden Gebieten zusammenzufinden haben.“ (Ley 1965, S. 253)

In einem gedrängten Überblick über die stürmische Entwicklung der Naturwissenschaften und technologischen Umwälzungen in der 1. Hälfte des 20. Jahr-[328]hunderts verband Ley darin außerdem die strukturellen Vorzüge der gesellschaftlich organisierten Produktion mit der geplanten systematischen Wissenschafts- und Technologieentwicklung und stellte dies in Bezug zur Entwicklung der Fähigkeiten und Persönlichkeit der in der modernen Produktion tätigen Menschen. Er berief sich dabei auf einen Gedanken von Marx aus den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ von 1844:

„Das *menschliche* Wesen der Natur ist erst da für den *gesellschaftlichen* Menschen. ... Die Aufhebung des Privateigentums ist daher die vollständige *Emanzipation* aller menschlichen Sinne und Eigenschaften; aber sie ist diese Emanzipation grade dadurch, daß diese Sinne und Eigenschaften *menschlich*, sowohl subjektiv als objektiv, geworden sind.“(MEW Erg.-Bd. 1, S. 537, 540)

Ähnlich wie Ley argumentierte auch etwas später K.-F. Wessel (1973), Leys langjähriger (Ober-)Assistent und späterer Lehrstuhlnachfolger, der ein heftiges Plädoyer für die Entwicklung von Spezialisten hielt und sich gegen eine pauschale Übertragung von Erfahrungen und Prinzipien der

Gesellschaftswissenschaften auf die Naturwissenschaften aussprach. Im Frühjahr 1973 wurde diese offenbar weite Kreise ziehende Diskussion auf einem Kolloquium des „Instituts für Wissenschaftstheorie und -organisisation der Akademie der Wissenschaften“ fortgeführt.

Darüber informiert ein Resümee von Richter und Voss in der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“ (9/1973). Im Zentrum der Kontroverse stand die Frage nach dem Wissenschaftsbegriff des Instituts. Ihm war von Fiedler und Co. ein Schwanken zwischen einerseits „gnoseologischer“ andererseits „soziologischer Einseitigkeit“ vorgeworfen worden. In einer Verteidigungsrede rechtfertigte Institutsdirektor Kröber die Auffassung von Wissenschaft als einer gesellschaftlichen Erscheinung, als „Begriff zur Kennzeichnung eines Systems spezifischer gesellschaftlicher Tätigkeiten, die im Rahmen einer gegebenen ökonomischen Gesellschaftsformation auf die Gewinnung, Reproduktion und Anwendung systematischen und methodischen Wissens gerichtet sind.“ (Kröber 1971, S. 19)

Dieser Wissenschaftsbegriff beziehe sich als Basis auf alle drei Bestandteile des Marxismus-Leninismus (politische Ökonomie, Philosophie, wissenschaftlicher Sozialismus/Kommunismus), er sei aber nicht damit gleichzusetzen. Wissenschaftstheorie sei ein interdisziplinär zu erarbeitendes Wissensgebiet. Vertreter verschiedener Disziplinen – Philosophen, Ökonomen, Soziologen, Psychologen, etc. müßten zu wissenschaftswissenschaftlichen Forschungen zusammengeführt werden. Deren Ergebnisse müßten zu einem einheitlichen System wissenschaftstheoretischer Gesetzesaussagen integriert werden.

Fiedler und Co. sahen in diesem Wissenschaftsbegriff die Gefahr eines „Posi-[329]titivismus“ und vertraten die These, daß die Wissenschaftstheorie lediglich als eine Teildisziplin der marxistisch-leninistischen Philosophie anzusehen sei.

Die weitaus flexiblere und auf Zusammenführung verschiedener wissenschaftlicher Ansätze zielende Position des Instituts konnte sich jedoch auf die offizielle „Linie“ der SED berufen. K. Hager, Philosoph und langjähriger für die Kultur- und Wissenschaftspolitik zuständiger Sekretär des Politbüros der SED, hatte 1972 in einem Vortrag zu den Problemen der Wissenschaftsentwicklung unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution folgendes bemerkt:

„Sich dieser Probleme anzunehmen, sind die marxistisch-leninistischen Philosophen, Ökonomen, Soziologen und Historiker genau so aufgerufen wie Psychologen, Kybernetiker, Mathematiker und Naturwissenschaftler. Eine ihre Aufgaben ist es, in enger interdisziplinärer Arbeit und ausgehend vom Marxismus-Leninismus die theoretischen Grundlagen der Wissenschaftsentwicklung weiter auszubauen, die für die Wissenschaftspolitik der Partei, aber auch für die Leitung und Organisation der wissenschaftlichen Tätigkeit in den Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen der DDR den nötigen Vorlauf sichern muß.“ (S. 58)

Ähnlich wie Hager hatte auch das 6. Plenum des ZK der SED (6./7.7.1972) auf die stärkere Integration von Forschungsarbeiten der Natur- und Gesellschaftswissenschaften orientiert. In dem von W. Jarowinsky gehaltenen Bericht an das ZK wurde in diesem Zusammenhang auch auf eine Beratung des Ersten Sekretärs des ZK der SED, E. Honecker, mit dem Präsidium der Akademie der Wissenschaften der DDR Anfang 1972 hingewiesen, auf der Honecker u. a. den Gedanken der Bündelung und Konzentrierung verschiedener Forschungs- und Wissenschaftsrichtungen angeregt hatte. Im Bericht an das ZK hieß es dazu:

„Große wissenschaftliche Leistungen werden vor allem durch die Integration verschiedener Wissenschaftsdisziplinen und die unlösbare Verbindung der Wissenschaft mit der gesellschaftlichen und vor allem der volkswirtschaftlichen Praxis möglich. In diesem objektiven Prozeß der Integration, in der die enge Zusammenarbeit zwischen den Gesellschafts- und Naturwissenschaftlern eine große Bedeutung hat, spielt die Akademie der Wissenschaften, die das größte Forschungspotential unserer Republik vereint, eine besondere Rolle.“ (S. 26)

Eine besondere Rolle für die Organisierung des weiteren interdisziplinären Dialogs spielten die im Ostseebad Kühlungsborn stattfindenden sog. „Kühlungsborner Kolloquien“ der Akademie der

Wissenschaften der DDR über philosophische und ethische Probleme der Biowissenschaften. Das IV. Kolloquium (2.-5.10.1974) thematisierte u. a. neue Forschungsergebnisse der Molekularbiologie und -genetik zur Informationsverarbeitung und -speicherung im menschlichen [330] Gehirn. Die zentralen Einführungsthesen zu dieser Fragestellung von Rosenthal et al. hoben hervor, daß bis dato „das Problem der Entstehung und Entwicklung des menschlichen Bewußtseins im Rahmen der marxistisch-leninistischen Philosophie fast ausschließlich unter seiner gesellschaftlichen Bedingtheit und Bestimmtheit diskutiert und die Frage seiner natürlichen Grundlagen und Entwicklung vernachlässigt“ worden sei.

Es stelle sich für die marxistische Philosophie die Aufgabe, die Leninsche Widerspiegelungsthese auch mit modernen biologischen Erkenntnissen zu untermauern.

In seiner Auseinandersetzung mit Auffassungen von Diderot, Wundt und Pearson hatte Lenin die These formuliert , daß es logisch sei „... (anzunehmen, daß die ganze Materie eine Eigenschaft besitzt, die dem Wesen nach der Empfindung verwandt ist, die Eigenschaft der Widerspiegelung).“ (LW 14, S. 85)[38] Nach Lenin ist es eine grundlegende Eigenschaft aller materiellen Systeme, äußere Einwirkungen durch innere Veränderungen zu reproduzieren und auf sie zu reagieren, auch wenn die „Empfindung“ in ihrer entwickelten Form nur mit einem hohen Organisationsgrad der Materie verbunden ist. (a. a. O., S. 37, 82) Es gelte nun, so Rosenthal et al., Lenins Gedanken von der Evolution der Widerspiegelung objektiver Realität im menschlichen Gehirn über verschiedene Vorstufen auf seine biologischen Grundlagen hin zu verifizieren. Man müsse davon ausgehen, daß sich mit der Herausbildung des höheren Nervensystems im Verlaufe der Evolution erst allmählich die Fähigkeit zur psychologischen Widerspiegelung entwickelte. In engem Zusammenhang mit der Entwicklung des Gehirns habe sich diese Fähigkeit vervollkommnet und schließlich zur „Entstehung und Entwicklung des Bewußtseins als der höchsten Form der psychischen Widerspiegelung“ geführt. (S. 12) Weiter heißt es bei ihnen:

„Unserer Ansicht nach ist heute, da die biochemische, biophysikalische und molekularbiologische Analyse der Gehirntätigkeit auf dem internationalen Forschungsprogramm steht, die Betonung der Tatsache von Wichtigkeit, daß sowohl einfachere biologische Systeme als auch präbiontische und biontische molekulare Systeme zur Widerspiegelung der objektiven Realität und im komplexeren Zusammenhang zur Informationsverarbeitung fähig sind. In komple-[331]xeren Systemen existieren weniger komplexe Widerspiegelungssysteme, deren kooperatives Wirken komplexere und kompliziertere Widerspiegelung zustande bringen. Widerspiegelung ist also nicht schlagartig, nicht absolut zufällig einmal und nur einmal entstanden, genausowenig, wie ‚Leben‘ plötzlich entstanden ist. Wie sehr besonders wir auch menschliche Denkfähigkeit und Erkenntnisfähigkeit als höchste Form der Widerspiegelung einschätzen mögen, sie ist in allen Teilen materiellen Ursprungs und von der Entwicklung makromolekularer, biologischer und sozialer Strukturen abhängig.“ (S. 15)

Mit diesen Beiträgen über die biologischen Grundlagen der Widerspiegelung und der Bewußtseinsentwicklung des Menschen und ihrer Verzahnung mit den Aussagen der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie, wurde in der DDR die These vom Menschen als eines „bio-psychosozialen“ Wesens seit den späten siebziger Jahren zum Allgemeingut der Persönlichkeitskonzeption. Eine ähnlich kontroverse Debatte hatte es nur wenige Jahre zuvor um die Einordnung der Ontologie innerhalb der marxistischen Philosophie und der Wissenschaften in der Sowjetunion gegeben. (Vergl. Kapitel 5.2.) Vergegenwärtigt man sich diesen internationalen wissenschaftstheoretischen Disput als Hintergrund des Essays von Steenbeck/Scheler, so wird nunmehr klarer, in welcher Hinsicht damit tatsächlich eine Art Weichenstellung für die persönlichkeitstheoretische Forschung in der DDR verbunden war.

[38] An dieser Stelle sei summarisch auf den bedeutenden Beitrag des bulgarischen Philosophen Todor Pawlow (1890-1977) zur Weiterentwicklung der marxistischen Widerspiegelungstheorie verwiesen. Vergl. vor allem seine Arbeit „Information, Widerspiegelung, Schöpfertum“ (1970) Berlin/DDR und „Die Widerspiegelungstheorie. Grundfragen der dialektisch-materialistischen Erkenntnistheorie“ (1973). Berlin/DDR.

Erstens: Er begünstigte eine relative Autonomie der Human- und Biowissenschaften gegenüber den Gesellschaftswissenschaften. Der Blick auf die biologischen und genetischen Grundlagen der Ontogenese und der Persönlichkeitsentwicklung wurde freigemacht. Laut Wessel wurde – die „Dialektik von genetischen Grundlagen und gesellschaftlicher Entwicklung des Menschen aus der Sicht materialistischer Entwicklungstheorie vertieft.“ (Wessel 1988, S. 97).

Zweitens: Für das Verhältnis zwischen Naturwissenschaften und Philosophie konnte ebenfalls eine bis dato dominierende „Wächterfunktion“ der Philosophie relativiert werden. An ihre Stelle trat die Kooperation und Integration.

Drittens: Es wurde der Weg frei gemacht für die Erarbeitung einer neuen philosophischen Entwicklungstheorie, die auf der Integration der Forschungsresultate verschiedener (naturwissenschaftlicher) Einzelwissenschaften basierte.

Damit waren tatsächlich endgültig die Voraussetzungen für eine neue Phase fächerübergreifender Bemühungen zur weiteren Präzisierung der marxistischen Persönlichkeitstheorie geschaffen worden.

Die weitere Entwicklung der „sozialbiotischen“ Periode, als letzte Vorstufe zur „bio-psychosozialen Einheit“ sei im folgenden knapp skizziert. Sie erbrachte u.a. als ein wichtiges Arbeitsergebnis der interdisziplinären und auch internationalen Kooperation zum marxistischen Menschenbild das 1982 erschienene [332] Gemeinschaftswerk von Autoren aus der Sowjetunion und der DDR „Der Mensch. Neue Wortmeldungen zu einem neuen Thema“.

Im Beitrag von Frolow/Pastuschny/Bergner zu diesem Sammelband wird auf die für die marxistische Philosophie „nicht leichte Situation“ (S. 138) verwiesen, die darin bestehe, daß „der Umfang des heutigen Wissens über den Menschen so vielgestaltig (ist), daß nur schrittweise die Fortschritte auf einzelnen ausgewählten Gebieten verarbeitet werden können.“ (S. 138)

Vor allem die Entwicklungen im Bereich der genetischen, neurophysiologischen und hirnorganischen Forschung, sowie die z. T. spektakulären neuen Erkenntnisse aus der Verhaltensbiologie, der Anthropogeneseforschung und der Ethnologie aber auch der Psychosomatik stellten eine große Herausforderung für die Fähigkeit der marxistischen Philosophie dar, Teilerkenntnisse zu verallgemeinern, ihren erkenntnistheoretischen Gehalt zu erfassen und zu übergreifenden, systematischen Aussagen zu verdichten. Nur aus einer Position des materialistischen Monismus könne die Frage nach dem Menschen und der Entwicklung seiner Persönlichkeit sinnvoll beantwortet werden. Das erfordere, „von der dialektisch verstandenen Einheit der biotischen und der gesellschaftlichen Faktoren“ auszugehen.

„Sie durchdringen einander, und dabei muß den historisch-sozialen Komponenten in ihrem Einfluß auf das Verhalten und Handeln der einzelnen Individuen die primäre, bestimmende Rolle eingeräumt werden. In diesem Sinne gelten die biotischen Faktoren lediglich als Voraussetzungen, als ‚Träger‘ des gesellschaftlichen Inhaltes menschlicher Bewußtseinsvorgänge und Handlungen“. (S. 140) Damit wiederholten Frolow et al. jedoch nur die sehr allgemeinen theoretischen und methodologischen Voraussetzungen für das Zusammenwirken sozialer und biotischer Faktoren, die nach ihrer Meinung auch bei der Aneignung des „sozialen Erbes“ zur Geltung kommen. Bemerkenswert ist allerdings, daß Frolow et al. in diesem Zusammenhang auf einen Beitrag von Lomov (1977) eingingen, der ganz offen von Lücken und Rückständen bei der Untersuchung dieser Zusammenhänge gesprochen hatte.

Weitgehend ungeklärt, so Lomov, ist der Mechanismus der Vermittlung biotischer und sozialer Faktoren, der die Assimilation des sozialen Programms bewirkt und zur Herausbildung des individuellen Programms jedes einzelnen Menschen führt. (Lomov 1977, S. 39 f) Frolow et al. verwiesen in diesem Zusammenhang lediglich auf die in der sowjetischen Literatur u.a. von Ananjew publizierte Theorie der phasenweisen Entwicklung, eine bekannte These, die schon lange zuvor in den von Piaget bzw. Havinghurst vertretenen entwicklungspsychologischen Untersuchungen und Konzeptionen ausgearbeitet worden war. Die bereits erschienenen entwicklungspsychologischen Arbeiten sowjetischer Psychologen [333] wie Boshowitsch [1970, 1979, 1980] und Elkonin [1971, 1972, 1980] über die verschiedenen Etappen der Persönlichkeitsentwicklung in der Ontogenese des Vorschul- und Schulkindes, sowie die älteren entwicklungspsychologischen Arbeiten Wygotskis blieben unreflektiert.

Weitere zehn Jahre später (1987) mußte Lomov, damals Direktor des Instituts für Psychologie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, erneut einräumen, daß „sich bei uns die Wissenschaften, deren Untersuchungsobjekt der Mensch ist, bisher außerordentlich langsam“ entwickelten. Der in der marxistischen politischen Ökonomie und Soziologie gebräuchliche Terminus vom „menschlichen Faktor“ umfasse zwar allgemein die soziale, psychische und biologische Gesamtheit der Eigenschaften des Menschen, es sei aber nicht gelungen, die in den einzelnen Human- und Gesellschaftswissenschaften durchaus „relativ gesicherte(n) Erkenntnisse über den Menschen“ zu einem „ganzheitlichen, logisch geschlossenen Bild zusammenzufügen. Vorerst haben wir nur ein Mosaik mit vielen Disproportionen und ‚weißen Flecken‘.“ (1987, S. 431).

Jede der sich mit dem Menschen befassenden gut ein Dutzend Wissenschaften trage mit ihren spezifischen Methoden, Prinzipien und Begriffen dazu bei, das „Forschungsobjekt Mensch“ besser zu verstehen. Deshalb sei es auch wenig sinnvoll, über eine neue „einheitliche Wissenschaft vom Menschen“ zu spekulieren, sondern es käme in der gegenwärtigen Etappe auf die „Synthese der in den verschiedenen Wissenschaften gewonnenen Erkenntnisse über den Menschen“ (1987, S. 432) an. Das erfordere einen systemischen Ansatz, was allerdings für jeden, der mit der Dialektik vertraut sei, überhaupt nichts Neues darstelle.

Das fruchtlose Gegeneinander von mehr soziologisch bzw. biologisch orientierten Richtungen der marxistischen Persönlichkeitstheorie wurde von Lomov einer harschen Kritik unterzogen. Dies seien lediglich zwei Ebenen eines und desselben Systems. In der Persönlichkeitstheorie sei eine Trennung und Gegenüberstellung von Gesellschaft und Individuum bzw. eine Abwägen zwischen „gesellschaftlicher Natur“ oder „biologischer Natur“ des Menschen nicht mit dem realen Entwicklungsprozeß zu vereinbaren.

Damit erhob sich Lomov deutlich über die in einem dualistischen „Einerseits – Andererseits“ stekkengebliebenen Erörterungen der so oft zitierte „Dialektik von Biotischem und Sozialem“. Weiter heißt es bei ihm:

„Eine der schwierigsten Aufgaben der Wissenschaft besteht darin, die objektiven Verbindungen zwischen den sozialen und den natürlichen Eigenschaften des Menschen, das Verhältnis von biologischen und sozialen Determinanten seiner Entwicklung herauszufinden. Eine universelle Lösung des Problems wird es schwerlich geben, denn offenbar ist dieses Verhältnis auf allen Ebenen des menschlichen Lebens und in den verschiedenen Entwicklungsetappen des Men-[334]schen (sowohl in der Phylo- wie in der Ontogenese) unterschiedlich. Und Versuche, dieses Problem im Sinne einer ‚linearen Determination‘ zu lösen, führen unweigerlich zu Konzeptionen von zwei Faktoren beziehungsweise zwei Ebenen von Prozessen, die sich entweder parallel oder in Wechselwirkung miteinander entwickeln, von zwei ineinander übergehenden Entwicklungslinien usw. Der tatsächliche Sachverhalt ist aber viel komplizierter. Will man ihn begreifen, muß man die Vorstellung einer ‚linearen Determination‘ überwinden und die Organisation der Determinanten als ein System auffassen, das nicht nur Ursache-Wirkungs-Beziehungen umfaßt, sondern auch Beziehungen von Bedingung und Bedingtem von allgemeinen und speziellen Voraussetzungen, von inneren und äußeren Faktoren, vermittelnden Gliedern und anderes.“ (S. 435 f.)

Lomov hatte bereits einige Jahre zuvor (1984) vor dualistischen Konzeptionen gewarnt, „die das Biologische und das Soziale als zwei selbständige, sich parallel entwickelnde Wesensheiten betrachten.“ (deutsche Ausgabe 1988, S. 529) Auch die in der marxistischen Persönlichkeitstheorie gängige Formel von der „Wechselwirkung“ beider Komponenten hatte er als unzureichend abgelehnt, weil damit deren metaphysische Lesart nicht ausgeschlossenen werden könne. „Aus dialektisch-materialistischer Sicht werden das Biologische und das Soziale als Glieder der systemhaften Determination des einheitlichen Entwicklungsprozesses des Menschen betrachtet; dabei offenbart sich die Wechselwirkung als vielseitiger und vielgestaltiger Prozeß, der die Geschlossenheit des sich entwickelnden Systems sichert.“ (1984, S. 429) Die Entstehung der Gattung homo sapiens sei zwar unter den Bedingungen seiner gesellschaftlichen Daseinsweise erfolgt, jedoch werde das Biologische im Menschen dadurch nicht beseitigt; es wird nicht einfach durch das Soziale „ersetzt“. Einmal entstanden habe sich die

soziale Bewegungsform die biologische aber „untergeordnet“ und diese umgestaltet. „Natürlich war das ein komplizierter und widersprüchlicher Prozeß.“ (S. 530)

Aber auch Lomov verstand es nur im Ansatz, wie seine Debatte mit A. A. Leontjew in der Zeitschrift „Sowjetwissenschaft“ von 1980 zeigte, die Zwickmühle des Dualismus von Biotischem und Sozialem zu erkennen und zu begreifen, daß die Herausbildung „jener Eigenschaften des Menschen, die als soziale definiert werden, nicht neben der psychischen Entwicklung (erfolgt), vielmehr ist sie in diesen Prozeß eingebunden.“ (S. 531)

Damit wurde von Lomov jedoch noch längst keine Antwort hinsichtlich des konkreten Verlaufs dieser „Einbindung“ gegeben. Lomov selbst sprach in diesem Zusammenhang angesichts der wissenschaftlichen Lücken wohlweislich auch nur von einem „Forschungsgebiet“. Das eigentliche Problem sei damit „kaum bestimmt.“ (S. 532)

[335] Es müßten in diesem Zusammenhang jedoch mindestens drei komplexe Fragestellungen erkannt und erörtert werden:

1. Die erste beträfe die Wechselwirkung zwischen Psychischem und Physiologischem.

2. Die zweite Frage sei die nach dem Zusammenhang zwischen Biologischem und Sozialem bei der psychischen Entwicklung des Individuums.

3. Die dritte Frage bezöge sich auf psychologische Aspekte der Anthropogenese.

Bzgl. der zweiten Fragestellung betonte Lomov, daß der Mensch schon im pränatalen Stadium über die genetisch angelegten Mechanismen zur Adaption der sensorischen Systeme an die äußeren Einwirkungen und zur Realisierung der durch sie möglichen Funktionen verfügt. Das gesamte genetisch fixierte System von Merkmalen und Mechanismen ist die allgemeine Ausgangsbedingung für die Entwicklung des Individuums, einschließlich der psychischen. Lomov meint:

„Es wäre sicher naiv, sich die Sache so vorzustellen, als wären die biologischen Merkmale und Mechanismen nur für die Anfangsperiode der psychischen Entwicklung von Bedeutung, später würde diese dann verlorengehen. Der Organismus unterliegt das ganze Leben lang der Entwicklung, somit stellen diese Merkmale und Mechanismen eine allgemeine Bedingung für die psychische Entwicklung dar. Die biologische Determinante wirkt das ganze Leben fort, wobei ihre Rolle natürlich in den verschiedenen Perioden schwankt.“ (S. 565)

Wie Lomov 1987 erneut betonte, wurden in der Sowjetunion „die Diskussionen zu dem sogenannten biosozialen Problem ... recht abstrakt geführt“. (1987, S. 436) Eine ähnliche kritische Bewertung der sowjetischen Persönlichkeitsforschung hatte kurze Zeit zuvor auch L. P. Bujewa, stellvertretende Direktorin des Instituts für Philosophie an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, vorgenommen. Sie kritisierte eine „Überbewertung abstrakter theoretischer Persönlichkeitsschemata und -modelle“ und einen Mangel an praktischen Lösungsvorschlägen für Fragen der Persönlichkeitserziehung. (1986, S. 316) In ihre Kritik schloß sie (ohne ihn aber namentlich zu nennen) auch I. S. Kons Rollentheorie ein. Darin fungiere das Individuum lediglich als „passives Subjekt sozialer Einwirkungen“ (1986, S. 317) Die Persönlichkeit lasse sich aber „weder auf ein System von Rollen noch auf ein System von Wertorientierungen reduzieren, mögen sie auch noch so reich sein an objektiven Möglichkeiten für die intellektuelle, schöpferische und gesamte soziale Entwicklung der Persönlichkeit.“ Persönlichkeitsmodelle, die auf der Beschreibung von sozialen Rollen und Funktionen beruhen, „berücksichtigen eben nicht das für jeden Menschen Einmalige, seine individuelle ausgeprägte Fähigkeit zu Schöpfertum, seine Ganzheitlich-[336]keit, Eigenständigkeit, die ‚Nichtabsorbiertheit‘ der Persönlichkeit, durch ihr Dasein ...“ (S. 318)

Bujewa spricht hier das Problem der Dialektik von Sozialem und Individuellem in seiner spezifischen Ausprägung als des Nichtzusammenfallens von Wesen und Erscheinung an. In der Tat – und darauf weisen auch andere marxistische Kritiker der Rollenkonzeption in der Persönlichkeitstheorie hin – sind Rollenmodelle stets mehr oder weniger statisch.

„Mit ihrer Hilfe kann man ein mehr oder weniger adäquates Bild des Daseins, des Verhaltens der Persönlichkeit zeichnen, doch kaum den historischen Wechsel der Persönlichkeitstypen, die Dynamik ihrer Bewegung erklären. Sie erfassen bestenfalls einzelne Momente in der Entwicklung von ‚Durchschnittsindividuen‘; die Dialektik von sozialem und individuellem Sein des Menschen, die Entwicklung und die Vielfalt der schöpferischen Individualität der Persönlichkeit werden nicht analysiert, und kaum berührt werden die Widersprüche, die die soziale Quelle der Persönlichkeitsentwicklung darstellen.“ (Bujewa, S. 319)

Bujewa mahnte wie auch Lomov eine konkretere Analyse der Entwicklung des Psychischen an. Lomov hatte seinerseits eine viel genauere Erforschung der Entwicklung des materiellen Substrats des Psychischen gefordert. Zugleich werde aber „immer noch unterschätzt, daß der Psychologie bei der Ausarbeitung des ‚biosozialen Problems‘ (oder genauer: des ganzen dazugehörigen Problemkreises) eine wichtige Rolle zukommt. ... Es geht ... darum, daß die in der Entwicklung sowohl der Gesellschafts- als auch der Naturwissenschaften auftretenden psychologischen Fragen oft gar nicht als solche erkannt werden oder daß man sie mit Hilfe primitiver psychologischer Konzeptionen zu beantworten versucht.“ (Lomov 1987, S. 436) Bei Lomov und Bujewa wird deutlich, daß sie die damals vorherrschende „biosoziale“ Fragestellung insgesamt für nicht ausreichend ansahen und auf eine stärkere Berücksichtigung des Psychischen und der Psychologie in der Persönlichkeitstheorie orientierten. Sie standen damit nicht allein da, wie wir oben schon gesehen hatten.

Auch in der DDR waren bis Anfang der achtziger Jahre die Stimmen lauter geworden, die die Grenzen des biosozialen Ansatzes betonten. Im Verlauf der frühen achtziger Jahre setzte sich schließlich die Auffassung durch, daß es sich bei der Persönlichkeitsentwicklung um einen „sehr komplexen Vorgang“ handelt, bei dem es weniger um eine abstrakte Rangfolge von Biotischem und Sozialem geht als um deren gleichberechtigtes Zusammenwirken – mit einer im einzelnen nicht genau zu belegenden Präferenz für das Soziale. Als Mangel wurde die unzureichende Berücksichtigung des Psychischen empfunden. [337]

8.3. Der letzte Erkenntnisschritt: Soziobiogenese *plus* Psychogenese. DDR-spezifische und internationale Diskussionszusammenhänge

Eine wichtige Rolle auf der letzten Wegstrecke zur „bio-psychosozialen Einheit“ spielten verschiedene Arbeiten, an denen das Ehepaar Helga E. und Herbert Hörz mitwirkte. H. E. Hörz war zu jener Zeit Hochschullehrerin für Ethik an der Sektion Marxistisch-Leninistische Philosophie der Humboldt-Universität und Leiterin dieses Fachbereichs. H. Hörz war Leiter des Bereichs Philosophische Fragen der Wissenschaftsentwicklung am Zentralinstitut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der DDR. Helga Hörz hatte sich 1968 auch außerhalb der DDR mit ihrer Arbeit „Die Frau als Persönlichkeit“ einen Namen gemacht und suchte schon früh eine ausschließlich sozial bzw. soziologisch orientierte Persönlichkeitstheorie zu vermeiden. 1978 veröffentlichte sie mit ihrer Schrift „Blickpunkt Persönlichkeit“ einen weiteren wichtigen persönlichkeitstheoretischen Diskussionsbeitrag.

H. Hörz hatte 1974 mit seiner umfassenden Studie „Marxistische Philosophie und Naturwissenschaften“ eine in dieser Komplexität noch nicht ausgearbeitete Analyse der heuristischen Funktion der materialistischen, marxistisch-leninistischen Philosophie für den naturwissenschaftlichen Erkenntnisprozeß vorgelegt und dabei einen besonderen Schwerpunkt auf die erkenntnistheoretische Verarbeitung neuer physikalischer Forschungen gesetzt. Hörz entwickelte darin faktisch eine moderne, marxistisch fundierte philosophische Entwicklungstheorie.

Aus dem Arbeitszusammenhang von und um H. Hörz stammten wichtige Impulse zur Integration der modernen geochemischen, geologischen physikalischen und biochemischen Forschung zur Entstehung des anorganischen und organischen Lebens mit den modernen Erkenntnissen aus Physiologie und Psychologie zur Genese menschlichen Bewußtseins und Denkens. Sie mündeten ein in die von Hörz und K.-F. Wessel als „philosophische Entwicklungstheorie“ bezeichnete Konzeption, die ausgehend vom diesen neuen naturwissenschaftlichen Beiträgen zur Evolutionsgeschichte und Entwicklungstheorie ein dialektisch-materialistisches Gesamtverständnis der Evolution und Humanontogenese ergeben sollten.

Wichtige Publikationen im Vorfeld des bio-psychosozialen Projekts, an denen H. Hörz maßgebend beteiligt war, stellen dar: die 1976 erschienene Schrift „Mensch contra Materie?“ (Berlin/DDR), das 1981 erschienene Buch von H. Hörz und U. Röseberg „Materialistische Dialektik in der physikalischen und biologischen Erkenntnis“ (Frankfurt/M), H. Hörz und K. F. Wessel „Philosophische Entwicklungstheorie“ (Berlin/ DDR 1983) sowie dies. (Hrsg.) „Struktur, [338] Bewegung, Entwicklung“ (Berlin/DDR 1985). Es ist nicht möglich und auch für meinen Zweck auch nicht nötig, alle diese Arbeiten inhaltlich skizzieren zu wollen.[39]

Weingarten (1993) setzt sich in seiner philosophischen Studie zum „Paradigmawechsel in der Evolutionsbiologie. Organismen – Objekte oder Subjekte der Evolution?“ kritisch mit dem generellen philosophischen Konzept von Hörz/Wessel und den ihnen nahestehenden DDR-Wissenschaftlern (Löther, Röseberg, Wollgast) auseinander. Deren in der Tradition F. Engels’ stehende Betonung der „objektiven Dialektik in der Natur“ reduziere die Bedeutung der Philosophie als einer eigenständigen Disziplin gegenüber den Naturwissenschaften und führe zu einem „affirmativen Verhältnis der Philosophie gegenüber den Naturwissenschaften: die von Naturwissenschaftlern selbst als wahr behaupteten Theorien und Theorienstücke müssen vom Philosophen interpretiert werden als materialistisch und, wenn es sich um wirklich bedeutende naturwissenschaftliche Theorien handelt, gar als – zumindest der Tendenz nach – dialektisch-materialistisch, weil diese naturwissenschaftlichen Theorien dann nicht nur wahr sind gemäß den in den Naturwissenschaften geltenden Kriterien für wahre Theorien, sondern wahr sind sie in diesem Verständnis von marxistischer Philosophie ‚weil sie gemäß den normativen weltanschaulichen Vorgaben die ‚objektive‘ Dialektik in der Natur widerspiegelten.“(Weingarten 1993, S. 168 f) Darüber hinaus erhebt Weingarten gegenüber der „Hörz-Gruppe“ den Vorwurf, daß sie beansprucht habe, „die materialistische Dialektik zu repräsentieren, also philosophisch unter Zuhilfenahme politischer Machtmittel einen homogenen, in sich geschlossenen Diskussionsrahmen zu erzwingen.“ (ebenda, S. 175) Damit hätten sie beigetragen, daß im innerphilosophischen Streit mit einer Gruppe um P. Ruben, C. Warnke, R. Wahsner, zu der auch der Biologe P. Beurton hinzuzuzählen sei, schließlich administrative Disziplinierungsmaßnahmen angewendet worden seien.

Diese doppelte Kritik Weingartens wird in einem kritischen Resümee über 40 Jahre Philosophie in der DDR von R. Wahsner selbst zurückgewiesen. Bei ebenfalls deutlich formulierten Vorbehalten gegenüber Eingriffen in die philosophische Forschung seitens Staat und Partei hält sie Weingartens Kritik für „kurios“. Weingarten konstatiere, daß der „Unterschied von Philosophie und Naturwis-[339]senschaften (bei Hörz) zu verschwimmen“ drohe und daß dies ein „grundlegendes Defizit bisheriger marxistischer Philosophie in der DDR“ gewesen sei. Nur die Gruppe um Ruben, Wahsner, etc. sei davon auszunehmen. Wahsner weist diesen Totalverriß Weingartens zurück:

„Es fällt ihm nicht auf, daß er schon damit seine Behauptung über das Defizit der marxistischen Philosophie (in der DDR) nicht mehr aufrechterhalten kann, weil nämlich die genannten Ausnahmen auf demselben Boden gewachsen sind.

Es kann nun nicht darum gehen, den anerkannten Dissidenten ein paar Namen hinzuzufügen, sondern es geht um die Charakterisierung der im östlichen Deutschland gewachsenen Philosophie, um die Art zu philosophieren. An dieser Art ist die ideologische Anleitung, Ausrichtung oder Überformung verwerflich. Aber das macht sie noch nicht aus. ... Weil diese Reduktion nicht zutrifft, überlegten, als die DDR sich zu Ende neigte, einige der in ihr lebenden Philosophen, was getan werden könnte, um das Positive der in ihrem Land betriebenen Philosophie zu erhalten bzw. zu entwickeln.“ (Wahsner 1998, S. 1241)

Dies sei zwar mißlungen, aber daran sei ein grundlegender Dissens nach 1990 unter Philosophen, potentiellen Herausgebern und finanziellen Förderern über die Relevanz der gesamten deutschen Philosophietradition und -geschichte (einschließlich ihres marxistischen Anteils) und über den zugrunde

[39] Die Arbeiten der Gruppe um Hörz/Wessel reflektierten einen internationalen Diskussionsprozeß, in dem die damals modernen Entwicklungen in den Naturwissenschaften über die Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen, insbesondere die Prozesse der „Selbstorganisation“ des Lebens auf der Molekularebene, u.a. auch zur Infragestellung des auf C. Darwin zurückgehenden Evolutionsverständnisses führten.

gelegten Philosophiebegriff schuld gewesen und nicht ein irgendein geartetes generelles Defizit der marxistischen Philosophie.

Ich möchte mich nun im folgenden zunächst auf einen zentralen Beitrag von H. E. Hörz von 1978 konzentrieren, weil in ihm eine wichtige Debatte über die Rolle des „Ich“ und der psychisch-ethischen Komponenten innerhalb der marxistischen Persönlichkeitstheorie angelegt ist wie in sonst kaum einer anderen Publikation dieser Zeit. Damit eröffnete H. E. Hörz einen Diskurs, der zwar weder geplant war noch danach systematisch gelenkt wurde, der aber schließlich doch für das Überwinden letzter theoretischer Hürden auf dem Weg zum bio-psychosozialen Verständnis von Persönlichkeit und Persönlichkeitsentwicklung in der DDR ganz bedeutsam war.

8.3.1. Die „psychisch-ethische Komponente des Ich“ und der entscheidende Impuls aus der Biologie

H. E. Hörz hatte schon früh deutlich gemacht, daß sich der marxistische Persönlichkeitsbegriff in einem Spannungsverhältnis zwischen sozialen und biologischen Faktoren bewegt. Dazu schreibt sie unmittelbar anschließend an ihre erste Eingangsdefinition, in der sie betont hatte, „daß die Persönlichkeit als soziale Einheit gefaßt wird“ (S. 27), folgendes:

[340] „Allerdings muß in diesem Zusammenhang betont werden, daß der Marxismus-Leninismus den Menschen keineswegs nur als gesellschaftlich bestimmtes Wesen betrachtet – wie ihm bürgerliche Ideologen unterstellen –, sondern auch als biologisches Wesen. Die gesellschaftliche Entwicklung ist aber das Bestimmende, das die durch die Natur gegebenen Voraussetzungen formt und modifiziert.“ (Ebenda)

In derselben Arbeit grenzt H. E. Hörz sich deutlich von einem falsch verstandenen Materialismus in der Persönlichkeitstheorie ab, der die Entwicklung der ökonomischen Basis zu Unrecht als alles bestimmenden Automatismus betrachtet und die psychische Seite der Persönlichkeit nicht erkennt. Der Mensch werde dabei nicht in seiner Individualität gesehen. Es werde nicht berücksichtigt, wie er rational und emotional auf seine Umwelt reagiert und auf der Grundlage von mehr oder weniger genauen Einsichten in die gesellschaftliche Entwicklung und im Zusammenhang mit herrschenden Moralnormen eigene moralische Vorstellungen seines Handelns erarbeitet.

Auf die Problematik der psychischen Dimension in der zeitgenössischen marxistischen Persönlichkeitstheorie ging H. E. Hörz auch bei ihrer Bewertung der Arbeit von I. S. Kon ein, die sie generell als eine „Befruchtung der Diskussion in der DDR“ (S. 15) würdigte.

In ihrer ausführlichen Diskussion der von Kon besonders akzentuierten „sozialen Rolle“, seines „Hauptbegriffs für die Beschreibung der Persönlichkeit“ (H. E. Hörz, S. 38), sowie seines „Ich“-Begriffs zitierte sie u.a. den sowjetischen Psychologen Tugarinow, der Kon massiv kritisiert hatte:

„Genausowenig wie die Persönlichkeit auf dem Bewußtsein basieren kann, läßt sie sich auf das Selbstbewußtsein gründen, wie es in der Theorie vom ‚Spiegel-Selbst‘ von Ch. Cooley (US-amerikanischer Soziologe, 1864-1929, [Anmerkung durch mich – HPB]) geschieht, die auch von I. S. Kon unterstützt wird. Dieser Konzeption zufolge besteht das Wesen der Persönlichkeit im Bewußtwerden ihres ‚Ichs‘, wobei letzteres wiederum die Widerspiegelung der Meinung anderer Menschen über dieses ‚Ich‘ ist ... Mein Bewußtsein aus dem Bewußtsein der anderen Menschen abzuleiten bedeutet, sich im Kreise bewegen, denn das Bewußtsein der anderen Menschen wird durch das Bewußtsein der sie umgebenden Menschen bestimmt, also auch durch mein Bewußtsein. Das Bewußtsein aus dem Bewußtsein abzuleiten – das ist ein typisch idealistischer Zirkelschluß.“ (Zit. n. H. E. Hörz, S. 43)

Damit charakterisierte Tugarinow m. E. mit Recht eine unter modernen Psychologen akzeptierte und verbreitete Persönlichkeitskonzeption.

Tugarinows Kritik an Kon ist jedoch in diesem Punkt zumindestens teilweise unberechtigt. Kons Persönlichkeitskonzeption zeichnet sich ja gerade da-[341]durch aus, daß er – ebenfalls ausgehend von der „6. These über Feuerbach“ – die Persönlichkeit als gesellschaftliche Erscheinung und nicht aus sich heraus begreift – trotz seiner Sympathien für Eysenck. „Diese These orientiert klar und

deutlichdarauf, daß die Persönlichkeit nicht als isolierte Monade, sondern als gesellschaftliches Wesen zu betrachten ist.“ (Kon 1971, S. 12). Für Tugarinow hat der Begriff „Persönlichkeit“ grundsätzlich nichts mit der biologischen Verfaßtheit des Menschen zu tun. Im Unterschied zu den meisten anderen marxistischen Autoren unterscheidet er strikt zwischen dem Mensch als einem „biologisch-sozialen Wesen“ und dem Menschen als „Träger der Persönlichkeit“. Die „Persönlichkeit“ ist nach Tugarinow eine von den biologischen Merkmalen des Individuums unabhängige „soziale Eigenschaft dieses Trägers“. Sie ist „die Gesamtheit der gesellschaftlich bedeutsamen Merkmale des Menschen. *Die biologischen Merkmale des Menschen können nicht in den Persönlichkeitsbegriff eingehen*.“ (Zit. n. H. E. Hörz, S. 28.) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Als physischer Träger der Persönlichkeit verfüge der Mensch gewiß über biologische, psychische und soziale Eigenschaften – das stehe aber nicht in Zusammenhang mit der Ausprägung seiner Persönlichkeit.

„Die biologischen Eigenschaften – die Besonderheiten des Äußeren, der Rasse, des Alters, des Geschlechts sowie die psychischen Eigenschaften (Unterschiede im Temperament, in der Vorstellungskraft, im Gedächtnis usw.) entscheiden nicht darüber, ob ein Mensch eine Persönlichkeit sei oder nicht. Anders ausgedrückt, die biologischen und psychischen Merkmale sind keine persönlichkeitsbildenden Merkmale.“ (Zit. n. H. E. Hörz, ebenda)

Die Persönlichkeit eines Menschen erweise sich in dessen Vernunft und Verantwortungsgefühl, in seiner Freiheit, Individualität und persönlichen Würde – also in solchen Persönlichkeitszügen, die sich im Laufe des gesellschaftlichen Lebens im Menschen herausbilden. Die Persönlichkeit als soziale Erscheinung müsse unterschieden werden von dem als „biologisch-psychologisch-soziale Hybride“ (sic!) aufgefaßten Menschen.

Was nur wenige Jahre später für viele Experten als Weiterentwicklung der marxistischen Persönlichkeitskonzeption gelten wird, der bio-psychosoziale Ansatz, wird hier erstmals von einem Marxisten formuliert – aber mit der klaren Intention, sich *davon abzugrenzen*! Ein sicher ungewolltes Beispiel dafür, welche Umwege die Dialektik im Erkenntnisprozeß gehen kann. Tugarinow könnte damit als ein Vertreter einer speziellen Variante des Soziologismus in der Persönlichkeitstheorie charakterisiert werden, als „selektiver“ oder „partieller“ Soziologist, weil er zwar nicht grundsätzlich die Rolle des Biologischen für die Humanontogenese bestreitet, aber in seinem Persönlichkeitsbegriff letztlich doch [342] ausschließlich soziologisch argumentiert, auch wenn dies mit einer starken normativ-ethischen Komponente verbunden ist.

Im weiteren Verlauf der Arbeit nahm H. E. Hörz nicht wieder Bezug auf diese „Hybride“. H. E. Hörz teilte jedoch offenkundig weder diesen Standpunkt noch teilte sie Tugarinows und Kritik an Kon. Sie stellte gegenüber Kon aber zwei eigene Kritikpunkte heraus:

Erstens erfasse Kons „Ich“-Begriff zwar das Subjekt mit seinen Gefühlen und seiner Ratio auf einem aktuellen „Ist-Stand“, aber es erfolge damit keine Begründung bestimmter Reaktionen in konkreten Situationen, auch fehle diesem Konzept eine Möglichkeit zur Wertung der gezeigten Verhaltensweisen.

Zweitens gehöre die von I. S. Kon hervorgehobene Funktion des Selbstbewußtseins, Kons „Ich“-Begriff, zwar zum Kern der Persönlichkeit eines spezifischen Individuums, aber man könne die Persönlichkeit nicht nur aus dem Selbstbewußtsein erklären.

Anders als Tugarinow und H. E. Hörz macht Kon aber m. E. zu Recht deutlich, daß allein mit der 6. Feuerbach-These noch gar nichts über die Rolle des einzelnen Individuums und seiner konkret-historischen Persönlichkeit ausgesagt werden sollte und konnte.

„Aber Marx hat hier offenbar nicht an die Einzelpersönlichkeit, sondern an den Menschen als Gattungswesen gedacht. Die in der Literatur verbreitete Auffassung, diese Marxsche Formulierung sei eine ‚Definition der Persönlichkeit‘ ist falsch. ... Wenn jedes Individuum in sich alle gesellschaftlichen Verhältnisse verkörpert, woher kommen dann die individuellen Unterschiede? ... Das ‚menschliche

Wesen‘ und die ‚konkrete Persönlichkeit‘ sind nicht ein und dasselbe. Darf ich mich, ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen, als Gesamtheit aller gesellschaftlichen Verhältnisse bezeichnen, wenn die Sphäre meiner Tätigkeit (und eurer und die jedes anderen konkreten Individuums) offenkundig nur einen unbedeutenden Teil dieser Verhältnisse einschließt?“ (S. 12)

Kons „Ich“-Konzept geht von der Überlegung aus, daß für die Persönlichkeitstheorie die Unterscheidung zwischen intraindividuellen und interindividuellen Merkmalen nötig ist. Beide methodischen Ansätze ergänzen sich seiner Meinung nach. Bei der intraindividuellen Behandlung stehen das Individuum und seine Besonderheiten im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Die Persönlichkeit wird vor allem als eine bestimmte Struktur von Wesenszügen, Motiven, Bedürfnissen etc. innerhalb des Individuums erfaßt, die sein relativ stabiles „Wesen“ ausmachen. Der interindividuelle Ansatz akzentuiert hingegen in der Persönlichkeit den Prozeß der Interaktion mit anderen Menschen. (Vergl. Kon, S. 13 f) Aus moderner persönlichkeitspsychologischer Sicht hat Kons einflußreicher persönlichkeitstheoretischer Ansatz die Konzeption „zeitstabi-[343]ler Eigenschaften“, der sog. „traits“, mit einer „prozeßorientierten Konzeption“ und zwar in ihrer „biographisch orientierten“ Variante verknüpft. (vergl. Fisseni 1990, S. 8 f)

Die oben gekennzeichneten Positionen von H. E. Hörz deuten an, wie widersprüchlich und kompliziert der theoretische Erkenntnisprozeß und die Meinungsbildung unter Wissenschaftlern der DDR verlief, bis es zu dem Neuansatz der „bio-psychosozialen Einheit Mensch“ kam. Der Hinweis auf die psychische Dimension der Persönlichkeitstheorie durch H. E. Hörz weist auf eine neue Qualität in der Diskussion hin, die in allen bislang publizierten Meinungsäußerungen nur eine geringe Rolle gespielt hatte. Zwar hatten auch Steenbeck/Scheler in ihrem Essay von 1973 bei ihrer Neuakzentuierung ihres Menschen- und Persönlichkeitsverständnisses bereits die Rolle der Gefühle und des Emotionalen betont, dennoch blieb die Rolle des Psychischen in der Diskussion des marxistischen Persönlichkeitsbegriffs auch weiterhin nur von untergeordneter Bedeutung. Bei Steenbeck/Scheler hatte es z. B. geheißen, daß der Mensch „mehr als ein Gehirn mit angehängten Gliedmaßen“ sei (S. 794).

„Die tiefsten Erlebnisse des Menschen, Lust und Leid, enthalten immer einen Anteil, der sich einer rein standesmäßigen Deutung entzieht. Wer Liebe nur als rational analysierbares neuronal-hormonales Geschehen sieht – oder sehen will –, bringt sich um die Fähigkeit zu lieben. Menschliche Wärme im Umgang mit anderen, das tiefe Gepacktsein des schaffenden Künstlers von einer Aufgabe – das ist nicht bewußt Gewolltes, nicht Berechnung, oder es ist nicht echt. Trauer um den Tod eines nahestehenden Menschen kann aus rationaler Sicht sogar widersinnig sein, wenn dadurch ein unheilbares Leiden beendet wurde, und ist doch wesenseigener Bestandteil unseres Menschseins.“ (1973, S. 794)

Auch H. Hörz hatte bereits 1974 auf dem IV. Kühlungsborner Kolloquium in einer kurzen Bemerkung zum Referat von Tembrock über Optimierungsstrategien des Informationsaustauschs im Rahmen der organismischen Evolution, gefordert, das Verhalten von Rationalem und Emotionalem genauer zu untersuchen. Im Erziehungsprozeß sei es die Kombination komplexer Erfahrungen (wesentlicher wie auch angeblich „unwesentlicher“) die Emotionen hervorbringen, welche das Maß an Anschauungskraft und Erinnerungsvermögen an einzelne prägende Ereignisse bestimmen. H. Hörz meinte weiter:

„Für die Erziehung tritt das auf, was wir als Erziehung der Gefühle bezeichnen. Dabei muß Schluß gemacht werden mit der Auffassung, daß das Emotionale niederen Erkenntnisstufen und das Rationale höheren zuzurechnen sei. Es geht im Marxismus-Leninismus nicht um einen neuen Rationalismus, wenn die Wissenschaftlichkeit der Weltanschauung betont wird. Wohl aber ist es notwendig, auch das Verhältnis von Rationalem und Emotionalem wissenschaftlich zu [344] untersuchen. ... Für die sozialistische Gesellschaft ist es ... wichtig, auf den emotionalen ‚background‘ zu achten und ihn bewußt zu gestalten. ... Er ist eine Einheit von natürlichen und gesellschaftlichen Faktoren und sollte auch in dieser Komplexität untersucht werden.“ (S. 126 f)

In seiner Entgegnung bekräftigte Tembrock, daß die Frage nach dem „emotionalem background“ für das Gesamtverständnis der Evolutionsstrategie sehr bedeutsam ist. Die Entwicklung und Gestaltung von Bedürfnissen und das Wechselspiel zwischen der sozialen Integration einer Population und ihren

ökologischen Ansprüchen spielt hierbei eine entscheidende Rolle. Die Bedürfnisgestaltung im sozialen Bereich wird von Emotionen bekräftigt oder auch gehemmt. Hatte ursprünglich die ökologische Umwelt die Entscheidung über richtig und falsch (entsprechend den inneren Zuordnungen beim Einzeltier) getroffen, so übernimmt jetzt zunehmend die Sozialstruktur diese Bewertung über ‚gut‘ oder ‚böse‘, und ihre Antwort entscheidet, ob der Organismus für ein Verhalten Aversionen oder Appetenz (Abneigung oder Zuneigung) aufbaut. Tembrock sagte:

Damit „wird die emotionale Gewichtung ungleich bedeutender, da sie zu einem grundlegenden Kriterium für die Handlungsentscheidung wird ... Manche Biologen haben ja vorgeschlagen, bei den Säugetieren von einem affektiv-motivationalem System zu sprechen, einem Intensitätsmonitor. Die emotionale Besetzung einer Motivation wird damit auch zum Kriterium ihrer Durchsetzung.“ (S. 129)

Tembrock wies hier auf einen biologischen Mechanismus für den Lern- und Entscheidungsvorgang hin, den sich in der modernen Psychologie vor allem die Verhaltenstherapie zunutze gemacht hat. Die Entscheidung über Strategien und Methoden der Verhaltensmodifikation wird durch die subjektive Beurteilung eines Reizes als „aversiv“ bzw. als „appetent“ seitens des Klienten beeinflußt. Der Aufbau eines kompetenten Umgangs z. B. mit Angst, aber auch die „Löschung“ von Problemverhalten, wird durch Maßnahmen befördert, die in den Kognitionen, dem moralischen Wertesystem, bzw. in der Rangliste von Gefühlen und Empfindungen des betroffenen Individuums emotional als „positiv“ oder „negativ“ eingestuft werden. Die moderne Verhaltenstherapie überwindet mit der Berücksichtigung der emotionalen Komponente des kognitiven Prozesses im Rahmen ihrer sog. „Mediatortheorie“ des Lernens das alte, streng behavioristische und recht schematische Verhaltensmodell des einfachen Reiz-Reaktion-Schemas. Die offen gezeigte Verhaltensreaktion erfolgt demnach nicht direkt auf den Auslöserstimulus, sondern wird durch einen zwischengeschalteten psychischen Prozeß – die sog. „innere Reaktion“ – hervorgerufen. Auf diesem Mechanismus beruhen auch solch praktische Methoden der Verhaltensverstärkung, wie das „token economy“, bei dem erwünschtes Verhalten mit materiellen Anreizen belohnt wird.

[345] Pikanterweise wurde in der DDR – nach mündlicher Information von H. E. und H. Hörz – die bewußte Fokussierung des wissenschaftlichen Interesses auf die Rolle des Psychischen nicht durch Beiträge von Psychologen oder Philosophen bewirkt, sondern von dem Zoologen B. Stephan. Er führte erstmals den Terminus der „Psychogenese“ in die persönlichkeitstheoretische Debatte in der DDR ein. In seiner bereits erwähnten Arbeit von 1977 betonte Stephan, daß die biologische Entwicklung der Tiere nur möglich wurde, „weil sich gleichzeitig das Soziale und das Psychische entwickelten, es neben der Biogenese auch die Soziogenese und eine *Psychogenese* gegeben hat und weiterhin gibt.“ (S. 9) (Hervorhebung durch mich – HPB) Es handelt sich dabei nach Stephan nicht um drei Ebenen oder Niveaus der Entwicklung, sondern um gleichbedeutende, gleichwertige Erscheinungen, die jeweils eigenen Gesetzen folgen, wechselseitig jedoch aufs engste miteinander verknüpft sind.

8.3.2. Die besonderen Beiträge von Klix und Plesse: die „Entwicklung des Psychischen“

Eine Schlüsselrolle für die nunmehr immer stärkere Integration psychologischer Merkmale in ein neues Modell der Persönlichkeitsentwicklung spielte für die Diskussionen in der DDR dann jedoch das von dem Psychologen F. Klix, langjähriger Ordinarius für Psychologie an der Humboldt Universität, veröffentlichte Buch „Erwachendes Denken“ (1980).

Wessel (1988) betont in seiner Rückschau auf die Vorgeschichte des Forschungsprojekts „Der Mensch als bio-psychosoziale Einheit“, daß Klix „wohl als erster und umfassend, unter Berücksichtigung der Phylogenese die Entwicklung des Psychischen überzeugend für einen großen Kreis von an diesen Problemen interessierten Wissenschaftlern dargestellt“ habe. (S. 99)

In seiner Arbeit zeigt Klix, daß das menschliche Denken eine Entstehungsgeschichte aufweist, innerhalb derer es verschiedene Phasen und jeweils spezifische Entwicklungsformen menschlicher Intelligenz gegeben hat bzw. gibt. Diese Entwicklung vollzog und vollzieht sich in einer Wechselwirkung jeweils unterschiedlicher biologischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Ihr Resultat ist die Entwicklung menschlicher Kreativität und Intelligenz.

Die erste Phase, das Lernen, liegt im rein Biologischen und geht zurück auf die Evolutionsgeschichte der Arten: „Sie ist durch die Ausbildung und die zunehmende Rolle von Lernprozessen und Lernleistungen im Verhalten von Lebewesen bestimmt. Lernen erzeugt individuelles Gedächtnis. ... Je komplizierter und wechselnder die Umwelt, um so bedeutsamer wird die Lernfähigkeit und ihr [346] Ausbau für die erfolgreiche Bewährung in nachfolgenden, ähnlichen Situationen.“ (S. 9)

Die zweite Phase, das Denken, bildet sich auf der Basis des durch Lernen erworbenen Gedächtnisses heraus. In dieser Phase entwickelt sich auch das „Ich“-Bewußtsein.

„Der Beginn dieser Phase liegt im Tier-Mensch-Übergangsfeld. ... Denken beruht auf der Nutzung des Gedächtnisses. ... Denken ist, seinem Wesen nach, Beschaffung von Information durch kognitive Prozesse ... Suche in Gedächtnisinhalten führt als einfachste Form des Denkens zur internen Begegnung mit dem Ich und seinen Aktionen in der Erinnerung, führt zu jener Form des Erlebens, das man Selbst-Bewußtsein nennt. Es ist wohl die früheste Stufe der Bewußtseinsbildung überhaupt.“ (S. 10 f)

Die dritte Phase, das Sprechen, repräsentiert geschichtlich nicht nur eine Ebene der verbalen menschlichen Kommunikation, die noch eng mit der Wahrnehmungswelt verbunden ist, sondern in ihrer kognitiven Funktion fixiert sie die Ergebnisse des fortgeschrittenen ausdifferenzierten Denkens auf hohem Abstraktionsniveau.

„Wie die Sprossen einer Leiter funktionieren die Bezeichnungen für immer abstraktere Begriffe. Man gelangt in zunehmend höhere (abstraktere) Ebenen und überblickt oder umfaßt dabei kognitiv immer weitere Gebiete der Realität.“ (S. 10) Mit der Entwicklung der Sprache wird die Basis für die Ausbildung von Zahlensystemen, für die Erkenntnis logischer Formen der Realität, für die Formulierung von Gesetzen in der Natur, der Gesellschaft und im menschlichen Denken gelegt. Hier liegt auch die Basis für kreatives Denken. „In dieser Art von Denkleistungen findet menschliche Intelligenz ihren höchsten bisher erreichten Ausdruck.“ (S. 11)

Klix hatte ausgehend von Untersuchungen der erstaunlichen Kommunikationsmöglichkeiten und den „Sprach“-Trainings bei Schimpansen (Kellog und Kellog 1967, Hayes 1951, Gardner und Gardner 1965) festgestellt, daß die Ausbildung klassifizierender, begrifflicher Merkmale (Bildung von „Primärbegriffen“) bei Schimpansen Analogien zur kognitiven Strukturbildung in der frühen Kindheit beim Menschen aufweist. Grundsätzlich verläuft jede kognitive Entwicklung in der aktiven Auseinandersetzung mit den Eigenschaften der „Dingwelt“, in der Bindung dieser klassifizierenden Merkmale an Verhaltensweisen im Gedächtnis; sie erreicht dadurch die Verfügbarkeit von Dingfunktionen. Im Unterschied zur menschlichen Kognitionsstruktur kommt es bei Schimpansen aber nur zur kurzfristig anhaltenden Repräsentation der Eigenschaften von Dingen, und deren Veränderbarkeit im Gedächtnis und ist noch sehr stark durch die Begrenzung des Begrifflichen an das Anschauliche gebunden. Auch wenn be-[347]griffliche Verallgemeinerung und die Unterscheidung von Äquivalenzklassen im Sinne des instrumentellen Lernens ansatzweise sich zu entwickeln beginnt. (So können Schimpansen z. B. äußerlich verschiedene Gegenstände z. B. als gleichwertig in ihrer Funktion als „Schraubenzieher“ erkennen.)

„Die Kommunikation bleibt dem augenblicklichen Zustand, der Lage, dem Einzelereignis verhaftet. Gedankliche Konstruktionen, zu denen sie (die Schimpansen) ja fähig sind, gehen in die kommunikativen Signale nicht ein. Wenn sie dies täten, dann wäre Sprache im Sinne eines Zeichensystems für Kommunikationszwecke vorhanden. Und gerade die bilden sie nicht aus.“ (Klix 1980, S. 87)

Es fehlt noch der entscheidende Anreiz, Denken und Lautbildung zusammenzubringen. Diese Begrenzung in der Differenzierung der Signalisierungsmittel und Kommunikationsfähigkeiten wird erst durch die Notwendigkeit stärkerer sozialer Kooperation und Koordination zum Zwecke einer besseren Befriedigung der individuellen Bedürfnisse überwunden. „Sozialbezogenen Verhaltensabstimmung schafft einen Wirkungsvorteil für die Gruppenaktion, zumal in kärglichen Lebensräumen. Sie befriedigt auf die Dauer und im Durchschnitt individuelle Bedürfnisse nach Nahrung und Sicherheit besser als die Einzelaktion. Darin liegt eine kräftige motivationale Basis für sozial determinierte Lernprozesse, als deren spezifischer Fall die Ausbildung von kommunikativen Verhaltensakten anzusehen ist.“ (Klix 1980, S. 75)

Damit wird von Klix die Frage nach der Rolle der Motivation im Tätigkeitsund Arbeitsprozeß aufgeworfen. Klix betont die Abhängigkeit der zweck- und zielgerichteten Tätigkeit von der Motivationslage der Handelnden: primär für die Tätigkeit ist die emotionale Erfüllung durch das Resultat bzw. den Prozeß der Tätigkeit. Die Motivationsdynamik des Verhaltens, das Spannungsverhältnis zwischen gesetzten Handlungszielen und deren schließlich Erreichen, die Wechselwirkung zwischen motivationellen und kognitiven Prozessen, ist phylogenetisch in den homöostatischen Regulationen zwischen dem limbischen System und den höchstentwickelten Anteilen des Zentralnervensystems begründet. (Vergl. Klix 1980, S. 95 ff) Der eigentlich bewegende, Verhalten und Handlung stimulierende Auslöser ist nicht die statisch-emotionale Bewertung eines Zustandes des Organismus (sei er mehr äußerer oder innerer Natur), sondern es ist die Registrierung einer Zustandsänderung.

„Es ist – vom Erleben her beschrieben – eine Art *hedonalgisches Differential*, das als Auslöser Motivation stimuliert; es ist die Registrierung einer Verschiebung im Lust-Unlust-Erleben.“ (Klix, S. 99; Hervorhebung durch mich – HPB)

Es ist diese Unterscheidung zwischen dem „Ziel“ einer Tätigkeit im engeren Sinne und der aus seinem Erreichen resultierenden affektiv-emotionalen Befriedigung, die einen wesentlichen Unterschied zwischen humaner und prähumaner [348] Tätigkeit ausmacht. Zwar empfindet auch das Tier die lösende, relaxierende Wirkung vitaler Triebbefriedigung oder sozialer Konfliktregelung in seiner Horde, aber erst auf der Humanebene wird das „hedonalgische Differential“ zunehmend durch soziale, kognitive und kulturelle Faktoren aktiviert. Die Auslösebedingungen nehmen eine neue Qualität an: z. B. durch ästhetisches Erleben eines Kunstwerkes oder andere geistige Stimuli.

Klix’ Arbeit weist nach, daß die Entwicklung der Kreativität ein biologisches, soziales und individuelles Phänomen ist. Dazu zog er die chemisch-biologischen Erkenntnisse von Eigen (1971, 1972) zur Erklärung der Evolution des Psychischen heran. Eigen hatte nachgewiesen, daß in der präbiotischen, chemischen Phase der Erdentwicklung zwei völlig von einander unabhängige Klassen molekularer Verbindungen entstanden sind: die Proteine und die Nukleinsäuren. Letztere sind auf Grund ihrer Affinitäten zu komplementären chemischen Bausteinen mit einer Art Instruktionsfähigkeit ausgestattet. In dem Augenblick als beide Verbindungen miteinander in Wechselwirkung traten, entstand ein Kreisprozeß zwischen Nukleinsäuren und Proteinen, der seitdem geschlossen ist, sich reproduziert und dabei auf Grund seiner biochemischen Eigenschaften die Basis für das Eingreifen selektiver Prozesse darstellt.

Dieser Reaktionszyklus läuft in jeder Zelle, in jedem vielzelligen Organismus ab und bildet – so Klix – auch die Basis für die Einlagerung von ‚Gedächtnis‘ in Zellstrukturen. (Vergl. Klix, S. 246)

Nach den ersten Forderungen und Überlegungen von H. Hörz, H. E. Hörz und Stephan zum Problem der Psychogenese gaben die Erkenntnisse von Klix einen weiteren großen Impuls für die Anerkennung des Bereichs des Psychischen bei der Weiterentwicklung der marxistischen Persönlichkeitstheorie.

Nach der Veröffentlichung des Klix-Buches verwies auch das 1982 von W. Plesse herausgegebene Lehrbuch „Philosophische Aspekte der Biologie“ verstärkt auf die Bedeutung der Psychogenese. Dort heißt es, daß sich während der Ontogenese des Menschen der heranwachsende Organismus dem unmittelbaren Einfluß von Stoff-, Energie- und Informationszufuhr öffnet, wobei dieser Prozeß mit zunehmender Regulationsfähigkeit korreliert. Diese werde ermöglicht durch eine erhöhte Informationsauswertung. Damit erschlössen sich im Zuge der allgemeinen biotischen Evolution erst dem Menschen die Umweltbedingungen. „Die hierauf beruhende Psychogenese unterliegt der widersprüchlichen Einheit stärkerer Umweltbezogenheit und zunehmender Umweltemanzipation. Die sich entwickelnden intraspezifischen Interaktionen erschließen neue Bereiche der Umweltinformation und führen im Verlauf der Soziogenese zur Herausbildung und Veränderung von Sozialstrukturen.“ (Plesse, S. 142)

Wie dem Plesse-Lehrbuch zu entnehmen ist, waren es – anders als das Ehe-[349]paar Hörz es im Gespräch mit dem Autor dieser Arbeit erinnerte, die Autoren H.-M. Dietl, H. Gahse und H. G. Kranhold und nicht B. Stephan, die den Terminus „bio-psychosozial“ zur Wesensbestimmung des Menschen in

die DDR-Diskussion einführten. In ihrer Arbeit heißt es dazu: „Obwohl das Wesen des Menschen gesellschaftlich, sozial ist, kann man ihn deshalb durchaus als *biologisches, psychologisches und soziales Wesen* betrachten.“ (Dietl/Gahse/Kranhold 1977, S. 72) (Hervorhebung durch mich – HPB)

Theoriegeschichtlich betrachtet blieb aber diese Definition den Zwängen und Zufälligkeiten eines eher kurios anmutenden Argumentationsstranges und -zusammenhanges verhaftet. Plesse stellt diese eigentlich bahnbrechende und revolutionierende Erkenntnis ausdrücklich in den o.g. Kontext der von Tugarinow entwickelten Argumentation und betont, daß die zitierten Autoren sich an Tugarinow angelehnt hätten. Während dieser aber ausdrücklich den „bio-psychosozialen“ Ansatz als „Hybride“ charakterisiert und eher abgelehnt hatte, sieht Plesse in der Position von Dietl/Gahse/Kranhold „fruchtbare Ansätze“, weil sie biotische, psychische, soziale und gesellschaftliche Determinanten bei der Erfassung des Lebens der Menschen anerkennen und betonen, – die Einheit des Gesellschaftlichen und Biotischen beim Menschen und damit den gesellschaftlich-biologischen Monismus hervorheben, – die Wesensbestimmung des Menschen in ein klares Verhältnis zur Einheit des Gesellschaftlichen und Biotischen im Leben des Menschen setzen.“ (Plesse 1982, S. 121)

D. h. Plesse verkennt hier, daß Tugarinow zumindestens gar kein überzeugter Verfechter des bio-psychosozialen Ansatzes war und nutzt zugleich den Bezug auf Dietl/Gahse und Kranhold, um seinen eigenen wissenschaftlichen Standpunkt in der Persönlichkeitstheorie, den er als „gesellschaftlich-biologischen Monismus“ bezeichnet, damit argumentativ zu untersetzen.

Überblickt man diese Periode der recht heftigen und widersprüchlichen Kontroversen zwischen marxistischen Persönlichkeitstheoretikern aus der heutigen Distanz, läßt sich deutlich erkennen, daß innerhalb von etwa 15 Jahren innerhalb der marxistischen Persönlichkeitstheorie die paradigmatische Festlegung durch die 6. Feuerbach-These sukzessive verändert, erweitert und damit weitgehend uminterpretiert wurde. Der Dauerkonflikt zwischen „soziologistischer“ und „biologistischer“ Richtung innerhalb der marxistisch orientierten Persönlichkeitstheorie konnte zwar damit geglättet und leicht überdeckt werden, überwunden wurde er damit jedoch keineswegs.

Eine neue Etappe in der Entwicklung der marxistischen Persönlichkeitstheorie war jedoch vorbereitet worden. Damit werde ich mich im nächsten Abschnitt auseinandersetzen. [350]

8.4. Methodische Grundsätze und Strukturen des marxistischen bio-psychosozialen Ansatzes

Nach den langen intensiven Grundsatzdiskussionen – sowohl in der DDR wie aber auch in der internationalen „scientific community“ – lag Mitte der achtziger Jahre der Beginn einer neuen Entwicklungsphase des marxistischen Menschen- und Persönlichkeitstheorie praktisch in der Luft.[40]

Für die weitere Debatte um die marxistische Persönlichkeitstheorie wirkte eine 1984 von der Redaktion der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“ gestartete Umfrage unter Philosophen und Naturwissenschaftlern zum Thema „Der Mensch als bio-psychosoziale Einheit“ wie ein zündender Funke. Die Umfrageergebnisse wurden in den Heften 2-3/1985 veröffentlicht. Bis zum Ende der DDR und dem damit verbundenen historischen Einschnitt in die Entwicklung einer marxistisch orientierten Persönlichkeitsforschung folgten in der gleichen Zeitschrift weitere Veröffentlichungen, Stellungnahmen, Diskussionsbeiträge und Anfragen (u. a. Friedrich 1985, Kirschke 1987, Überschär/Leisner/Richter 1988, Teichmann 1988, Stöber 1989).

Im Rahmen des bio-psychosozialen Ansatzes fand eine Konzentration und Kulmination der Forschungspotenzen in Berlin statt. Die anderen für die Entwicklung der marxistische Persönlichkeitspsychologie bzw. Persönlichkeitstheorie potentiell bedeutsamen Forschungsstandorte, wie die

[40] In einem Informationsgespräch im Oktober 1999 des Autors dieser Arbeit mit Prof. K.-F. Wessel und Prof. K.-P. Becker in Berlin fiel zur Charakterisierung der wissenschaftlichen Atmosphäre während dieser Periode der Begriff vom „weit verzweigten geistigen Wurzelwerk“, aus dem sich schließlich die konkrete Form des Forschungsprojekts der „bio-psychosozialen Einheit Mensch“ ergeben hätte. Beiden waren die damaligen „westlichen“ Arbeiten am „bio-psychosozialen“ Ansatz offenkundig nicht bekannt. Das gilt besonders für die ersten bahnbrechenden Publikationen der US-Amerikaner Engel und Schwarz von Ende der 70er Jahre zur Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels und zur „biopsychosocial unity of man“.

Universitäten in Leipzig und Jena, spielten eine nur untergeordnete Rolle. In der DDR-Hauptstadt arbeiteten gleichzeitig zwei große Forschungsgruppen an diesem Thema.

1. Eine Gruppe an der Akademie der Wissenschaften der DDR unter Leitung von Herbert Hörz, stellv. Direktor des Zentralinstituts für Philosophie der Akademie der Wissenschaften. Er gehörte seit Mitte der siebziger Jahre auch dem Redaktionskollegium der Deutschen Zeitschrift für Philosophie an.

Von H. Hörz und seinen Mitarbeitern verfaßt bzw. initiiert, erschienen seit Mitte der achtziger Jahre mehrere Einzelstudien und zusammenfassende For-[351]schungsergebnisse zum bio-psychosozialen Ansatz. Wichtige Veröffentlichungen waren in dieser Periode u.a. das bereits zitierte Lehrbuch von H. Hörz/Wessel „Philosophie und Naturwissenschaften“ (1986), „Was kann Philosophie?“ (H. Hörz 1986), „Wissenschaft als Prozeß“ (H. Hörz, 1988), „Naturdialektik-Naturwissenschaft“ (Buhr/H. Hörz, 1986), „Philosophie der Zeit“ (H. Hörz, 1. Auflage 1987, 2. Auflage 1990), „Das Ganze denken“ (Erpenbeck, 1986) sowie „Tiersozietäten und Menschengesellschaften“ (Löther, 1988).

2. Die zweite große Gruppe existierte seit November 1985 an der Humboldt-Universität; sie stand unter Leitung von Karl Friedrich Wessel. Zwischen beiden Gruppen gab es enge inhaltliche Zusammenhänge und personelle Überschneidungen: so gehörte z. B. der Verhaltensbiologe G. Tembrock als Mitglied der Akademie der Wissenschaften beiden Gruppen an.

K. F. Wessel schreibt 1998 in seinem Rückblick (S. 38), daß sich 1983 auf der Berliner Tagung zum Thema „Disziplinarität und Interdisziplinarität“ (veröffentlicht in der Reihe „Philosophie und Wissenschaft“ der Humboldt-Universität, Hefte 24-27) ein Arbeitskreis mit dem Thema der „bio-psychosozialen Einheit“ befaßte. 1987 erschien in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Humboldt-Universität, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Reihe, das Heft 7 mit dem Thema „Bio-psychosoziale Einheit Mensch“, in welchem die Projektleiter ihre Beiträge veröffentlichten. 1983 und 1985 stand das Thema der „bio-psychosozialen Einheit“ auch im Mittelpunkt des jeweils aktuellen „Kühlungsborner Kolloquiums“. Nach einer ersten, von R. D. Hegel verfaßten Zusammenstellung der Diskussionsbeiträge des Kühlungsborner Treffens von 1985 in der Deutschen Zeitschrift für Philosophie (Nr. 8/86) folgte mit großer Verspätung erst 1988 ein von E. Geißler (Direktor des Zentralinstituts für Molekularbiologie der Akademie der Wissenschaften) und H. Hörz herausgegebener Sammelband „Vom Gen zum Verhalten“ mit den wichtigsten Resultaten dieses Treffens. Und 1988 stellte das „Karl-Marx-Plenum“ der Akademie der Wissenschaften der DDR, aus Anlaß des 170. Geburtstages von K. Marx, das Thema „Das Wesen des Menschen. Probleme der Forschung“ in den Mittelpunkt seiner Festsitzung. Dabei ging es im wesentlichen um die Darstellung und Bewertung des bio-psychosozialen Ansatzes. 1989, kurz vor dem Ende der DDR, konnten noch auf einer internationalen Konferenz (unter den fast 700 Teilnehmern waren 45 ausländische Teilnehmer, u.a. ein Forschungsteam aus den USA) erste Ergebnisse einer Langzeitstudie der „Wessel“-Gruppe vorgestellt werden.[41]

[352] Worin bestanden nun die Hauptkomponenten und Grundideen des neuen bio-psychosozialen Ansatzes?

Die Umfrage der Redaktion der Deutschen Zeitschrift für Philosophie unter prominenten Wissenschaftler von 1985, das Geißler/Hörz-Buch von 1988 und ein Artikel von Wessel in der Deutschen Zeitschrift für Philosophie Heft 2/1988 gaben dazu erste Vorstellungen und Einblicke.

Die Redaktion arbeitete als strukturierende Fragestellungen und Hauptergebnisse ihrer Umfrage für den bio-psychosozialen Ansatz folgende Gesichtspunkte heraus:

– das Verhältnis von erblichen Anlagen und menschlichem Verhalten,

– das Wechselspiel von Begabung und Umwelt,

[41] Bedingt durch die sozialen und politischen Verwerfungen im Folge des Anschlusses der DDR an die BRD, die zu einer kompletten Umstrukturierung des Wissenschafts- und Hochschulbetriebs der DDR sowie zu einer massenhaften „Abwicklung“ von Wis-[352]senschaftlern und akademischen Einrichtungen geführt hat, verzögerte sich die Veröffentlichung der Konferenzergebnisse bis zum Januar 1991.

– die biotische Ungleichheit der Menschen,

– die Notwendigkeit der Beachtung von konkret-historischen Verhältnissen, von Evolutionsmechanismen, Motivationsevolution und von Psychogenese.

Daraus wurden zunächst insgesamt vier *Schlußfolgerungen* gezogen:

1. Die Notwendigkeit eines interdisziplinären Vorgehens, um die Fülle einzelwissenschaftlicher Erkenntnisse über den Menschen zu einer übergreifenden Konzeption zu synthetisieren.

2. Weiterentwicklung der philosophischen Entwicklungstheorie als der methodologischen Grundlage der Persönlichkeitskonzeption.

3. Notwendigkeit einer neuen Initiative, um die Auswirkungen der wissenschaftlich-technischen Revolution auf die sich strukturell verändernden Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen systematisch zu erfassen.

4. Stärkere Konzentration auf Fragen der Ontogenese und Individualentwicklung unter den spezifischen Bedingungen einer sozialistischen Gesellschaft.

H. Hörz setzte sich im Sammelband „Vom Gen zum Verhalten“ ausführlich mit kritischen Fragen zur Definition und zum Sinn des bio-psychosozialen Ansatzes auseinander. Er machte dabei zunächst deutlich, daß mit diesem Ansatz mehr als nur eine wichtige Korrektur an Einseitigkeiten in der bisherigen Interpretation des marxistischen Menschenbildes erfolgen sollte. Diese Einseitigkeiten bestanden nach seiner Meinung auch bei der bis dato akzeptierten Begrifflichkeit, die den Menschen als „biosoziale Einheit“ definierte. Dieser Terminus, so H. Hörz, habe dazu verleitet, einen unmittelbaren Zusammenhang von Gen und Verhalten zu konstruieren und die Rolle des Psychischen als des Selbstbewußtseins, der individuellen Widerspiegelung und individualspezifischen Reflexion auf biologische und externe Einflüsse zu unterschätzen.

[353] Hörz stellte dabei heraus, daß mit der neuen Begrifflichkeit „bio-psychosozial“ kein neues „Dogma“ formuliert werden sollte, sondern daß der neue Terminus eher einen Forschungsauftrag beinhalte. Hörz drückte dies so aus:

„Man könnte sich ... die Frage stellen, ob bei der Unterschiedlichkeit der genetischen, biotischen, psychischen und gesellschaftlichen Determinanten der Terminus ‚bio-psychosoziale Einheit‘ philosophisch überhaupt gerechtfertigt ist. Dazu ist festzuhalten, daß der Terminus keine Antwort auf Fragen nach dem Verhältnis von genetischem Programm und gesellschaftlichem Verhalten gibt, wohl aber die Aufforderung enthält, die entsprechenden Bindeglieder zu untersuchen.“ (Hörz 1988, S. 5)

Die Definition des Menschen als bio-psychosoziale Einheit beinhalte – so Hörz – eine „Aufforderung zur Analyse von Beziehungen aber keine Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Menschen“ (S. 6). Es müßten jedoch einseitige Haltungen zurück gewiesen werden, die den Menschen entweder nur als gesellschaftliches Wesen oder nur als Naturwesen erfassen. Wie schon lange Zeit vorher, auf dem Kühlungsborner Treffen von 1974, betonte Hörz auch jetzt, daß im Determinationssystem der menschlichen Persönlichkeit, das ein genetisches Programm, biotische Bedingungen der Realisierung von Möglichkeiten aus dem Möglichkeitsfeld und die gesellschaftliche Bedingtheit und Bestimmtheit menschlichen Verhaltens umfaßt, „für das Individuum die Psyche eine zentrale Bedeutung insofern (hat), als sie das Verhalten reguliert. Sie muß den Freiheitsspielraum, der durch genetisch-biotische Faktoren, soziale Verhaltensformen und gesellschaftliche Bedingungen bestimmt ist, erfassen, damit sachkundige Entscheidungen für das Verhalten von Individuen gefüllt werden können.“ (Hörz 1988, S. 6) Während im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die freie Entfaltung der Fähigkeiten und Fertigkeiten des Individuums entscheiden, spielen für das konkrete Individuum seine genetisch-biotische Prädispositionen und sein individueller Entwicklungsweg eine entscheidende Rolle dafür, wie es seinen Entscheidungsspielraum nützen kann. Mit dem bisherigen „biosozialen“ Ansatz werde man der Komplexität der die menschliche Persönlichkeit konstituierenden Faktoren nicht gerecht. Anders jedoch als einige Kritiker des biosozialen Ansatzes, die – wie später J. Herrmann (s. u.) – darin eine „biologistische Abweichung“ zu Lasten

der „sozialen Bedingtheit“ der Persönlichkeitsentwicklung vermutet hatten, bemängelte Hörz, daß die soziobiologische Richtung der Persönlichkeitstheorie das Psychische zu wenig berücksichtigt hatte.

Parallel zu den Arbeiten an der Akademie der Wissenschaften war im November 1985 an der Humboldt-Universität, Sektion Marxistisch-leninistische Philosophie, das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Bio-psychosoziale Einheit [354] Mensch – Struktur und Dynamik der Ontogenese des Menschen“ unter der Leitung von K.-F. Wessel ins Leben gerufen worden. Die Mitglieder des „Projektrates“ waren in der Startphase: der Rehabilitationspädagoge Becker, der Endokrinologe G. Dörner, die Philosophin Helga E. Hörz, der Pädagoge Kirchhöfer, der Gerontologe Miehlke, der Anthropologe Sommer, der Psychologe Sprung und der Verhaltensforscher Tembrock. Diese interfakultative Zusammensetzung aus hochqualifizierten Fachvertretern sollte den breiten wissenschaftstheoretischen und umfassenden methodischen Anspruch des Forschungsprojekts auch personell ausdrücken. Ein resümierender Artikel von K.-F. Wessel (1988) über den Beginn der Arbeiten des Forschungsprojekts gibt Einblick in die Anfangsphase und die ersten diskutierten methodologischen Fragestellungen des bio-psychosozialen Projekts der Humboldt-Universität. Wessel schrieb:

„Die Konzeption, die sich hinter dem Begriff bio-psychosoziale Einheit Mensch verbirgt, möchte nachweisen, daß biologistische wie auch soziologistische Konzeptionen über den Menschen antiquiert sind. Es geht um eine Orientierung, die nach einer komplexen Struktur der den Menschen determinierenden Faktoren und Bedingungen sucht.“ (S. 99)

Diese Struktur könne sich nicht einfach aus dem Aufdecken der Beziehungen zwischen den aus den verschiedenen Wissenschaften bekannten empirischen Tatsachen und Fakten ergeben. Sie müsse erkennen lassen, wo noch Glieder in der Vermittlung fehlen und welche Fakten möglicherweise eine ganz andere Funktion bekommen als bisher angenommen. Der konzeptionelle Anspruch des Forschungsprojekts schließe deshalb unbedingt die detaillierte Analyse der Wechselbeziehungen zwischen den drei Ebenen ein. Eine der konzeptionellen Schwierigkeiten bestehe aber gerade darin, daß eine erst noch zu entwickelnde interdisziplinäre Sichtweise benötigt werde, „die mit der Findung eines Gegenstandes einhergeht, der eben nicht durch eine Summierung von Gegenstandsebenen anderer Wissenschaften gewonnen werden kann.“ (S. 100) Als strukturierendes Leitprinzip müsse methodisch der Gedanke der zunehmenden Komplexität der menschlichen Existenzbedingungen in ihrer zeitlichen Dimensionalität gelten. Es sei ein Konzept zu entwickeln, das von Wessel mit dem Begriff „Ökologie der Humanontogenese“ umschrieben wurde. Unter dem bereits erwähnten Gesichtspunkt des Verhältnisses von Komplexität und Zeit komme es besonders darauf an, die Evolution der Umwelt zu verstehen. Die zeitliche Dimension der ganzen Ontogenese so zu erfassen, daß auch die Veränderungen der Umwelt und der Situation deutlich werden, gehöre zu den größten methodologischen Problemen. Das Forschungsprojekt der bio-psychosozialen Einheit Mensch sollte nach Wessel generell die Zusammenhänge zwischen Komplexität und Zeit, Dialektik in der Ontogenese, Öko-[355]logie der Humanontogenese und dem Konzept der „sensiblen Phasen“ von der pränatalen Phase bis hin zum Tod in einer interdisziplinären Langzeitstudie erfassen und dazu eine umfassende Datenbasis liefern.

Mit dem aus der Lerntheorie stammenden Begriff der „sensiblen Phasen“ sind ursprünglich solche Entwicklungsabschnitte gemeint, in denen aufgrund des erreichten biologischen Entwicklungsniveaus spezifische Lernleistungen besonders rasch und leicht erfolgen. In der sowjetischen Psychologie wurde mit L. Wygotskis Konzept der „Zone der nächsten Entwicklung“ eine daran ansetzende, umfassendere Entwicklungskonzeption erarbeitet.

Wygotski bezeichnete es als ein „Hauptgesetz der Entwicklung“, daß „die einzelnen Seiten der Persönlichkeit und ihre verschiedenen Eigenschaften zu verschiedenen Zeiten zur Reife gelangen“ (Wygotski 1987, S. 80) Persönlichkeitstheoretisch und entwicklungsdiagnostisch bedeutsam sei nicht primär die Frage, welches Niveau der Aktualgenese ein Individuum nach dem Durchschreiten eines bestimmtes Stadium seiner Entwicklung erreicht habe.

„Eine echte Diagnose der Entwicklung muß nicht nur die abgeschlossenen Entwicklungszyklen erfassen, nicht nur die Früchte, sondern auch die sich im Reifungsstadium befindenden Prozesse.

Ähnlich, wie ein Gärtner irrt, der die Qualität der Ernte nur nach dem Zustand der gereiften Früchte beurteilt und den Zustand jener Bäume unberücksichtigt läßt, die noch keine reifen Früchte tragen, ähnlich vermag ein Psychologe, der sich allein auf die Bestimmung dessen beschränkt, was ausgereift ist, während er das im Reifeprozeß Befindliche außer acht läßt, niemals eine einigermaßen wahrheitsgemäß und vollständige Vorstellung vom inneren Zustand der Gesamtentwicklung zu erhalten. Folglich kann dieser Psychologe nicht von der Symptomdiagnose zur klinischen Diagnose übergehen.“ (ebenda)

Dieses „Gebiet der noch nicht ausgereiften, jedoch reifenden Prozesse“ bezeichnete Wygotski als die „Zone der nächsten Entwicklung“. (Wygotski 1987, S. 83) Wygotski spricht hier, verallgemeinert ausgedrückt, von der Dialektik des Übergangs des Neuen aus dem Alten. Neue Entwicklungsqualitäten entstehen nicht in der einfachen Negierung des bisher Erreichten, sie entwickeln sich keimförmig bereits auf der vorangegangenen Entwicklungsstufe.[42]

[356] Diese Verbindung zwischen biologisch-evolutiven Prozessen und dem Konzept der „bio-psychosozialen Einheit Mensch“ wurde auch in den Erläuterungen des Verhaltensbiologen G. Tembrock unterstrichen. Bei der Vorstellung des Forschungsprojekts in der „Wissenschaftlichen Zeitung“ der Humboldt-Universität gab er dem Begriff „bio-psychosoziale Einheit“ folgende inhaltliche Füllung:

„(1) ‚bio-‘ weist das biologische Fundament der menschlichen Existenz aus und damit auch die evolutive Herkunft des Menschen als biologische Art: homo sapiens L. (Mammalia, Primates). Diese Zuordnung leitet sich aus den konstitutionellen Eigenschaften des Menschen ab,

(2) ‚psycho-‘ kennzeichnet die eigene Qualität menschlichen Verhaltens, die sich aus den spezifischen Umwelt-Interaktionen herleitet,

(3) ‚sozial-‘ charakterisiert die besondere Form der sozialen Interaktionen mit allen sich daraus ableitenden Folgerungen,

(4) ‚Einheit‘ kennzeichnet den Sachverhalt, daß diese drei Bedingungsgefüge ein Systemganzes konstituieren, das mehr ist als die Summe seiner Teile.“ (1987, S. 5)

Dieser Betrachtungsweise lag lt. Tembrock ein Modell zugrunde, nach dem organismische Systeme durch drei „Parameterfelder“ gekennzeichnet sind, nämlich durch

1. den Körper (Struktur und Funktion),

2. die Beziehungen zur Biogeozönose

3. die Beziehungen zur Population.

Andere damit korrespondierende Begriffe sind auch „Formwechsel“, „Stoffwechsel“ und „Informationswechsel“.

Wie auch bei Wessel (s. u.) deutet sich hier jedoch in Tembrocks Modell die Gefahr einer Verkürzung der Strukturkomplexität jedes dieser Felder an.

Unter Hinweis auf die internationale (sozio-)biologische Forschung zur Selbstorganisation physikalisch-chemischer Prozesse und deren Übertragung auf die biotische Evolution (u.a. Boyden & Millar 1978, Durham 1976, Eibl-Eibesfeldt 1984, Haken 1978, Manshi 1984, Morin 1980, Seitelberger 1983) und auf Varelas (1979) „Autopoiese“-Konzeption diskutierte Tembrock das [357] Modell einer

[42] Für die Analyse der geistig-körperlichen Entwicklung z. B. der Persönlichkeit des Kindes erlaubt dieses methodische Vorgehen eine präzisere Aussage über seine Entwicklungsniveau und seine prognostische Leistungsfähigkeit. Die theoretische Bedeutung dieses diagnostischen Prinzips besteht darin, daß es die Aufmerksamkeit auf die inneren kausal-dynamischen und genetischen Zusammenhängen führt, die den Prozeß der geistigen Entwicklung determinieren. Seine praktische Relevanz erfährt das Prinzip [356] der „Zone der nächsten Entwicklung“ u. a. im Lernprozeß. Wygotski schreibt: „Da der Unterricht sich nicht auf die ausgereiften, sondern auf die reifenden Prozesse gründet und das ganze Gebiet dieser Prozesse die Zone der nächsten Entwicklung des Kindes darstellt, sind die optimalen Zeiträume sowohl für den Massenunterricht als auch für den Einzelunterricht auf jeder Altersstufe durch die Zone der nächsten Entwicklung des Kindes bestimmt.“ (Wygotski 1987, S. 87)

„enkapischen Struktur“ von fünf Ebenen der Selbstorganisation und der Mensch-Umwelt-Beziehungen.

Diese Ebenen sind

1. die zelluläre Ebene,

2) die multi-zelluläre Ebene,

3) die Vergesellschaftungen multizellulärer Ebenen (die sog. „Individuationsstufen“),

4) die kulturell-soziale Ebene (primär nicht-anonym),

5) die gesellschaftlich-soziale Ebene (primär anonym).

Diese fünf Ebenen konstituieren nach Tembrock wiederum drei sog. „Fitneß“-Ebenen, auf denen der Mensch durch seinen biologischen Status, durch den Umgebungsbezug des Individuums und durch den Umgebungsbezug der Gruppe –im Sinne einer „totalen Umgebung“ – seine „individuelle Fitneß“, seine „Umwelt-Fitneß“ und seine „soziale Fitneß“ realisiert. Für die Humanontogenese wird von Tembrock auf der biotischen Ebene eine 6-Phasen-Einteilung vorgenommen, die von der Embryonal-Phase, Fetalphase, infantilen Phase, und Jugendphase (der „präreproduktiven“ Phase) bis reproduktiven und schließlich zur postreproduktiven Phase reicht. Tembrock übernimmt damit ein Phasenmodell, das auch in der Entwicklungspsychologie seit längerem bekannt war. So spricht J. Piaget bekanntlich von vier Phasen der geistigen Entwicklung des Kindes (vom Neugeborenen bis zur Adoleszenz).

Vergleicht man nun die grundlegenden Erläuterungen zum Verständnis des bio-psychosozialen Ansatzes bei H. Hörz auf der einen, Wessel und Tembrock auf der anderen Seite, so ergeben sich schon im frühen konzeptionellen Stadium einige deutlich unterschiedliche Nuancierungen. Für H. Hörz war mit dem gesamten Ansatz lediglich eine Art wissenschaftstheoretischer Suchbegriff, ein – wie er sagt – „Forschungsansatz“ vorgelegt worden.

„Der Mensch als komplexes wissenschaftliches Forschungsobjekt umfaßt die Verflechtung von Ererbtem und Erworbenem, von Aneignung und Gestaltung der Wirklichkeit, von Normenanpassung und Normenveränderung, von der Realisierung von Idealen und vom Wertewandel. So ist die Feststellung, daß der Mensch eine bio-psychosoziale Einheit ist, ein umfangreiches komplexes Forschungsprogramm der Gegenwart.“ (1988, S. 6)

Hörz verweist nicht nur auf erste Ergebnisse, davon wird weiter unten noch die Rede sein, sondern er spricht von vielen noch offenen Problemen, „die als lösbare Rätsel formuliert werden können.“ (S. 13)

Solche philosophischen Welträtsel seien in der Regel Jahrhundertprogramme, auch wenn sie stufenweise abgearbeitet werden könnten. Hörz benennt in diesem Zusammenhang gleich vier solcher „Rätsel“: [358]

1. Das Verhältnis von genetischem Programm und gesellschaftlichem Verhalten.

2. Die Funktionsmechanismen geistiger Tätigkeit.

3. Die Psyche als Fokus gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, sozialer Erfahrungen und natürlicher Grundlagen und Einwirkungen.

4. Die Frage nach der Entstehung „sittlicher Haltung“ des Menschen.

Wessel und Tembrock erscheinen im Vergleich zu Hörz’ eher vorsichtigen, nach vielen Seiten noch unbestimmt und sogar etwas zögerlich klingenden Überlegungen ein klareres und bestimmteres Verständnis der „bio-psychosozialen Einheit Mensch“ zu vertreten. Diese größere Bestimmtheit in der Argumentation rührt in erster Linie daher, daß vor allem dank Tembrocks aus der Verhaltensbiologie und Humanethologie übernommenen Systematisierungsansätzen ein relativ ausgearbeitetes und übersichtlich erscheinendes methodisches Grundgerüst angeboten wurde.

Zwar betont auch Hörz, daß es u.a. die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Rolle genetisch-biotischer Prädispositionen menschlichen Verhaltens gewesen seien, die zu einer Synthese drängten. Hörz benutzt in diesem Zusammenhang jedoch erneut nur die behutsame Formulierung von einem „genetisch-biotisch bestimmten Möglichkeitsfeld“ (1988, S. 7) und bleibt auch in seiner im selben Jahr erschienenen Arbeit „Wissenschaft als Prozeß“ bei einer eher „klassisch marxistischen“ Interpretation der Natur – Gesellschaft – Dialektik, die sich aber sehr darum bemüht, soziologistische Einseitigkeiten zu überwinden. Genetisch – biotische Prädispositionen, so Hörz, beeinflussen das Sozialverhalten des Menschen. Es gibt eine „natürliche Evolution des Sozialverhaltens in biotischen Populationen als Vorformen des sozialen Verhaltens der Menschen“ (1988b, S. 276). Es sei das große Verdienst der Soziobiologie auf eine „ökologische Nische wissenschaftlicher Forschung“ aufmerksam gemacht zu haben.

Zugleich warnt Hörz vor einer „Problemreduktion“, die darin bestehe, die neue Qualität in der biotischen Evolution durch die Entstehung des gesellschaftlichen Wesens des Menschen zu vernachlässigen.

„Zu dieser neuen Qualität gehören die Entwicklung der Produktivkräfte bis zur Rolle des Menschen als schöpferischem Gestalter und Kontrolleur der technischen Prozesse; die Entwicklung der menschlichen Erkenntnisse über die Determinanten des eigenen Erkennens und Verhaltens; der Freiheitsgewinn des Menschen durch die bewußte Gestaltung und Konstruktion der Umwelt.“ (1988b, S. 276 f)

Diese unterschiedliche Akzentuierung genetisch-biotischer Determinanten wird u.a. an der verschiedenen Beurteilung der Konzeption der sog. „sensiblen [359] Phasen“ innerhalb des Gesamtverlaufs der Humanontologie bei Hörz und Wessel deutlich. Wessel plädierte in seinem Überblicksartikel von 1988 dafür, daß die gesamte Humanontogenese als ein großer Entwicklungszyklus von sich ablösenden „sensiblen Phasen“ verstanden werden müsse, denen das Individuum, von seinem pränatalen Stadium bis hin zum hohen Alter unterliegt. Wessel überträgt dieses Konzept, das bis dato primär in der Kinder- und Jugendpsychologie als Erklärungsmodell benutzt wurde (Piaget 1981, Wygotski 1987, Engeström 1986) auf den gesamten Verlauf der Humanontogenese und sagt: „Sensible Phasen sind nicht als ein für die Entwicklung zufälliges Moment zu verstehen. Die Humanontogenese beinhaltet immer eine Reihe von sensiblen Phasen, die im einzelnen genauer charakterisiert werden müssen. Je bekannter sie sind, um so besser kann ihre bewußte Nutzung organisiert werden.“ (Wessel 1988, S. 106)

Wessels Verständnis vom Verlauf der Humanontogenese bekommt damit jedoch einen leichten Zug ins Mechanische. Es bleibt zumindestens unklar, inwieweit die richtige Beobachtung von allgemeinen gattungsspezifischen, biologisch sensiblen Entwicklungsabschnitten sich auch in der Individualontogenese wiederfindet. Unerörtert bleibt auch die Beziehung zwischen organisch-biotischen Entwicklungsrhythmen und kulturell-sozialen Vermittlungsgliedern, die die Dauer, Periodizität und Intensität solcher „sensiblen Phasen“ auch in ihrer qualitativen Ausprägung für das einzelne Individuum bestimmen. Hörz warnt deshalb mit Recht bereits in „Vom Gen zum Verhalten“ vor einem zu vereinfachten Verständnis der sensiblen Phasen und sieht dies als ein Teilproblem seines „dritten Rätsels“ an.

„Sensible Phasen charakterisieren m. E. gesteigerte Aufnahmebereitschaft für Umwelteinflüsse, die den Übergang zu neuen Stufen im biotischen, psychischen, moralischen, politischen und Produktivkraftalter erleichtern. Dabei gibt es sicher keinen Automatismus. Es wäre deshalb die Frage zu stellen, ob es solche sensiblen Phasen für bestimmte Typen gibt. Das wiederum würde zu der Frage führen, ob es spezifische Aneignungstypen der Wirklichkeit gibt.“ (Hörz 1988, S. 15)

In „Wissenschaft als Prozeß“ (1988a) erörtert Hörz außerdem in einem anderen Zusammenhang die Frage, ob es einen „ökologischen Grundwiderspruch“ gebe und bejaht dies u.a. mit einem Hinweis auf eine Passage aus dem dritten Band des Marxschen „Kapital“, in welcher Marx darauf hinweist, daß der „zivilisierte Mensch“ ebenso wie „der Wilde mit der Natur ringen muß, um seine Bedürfnisse

zu befriedigen, um sein Leben zu erhalten und zu reproduzieren“. (MEW 25, S. 828) Im Unterschied zum „Wilden“ besteht der „Zivilisierte“ diesen Kampf mit der Natur aber als historisch-konkretes Wesen auf einer anderen, nämlich erweiterten Stufe der Entwicklung der Produktivkräfte. Es ist der histo-[360]risch-konkrete, „der vergesellschaftete Mensch“, es sind „die assoziierten Produzenten“, die im Unterschied zum „Wilden“ „diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden.“ (ebenda)

Hörz schließt daran die folgende für die Natur-Gesellschaft-Dialektik und m.E. auch für das Verständnis von „sensiblen Phasen“ wichtige Verallgemeinerung an:

„Auf der einen Seite gibt es Entwicklungszyklen der Natur, in die der Mensch als Naturwesen eingepaßt ist. Auf der anderen Seite stehen Entwicklungszyklen des gesellschaftlich organisierten Menschen, für den die Natur Existenzbedingung ist. Beide Seiten existieren in ständiger Wechselwirkung. Sie bedingen sich gegenseitig. Nur für die wissenschaftliche Analyse können sie getrennt werden. Der Mensch in seiner Einheit als Natur- und als gesellschaftliches Wesen verkörpert selbst die Einheit dieser Gegensätze.“ (S. 201)

Hörz spricht schließlich, anders als Wessel/Tembrock, in „Wissenschaft als Prozeß“ weitaus skeptischer und vorsichtiger von der Notwendigkeit, das Konzept der bio-psychosozialen Einheit Mensch als eine „programmatische Feststellung“ (S. 268) und nicht als eine abschließende Definition zu verstehen. Meines Erachtens spricht es auch für gewachsene Desillusionierung gegenüber schnellen Forschungsresultaten, wenn Hörz hier nicht mehr nur von den vier „großen Rätseln“ spricht, die die Entwicklung der Persönlichkeitstheorie aufwerfen, sondern von ontologischen, gnoseologischen, axiologischen, sozialen, kulturellen und methodologischen „Paradoxien“ im Verhältnis von natürlichen und gesellschaftlichen Faktoren, „deren Lösung nicht leicht ist.“ (S. 270)

„Die bloße Summation getrennt untersuchter natürlicher und gesellschaftlicher Faktoren kann zum Eklektizismus führen. Es geht jedoch um das Wesen menschlicher Existenz. Der Mensch ist als das Ensemble konkret-historischer und gesellschaftlicher Verhältnisse in seiner Einheit von natürlichen und gesellschaftlichen, emotionalen und rationalen, bewußten, unterbewußten und unbewußten Faktoren in individueller Ausprägung zu erfassen.“ (S. 269).

Es wird damit deutlich, daß es schon in der Anfangsphase bei den Hauptprotagonisten des bio-psychosozialen Ansatzes in der DDR insbesondere hinsichtlich der Übertragbarkeit biologischer und ethologischer Muster auf die Persönlichkeitsentwicklung beim Menschen unterschiedliche Akzentuierungen gab, auch wenn eine spätere Rückfrage bei H. Hörz und R. Löther ergab, daß ihnen diese m. E. doch schon früh erkennbaren Differenzierungen damals nicht bewußt waren. Wie wir oben sehen konnten, hatte sich Hörz in „Vom Gen zum Verhalten“ von biologistischen Auffassungen distanziert und eine simple Kausalverkettung zwischen genetischer Disposition und Verhalten kritisiert. Diese [361] Diskussion vertiefte Hörz noch im selben Jahr in einem Beitrag für den von R. Löther publizierten Band „Tiersozietäten und Menschengesellschaften“. Hörz unternahm darin den Versuch eines Brückenschlags zwischen der Sozialbiologie E. O. Wilsons, die von Hörz „als eine der bedeutendsten Entwicklungen der Biologie der letzten 15 bis 20 Jahre“ (Hörz 1988c, S. 51) gewürdigt wird, und der von ihm als „philosophische Entwicklungstheorie“ bezeichneten, marxistisch orientierten Theorie der Anthroposoziogenese. Berechtigt sei der Grundgedanke der Soziobiologie, den Zusammenhang von Natur und Kultur bei der Erklärung menschlichen Sozialverhaltens dadurch darzustellen, daß die natürlichen zu den menschlichen Sozialstrukturen und den entsprechenden Verhaltensweisen in Beziehung gesetzt werden. Die Entstehung menschlicher Sozialstrukturen und Verhaltensformen könnten aus ihren Vorformen bei Tieren erklärt werden. Hörz erkennt aber die Gefahr, „dem Naturalismus zu verfallen, wenn wissenschaftlich berechtigte Reduktionen des menschlichen Verhaltens, die auf Analogien mit dem Tierverhalten beruhen, zum philosophischen Reduktionismus dadurch führen, daß die Spezifik des durch gesellschaftliche Verhältnisse determinierten Sozialverhaltens nicht beachtet oder gar geleugnet wird.“ (S. 58) Deshalb fordert er auch:

„Natürliche Erklärungen menschlichen Verhaltens dürfen ... das Entstehen des Menschen aus der Natur, den Menschen als Naturwesen und die Analogien zwischen Tier- und Menschenverhalten nicht außer acht lassen, müssen aber auch, gerade um materialistisch zu sein, die spezifischen gesellschaftlichen Determinanten wie gesellschaftliche Entwicklungsgesetze, menschliche Wertvorstellungen und Freiheit beachten.“ (S. 59 f)

Dennoch bleibt Hörz sehr um einen engen Schulterschluß mit der Human-Soziobiologie bemüht und unterstützt deshalb auch die wesentlichen philosophischen Grundlagen der in der DDR im wesentlichen von Tembrock ausformulierten Human-Soziobiologie. Diese lassen sich nach Hörz in folgenden Punkten zusammenfassen:

1. Der Mensch ist eine biosoziale Einheit, weshalb Analogien zwischen tierischem und menschlichem Verhalten zur Erklärung des Sozialverhaltens des Menschen dienen, denn dieses ist genetisch-biotisch bestimmt (Analogiethese).

2. Das menschliche Verhalten ist nicht nur strukturell genetisch-biotisch bestimmt, sondern aus dem Tierverhalten entstanden (Homologiethese).

3. Menschliches Sozialverhalten ist, weil analog zum Tierverhalten und gemeinsamen Ursprungs mit ihm, genetisch-biotisch determiniert (Determinationsthese). (Hörz 1988c, S. 62)

Ich möchte nun nach der Darlegung der Übereinstimmenden aber auch divergierenden Überlegungen zur Zielsetzung und zum Selbstverständnis des bio-[362]psychosozialen Ansatzes in der DDR im abschließenden Kapitel meiner Arbeit keinen Überblick über die Einzelergebnisse dieses Projektes vornehmen, wohl aber möchte ich überprüfen,

a) welche Grundzüge den marxistisch orientierten bio-psychosozialen Ansatz der Persönlichkeitstheorie charakterisieren,

b) inwieweit es dabei auch unter Marxisten weiterhin noch unterschiedliche Positionen gab,

c) an welchen ausgewählten Problemen sich die praktische Bedeutung dieses bio-psychosozialen Ansatzes nachweisen läßt.

Dabei werde ich mich mit einigen Resultaten auseinandersetzen, die das neue generelle Selbstverständnis von Persönlichkeitsentwicklung aus marxistischer Sicht, die Rolle des „Faktors Zeit“ sowie die Bewertung der sozialen, biotischen und psychischen Grundlagen von Leistungsfähigkeit bzw. Leistungsbeeinträchtigung betreffen.

[363]

Kapitel 9

Abgebrochene Perspektiven: zur Kritik und Würdigung des bio-psychosozialen Ansatzes aus marxistischer Sicht

Mit der Auflösung der Akademie der Wissenschaften nach dem Anschluß der DDR an die BRD wurden auch alle Wissenschaftler, die dort über den bio-psychosozialen Persönlichkeitsansatz forschten, „abgewickelt“ – darunter auch Herbert Hörz. Die begonnenen Arbeiten wurden praktisch beendet. Durch diese Vorgänge, die eher in den Kontext einer „kriegerischen Unterwerfung“ („debellatio“ – wie der Völkerrechtler Hans Kelsen sie seinerzeit charakterisiert hat) als in den einer friedlichen Vereinigung passen, sind – entgegen dem eigenen Anspruch auf Freiheit der Forschung und Wissenschaftspluralismus – ganze Forschungsbereiche annulliert, Diskussionen zum Verstummen gebracht und Perspektiven des Erkenntnisfortschritts abgeschnitten worden. Zu denen, die als Mit-Initiatoren des Forschungsansatzes gelten müssen, und die im Gefolge der politischen „Wende“ ebenfalls ihre akademische und berufliche Position verloren, gehört auch Helga E. Hörz. Auch das Projekt um K.-F. Wessel geriet in den Strudel von Kritik, Anfeindung, Evaluation und Auflösung, konnte jedoch seinen Platz im akademischen Raum doch noch über einen längeren Zeitraum halten. Bis zum Ende der staatlichen Existenz der DDR wurden erste Zwischenergebnisse des Forschungsansatzes sowohl an der Akademie wie auch an der Humboldt-Universität auf Arbeitskonferenzen und in eigenen Publikationen veröffentlicht. Beginn und Ende des bio-psychosozialen Forschungsansatzes in der DDR liegen demnach zeitlich so eng beieinander, daß eine Würdigung kaum mehr als die ersten Ansätze des neuen Weges berücksichtigen kann. Von besonderem Interesse waren und sind dabei für den Verfasser als Psychologen, Psychotherapeuten und Lehrer diejenigen entwicklungstheoretischen und -psychologischen Vorstellungen, die sich mit Fragen von Leistung und Leistungsbeeinträchtigung befassen.

9.1. Erste entwicklungstheoretische Resultate des Forschungsansatzes „bio-psychosoziale Einheit Mensch“

Zunächst möchte ich auf die zusammenfassende Einschätzung der ersten Ergebnisse des bio-psychosozialen Ansatzes durch H. Hörz und Geißler in dem bereits erwähnten Band „Vom Gen zum Verhalten“ eingehen.

[364] Beide betonten zunächst die allgemeine naturwissenschaftliche Ausrichtung und biologische Akzentuierung des bio-psychosozialen Ansatzes.

„Biologen, Mediziner, Pädagogen, Philosophen, Psychologen und andere Experten versuchen seit Jahren, den Erkenntnisfortschritt auf natur- und gesellschaftswissenschaftlichem Gebiet, speziell die neuen Ergebnisse der Biowissenschaften zu nutzen, um begründete Antworten auf die Frage nach dem Wesen des Menschen zu geben und so das existierende Menschenbild zu präzisieren.“ (Geißler/Hörz 1988, V) Danach hob H. Hörz in einem gesonderten Beitrag für „Vom Gen zum Verhalten“ folgende Gesichtspunkte als wichtigste Resultate der Anfangsphase des Forschungsprojekts hervor (Hörz 1988, S. 6-8):

1. Die natürlichen Grundlagen der gesellschaftlichen Existenz des Menschen werden anerkannt.

2. Das menschliche Individuum wird in seinen gesellschaftlichen Determinanten begriffen, ohne seine genetisch-biotische, psychische und soziale Individualität zu leugnen.

3. Die Individualentwicklung besteht aus verschiedenen Phasen.

4. Die Entscheidungsfreiheit des Individuums unterliegt äußeren Zwängen und inneren Einflüssen.

Der Mensch sei zu verstehen in seiner Einheit als Naturwesen, Verstandeswesen, Gestaltungswesen, Sozialwesen und Moralwesen. Daraus leitete H. Hörz folgende Bestimmung des Wesens des Menschen ab:

„Der Mensch ist seinem Wesen nach (a) Ensemble der konkret-historischen gesellschaftlichen Verhältnisse, in der (b) Einheit von natürlichen und gesellschaftlichen, materiellen und ideellen, rationalen und emotionalen, unterbewußten, unbewußten und bewußten Faktoren in individueller

Ausprägung, das (c) bewußt seine Existenzbedingungen immer effektiver und humaner gestaltet.“ (Hörz 1988, S. 10)

9.1.1. Entwicklungstheoretische und -psychologische Ansätze

Welche entwicklungstheoretischen und -psychologischen Schlußfolgerungen sind nun, ausgehend von diesem generellen Persönlichkeitsverständnis, für wesentlich anzusehen? Bereits im Vorwort ihres Forschungsüberblicks hatten Geißler & Hörz die Bedeutung ihres Projekts für die Entwicklungs- und Pädagogische Psychologie angedeutet.

Einsichten in den Zusammenhang von natürlichen Bedingungen, sozialen Determinanten und psychischen Reaktionen in der Individualentwicklung besäßen eine große Bedeutung für die humane Gestaltung von Sozialstrukturen und zö-[365]gen auch wichtige Konsequenzen für Bildungsstrategien nach sich. (Vergl. Geißler & Hörz 1988, S. V)

Zwei Beiträge aus ihrer Veröffentlichung geben aus meiner Sicht einige spezifischere Anregungen zum Verständnis von Leistungsfähigkeit bzw. -beeinträchtigung sowie ihrer Diagnose und Therapie bei hirnorganisch benachteiligten Klienten. Sie räumen auf mit einem statischen Leistungsbegriff und einer vor allem auf das Organische fixierten Definition von Leistung bzw. Leistungsstörungen. So werden in einem Beitrag von Wasz-Höckert von der Universitätskinderklinik in Helsinki zwei follow-up-Studien aus Schweden und Finnland ausgewertet, durch die der positive Einfluß einer gezielten prä- bzw. postnatalen psychosozialen Betreuung von hirnorganisch beeinträchtigten Frühgeborenen nachgewiesen wurde. Die Autoren schreiben darin:

„Gross injuries, such as cerebral palsy, with obvious clinical symptoms in the growing child need psycho-social assistance from the very beginning to the parents and later to the child. However, modern research indicates that quite a proportion of difficulties during the preschool and school age are due to the MBD-syndrome. ‚Minimal brain dysfunction‘, as especially studied in our departement by Katarina MICHELSSON and research group, can be detected at an early stage. The child and the family are given the right assistance and thus also mental problems can be prevented. Another recent study by Roger Byring points to the possibility with special electroencelographie diagnostics to be aware of the etiology of reading and writing difficulties in schoolage. Unnecessary psychological difficulties in school and at home can thus be avoided with special training, psychological guiding of the child and most important, by information to the teachers.“ (Wasz-Höckert 1988, S. 102)

Der auch durch seine Beiträge in der Legasthenieforschung bekannt gewordene DDR-Psychologe Kossakowski wirft in seinem Beitrag die Frage nach dem Zusammenhang zwischen genetisch bedingten interindividuellen Unterschieden der biologischen Voraussetzungen für die psychische Entwicklung auf. Er kommt zu der Schlußfolgerung, daß nicht die unterschiedliche Verteilung diverser Wirkfaktoren und eine möglichst präzise quantitative Erfassung ihrer spezifischen Anteile am Zustandekommen bestimmter Leistungs- oder Verhaltensqualitäten einer Person bedeutsam sei. Eine solche Anteilbestimmung und die genaue Interpretation ihrer unterschiedlichen Bedeutung hinsichtlich einzelner psychischer Komponenten, womöglich auch noch differenziert für einzelne Entwicklungsperioden, sei real kaum möglich. „Uns interessiert weit mehr die Frage nach dem ‚Möglichkeitsfeld‘ (HÖRZ), das die genetischen und epigenetisch determinierten Entwicklungsvorgänge der materiellen Träger für eine primär sozial und personal determinierte psychische Entwicklung schaffen, wobei wir allerdings annehmen, daß auch [366] die epigenetischen biotischen Voraussetzungen sozialer und psychischer Beeinflussung zugänglich sind ...“ (Kossakowski 1988, S. 164)

Kossakowski stellte im folgenden die Ergebnisse von Zwillingsstudien vor (u. a. von Schulz 1985), in denen nachgewiesen wurde, daß die Individualentwicklung stets durch ein komplexes Bedingungsgefüge determiniert ist, in dem biotische, soziale und personal-psychische Faktoren voneinander nicht trennbar verwoben sind. Es könne eindeutig nicht von einem Primat des Biotischen gegenüber dem Psychischen bzw. Gesellschaftlichem gesprochen werden. Von besonderem Interesse ist auch vor dem Hintergrund des langjährigen Streits in der internationalen Legasthenieforschung (Vergl. Brenner, 1994) der Hinweis Kossakowskis auf Untersuchungen zur psychischen Entwicklung hirnorganisch

geschädigter Kinder. Er faßt dazu Ergebnisse verschiedener Rostocker Längsschnittstudien an Kindern mit organisch bedingten Beeinträchtigungen der nervalen Prozesse zusammen, die die Wechselbeziehungen zwischen biologischen und sozialen Faktoren durch differenzierte Korrelationen von biologischen und sozialen Risiken in langzeitigen Verläufen der Entwicklung unterschiedlicher Persönlichkeitsvariablen recht konkret analysierten. (Vergl. Meyer-Probst und Teichmann, 1984). Für besonders bemerkenswert hielt Kossakowski, daß nach diesen Studien nachgewiesen werden konnte, daß geringfügigere frühkindliche Hirnschädigungen nicht irreversibel sind und durch adäquate Milieubedingungen bzw. spezielle Förderungsmaßnahmen kompensiert werden können. Nachgewiesen wurde auch, daß unterschiedliche Hirnschädigungen durchaus ähnliche psychische Syndrome erzeugen und andererseits gleiche Hirnschädigungen unterschiedliche psychische Folgeerscheinungen hervorbringen können.

Hirnorganisch gestörte Kinder weisen zwar insgesamt eine geringere Belastbarkeit gegenüber sozialen Anforderungen auf, aber mit zunehmendem Alter können biologische Risikofaktoren kompensiert werden. Andererseits können negative soziale Faktoren mit zunehmendem Alter den psychischen Entwicklungsprozeß immer stärker beeinträchtigen. Damit wurde erneut bestätigt, wie wenig sinnvoll sowohl biologisch wie soziologisch verkürzte Vorstellungen von Leistungs- und Persönlichkeitsentwicklung sind.

Zu ähnlichen Ergebnissen führte die 1987 abgeschlossene interdisziplinäre Längsschnittstudie einer Forschungsgruppe „Entwicklungsdynamik“ der Sektion Rehabilitationspädagogik und Kommunikationswissenschaft der Humboldt-Universität über die bio-psychosoziale Entwicklung von 634 nach einer Zufallsstichprobe ausgewählten Kindern im Alter von 3-9 Jahren. (Die Forschungsgruppe „Entwicklungsdynamik“ stand unter der Leitung von K.-P. Becker. Auf Grund der durch die Umbruchsituation von 1989/90 hervorgerufenen Verwerfungen wurde die Studie erst 1991 publiziert.)

[367] Insgesamt wurden 579 Kinder aus dem Stadtbezirk und Landkreis Leipzig an vier Meßpunkten: 1979, 1981/82, 1983/84 und (vereinzelt) 1985-87 psychologisch, logopädisch, medizinisch sowie hinsichtlich der familiären Erziehungsbedingungen und der Bildungslaufbahn mit aufwendigen Test- und Untersuchungsverfahren auf ihre motorische, kognitive, sprachliche und psychosoziale Entwicklung überprüft. Zum ersten Meßzeitpunkt wurden außerdem alle entwicklungsauffälligen Kinder (N = 175) erfaßt und in der Folgezeit mit einer Kontrollgruppe nicht auffälliger Kinder (N = 88) aus der Gesamtstichprobe verglichen.

Die Untersuchungsmerkmale fielen, gemessen an den Kriterien der „International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps“ (ICIDH) in die Kategorie „1. Fähigkeitsstörungen im Verhalten, Abteilung: Fähigkeitsstörungen in der Bewußtheit (10-16), Gruppe: 15 Fähigkeitsstörungen im Wissenserwerb.“ Es handelte sich demnach um Untersuchungsmerkmale, die dem Bereich der Lernbehinderungen bzw. der Debilität zuzuordnen sind.

Im Ergebnis der Längsschnittstudie konnte u. a. nachgewiesen werden, daß es bei der Entstehung von Fähigkeitsdefiziten im intellektuellen Bereich zu einer Verschränkung von bio-psychosozialen Entwicklungsdeterminanten kommt. 2,9% der Probanden zeigten im frühen Schulalter Fähigkeitsstörungen im Wissenserwerb laut ICIDH. Sie fielen in die Gruppe von 9,4% aller Probanden, die während aller drei Meßpunkte Entwicklungsauffälligkeiten aufwiesen. Innerhalb der Gruppe mit Entwicklungsauffälligkeiten repräsentierten sie alle Grade von Entwicklungsstörungen vom extrem niedrigem, sehr niedrigem und niedrigem Entwicklungsniveau.

Bei 70% aller Probanden mit Störungen im Wissenserwerb wurden biologische Belastungen, d. h. hirnorganische Bedingungsfaktoren, festgestellt. 65% dieser Probanden wuchsen zudem unter sehr ungünstigen familiären Erziehungsbedingungen auf. Bei diesen konnte ein „sozialer Reproduktionszirkel“ derartiger Fähigkeitsstörungen nachgewiesen werden.

Becker faßte die Ergebnisse dieses Teilbereichs der Studie in einem späteren Resümee so zusammen:

„Partner, deren Lebensstil als ‚subkulturell‘ gekennzeichnet werden kann, gehen eine sexuelle Verbindung ein. Die unter diesen Bedingungen gezeugten und ausgetragenen Föten werden mit hirnschadenspezifischen Risiken belastet. Solche Belastungen müssen keineswegs, wie Beispiele belegen,

zwangshäufig zu Fähigkeitsstörungen führen. Werden solcherart belastete Föten aber wiederum in solche ungünstigen familialen Bedingungen hineingeboren und müssen darin aufwachsen, dann bilden sie mit großer Wahrscheinlichkeit Fähigkeitsstörungen im Wissenserwerb wieder aus. Familial gehäuftes Auftreten dieser Fähigkeits-[368]störungen entlarvt sich somit weitaus weniger als heriditär, vielmehr als sozial reproduziert.

Aus den Ergebnissen ist zu schlußfolgern, daß bei der Sequenz Fähigkeitsstörungen der ICIDH auch eine Verschränkung biopsychosozialer Entwicklungsdeterminanten in Rechnung zu stellen ist.“ (Becker 1996, S. 101)

Ich möchte nun daran anschließend auf eine weitere Arbeit von H. Hörz eingehen, die einen ergänzenden Aspekt in die Diskussion der Leistungsproblematik eingebracht hat. Sie betrifft die „Dimension Zeit“ in der menschlichen Phylo- und Ontogenese. In einem weitgespannten philosophischen Aufriß begründet Hörz, ausgehend von historischen und systematischen Untersuchungen zum Zeit-Begriff und zum Zeit-Verständnis, Grundzüge einer einheitlichen materialistischen Theorie der Zeit. Wesentlich dafür ist nach Meinung von Hörz die heuristische Bedeutung des Entwicklungsprinzips. In seiner Studie „Philosophie der Zeit“ (1990) arbeitete Hörz folgende Aspekte des Zeit-Begriffs heraus:

1.) Zeit als „Existenzform der Materie“ [S. 7]: Zeit-Theorien werden damit zu „*Widerspiegelungen objektiver Zeitstrukturen*“. (S. 12)

2.) Zeit als „*Gestaltungsprinzip*“: Gemeint ist die aktive Einwirkung auf Zeitabläufe einerseits und das „passive Erdulden des Geschehens in seiner zeitlichen Struktur“.(S. 12)

3.) Zeit als „Lebensgefühl“: Darunter ist die innere Verarbeitung von zeitlich strukturiertem Geschehen zu verstehen, mitsamt ihren Emotionen, Motivationen, moralischem Verhalten und auch ästhetischem Empfinden.(S. 12 f)

Hörz traf demnach nur vordergründig eine ähnliche Unterscheidung zwischen verschiedenen Dimensionen des Zeit-Begriffs, wie es aus einem völlig anderen, nicht-materialistischen, philosophischen Ansatz z. B. auch H. Bergson tat.

Im Zentrum der Bergsonschen Philosophie steht das Thema der Dauer („durée“). In seinem 1907 erschienen Werk „Evolution créative“ begreift Bergson die Entwicklung des Lebens vor dem Hintergrund seiner Durée-Konzeption. Bergsons Differenzierung zwischen „Erlebniszeit“ und „physikalischer Zeit“ geht davon aus, daß die „durée“ nicht nur ein (subjektives oder physikalisches) Zeitmaß ist, sondern das Wesen der Realität ausmacht. Die „réalité“ wird verstanden als ein quasi unerschöpflicher Bewußtseinsstrom, der eine schöpferische Entwicklung verkörpere. Das Zeitgefühl, die verinnerlichte Zeit, die nicht mehr mit der Uhr meßbare Zeit, sei es, die das innere Erleben, das gefühlsmäßige Verständnis der Umgebung vor allem bei der ästhetischen Aneignung der Wirklichkeit ausdrücke. Bergson schreibt:

„Unser Gedächtnis ist das Vehikel, das unser inneres Leben in Fluß und Bewegung hält, und wir selbst sind das Produkt des beständigen Zusammenfließens unserer Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Wir werden dazu, was wir [369] sind, nicht nur im Kampfe mit der Zeit, nicht nur im Laufe der Zeit, sondern auch durch die Zeit. Wir sind nicht bloß die Summe der einzelnen Momente unseres Lebens, sondern vielmehr das Ergebnis des sich fortwährend wandelnden Sinnes, den es durch jeden neuen Moment gewinnt. Denn ein solcher Moment verlängert nicht nur unser Dasein, sondern schafft einen neuen Gesichtspunkt, von dem aus oft das ganze Bild unseres Lebens verändert erscheint. Jeder Moment ist wie eine Phase in der Entwicklung einer Melodie; in jeder Phase sind sämtliche vorher verklungenen Töne gegenwärtig, jeder neue Ton modifiziert aber die Bedeutung aller übrigen Töne im Zusammenhang der Melodie.“ (Zit. n. Hörz 1990, S. 53)

Hörz wies wie auch Kardos (1982) und Schwark (1986, 1991) daraufhin, daß die notwendige Beachtung der nicht-physikalischen Seiten des Zeit-Begriffs und die Erschließung ihrer psychischen und sozialen Dimensionen auch idealistischen Spekulationen den Weg bereiten können.

„Da Philosophie nicht nur wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern auch soziale Erfahrungen zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen macht, kam es zu philosophischen Haltungen, in denen die subjektiven Momente des Zeitverständnisses betont wurden, aber auch zur direkten Subjektivierung der Zeit. In diese Richtung gehen die Überlegungen von Schopenhauer, der die Zeit als unseren eigenen, ungestört fortschreitenden, mentalen Prozeß faßt. Auch Bergson denkt mit seiner schöpferischen Zeit in diese Richtung.“ (Hörz 1990, S. 24)

Möglicherweise fällt es schwer, sofort einen Bezug zwischen der „Zeit“-Diskussion und der Problematik von Behinderung und Leistung zu erkennen. Ich sehe ihn aber u.a. dadurch gegeben, daß Hörz als eine Konsequenz dieses Zeit-Verständnisses auf „Entwicklungszyklen“ von einer Ausgangs- zu einer höheren Qualität aufmerksam macht, die auch innere Leistungsbereitschaft und -fähigkeit stark beeinflussen. Diese können mit Entwicklungskriterien gemessen werden, welche eine Richtung aufweisen, „die sich in der Realisierung von inneren Entwicklungspotenzen eines Systems bis zur höheren Qualität in der Zeit ausdrückt.“ (S. 13) Was so abstrakt-philosophisch klingt, besitzt absolut konkrete und praktische Implikationen. Hörz befaßt sich nämlich in einer späteren Phase seiner Ableitungen mit dem Problem der „Chronobiologie und Psychophysiologie der Zeit“ [S. 150 ff]. Was ist damit gemeint?

Hörz (1990, S. 150) zitiert zunächst eine Definition von Hecht: „Unter ‚Chronobiologie‘ verstehen wir die Disziplin der Biologie, die sich mit den Beziehungen und Zusammenhängen von zyklischen Körperfunktionen sowie deren Wechselbeziehungen zu den vielfältigen zyklischen Einflüssen der Umwelt – sogenannten Taktgebern – beschäftigt.“ (Hecht 1984, S. 41) Aus der Fülle zahlreicher Beispiele für die Abhängigkeit vieler Körperleistungen und -funktionen von Zeit-[370]rhythmen, vor allem vom sog. „circadianen Rhythmus“, dem 24-Stunden-Zyklus, möchte ich die Abhängigkeit auch geistig-kognitiver Leistungsparameter vom circadianen Rhythmus hervorheben.

Hörz zitiert dazu aus einer Untersuchung der Zentralstelle des Ministeriums für das Hochschul- und Fachschulwesen der DDR „Physiologie zur Ausbildung in der Grundstudienrichtung Medizinpädagogik“ von 1984. Daraus ergibt sich u.a. der auch für die Lern- und Leistungsthematik wichtige Hinweis auf Leistungsmaxima bzw. -minima, verteilt über den Tagesablauf. Dieser Tabelle entnehme ich folgende Angaben:

Maxima und Minima geistiger Leistungsparameter

Parameter	Zeitpunkt des Maximums	Zeitpunkt des Minimums
Akustische Reaktionszeit	vormittags	nach Mitternacht
Rechengeschwindigkeit bei Kindern	vormittags	mittags bis abends
Multiplikationsgenauigkeit	vormittags	nachts
Aufmerksamkeit bei geistiger Tätigkeit	vormittags	nachts
Aufmerksamkeit beim Maschineschreiben	vormittags	nachmittags bis abends

Maxima und Minima geistiger Leistungsparameter nach Hörz 1990, S. 154

Es ist eine noch offene Frage, welche funktionalen Zusammenhänge es zwischen diesen Leistungsschwankungen und den sog. „ultradianen“ Rhythmen, etwa den Schwankungen der Körpertemperatur, der Herz-Frequenzen und des Atems gibt. Es ist jedoch nachgewiesen, daß solche anthropologischen Konstanten – die Biorhythmen – (dazu zählen auch noch die Enzymzyklen, die für den Energiestoffwechsel zuständig sind) von durch die Evolution entstandenen „Zeitgebern“ gesteuert werden.

Dazu zählen einerseits Geozeitgeber aber auch ökologische und Biozeitgeber, [371] wie der Tag- und Nachtwechsel, die Schwankungen in der Lichtzeit und Lichtenergie während des Jahres, Mondphasen, Magnetfeld, Klima, etc.

Diese Konstanten weisen jedoch interindividuelle und typologische Unterschiede auf; dies ist nachgewiesen aus Untersuchungen über die medizinischen Folgen der Mehrschichtarbeit bzw. des häufigen Überfliegens von Zeitzonen, die zum sog. „jet lag“ führen. Chronische Störungen des circadianen

Rhythmus führten in Tierversuchen zu rascher Absenkung der Immunkompetenz mit Anstieg von Neoplasien (krebsartigen Wucherungen), Infektionen und Tod. Ursache dafür scheint die Störung der Ausschüttung des Zirbeldrüsenhormons Melatonin zu sein. (Vergl. Birbaumer & Schmidt 1996, S. 53)

Ich denke, es ist von Interesse, daran die Frage anzuschließen, ob es Möglichkeiten für besondere therapeutische Maßnahmen bei Lern- und Leistungsstörungen gibt, um auf solche Rhythmen Einfluß zu nehmen. Darüber hinaus wäre es sinnvoll zu untersuchen, wie sich ein umfassenderes, materialistisches, nicht allein auf die Zeit als physikalischer Kategorie beschränkendes Verständnis des Faktors Zeit auf die Entwicklung der Persönlichkeit auswirkt.

9.1.2. Bio-psychosoziale Ansätze im Bereich von Prophylaxe und Therapie im Bereich der „Alt-BRD“

Es hatte verhältnismäßig lange gedauert, bevor sich bundesrepublikanische Psychologen bzw. Philosophen mit dem neuen Forschungsansatz in der DDR befaßten. Die mit diesem Projekt verbundenen theoretischen Korrekturen an althergebrachten Grundsätzen der marxistischen Persönlichkeitskonzeption wurden von ihnen, die in der Regel die Entwicklung in der DDR ohnehin kaum zur Kenntnis nahmen – gar nicht in ihrer Bedeutung erkannt. Eine Ausnahme bildeten die Kommentare und Einschätzungen durch W. Jantzen.

W. Jantzen hatte als erster westdeutscher Psychologe in einer Rezension der von Geissler & Hörz herausgegebenen Arbeit auf den neuen persönlichkeitstheoretischen Ansatz in der DDR aufmerksam gemacht. Er schrieb damals:

„Ausgehend von den naturphilosophischen Überlegungen der Gruppe um Herbert Hörz am Institut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der DDR wie von Karl-Friedrich Wessel, Sektion Marxistisch-Leninistische Philosophie der Humboldt-Universität, ist in den letzten Jahren die Grundlage für ein anspruchsvolles Forschungsprojekt ‚Der Mensch als bio-psycho-soziale Einheit‘ geschaffen worden, ... dessen Vorteil ich zunächst in der Eröffnung einer breiten interdisziplinären Diskussion sehe, ohne schon überzeugt zu sein von der Notwendigkeit einer lebenslangen Längsschnittuntersuchung, in der alle strittigen und offenen Fragen untersucht und möglichst geklärt werden sollen. Dazu ist [372] der Diskussionsprozeß zu heterogen, die methodologischen Fragen sind zu ungeklärt ...“ (1988, S. 218)

Trotz dieser Skepsis zeigen sich nur wenige Jahre später in Jantzens zweibändigem Lehrbuch „Allgemeine Behindertenpädagogik“ (1990, 1992), deutlich erkennbare Verbindungslinien zum bio-psychosozialen Ansatz.

Jantzen integrierte ihn in die Weiterentwicklung seines eigenständig ausgearbeiteten materialistischen Konzepts der Behindertenpädagogik. Es soll hier kurz umrissen werden. Die Weltgesundheitsbehörde (WHO) war Jahre 1981 zu folgender Begriffsbestimmung gekommen:

„(Behinderung ist eine) vorübergehende Schwierigkeit (für die Leistungsminderung und/oder Schädigung verursachende Faktoren sind), eine oder mehrere Tätigkeiten auszuüben, die in Bezug auf das Alter der Person, ihr Geschlecht und ihre soziale Rolle im allgemeinen als wesentliche Grundkomponenten der täglichen Lebensführung gelten, wie etwa Sorge für sich selbst, soziale Beziehungen, wirtschaftliche Tätigkeit.“ (zit. n. Jantzen 1990, S. 17)

Jantzen stimmt den drei analytischen Ebenen (biologische, psychologische und soziale) zu, bemängelt aber die darin enthaltenen Annahmen zur Kausalität von Behinderung. Körperliche Beeinträchtigung führe z. B. nicht automatisch zu einer eingeschränkten Lebensfähigkeit. Auch müßten nicht zwangsläufig aus physiologischen und organischen Beeinträchtigungen psychologische folgen. Dies hänge vom jeweiligen sozialen Kontext ab.

Jantzen belegt dies u. a. mit der durch Stoffwechselstörungen bei der Phenylketonurie (PKU = Eiweiß-Stoffwechselstörung) entstehenden geistigen Behinderung von Kindern mit „Down-Syndrom“. Die Vererbung dieses Defekts setze sich keineswegs gradlinig in Verhalten um.

„Nicht alle betroffenen Kinder sind stark gestört, manche gelten sogar als normal und eine Störung tritt dann nicht auf, wenn das Kind mit einer Diät behandelt wird, in der Phenylalanin (eine essentielle Aminosäure zum Aufbau von körpereigenen Proteinen) vermieden wird. Vererbt wird also nicht das „Verhalten“ oder die „Handlungen“, sondern die Physiologie des Stoffwechsels.“ (Jantzen 1992, S. 18 f)

Ich denke, daß vor allem die von Jantzen deutlich erkannte und klar formulierte Herabsetzung von Behinderten als „Arbeitskraft minderer Güte“ im Kapitalismus zu einem ganz neuen therapeutischen Ansatz führt. Jantzen weist nach, wie sehr körperliche bzw. geistige Behinderung und Leistungsbeeinträchtigung auch außerhalb der Sphäre der unmittelbaren Produktion, dem eigentlichen Kernstück der „freien Marktwirtschaft“, gegen die Profit- und Verwertungsgesetze des Kapitals verstoßen. Aus der Sicht der Zirkulationssphäre, der Zirkulation von Waren und Menschen zwischen Produktion und Konsumtion, [373] stellt Behinderung eine reduzierte Geschäftsfähigkeit dar. Der „Behinderte“ kann seine Arbeitskraft nicht selbständig und in üblicher Weise zum Verkauf auf dem Arbeitsmarkt anbieten. Aus der Sicht der Konsumsphäre, des Verbrauchs von Gütern zu Zwecken der Reproduktion der Arbeitskraft, entsprechen Behinderte nicht der Norm der sozialen Konsumfähigkeit. Sie „stören“ die öffentliche Ordnung, wenn sie z. B. als Obdachlose oder Alkoholiker auf Plätzen oder in Parks sitzen. Aus Sicht der Distributionsverhältnisse, die das kapitalistische System vermittelt über den Staat aufrechterhalten, ist Behinderung reduzierte Ausbeutungsbereitschaft. Gemessen an der Sicht der sekundären Ausbildung in der Konsumsphäre, ist Behinderung reduziertes Gebrauchswertversprechen, Ästhetik des Häßlichen.

Schließlich stellt aus der Sicht der antagonistischen Gegensätze zwischen den Klassen einer Klassengesellschaft Behinderung in besonderer Weise eine Abnormalität und Minderwertigkeit dar, weil sie die Aneignung des gesellschaftlichen Reichtums durch die herrschende Klasse stört. (Vergl. Jantzen 1992, S. 40-42)

Mit diesem Verständnis von „Leistung“ und Leistungsbeeinträchtigung verknüpft Jantzen in bis dato kaum gekannter Konsequenz organische und soziale Dimensionen und Ursachen der Leistungsbeeinträchtigung und entwickelt ein ganzheitliches Verständnis von „Gesundheit“ bzw. „Krankheit“. Ein anderes von Jantzen genanntes Beispiel sei erwähnt: selbst aus Blindheit, so weist er nach, muß beispielsweise nicht zwangsläufig eine soziale Beeinträchtigung erwachsen.

„Diese resultiert nur und insofern, wenn die sozialen und familiären Prozesse, die durch den Ausfall der optischen Analyse und Synthese nicht gegebenen Aneignungsmöglichkeiten der Welt nicht auszugleichen vermögen. Etwa wenn ein Kind, statt nun in der motorischen Erfahrung der Welt, verbunden mit der akustischen, angehalten zu werden, beim Ausprobieren eines neuen Kleidchens genötigt wird still zu stehen, es gehindert wird, den Stoff zu befühlen oder es selbst in der eigenen Wohnung sich nur mit Hilfe bewegen darf (vgl. Daoud-Harms 1986).“ (Jantzen 1992, S, 17)

Es ist daher nicht nur aus persönlichkeitstheoretischer, entwicklungspsychologischer und pädagogischer Sicht zu fragen, ob sich aus den allgemeinen wissenschaftstheoretischen Konzeptionen, die mit dem Stichwort „bio-psychosoziales Modell“ skizziert sind, Modelle ableiten lassen, die auch bei der Diagnose und Therapie von anderen pathologischen Störungen von Bedeutung sein können.

Jantzen erörtert in seinem Lehrbuch die Relevanz des „Faktors Zeit“ als eines Vermittlungsgliedes zwischen den biologischen, psychologischen und sozialen Ebenen philosophisch-methodologisch. Wie schon Ananjew (1974) vor ihm, geht [374] Jantzen von der allgemeinen Grundtatsache aus, daß sich Bewegungsformen der Materie, indem sie sich voneinander trennen, zugleich verschiedenen Zeitdimensionen unterliegen. (Vergl. Jantzen 1992, S. 80).

Ananjew hatte – im übrigen liegt hier eine Analogie zum „biographischen Ansatz“ der Persönlichkeitstheorie H. Thomaes vor, die einen tieferen Vergleich beider Ansätze nahelegt – die Ontogenese des Menschen im Verhältnis zu seinem „Lebensweg“ in ihren verschiedenen Stadien genauer untersucht und war dabei auch näher auf die Widersprüche zwischen der individuellen Entwicklung und ihrem „Heterochronismus“ eingegangen.

Als eine der wesentlichsten Ursachen und Erscheinungsformen der inneren Widersprüche der ontogenetischen Evolution sah er die „Ungleichmäßigkeit der Entwicklung der Entwicklung der verschiedenen Systeme und ihrer Regulatoren“ an. (Ananjew 1974, S. 95)

Dabei stützte sich Ananjew nicht allein auf die bekannten naturwissenschaftlichen und medizinischen Erkenntnisse über die Ungleichmäßigkeit und Heterochronie des Wachstums und der Differenzierung der Gewebe, Knochen- und Muskelsysteme, der verschiedenen innersekretorischen Drüsen, der Hauptabschnitte des Zentralnervensystems, der analysatorischen Systeme der Kinder und Jugendlichen oder der zeitlichen Ungleichmäßigkeiten ihrer allgemeinen somatischen, geschlechtlichen und neuropsychischen Reifung.

Ananjew bezog bereits damals auch das sowohl in der „westlichen“ wie in der „östlichen“ Persönlichkeitstheorie noch recht wenig beachtete Thema des Alterungsprozesses und des Alters ein. Er unterstrich dabei drei besonders wichtige dynamische Elemente innerhalb der Persönlichkeitsentwicklung.

Erstens hob er hervor, „daß die zeitliche Ungleichmäßigkeit der Involutionsprozesse und die Ungleichmäßigkeit des Alterns der einzelnen Systeme wesentliche Erscheinungen der späten Ontogenese des Menschen sind, die für die gesamte Ontogenese keine geringere Bedeutung haben als die zeitliche Ungleichmäßigkeit bei der Reifung.“ (a. a. O., S. 95)

Zweitens würdigte er den Faktor Zeit für die Ausprägung psychisch-sozial bedingter Facetten der Persönlichkeitsentwicklung. „Ähnlich wie der Beginn der Entwicklung des Individuums ein langer und mehrphasiger Prozeß der Embryogenese ist, ist auch der Beginn der Entwicklung der Persönlichkeit ein langer und mehrphasiger Prozeß der frühen Sozialisation des Individuums, der im zweiten und dritten Lebensjahr besonders intensiv verläuft.“ (a. a. O., S. 99)

Drittens verwies er darauf, daß auch im weiteren Fortgang der Individualentwicklung die Entstehung von Persönlichkeitsmerkmalen sich ungleichmäßig und zeitlich unterschiedlich vollzieht. „Dieser zeitlich ungleiche Verlauf der Persönlichkeitsformung drückt der Reifung des Individuums den Stempel eines zeit-[375]lich unterschiedlichen Verlaufs auf und verstärkt den Gesamteffekt der zeitlich unterschiedlichen Grundpositionen des Menschen.“ (S. 99)

Dadurch entsteht das Problem der Diachronie zwischen organisch-biotischer Individualentwicklung und dem Beginn sowie der weiteren zeitlichen Entwicklung der Persönlichkeit des Individuums. „Die ‚Persönlichkeit‘ ist in ein und demselben Menschen immer jünger als das ‚Individuum‘; die Geschichte der Persönlichkeit, ihr Lebensweg (die Biographie), beginnt jedoch viel später, als es das Geburtsdatum angibt.“ (a. a. O., S. 99)

Jantzen griff diese Überlegungen Ananjews auf und setzte sie in einen direkten Bezug zur Leistungs- und Behinderungsproblematik. Er unterschied neben der physikalischen Zeit, die sich aus den Eigenschaften unseres Planetensystems ableitet, die biologische, psychologische und historische Zeit, die sich jeweils auf physikalische Zeit zurückbeziehen lassen. In Verbindung mit physisch-organischen Entwicklungsrhythmen sei damit folgendes gemeint:

„Die Schnelligkeit eines biologischen Entwicklungsprozesses ist zwischenartlich und innerartlich nicht die gleiche. So dauert die Entwicklungsspanne bis zur sexuellen Reifung und dem Abschluß des Körperwachstums bei Menschen weitaus länger als bei niedrigen Säugetieren. Entsprechend unterschiedlichen Ernährungsbedingungen wie sozialen Zusammenhängen finden sich erhebliche Unterschiede in diesen Zeitparametern auch innerhalb der Menschheit selbst.“ (Jantzen 1992, S. 81)

Vergleichbares lasse sich in der Entwicklung der psychologischen und der historischen Zeit feststellen. Mit Blick auf verzögerte oder gestörte Entwicklungsstufen stellt Jantzen dann fest, daß die Bedeutung eines mehrdimensionalen, materialistischen Zeit-Begriffs deutlich wird, wenn man bei der Untersuchung von Behinderung und psychischer Krankheit auf Diskrepanzen in diesen Zeitgefügen stößt, z. B. darauf, „daß die üblicherweise in physikalischen Einheiten als normal bestimmte Entwicklung eines Kindes sich so nicht realisiert.“ (Jantzen, a. a. O., S. 81)

Zu fragen sei dann weniger, ob die Eigenzeiten der biologischen oder psychologischen Entwicklung ebenfalls aufgehoben seien, sondern vielmehr, ob ein deutlicher Bruch zwischen diesen Dimensionen und den sozialen Zeitprozessen (Stoffvermittlung in der Schule, Entfaltung affektiver wie kognitiver Strukturen in der Mutter-Kind-Dyade usw.) stattfindet.

Jantzens dezidiert von materialistischen Positionen aus entwickelte Überlegungen zur Bewertung des Leistungs- und Behinderungsproblematik decken sich streckenweise mit anderen Therapieansätzen, die in der gegenwärtigen Psychotherapiediskussion zum Tragen kommen und ebenfalls vom bio-psychosozialen Gedanken ausgehen.

[376] Neben H. Keupps Überlegungen zur Einordnung psychischer Störungen in gesellschaftliche Lebenszusammenhänge und zu einer sozialkritischen Gemeindepsychiatrie (1988, S. 69-92 bzw. S. 717-736) sowie den weiter oben bereits erläuterten Modellen in der Verhaltensmedizin (z. B. Reinekker 1988, S. 677-688) ist hier vor allem der Therapieansatz von Schulte (1996) zu erwähnen. Er geht von folgender Grundannahme aus:

„Das Verhalten des Patienten, auch sein auffälliges, problematisches Verhalten, wird durch vielfältige Regulationsprozesse auf biologischer, psychologischer und sozialer Ebene gesteuert. Der Therapeut greift vornehmlich über den Weg der Kommunikation und Interaktion mit seinem Patienten in diese Regulationsprozesse ein und initiiert Veränderungen.“ (Schulte 1996, S. 4)

Schulte legt seinem therapeutischen Strategieansatz ein Krankheitsparadigma der Medizin zugrunde, das auf dem bio-psychosozialen Ansatz beruht. Hatten die Psychiatrie um die Jahrhundertwende, die tiefenpsychologischen Theorien, aber auch die psychopathologische Tradition, die auf Jaspers zurückgeht, psychische Störungen als einen „Defekt in der Person“ des Patienten angesehen, so lehnt Schulte die Annahme eines „Defekts“ grundsätzlich ab. Die Symptome und Auffälligkeiten werden direkt, ohne den Umweg über die Annahme eines Persondefektes, auf Ursachen in der Person oder vor allem in der (sozialen) Umwelt zurückgeführt. Schulte weist auch auf die Bedeutung der Wechselwirkung zwischen sozialer Umwelt und Patienten hin, die solche Symptome noch verstärken können. Die Abweichungen im Patientenverhalten können auch die Umwelt zu verändertem Verhalten gegenüber dem Patienten veranlassen. Die „labeling-Theorie“ von Keupp (1976) habe deutlich gemacht, daß primäre Abweichungen bei einem Patienten zu einem veränderten Rollenverhalten seiner Umwelt führen. Die sozialen Bezugspersonen ziehen sich zurück, reagieren nicht mehr wie gewohnt, zeigen kaum noch Verständnis und lehnen den Patienten immer mehr ab. Fazit: die psychische und Verhaltenssymptomatik verstärkt sich.

Andere psychische oder somatische Störungen können tatsächlich Folgen eines organischen „Defektes“, Symptome einer allgemeinen körperlichen oder neurologischen Erkrankung sein. Denkbar und real auch stark vertreten, sind Abweichungen ohne Defekte, z. B. „wenn ein durchaus an bestimmte Subgruppen angepaßtes Verhalten vorliegt (angepaßt z. B. an Jugendbanden, extreme Sekten oder gestörte Familien), das jedoch von der weiteren sozialen Umwelt als abnorm beurteilt wird. Gestört wäre hier nicht die Person, sondern – im übertragenen Sinn – die Umwelt.“ (Schulte, a. a. O., S. 24)

Die Arbeiten von Jantzen, Keupp und Schulte verdeutlichen beispielhaft, welche breiten Anwendungsmöglichkeiten für den therapeutischen Bereich durch den bio-psychosozialen Ansatz gegeben sind. Insbesondere die Auseinanderset-[377]zung Jantzens mit seiner marxistisch inspirierten Variante und ihre praktische Umsetzung auf dem Gebiet der Behindertentherapie zeigt, wie produktiv und befruchtend ein gegenseitiges Lernen und Akzeptieren von wissenschaftlichen Erkenntnissen über philosophische und wissenschaftstheoretische Gegensätze hinweg sein kann, bzw. in Deutschland nach 1990 hätte sein können.

9.2. Erste kritische Positionen zum Selbstverständnis des bio-psychosozialen Projekts

Hatte sich zunächst mit der breiten Resonanz auf die oben erwähnte Umfrage der Deutschen Zeitschrift für Philosophie von 1985 ein Durchbruch zu einem neuen Konsens angedeutet, so artikulierten sich jedoch auch bald kritische Stimmen und Fragen zum bio-psychosozialen Ansatz. L. Pickenhain

z. B. bezweifelte in der wichtigsten psychologischen Fachzeitschrift der DDR, daß der hohe Anspruch des bio-psychosozialen Forschungsprojekts, eine Synthese der verschiedensten wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Entwicklung des Menschen auszuarbeiten, überhaupt mit einem solchen „Konglomerat von Wortstämmen“ (Pickenhain 1986, S. 273) einzulösen sei.

Bei der kritischen Hinterfragung des Bio-psychosozialen ging es allerdings um mehr als nur um einen wissenschaftstheoretischen Disput. Dies wurde u. a. auch daran deutlich, daß die Redaktion der Deutschen Zeitschrift für Philosophie in Heft 5/87 den Brief eines „Praktikers“ der um populärwissenschaftliche Aufklärung bemühten „URANIA“-Gesellschaft veröffentlichte, in dem dieser ganz verunsichert um eine Erklärung dafür bat, „warum der bislang verwendete Terminus ‚der Mensch als biosoziales Wesen‘ durch einen offensichtlich präziseren – ‚der Mensch als biopsychosoziale Einheit‘ – ersetzt wird.“ Das sei eine Frage, die „wohl überall“ entstanden sei. (Klingenstein 1987, S. 461)

Sowohl H. Hörz wie auch K. F. Wessel sahen sich daher früh genötigt, den Anspruch des „Biopsychosozialen“ zu präzisieren, zu rechtfertigen und zu verteidigen. Wessel kommentierte Pickenhains Kritik am neuen „Konglomerat“ zunächst nur mit der kurzen Bemerkung: „... aber das ist natürlich kein Argument“. Er räumte jedoch ein, daß das Forschungsprojekt „auch Hypothetisches bzw. die Orientierung auf das Hypothetische“ (Wessel 1988, S. 100) enthielt. Mit den von ihm als „legitim“ anerkannten Zweifeln Pickenhains setzte sich auch Tembrock auseinander. (1987, S. 576) Zu einer sehr deutlichen Auseinandersetzung zwischen Befürwortern und Skeptikern kam es auch auf der oben bereits erwähnten Festsitzung der Akademie der Wissenschaften aus Anlaß des 170. Geburtstages von K. Marx (1988).

[378] J. Herrmann rügte zunächst eine ausgeprägte Einseitigkeit und Deformierung des marxistischen Persönlichkeitsansatzes durch die marxistischen Theoretiker selbst. Es sei zutreffend, daß die 6. Feuerbachthese von Marx vielfach starr und dogmatisch aufgefaßt worden sei. Dies wäre nach Herrmann nicht weiter erwähnenswert gewesen, „wenn daraus nicht Konsequenzen erwachsen wären für die jahrelange Vernachlässigung von Molekularbiologie, Humangenetik, Psychologie und anderen wissenschaftlichen Disziplinen, die sich dem Menschen als biologisches oder richtiger: biologisch-gesellschaftliches Wesen zuwenden.“ (Herrmann 1989, S. 7)

Gleichzeitig argumentierte aber Herrmann noch weitaus schärfer als in seiner Arbeit von 1983 gegen biologistische und sozialdarwinistische Tendenzen unter marxistischen Persönlichkeitstheoretikern. Er beklagte einen „nicht geringen“ Druck, der auch in der DDR von „genophilen“ Vorstellungen ausginge, der sich „in zahlreichen Veröffentlichungen und Verlautbarungen an angesehenen Universitäten und Buchtiteln“ (S. 17) bemerkbar mache.

Es sei nicht zuerst die Fragestellung „Vom Gen zum Verhalten“ zu diskutieren, sondern umgekehrt sei nach der Auswirkungen des Verhaltens auf die Gene zu fragen. Damit bezog Herrmann ganz offenkundig eine ablehnende Position sowohl gegen die Hörz-Gruppe, deren gleichnamige Arbeit nur kurz zuvor erschienen war, als auch gegenüber dem Forschungsprojekt an der Humboldt-Universität. Er stellte sie praktisch in einen Zusammenhang mit biologistischen Auffassungen und einem – wie er sagte – „blanken Reduktionismus“, den Herrmann ausdrücklich in den Arbeiten der amerikanischen Sozio-Biologen E. O. Wilson und R. Dawkins verkörpert sah. „Unter Umgehung des menschlichen Phänotyps, der menschlichen Persönlichkeit als biologisch-gesellschaftliche Einheit, wird ohne einsehbare Begründung das Gen an sich zum Steuermann menschlicher Persönlichkeit, ihres Verhaltens und letztendlich menschlicher Geschichte erklärt.“ (S. 17)

Herrmann verfuhr m. E. nach dem Motto „Man schlägt den Sack, aber meint den Esel“. Es ist naheliegend, daß seine Kritik weniger Wilson und Dawkins galt, als bestimmten Positionen innerhalb der DDR-Forschung.

Mit Nachdruck hob Herrmann hervor, daß erst die dialektische Einheit von organisch-physischer Evolution des Naturwesen Mensch (insbesondere seines Gehirns) mit seiner sozial-kulturell-geistigen Entwicklung den qualitativen Umschlag in der Epoche der Homo-Deviation vom Urmensch homo erectus zum modernen homo sapiens herbeigeführt habe. Diese qualitativ neue Stufe der Phylogenese

werde charakterisiert durch die Herstellung von Produktionsmitteln – also nicht nur durch die Anwendung von primitiven Hilfsmitteln, die bereits von Tieren benutzt werden –, die Nutzbarmachung des Feuers, die Entwicklung der Sprache [379] und durch erste Anzeichen einer kulturell-künstlerischen Einwirkung auf die Umwelt. Damit erst erreiche die Anthropogenese als Hauptepoche der Phylogenese das für die Menschwerdung typische und notwendige Entwicklungsniveau.

Herrmann konzedierte, daß das genetische Erbe und genetische Neudispositionen grundlegend für das ontologische Substrat seien. Diese genetische Disposition werde nicht allein durch zufällige Genmutationen herbeigeführt, sondern auch durch Gen-Neukombinationen. Es sei davon auszugehen, daß hier die biologische Selbstorganisation des Organismus über den Mechanismus der sog. „dissipativen Strukturen“ wirksam sei. Dies sei jedoch im einzelnen noch nicht endgültig und befriedigend geklärt, auch wenn dazu in den Arbeiten von Tembrock wichtige Hinweise gegeben würden.

So berechtigt Herrmanns generelle Kritik am „Biologismus“ überhaupt, bzw. an möglichen biologistischen Tendenzen innerhalb des bio-psychosozialen Ansatzes war, sie wurde weder ihren unterschiedlichen Tendenzen gerecht, noch gelang es Herrmann, seine Vorbehalte gegenüber dem Modell des Bio-psychosozialen präzise genug zu formulieren. Seine berechtigte generelle Ablehnung der Soziobiologie wirkte eher wie eine Verteidigung und Rechtfertigung der alten, allzu engen soziologistischen Interpretationen des Marxschen Persönlichkeitsbegriffs.

Notwendig wäre m. E. gewesen, daß sowohl eine generelle als auch eine differenzierte Bewertung des bio-psychosozialen Ansatzes vorgenommen worden wäre.

Erstens wäre zu überprüfen gewesen, ob der bio-psychosoziale Ansatz den allgemeinen Kriterien und Anforderungen an eine wissenschaftliche Hypothese und Theorie gerecht wird. Schon hier eröffnen sich die ersten grundsätzlichen Fragen und Probleme. H. Hörz selbst hatte bereits auf ein ungeklärtes Problem des neuen Ansatzes hingewiesen, nämlich auf die objektive Schwierigkeit, die einzelnen Elemente des Bio-psychosozialen in der Ontogenese voneinander abzugrenzen bzw. ihre jeweiligen Anteil an der Gesamtentwicklung der Persönlichkeit zu beurteilen. „Die Wertigkeit der angegebenen Faktoren in der biopsychosozialen Einheit ist ... relativ.“ (Geissler/Hörz 1988, S. 6)

Damit vertiefte m. E. Hörz selbst seine ohnehin bereits recht vorsichtige Charakterisierung des biopsychosozialen Ansatzes als einer Art Suchauftrag noch mehr. Er reflektiert darüber hinaus jedoch zu Recht ein methodologisches Grundproblem einer jeden philosophischen oder psychologischen Persönlichkeitstheorie: die Bewertung und Zuordnung einzelner Faktoren oder Subsysteme eines theoretischen Persönlichkeitsmodells (Vergl. die Diskussion über die „trait“- bzw. „prozeß-orientierten“ Modelle in der Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie.)

[380] Bei Hörz kommt jedoch eine weitere methodische Schwierigkeit hinzu. Der bio-psychosoziale Ansatz scheint sich bei ihm generell der objektivierten Meßbarkeit und Überprüfbarkeit entziehen zu wollen.

Dies deutet sich zumindestens in folgender Aussage von Hörz an: „Sie (die Wertigkeit der 3 Faktoren) hängt davon ab, welche Beziehungen im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stehen.“ (Hörz 1988, S. 6)

Wenn das theoretische System „Bio-psychosoziales“ prinzipiell, und nicht nur auf den Einzelfall bezogen, keine objektive Beurteilung der Wertigkeiten und der Beziehung zwischen seinen Subsystemen zuläßt, sondern dies jeweils in der subjektiven Entscheidung eines einzelnen Wissenschaftlers steht, scheint mir die innere objektive Konsistenz des Systems nicht gegeben zu sein.

Dann wäre jedoch dieses Verständnis des bio-psychosozialen Konzepts kaum noch als wissenschaftliche Hypothese zu betrachten, sondern bliebe ein rein spekulatives Konstrukt, das sich einer objektiven Messung und Beurteilung entzöge – ähnlich wie das Freudsche 3-Schichtenmodell der Persönlichkeit („Es“, „Ich“, „Über-Ich“).

Hypothesenbildung erfordert bekanntlich als Minimum die Verifizier- oder Falsifizierbarkeit einer Annahme, indem sie unabhängig von den einzelnen Anwendern eine objektive Überprüfbarkeit

ermöglicht. Dies setzt ein bestimmtes Maß von innerer Konsistenz der Faktoren der Hypothese voraus. Dies ist aber offenbar laut H. Hörz nicht nur nicht objektiv möglich, sondern offenbar auch nicht gefordert, da nach Hörz’ Worten das „wissenschaftliche Interesse“, also eine subjektive, nicht quantifizierbare und kaum reproduzierbare Größe, den Ausschlag gibt. Hörz hat sich hier zumindestens sehr mehrdeutig interpretierbar geäußert.

Zweitens wäre zu überprüfen gewesen, ob und inwieweit aus marxistischer Sicht im bio-psychosozialen Ansatz generell Tendenzen zu einer – im philosophischen Sinne verstandenen – Revision materialistischer Wesenselemente der Persönlichkeitstheorie vorgenommen wurden.

Diese Frage ist zwar schon deshalb nur sehr schwer zu beurteilen, weil ich glaube nachgewiesen zu haben, daß es fast zu keiner Zeit einen von der Mehrheit der marxistischen Persönlichkeitstheoretiker akzeptierten, differenzierten Kanon unverzichtbarer und unstrittiger Bestandteile der marxistischen Persönlichkeitstheorie gab – sieht man einmal von der allgemeinen Berufung auf den dialektischen und historischen Materialismus als Basis ab.

Dennoch erlauben m. E. die philosophischen Grundaussagen des wissenschaftlichen Sozialismus, sowie die in den verschiedensten Arbeiten ausformulierten Positionen bzw. Hypothesen der marxistischen Klassiker zu Fragen des Menschenbildes und der Persönlichkeitstheorie zumindestens eine begründbare Zu-[381]stimmung oder Ablehnung dieser oder jener Aspekte des bio-psychosozialen Ansatzes.

Auch die immanente Auseinandersetzung mit Tembrocks Modell des Biopsychosozialen hätte bereits einige Schwachstellen dieser Konzeption konkreter nachweisen können. Diese Kritik wurde letzten Endes auch vorgebracht. Sie fiel jedoch zeitlich so eng mit dem Ende der DDR zusammen, daß ein innermarxistischer Dialog darüber nicht mehr zustande kam.

Tembrocks recht ausgefeilt erscheinendes Modell des Bio-psychosozialen war u. a. lange Zeit deshalb nicht in Frage gestellt worden, weil er in der DDR wegen seiner verhaltensbiologischen Forschungen als unbestrittene Autorität galt. Erst im Dezemberheft 1989 der Deutschen Zeitschrift für Philosophie, der allerletzten noch unter „normalen“ DDR-Verhältnissen erschienenen Ausgabe, analysierte K. Stöber von der Sektion Marxismus-Leninismus der Universität Halle Tembrocks Modell detaillierter als andere Autoren vor ihm. Seine Kritik an Tembrock läßt sich in folgenden Punkten zusammenfassen:

1. Der Begriff „Bio“ werde bei Tembrock nur aus den „konstitutionellen Eigenschaften“ abgeleitet und nicht, wie es eigentlich von der Verhaltensbiologie selbst nahegelegt wird, vom Verhalten, von der Ganzheitlichkeit und der Aktivität der Spezies. Das „Biotische“ auf Seiten des lebendigen Organismus auf die „konstitutionellen Eigenschaften“ zu beschränken, bedeute, davon zu abstrahieren, wie sich dieser Organismus mit seinen „konstitutionellen Eigenschaften“ betätigt, resp. verhält. „Den konstitutionellen Eigenschaften des Menschen sieht man es nicht an, ob er sich instinktiv am Kopf kratzt oder Klavier spielt. Das wirft die Frage auf, ob man beim Menschen den ganzen im Zuge der biotischen Evolution erworbenen Reichtum an motivationalen, emotionalen und kognitiven Beziehungen vom ‚Biotischen‘ trennen kann.“ (S. 1122)

Aus der Gesamtheit der menschlichen Verhaltensweisen (dem Allgemeinen) müßten diejenigen spezifisch menschlichen Verhaltensweisen hervorgehoben werden, die konstitutiv für menschliche Geschichtlichkeit und gesellschaftliche Entwicklung sind. Es gelte, das Besondere im Allgemeinen festzuhalten. Dies werde mit dem Begriff des „Biotischen“ nicht erreicht.

2. Der Begriff „Psycho“ lege in Tembrocks Modell nahe, das menschliche Verhalten einseitig aus der „Psyche“ des sich verhaltenden Individuums abzuleiten. Menschliches Verhalten werde aber auch durch Unterschiede in der Ausprägung der biotischen Verfaßtheit und der genetischen Ausstattung geprägt.

Vor allem aber gibt Stöber gegenüber dem von ihm offenkundig als zu statisch empfundenen Verständnis von „Psycho“ folgendes zu bedenken:

„Der Mensch wird (ontogenetisch wie geschichtlich), indem er sich auf historisch konkrete Weise den ‚Reichtum menschlicher Wesenskräfte‘ aneignet, zum [382] menschlichen Individuum und

betätigt sich als solches. Wenn das Psychische zu der Instanz gemacht wird, in der sich das (menschlich) Soziale im Zuge der menschlichen Ontogenese niederschlägt, so ist nichts zu dem Verhältnis von Biotischem und Menschlichem gesagt. Das Problem wird damit lediglich auf die Psyche verschoben. Auch hier steht dann die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem, was an motivationalen und kognitiven Momenten aus der menschlichen Vorgeschichte fortwirkt, und den Besonderheiten der menschlichen Psyche.“ (Stöber 1989, S. 1122)

3. Auch hinsichtlich des „Sozialen“ in Tembrocks Modell bestehe die Notwendigkeit, die Besonderheit des menschlich Sozialen gegenüber dem ‚Sozialen‘ tierischer Gesellschaften anzugeben. Wenn innerhalb des dreistufigen Modells des „Bio-psychosozialen“ das „Psychische“ zu einer Art Vermittlungsinstanz zwischen Sozialem und Biotischen gemacht werde, dann impliziert das ein Verständnis von „Sozialem“, das dem menschlichen Individuum als etwas „Äußerliches“ entgegentritt und damit das Psychische gewissermaßen „sozialisiert“. Die Entwicklung der menschlichen Individualität, so Stöber, steht aber nicht außerhalb des menschlichen Gattungswesens resp. dieses nicht nur außerhalb der menschlichen Individualität.

Stöber erinnert in seinem Kontext an Marx’ „Ökonomisch-philosophische Manuskripte“ von 1844, in denen er einen „bei weitem noch nicht ausgeschöpften methodologischen Fundus“ für die Gewinnung eines Zugangs zum Verhältnis von Biotischem und Sozialem sah. (Stöber 1989, S. 1123)

Marx hatte darin zur Dialektik von Individualität und Gesellschaftlichkeit folgendes festgestellt:

„Das *menschliche* Wesen der Natur ist erst da für den *gesellschaftlichen* Menschen; denn erst hier ist sie für ihn da als *Band* mit dem *Menschen*, als Dasein seiner für den andren und des andren für ihn, wie als Lebenselement der menschlichen Wirklichkeit, erst hier ist sie da als *Grundlage* seines eignen *menschlichen* Daseins. Erst hier ist ihm sein *natürliches* Dasein sein *menschliches* Dasein und die Natur für ihn zum Menschen geworden. Also die *Gesellschaft* ist die vollendete Wesenseinheit des Menschen mit der Natur, die wahre Resurrektion der Natur, der durchgeführte Naturalismus des Menschen und der durchgeführte Humanismus der Natur.“ (MEW Erg Bd. 1, S. 537 f)

Bereits in dieser Frühschrift geht Marx über die später letztendlich so fruchtlose Debatte um das Verhältnis zwischen Sozialem und Individuellem hinaus, indem er diese oftmals als dichotomisch und starr voneinander abgegrenzte Beziehung in dialektischer Weise als Einheit von Gegensätzen begreift.

„Es ist vor allem zu vermeiden, die ‚Gesellschaft‘ wieder als Abstraktion dem Individuum gegenüber zu fixieren. Das Individuum *ist* das *gesellschaftliche* [383] *Wesen*. Seine Lebensäußerung – erscheine sie auch nicht in der unmittelbaren Form einer *gemeinschaftlichen*, mit andern zugleich vollbrachten Lebensäußerung – *ist* daher eine Äußerung und Bestätigung des gesellschaftlichen Lebens. Das individuelle und das Gattungsleben des Menschen sind nicht *verschieden*, so sehr auch – und dies notwendig – die Daseinsweise des individuellen Lebens eine mehr *besondre* oder mehr *allgemeine* Weise des Gattungslebens ist, oder je mehr das Gattungsleben ein mehr *besondres* oder *allgemeines* individuelles Leben ist.

... Der Mensch – so sehr er daher ein *besondres* Individuum ist, und grade seine Besonderheit macht ihn zu einem Individuum und zum wirklichen *individuellen* Gemeinwesen – ebensosehr ist er die *Totalität*, die ideale Totalität, das subjektive Dasein der gedachten und empfundnen Gesellschaft für sich, wie er auch in der Wirklichkeit sowohl als Anschauung und wirklicher Genuß des gesellschaftlichen Daseins wie als eine Totalität menschlicher Lebensäußerung da ist.

Denken und Sein sind also zwar *unterschieden*, aber zugleich in *Einheit* miteinander.“ (ebenda, S. 538 f)

Mit diesen methodischen Ausführungen entwickelt Marx m. E. ein Instrumentarium für eine materialistische Kritik der Konzeption des älteren biosozialen Ansatzes wie auch der, wenn auch nur in feinen Nuancierungen erkennbaren, besonderen Gewichtung des Biotischen innerhalb der Triade des Bio-psychosozialen z. B. bei Tembrock.

Es wird auch an Stöbers m. E. berechtigter Kritik des Tembrockschen Ansatzes deutlich, daß die damals fortgeschrittensten sowjetischen system- und tätigkeitstheoretischen Überlegungen in der DDR nur unzureichend reflektiert worden waren. Schon einige Jahre zuvor hatte nämlich A. N. Leontjew in seiner in der DDR bereits 1979 in Deutsch erschienenen Arbeit „Tätigkeit. Bewußtsein. Persönlichkeit“ (in der BRD erschien es 1982) bereits auf das „Problem der inneren Beziehungen“ (S. 218 f), die durch das „Nebeneinanderbestehen“ (S. 218) der biologischen, psychologischen und sozialen Ebene in der Untersuchung des Menschen entstünde, hingewiesen. Dieses Problem könne „bis jetzt nicht als gelöst“ angesehen werden. (Leontjew 1982, S. 220)

Als Gegenstand der Psychologie könne der ganzheitliche Mensch nur auf Grund einer speziellen Untersuchung der „gegenseitigen Übergänge der einen Ebene auf die andere, die im Laufe der Entwicklung entstehen“, betrachtet werden.“ (ebenda)

Die Schwierigkeit bestehe darin, daß dazu die „Abstraktion jener spezifischen Wechselwirkungen und Beziehungen des Subjekts“ (S. 219) erforderlich sei, die die psychische Widerspiegelung der Realität im Gehirn des Menschen erzeugen. Diese Abstraktion sei in der Kategorie „Tätigkeit“ enthalten, die die [384] Ganzheitlichkeit des konkreten Subjektes in allen Facetten seiner Lebensbedingungen in die Psychologie zurückbringe.

Allgemein jedoch – und nicht nur (entwicklungs-)psychologisch betrachtet –sei von dem systemischen Prinzip auszugehen, daß die jeweilige höhere Ebene stets die führende bleibt. Diese könne sich aber nur mit Hilfe der tiefer liegenden Ebenen realisieren und hänge somit von ihnen strukturell ab.

„Somit besteht die Untersuchung der Übergänge zwischen den Ebenen in der Erforschung der mannigfaltigen Formen dieser Realisierungen, wodurch die Prozesse der höheren Ebene nicht nur konkretisiert, sondern auch individualisiert werden.

Die Hauptsache ist, jenen Umstand nicht außer acht zu lassen, daß wir es bei der Untersuchung der Übergänge zwischen den Ebenen nicht mit einer Bewegung in eine Richtung, sondern in zwei Richtungen und zudem noch mit einer spiralförmigen Bewegung zu tun haben: mit der Entwicklung der höheren Ebenen und dem ‚Abfallen‘ – oder Umgestaltung – der tiefer liegenden Ebenen, die ihrerseits die Möglichkeit der Weiterentwicklung des Systems insgesamt bedingen. Auf diese Weise bleibt die Untersuchung der Übergänge zwischen den Ebenen interdisziplinär und schließt zugleich aus, die Untersuchung so zu interpretieren, als würde die eine Ebene auf die andere reduziert oder als strebe die Forschung danach, korrelative Beziehungen und Koordinationen zu ermitteln.“ (ebenda, S. 221)

Möglicherweise hätte eine weniger zögerliche und zwiespältige Aneignung und Auseinandersetzung mit den Positionen des „jungen Marx“ und der sowjetischen Tätigkeitstheorie in der DDR dazu geführt, daß die langen persönlichkeitstheoretischen Diskussionen in den siebziger und achtziger Jahren früher einem Ergebnis zugeführt worden wären. Im marxistischen Diskurs über den bio-psychosozialen Ansatz wäre es sicherlich vonnöten gewesen, ihn grundsätzlich hinsichtlich seiner philosophisch-systematischen, wissenschaftsgeschichtlichen wie auch von seiner immanenten Konsistenz her zu beurteilen. Das zeitliche Zusammenfallen von generellen, in der unzureichenden Beherrschung der Dialektik wurzelnden methodischen Problemen der marxistischen Persönlichkeitstheorie mit den politischen und gesellschaftlichen Ereignissen, die im Herbst 1989 die Endphase der sozialistischen DDR einleiteten, beendete jedoch nicht nur abrupt den bio-psychosozialen Forschungsansatz, sondern zwangsläufig (zunächst einmal) auch die innermarxistische Diskussion um die Bewertung dieser Konzeption.

Ich will zum Abschluß versuchen, die Gründe für diese aus meiner Sicht entscheidende Unsicherheit in der Theoriebildung so vieler marxistischer Persönlichkeitsforscher zu klären. Dabei wird es nötig sein, noch einmal auf die Schlüs-[385]selfunktion der Marxschen „Pariser Manuskripte“ für die Entwicklung einer materialistischen Persönlichkeitstheorie zurückzukommen.

9.3. Ungelöste Verarbeitung der Marxschen Subjekt-Objekt-Dialektik

So sehr es auch zutrifft, wie L. Sève in „Marxismus und Theorie der Persönlichkeit“ schreibt (S. 67 ff), daß die „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ im Vergleich zum „reifen Marxismus“ nur ein Durchgangsstadium, eine „wichtige Etappe des Übergangs vom alten spekulativ-humanistischen

Standpunkt zum neuen wissenschaftlich-ökonomischen und historischen Standpunkt“ charakterisieren, so wenig läßt sich m.E. jedoch die Marxsche Analyse der Subjekt-Objekt-Dialektik in dieser Frühschrift nur als „noch nicht materialistisch umgestülpt“ bezeichnen. (Sève 1977, S. 65)

Gerade in Bezug auf die strukturelle, methodische Hauptschwäche bei der (Weiter-)Entwicklung einer marxistischen Persönlichkeitstheorie, der ungenügenden Beherrschung des Prinzips der dialektischen Behandlung der beiden Seiten eines Gegensatzpaares – hier der Dialektik von Individuum und Gattung bzw. zwischen Biotischem und Sozialem – bringen die „Pariser Manuskripte“ methodisch ungemein Erhellendes. Es ist der marxistischen Persönlichkeitstheorie in der DDR m. E. jedoch nicht ausreichend gelungen, dieses wissenschaftliche und methodische Erbe für ihre eigene Theoriebildung voll zu erschließen, obwohl es auch in der Diskussion über die „bio-psychosoziale Einheit“ durchaus immer wieder direkte Bezüge zu dieser Arbeit gegeben hat. Dabei ging es im Prinzip natürlich nicht um eine generelle Infragestellung der Marxschen Aussagen zur, Dialektik von Biotischem und Sozialem. Die Schwierigkeiten lagen im Bereich der präzisen Erfassung des Marx-Textes; es ging um feine, z. T. sehr subtile Nuancierungen.

Dies läßt sich auch an der Argumentation von H. Hörz zur Verknüpfung zwischen Human-Soziobiologie und marxistischer Persönlichkeitstheorie, sowie der Beziehung zwischen naturwissenschaftlichen neuen Erkenntnissen und ihrer theoretischen Verallgemeinerung und philosophischen Systematisierung nachweisen. Wie wir oben sehen konnten, hatte sich Hörz in „Vom Gen zum Verhalten“ von biologistischen Auffassungen distanziert und eine simple Kausalverkettung zwischen genetischer Disposition und Verhalten kritisiert. Diese Argumentation führte Hörz noch im selben Jahr in einem Beitrag für den von R. Löther publizierten Band „Tiersozietäten und Menschengesellschaften“ fort. Hörz unternahm darin den Versuch eines Brückenschlags zwischen der Sozialbiologie E. O. Wilsons [386] und der von ihm als „philosophische Entwicklungstheorie“ bezeichneten, materialistischen Theorie der Anthroposoziogenese, die u.a. in dem von Hörz/Wessel gemeinsam verfaßten Lehrbuch für die Universitäten und Hochschulen der DDR „Philosophie und Naturwissenschaften“ (1986) vertreten wurde. Darin heißt es z. B.:

„Die Anthropogenese ist ein Prozeß „der vor allem aus physischen, psychischen, verhaltensbiologischen, kommunikativen und sozialen Teilprozessen besteht. Jeder dieser Elementarvorgänge wurzelt in der biotischen Vergangenheit der Menschen und läßt sich in seiner Entwicklung mehr oder weniger gut an paläanthropologischem und archäologischem Material bzw. in Anlehnung an ethnographische, verhaltensbiologische und andere Daten rekonstruieren.“ (S. 89)

Primär ist demnach die „biotische Vergangenheit“ des Menschen, auch wenn den „sozialen Teilprozessen“, darunter insbesondere der menschlichen Arbeit, eine große Bedeutung beigemessen wird. (S. 91) Primär ist nach der Determinationsthese also auch die Verwurzelung menschlicher Sozialstrukturen in tierischen Vorformen. Eine differenzierte Analyse dieser sozialen „Teilprozesse“ zeige zunächst keinen eindeutigen Unterschied zwischen Tier und Mensch. Die „gesellschaftliche Bewegungsform“, also die Soziogenese, sei in dem Moment erreicht worden, als alle wesentlichen Teilprozesse ein solches Niveau erreicht hatten, daß sie zum bewußt ausgeübten gesellschaftlich organisierten Arbeitsprozeß überleiteten. Zur „Arbeit“ zählen bereits die kollektiv ausgeübte Jagd, das Fischen, Sammeln etc. Zeitlich falle dies mit der vorgentilen Epoche der Urgesellschaft zusammen. Im Prinzip herrscht demnach große Übereinstimmung zwischen Tembrock und Hörz, auch wenn Hörz häufig vor einem möglichen Abgleiten in biologistischen Reduktionismus warnt (s. u.).

Im deutlichen Unterschied zur US-amerikanischen Soziobiologie zeigt sich Hörz überaus bemüht, versimplifizierte und reduktionistische Interpretationen zu vermeiden, die sich aus analogen Entwicklungen im tierischen und humanen Sozialverhalten ergeben. Durchaus überzeugend ist z. B. seine folgende Warnung vor einer Reduktion der Homologie- auf die Analogiethese (s. o., S. 378 f).

„Wird Prozeß- nicht zum Entwicklungsdenken weitergeführt, entstehen Problemreduktionen, d. h. komplexe Phänomene wie der Mensch als biopsychosoziale Einheit, werden nicht in ihren wesentlichen Strukturen, Determinanten und Entwicklungszyklen untersucht, sondern auf analoge Strukturgleichheit reduziert. ... Die neue Qualität in der biotischen Evolution durch die Entstehung des gesellschaftlichen

Wesens des Menschen besteht vor allem in der Entwicklung der Produktivkräfte bis zur Rolle des Menschen als schöpferischem Gestalter und Kontrolleur der technologischen Prozesse als der Herrschaftsmittel des [387] Menschen; in der Entwicklung der menschlichen Erkenntnisse über die Determinanten des eigenen Erkennens und Verhaltens; im Freiheitsgewinn des Menschen durch die bewußte Gestaltung und Konstruktion der Umwelt.“ (S. 63)

Damit geht Hörz meines Erachtens jedoch eigentlich weit über alle denkbaren Varianten der Soziobiologie hinaus und grenzt im Prinzip (und mit Recht) die marxistische Anthropologie und Persönlichkeitstheorie von der Soziobiologie ab. Soziobiologie und auch die Human-Soziobiologie sind ja nicht dadurch charakterisiert, daß versucht wird, auch die prähumane Stammesgeschichte bzw. die Strukturen tierischer Sozietäten bei der Beurteilung der Grundlagen menschlichen sozialen und kulturellen Verhaltens zu berücksichtigen, sondern durch den expliziten Anspruch, die qualitativen Eigenheiten der Sozialität der Gattung Mensch, sowie ihrer materiellen und geistigen Kultur, primär durch biotischgenetische, ethologische, funktionelle, morphologisch-anatomische, physiologische und ökologische Mechanismen und Triebkräfte zu erklären. (Vergl. Kirschke/Foerster 1991, S. 830 ff)

Hörz sieht nun offenbar, anders als Kirschke/Foerster, das Wesen der Soziobiologie – und damit auch das für die Persönlichkeitstheorie des Marxismus Problematische dieses Ansatzes, aber nicht primär in der Übertragung von prähumanen Evolutionsmerkmalen, mcl. der tierischen Sozialstrukturen, auf die Anthropo(sozio)genese. Nur so ist aus meiner Sicht zu erklären, daß er die o.g. drei „wesentlichen philosophischen Grundlagen“ der Human-Soziobiologie um einen vierten Gedanken ergänzen will, um die aus seiner Sicht noch bestehenden Inkonsistenzen der Human-Soziobiologie zu überwinden. Hörz bemängelt an der Sozio-Biologie eigentlich nur, daß das „Prozeßdenken, als Entwicklungsdenken“ (Hörz 1988b, S. 64) noch nicht voll ausgeprägt sei und für die Erklärung der Evolution des Mensch-Natur-Verhältnisses nicht herangezogen werde. Der Naturevolution werde nur ein „abstrakter Mensch“ (ebenda) gegenübergestellt; das ist offenbar in seinen Augen die eigentliche Schwäche der Human-Soziobiologie.

Hörz schlägt daher folgendes vor:

„Soziobiologische Forschungsprogramme müssen deshalb durch eine vierte These, nämlich die Entwicklungsthese, erweitert werden. Sie lautet: Der Mensch als biopsychosoziale Einheit ist Produkt natürlicher Evolution und gestaltet auf sich entwickelnder kultureller Basis seine Beziehungen zur Natur im Rahmen der Natur- und Gesellschaftsgesetze und ihre Existenz- und Wirkungsbedingungen mit Hilfe von Technologien.“ (ebenda)

Diese „Ergänzung“ bleibt jedoch aus zwei Gründen wenig überzeugend und impliziert außerdem noch zwei einander ausschließende Konsequenzen.

1. Hörz schlägt eine Erweiterung des soziobiologischen Ansatzes um die Di-[388]mension der Technologie und Kultur vor. Hätte er damit – was man wohl voraussetzen darf – die Absicht, sich auch künftig auf dem Boden der Human-Soziobiologie zu bewegen, stieße er aber selbst mit diesem systemimmanenten Erweiterungsvorschlag an einen Punkt, an dem das Etikett „Human-Soziobiologie“ nicht mehr zuträfe. Die Human-Soziobiologie würde damit transformiert werden müssen in eine umfassende Theorie der Anthropobiosoziogenese, was eine Überwindung des primär biotischen Grundgedankens nach sich zöge und die Human-Soziobiologie als Modell hinter sich ließe.

2. Tatsächlich ist aber das Problem gar nicht die Erweiterung des humansoziobiologischen Ansatzes um die Dimensionen Technologie und Kultur. Es geht um die Erkenntnis der unauflöslichen Verknüpfung von Biotischem und Sozialen in der speziellen Ontogenese des Menschen, und es geht darum, zu verstehen, daß die menschliche Sozialstruktur von einer neuen Qualität von Antagonismus geprägt ist, der diese Sozialstruktur von allen tierischen Sozialstrukturen grundsätzlich unterscheidet und damit eine Übertragung von tierischen Sozietäten und deren Regelmechanismen auf die humanen „Sozietäten“ absolut verbietet: Es ist die spezifische Dialektik von Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnissen und den daraus resultierenden – und darauf aufbauenden sozialen, kulturellen, politischen, etc. Strukturen der humanen „Sozietäten“.

Die Loskoppelung von Technologie und Kultur von der besonderen Verfaßtheit der menschlichen Gesellschaften – insbesondere von den spezifischen, geschichtlich gewachsenen Produktions- und Eigentumsverhältnissen – ist m. E. ein ebenso schwerer Fehler, wie der berechtigte Vorwurf an die Human-Soziobiologie, sie arbeite mit dem Modell eines nur „abstrakten Menschen“.[43]

Das Ausblenden der Frage nach der spezifischen Verfaßtheit menschlicher Sozialstrukturen erscheint umso unverständlicher, als Hörz selbst ja mehrfach die Begrenztheit der Erkenntnisse der Soziobiologie für die Entwicklung des Verständnisses der Humanevolution und der Human-Ontogenese betont. Eine Ergänzung der Analogie-, Homologie-, und Determinationsthese durch die „Entwicklungsthese“ kann m.E. nur zur Auflösung der Human-Soziobiologie führen.

[389] Noch einmal: Hörz hat recht, wenn er sagt: „Es ist inkonsequent, der sich entwickelnden Natur einen abstrakten Menschen entgegenzustellen.“ (S. 66)

Er sagt auch nicht nur, daß der Mensch als bio-psychosoziales Wesen einer abstrakten „kulturellen Evolution“ unterliegt (ebenda), sondern unterstreicht zu recht: „Er ist in seinen konkret-historischen Entwicklungsetappen zu analysieren. Der Mensch entwickelt sich auf genetisch-biotischer Grundlage als soziales Wesen unter unterschiedlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen im Zyklus von der Urgemeinschaft über die Klassendifferenzierung zur klassenlosen Gesellschaft.“ (ebenda)

Der Mensch unterliegt in der Entwicklung seiner Persönlichkeit auch der Evolution und Revolution der Sozialstrukturen. Es handelt sich dann m.E. um einen klassische „contradictio in se“, wenn sich Hörz einerseits für die „Ergänzung“ der Human-Soziobiologie ausspricht, aber gleichzeitig sagt, daß „die Verhaltensdetermination des Menschen in konkret-historischen Entwicklungsetappen der Gesellschaft ... nicht auf seine genetisch-biotischen Faktoren eingeschränkt werden (kann).“ (ebenda)

Die Kompliziertheit und Differenziertheit der Argumentation von Hörz zur Human-Soziobiologie besitzt eine längere wissenschaftstheoretische Vorgeschichte. In seinem opus magnum „Marxistische Philosophie und Naturwissenschaften“ (1974) hatte Hörz betont, daß mit der Ausarbeitung der Kritik der politischen Ökonomie auch der „Schlüssel zum Verständnis für die Beziehung zwischen Philosophie und Naturwissenschaften“ (Hörz 1974, S. 48) geliefert worden war. Marx hatte in den „Ökonomisch-philosophischen Schriften“ von 1844 darauf hingewiesen, wie stark „die Naturwissenschaft vermittelst der Industrie in das menschliche Leben eingegriffen, und es umgestaltet und die menschliche Emanzipation vorbereitet (hat), sosehr sie unmittelbar die Entmenschung vervollständigen mußte.“ Weiter heißt es bei Marx:

„Die *Industrie* ist das *wirkliche* geschichtliche Verhältnis der Natur und daher der Naturwissenschaft zum Menschen, wird sie daher als *exoterische* Enthüllung der menschlichen *Wesenskräfte* gefaßt, so wird auch das *menschliche* Wesen der Natur oder das *natürliche* Wesen des Menschen verstanden, daher die Naturwissenschaft ihr abstrakt materielle oder vielmehr idealistische Richtung verlieren und die Basis der *menschlichen* Wissenschaft werden –, ... und eine *andre* Basis für das Leben, eine andre für die *Wissenschaft* ist von vornherein eine Lüge.“ (MEW Erg.-Bd. Erster Teil, S. 543)

Hörz erkannte in seiner Arbeit von 1974 sehr klar, daß Marx hier einen unauflöslichen Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Produktionsverhältnisse und dem natürlichen Wesen des Menschen bzw. dem menschlichen Wesen der Natur konstatiert. Das menschliche Wesen der Natur ist die [390] durch den gesellschaftlich produzierenden Menschen genutzte Natur und das natürliche Wesen des Menschen ist nicht seine biologische Konstitution, nicht seine Natur im engeren Sinne, es ist die gesellschaftliche Beziehung der Menschen untereinander, es ist die Produktionsweise. (Vergl. Hörz 1974, S. 49) Die Dialektik von Biotischem und Sozialem in der Humanontogenese wird von Marx nicht als eine zeitliche oder logisch-strukturelle Stufenontologie gesehen, sondern als ein von Beginn

[43] Meines Erachtens entwickelt Steigerwald (1994) eine angemessene ideologiekritische Sicht gegenüber dem Soziobiologismus Wilsons, indem er u. a. auch auf deren politischen Implikationen hinweist. Er schreibt: „Die Naturalisierung des sozialen Lebens und der Erkenntnis gibt keine Möglichkeit her, das Wesen sozialer Prozesse zu erkennen. Das findet statt in der Tradition des Konservatismus, der soziale Gesetze in der Absicht verneint, die Barbarismen des Kapitalismus zu natürlichen Erscheinungen zu erklären.“ (S. 177)

der Anthropogenese an bestehendes Durchdringungsverhältnis. Das Soziale wirkt nicht im Sinne einer äußerlichen Ergänzung des Biotischen, quasi im Sinne der Freudschen kulturell geprägten Triebregulation. Das Biotische ist nicht ein unabhängig vom Sozialen existierendes Primäres, und das Psychische ist demnach auch nicht nur ein die beiden anderen Stufen „überwölbendes Vermittlungsglied“. Biotisches, Psychisches und Soziales bilden im Prozeß der Anthropogenese eine unauflösliche Einheit.

In diesem Sinne kann m. E. dann aber auch nicht, wie Tembrock und auch Hörz es später tun, von einem Primat der „biotischen Vergangenheit“ des Menschen gesprochen werden. Die qualitative Veränderung des Biotischen im Übergang zum Sozial-Wesen wird dabei nur unzureichend reflektiert. Warum Hörz schließlich und letztendlich doch diese Einheit zugunsten einer, wenn auch nur leichten, Präferenz zugunsten des Biotischen auflöst, ist sicher nicht leicht zu beantworten. Möglicherweise hängt dies mit dem spezifischen Wissenschaftsverständnis Hörz’ zusammen.

Hörz war immer darum bemüht gewesen, den Marxismus als eine sich ständig weiterentwickelnde Theorie und Wissenschaft zu verstehen, die nur in einem ständigen Prozeß des Dialogs auch mit nicht-marxistischen Wissenschaftlern und der Rezeption neuer gesellschafts- und auch naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse den eigenen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit bewahren kann. Insofern gehörte er zu den schöpferischen, ungemein produktiven und anregenden Philosophen und Naturwissenschaftlern der DDR, die aus Prinzip gegen Erstarrungen und wissenschaftliche Stagnation arbeiteten.

Dies entspricht auch dem von den marxistischen Klassikern gepflegten Eigenverständnis den „wissenschaftlichen“ Sozialismus nicht als etwas „Abgeschlossenes“ zu verstehen; der Marxismus ist nicht abseits der breiten Heerstraße der Wissenschaft und Kultur entstanden und kann sich auch nicht abseits von diesem Strom weiterentwickeln.

Mit Recht stellte Hörz auch heraus, daß und wie Marx und Engels selbst neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse auswerteten. Engels hat bekanntlich Darwins Werk „Über die Entstehung der Arten“ und die Darwinsche Evolutionstheorie zu den drei großen, weltanschaulich bedeutsamsten Entdekkungen des [391] 19. Jahrhunderts gezählt und sich stets auf dem neuesten Stand der Forschung gehalten.

Hörz verweist in seiner wissenschaftstheoretischen Arbeit von 1974 auf wichtige Beispiele aus dem Briefwechsel zwischen Marx und Engels, in dem diese sich gegenseitig auf den Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Chemie und der Dialektik aufmerksam machten. So erinnert er z. B. an Engels’ Hinweis auf die gerade neu ausgearbeitete Molekulartheorie als Beweis für das Wirken der Gesetze der Dialektik auch in den Naturwissenschaften und der Natur selbst (Vergl. MEW 31, S. 304). Marx hatte darauf umgehend geantwortet, er habe in einer Fußnote des „Kapital“ bereits die *Molekulartheorie* als Bestätigung der Hegelschen Entdeckung über das *Gesetz des Umschlags der bloß quantitativen Änderung in qualitative* herangezogen. (MEW 31, S. 306)

Hörz ist absolut zuzustimmen, wenn er von den „erkenntnisfördernden Beziehungen zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern“ (1974, S. 51) spricht und darüber klagt, daß die Spezialisierung der Gesellschaftswissenschaftler dazu geführt habe, daß die Bedeutung der Philosophie bei der Aufdeckung von Beziehungen und Gesetzen, die in allen Bereichen existieren, teilweise nicht beachtet wurde.

Damit sei jedoch die Rolle der marxistisch-leninistischen Weltanschauung auf ihre Beziehung zu einzelnen Wissenschaften eingeschränkt und nicht auf das Gesamtsystem der Wissenschaften ausgedehnt worden.

„Die Fundierung der wissenschaftlichen Weltanschauung durch naturwissenschaftliche Entdeckungen wird dabei vernachlässigt, was dem Marxschen Geiste widerspricht.

Diese Haltung führt dann manchen Wissenschaftler dazu, erkenntnisfördernde Hinweise aus anderen Wissenschaften, die durch die marxistische Philosophie vermittelt werden, nicht mehr aufzunehmen

und damit die Hilfe für die Entwicklung der Wissenschaft, die aus dem marxistischen Grundstandpunkt entspringt, zurückzuweisen.“ (Hörz 1974, S. 51)

Es bleibt jedoch eine grundlegende Problematik bestehen, auf die Steigerwald (1994, S. 179 f) in seiner Auseinandersetzung mit der „Analytischen Philosophie“ aufmerksam macht: diese geht davon aus, daß über die Bedeutung naturwissenschaftlicher Hypothesen und Theorien, wenn sie nur formgerecht gebildet sind, allein die zugehörige Naturwissenschaft zu entscheiden habe. Steigerwald kritisiert daran, daß dies zum „Tod der Philosophie als theoretischer Wissenschaft“ (1994, S. 179) führe und erinnert an die – auch mit Blick auf Hörz’ Wissenschaftsverständnis wichtige und m.E. zutreffende – generelle Unterscheidung zwischen naturwissenschaftlichem und philosophischem Erkenntnisprozeß.

[392] „Philosophie bedarf unbedingt des inhaltlichen Bezugs zu den sog. Realwissenschaften, wenn sie wissenschaftlicher Art sein soll. Philosophie ohne Bezug zu den Realwissenschaften ist leer, diese sind ohne Bezug zur Philosophie blind ... der Gegenstand der Philosophie (ist) nicht mehr die Natur in ihrem unvermittelten Zustand ..., sondern die den Philosophen vermittels der Detailwissenschaften aufgeschlüsselte Natur. Daß Philosophie aber nicht auf Naturwissenschaft reduziert werden kann, ergibt sich u.a. aus diesem Verhältnis. Selbst die allgemeinste Naturwissenschaft, die ein Fundament für alle anderen Naturwissenschaften darstellt, die Physik, ist in ihren letzten Verallgemeinerungen zwar bestimmten Bereichen der Philosophie nahe, aber dennoch nicht schon Philosophie. Diese nimmt vielmehr die Ergebnisse der Fachwissenschaften und fragt etwa, was in diesen Ergebnissen von solcher Allgemeinheit ist, daß es auf die gesamte Natur zutrifft. Und dies tritt dann in der Regel auf etwas andere Weise zutage, als in der jeweiligen konkreten Naturwissenschaft.“ (S. 180)

Diese von Steigerwald mehrmals betonte relative Autonomie der Philosophie gegenüber den „Realwissenschaften“ (Vergl. auch S. 36 f und 148 f) scheint jedoch von Hörz anders gewichtet zu werden. In seiner Rezension des Steigerwald-Buches wirft er ihm sogar vor, er habe mit seiner Kritik, die These von der Hervorbringung des historischen Materialismus durch die Naturwissenschaft beseitige die Philosophie, „denunziert“. („Z“ Nr. 25, März 1996, S. 204)

Meines Erachtens ist dieser Dissens zwischen Hörz und Steigerwald weniger der biographischen Tatsache geschuldet, daß Hörz selbst promovierter und habilitierter *Physiker* (und Philosoph) ist, der sich seit 1972 vorrangig mit der Organisierung und Entwicklung von Forschungsvorhaben zu philosophischen Fragen der Wissenschaftsentwicklung und mit der philosophischen bzw. naturwissenschaftlichen Ausbildung von Naturwissenschaftlern und Philosophen befaßt hat.

Es handelt sich hier um einen echten inhaltlichen Konflikt.

Dies ist jedoch nicht das alleinige Problem von H. Hörz gewesen. Es geht vielmehr um eine generelle Schwierigkeit der praktischen Umsetzung marxistischer Theorie, die sich auch in der unzureichenden tatsächliche Erfassung der Subjekt-Objekt-Dialektik im Marxschen Frühwerk äußert.

Der von R. Löther herausgegebene Band „Tiersozietäten und Menschengesellschaften“ zeigt jedoch, daß sich ein, wie ich meine, tieferes Verständnis der Dialektik von Biotischem und Sozialem gegen Ende der DDR herausbildete, und daß sich ein deutlicher Erkenntnisfortschritt beim Erfassen des Marxschen Textes angebahnt hatte. Löther, der sich in einem Kapitel des „Tiersozietäten“-Bandes, mit den phylogenetischen Wurzeln menschlicher Sozialbeziehungen befaßt, zitiert als Beleg für ein „neuartiges Herangehen an die Frage nach der menschliche Natur“ (Löther 1988, S. 147) eine wichtige Passage aus den „Pariser Manuskripten“.

[393] Sie lautet in der von Löther wiedergegebenen Version:

„Als Naturwesen und als lebendiges Naturwesen ist er teils mit *natürlichen Kräften*, mit *Lebenskräften* ausgerüstet, ein *tätiges* Naturwesen; diese Kräfte existieren in ihm als Anlagen und Fähigkeiten als *Triebe*; teils ist er als natürliches, leibliches, sinnliches, gegenständliches Wesen ein *leidendes*, bedingtes und beschränktes Wesen, wie es auch das Tier und die Pflanze ist ...“ (MEW, Ergänz. Bd., 1. Teil, S. 578)

Löther sparte jedoch den für das Verständnis entscheidenden Beginn dieser Passage aus. Er besteht zwar nur aus einem einzigen Satz, aber er macht deutlich, daß Marx eben nicht davon ausgegangen war, daß der Mensch lediglich „zunächst“, wie Löther sagt“ (S. 147), ein Naturwesen sei (und dann schließlich doch noch zusätzlich oder auch vielleicht auch erst im „eigentlichen“ Sinne ein soziales Wesen.).

„Der *Mensch* ist unmittelbar *Naturwesen*.“ [MEW 40, S. 578]

Das ist der von Löther ausgelassene Anfangssatz des von ihm zitierten Passus, der sehr wohl ein „neuartiges Herangehen an die Frage nach der menschlichen Natur“ bei Marx beinhaltet; aber in einem anderen Sinn als Löther es deutet. Für das Verständnis dieser für die marxistische Persönlichkeitstheorie insgesamt wichtigen Passage ist die Klärung der Kategorie „unmittelbar“ von Bedeutung. Das Attribut „unmittelbar“ verweist auf das in der Hegelschen Dialektik zentrale Thema der Beziehung zwischen den entgegengesetzten Polen eines Widerspruchs (in unserem Fall des Gegensatzes zwischen „Gesellschaft“ und „Natur“). Die Begriffe „unmittelbar“ (bzw. „mittelbar“) beschreiben Momente und Stadien in der Wechselwirkung und Beziehung zwischen den beiden Endpunkten eines Kontinuums. H. H. Holz (1996, S. 111 f) verweist in seiner Untersuchung der dialektischen Beziehung zwischen den Kategorien „Vermittlung und Bruch“ im Hegelschen Kategorialsystem zunächst auf die aristotelische Quelle (12. Buch der „Metaphysik“), in der Aristoteles im Zusammenhang mit der Struktur der „metabolh“ das Problem der Gegenteile und ihrer Vermittlung behandelt:

Am Beginn und am Ende einer Veränderung stehen entgegengesetzte Zustände („antikeimena“); diese sind jedoch keine beliebig Andere („hetera“), sondern das bestimmte Gegenteil („enantion“) innerhalb derselben Gattungsbestimmung.

So wird z. B. das sommerliche Grün der Blätter nicht dadurch braun, daß die grüne Farbe braun wird, sondern indem der Träger der grünen Farbe in Braun übergeht. Der Träger (hier das Blatt) ist also als ein „Mittelbares“ anzusehen, das erst den qualitativen Wechsel von Grün zu Braun ermöglicht. Wenn jedoch einer der beiden Pole (der entgegengesetzten Zustände am Seienden) selbst notwendig ist und im Widerspruch zum anderen steht, dann gibt es zwischen ihnen kein „Mittlerers“: Eine Zahl ist gerade oder eine ungerade. Eine Frau ist schwan-[394]ger oder sie ist es nicht. „Unter den Entgegensetzungen („antikeimena“) kommt dem Widerspruch („antiphasis“) kein Mittleres („metaxy“) zu.“ (Aristoteles „Metaphysik“, 1057 a 33)

Der Begriff „unmittelbar“ kennzeichnet demnach einen Zustand vor der Entwicklung des Herausprozessierens dieser Bewegungskomplexität, der Vermittlungen (in sich und zu anderem). Die Unmittelbarkeit ist dabei auch Resultat eines historisch-logischen Prozesses: die Vermittlungen sind in ihr aufgehoben.

Hegel schreibt dazu in seiner „Logik“: „Das Sein ist das unbestimmte Unmittelbare; es ist frei von der Bestimmtheit gegen das Wesen sowie noch von jeder, die es innerhalb seiner selbst erhalten kann. Dies reflexionslose Sein ist das Sein, wie es unmittelbar nur an ihm selber ist.“ (Hegel 1969, S. 82) Das Dasein ist nach Hegel das „einfache Einssein des Seins mit dem Nichts“. Um dieser Einfachheit willen hat es die Form von einem „Unmittelbaren“. Seine „Vermittlung“, „das Werden, liegt hinter ihm; sie hat sich aufgehoben, und das Dasein erscheint daher als ein Erstes, von dem ausgegangen werde.“ (Hegel 1969, S. 116) Das Dasein ist als ein bestimmtes Sein ein konkretes; es weist daher mehrere Bestimmungen und unterschiedliche Verhältnisse seiner es konstituierenden Momente auf; darunter auch das Moment der „Qualität“.

„... das Dasein, in welchem ebensowohl das Nichts als das Sein enthalten, ist selbst der Maßstab für die Einseitigkeit der Qualität als nur unmittelbarer oder seiender Bestimmtheit. Sie ist ebensosehr in der Bestimmung des Nichts zu setzen, womit dann die unmittelbare oder die seiende Bestimmtheit als eine unterschiedene, reflektierte gesetzt wird; das Nichts so als das Bestimmte einer Bestimmtheit ist ebenso ein Reflektiertes, eine Verneinung.“ (Hegel 1969, S. 118)

Im Unterschied zur Quantität ist die „Qualität“ die erste, „unmittelbare“ Bestimmtheit des Seins. Die „Quantität“ hingegen ist „die Bestimmtheit, die dem Sein gleichgültig geworden, eine Grenze, die

ebensosehr keine ist; das Fürsichsein, das schlechthin identisch mit dem Sein-für-Anderes, – die Repulsion der vielen Eins, die unmittelbar Nicht-Repulsion, Kontinuität derselben ist.“ (Hegel 1969, S. 209). Sind jedoch die beiden Entgegengesetzten die Pole eines zusammenhängenden Prozesses oder eines Gattungskontinuums, dann gibt es zwischen diesen zwei entgegengesetzten Zuständen immer ein „Mittleres“. Dieses ist aus beiden Zustandsbeschaffenheiten zusammengesetzt oder hat an beiden Zuständen seinen Anteil. „Der kontinuierliche Übergang – möge er rein logisch als Übergang von einer Art in die andere innerhalb einer Gattung oder ontisch als zeitliche Sequenz von Zuständen gefaßt werden – vollzieht sich über Vermittlungen.“ (Holz 1996, S. 112)

Im Hegelschen Kategorialsystem wird das Gattungswesen Mensch im Konti-[395]nuum zwischen Natur und Gesellschaft dem Pol „Natur“ subsumiert. Sein (abstraktes) Mensch-Sein ist „das unbestimmte Unmittelbare“. Hegel charakterisiert in seiner „Philosophie des Rechts“ das „Unmittelbare“ des Naturwesen Mensch so: „Der Mensch ist nach der unmittelbaren Existenz an ihm selbst ein natürliches, seinem Begriffe Äußeres; erst durch die Ausbildung seines eigenen Körpers und Geistes, wesentlich dadurch, daß sein Selbstbewußtsein sich als freies erfaßt, nimmt er sich in Besitz und wird das Eigentum seiner selbst und gegen andere.“ (Hegel 1970, S. 122)

Dadurch daß Löther die zuletzt zitierte Marx-Passage mit der relativierenden und interpretierenden Einschränkung beginnt, Marx habe den Menschen nur „zunächst als Naturwesen“ begriffen (Löther 1988, S. 147), verkehrt er praktisch den Sinn der Marxschen Definition des „Naturwesen Mensch“ in sein Gegenteil. Aus dem „unmittelbar“ wird defacto ein „mittelbar“. Löther zerreißt damit erneut wieder die Einheit von Biotischem und Sozialem. Er interpretiert trotz direkter Bezugnahme auf die „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“, die logisch-strukturelle und genetische Einheit zwischen Natur-Mensch-Gesellschaft und deutet sie als eine ontogenetische Stufenfolge mit unterschiedlicher Prioritätensetzung, anstatt als einheitliches, ontogenetisches Durchdringungsverhältnis.

Deshalb hat Löther dann zwar allgemein recht, wenn er in Anschluß an diesen unvollständig wiedergegebenen Abschnitt erläutert, daß in den Merkmalen, wie sie sowohl Tier und Pflanze und Mensch gleichermaßen eigen sind „sein (des Menschen) spezifisches Wesen nicht zu finden ist. Es kann auch nur in einer Bestimmung des menschlichen Dasein bestehen, die ausschließlich den Menschen, ihnen jedoch allgemein und notwendig zukommt.“ (a. a. O., S. 147) Löther, wie manche andere marxistische Persönlichkeitstheoretiker vor ihm, erkennt aber nicht, oder will nicht akzeptieren, daß Marx den Menschen völlig uneingeschränkt; ohne alle Abstriche und nicht nur „zunächst“, sondern „unmittelbar“ als „Naturwesen“ versteht.

Es entspricht sicherlich seinem originär marxistischen Anspruch, wenn Löther das Spezifische des Daseins der Menschen in ihrer „Bestimmtheit durch ihre Leben in der arbeitsfundierten, auf Produktionsverhältnissen basierenden Menschengesellschaft, in gesellschaftlichen Verhältnissen jeweils konkret-historischen Charakters“ sieht.

Er hat auch recht, wenn er feststellt: „Nur in der Gesellschaft und durch sie, als konkret-historisch bestimmtes Individuum, vermag der Mensch auch als Lebewesen zu existieren.“ (S. 147)

Aber dennoch stellt die von Löther definierte „Einheit des Menschen als Natur- und Gesellschaftswesen“ quasi nur eine Einheit zweiter Ordnung, eine nur [396] äußerliche und keine Wesenseinheit dar. Die Einheit kann nach Löther nur zustande kommen in Form der „dialektischen Aufhebung der biotischen Bewegungsform der Materie in Gestalt des Menschen als Lebewesen und Organismenart in deren gesellschaftlicher Bewegungsform ...“ (S. 149).

Das Soziale stellt im Sinne Löthers offenbar das „eigentlich“ Menschliche dar. Löther bemüht in diesem Zusammenhang auch die Autorität W. Hollitschers, um diese seine Marx-Interpretation zu stützen.

Mit W. Hollitscher sieht Löther im Evolutionsprozeß ein dreifaches Aufgehoben-Sein der niedrigeren Gebilde in den höheren. Hollitscher schreibt: „Beendet (negiert) wurde die ausschließliche Existenz der niedrigeren Struktur und Funktion; bewahrt (konserviert) wurde es durch Einschluß ins Höhere

und emporgehoben durch modifizierenden Einbau und Funktionswechsel in das komplexer gestaltete neue Beziehungsgefüge.“ (Hollitscher 1983, S. 9)

Es ist jedoch m. E. ein Irrtum, anzunehmen, daß Marx das Verhältnis zwischen Biotischem und Sozialen im Prozeß der Anthropogenese mit den Kategorien „Niedrigeres“ und „Höheres“ bezeichnet hätte. Hollitscher betont zwar zurecht:

„Menschwerdung und Bewußtseinsentstehung bilden eine unauflösliche dialektische Einheit.“ (a. a. O., S. 14) Diese Einheit besteht aber bereits in „statu nascendi“ der Gattung Mensch.

So wie der „‚Geist‘ von vornherein den Fluch an sich (hat), mit der Materie ‚behaftet‘ zu sein, die hier in der Form von bewegten Luftschichten, Tönen, kurz der Sprache auftritt“ – so K. Marx und F. Engels in ihrer gemeinsamen Frühschrift „Die deutsche Ideologie“ (MEW Bd. 3, a. a. O., S. 30) – über die Beziehung zwischen Bewußtsein und Sprache, so ist auch für Marx das „Naturwesen Mensch“ von vornherein mit „dem Fluch des Sozialen“ behaftet.

In Analogie zum Fortgang dieser Darstellung im Marx-Engels-Text läßt sich m.E. die von Anfang an vorhandene Einheit von Sozialem und Biotischem nach Marx so definieren, wie er die Beziehung zwischen Sprache und Bewußtsein verstand: „Die Sprache ist so alt wie das Bewußtsein – die Sprache *ist* das praktische, auch für andre Menschen existierende wirkliche Bewußtsein, und die Sprache entsteht, wie das Bewußtsein, erst aus dem Bedürfnis, der Notdurft des Verkehrs mit andern Menschen.“ (Ebenda)

Das Bewußtsein ist nicht in der Sprache „aufgehoben“; und die Sprache ist umgekehrt auch nicht eine „niedrigere“, weil an die Sprechapparatur gebundene, Existenzform des Bewußtseins; die Sprache ist eine der möglichen Ausdruck und Existenzformen von Bewußtheit.

In einem ähnlichen Verhältnis stehen auch Biotisches und Soziales in der Anthropogenese. Das für den Menschen typische Soziale „hebt“ nicht seine biotische Verfaßtheit „auf“.

[397] Hollitscher betont m. E. zwar völlig richtig, daß die körperliche und funktionelle Eigenart des Menschen nicht allein biologisch erklärt werden könne, da sie der Anpassung an die gesellschaftliche Arbeit entstamme. (a. a. O., S. 12). Es entspricht jedoch nicht der Marxschen Position, wenn Hollitscher es als Resultat und als „qualitative Eigenart“ der Anthropogenese ansieht, daß mit der Herausbildung der „funktionellen Organe“ im Gehirn „die eigenartige Qualität jenes Naturwesens, das zum Menschen wurde“ entsteht, welches „damit aufhörte, Naturwesen zu sein.“ (a. a. O., S. 13)

Mit dem qualitativen Entwicklungssprung zwischen instinktivem (tierischem) Verhalten und menschlicher Bewußtseinsentwicklung hört der Mensch keineswegs auf, Naturwesen zu sein; er bleibt es, aber er wird zum menschlichen Naturwesen.

Marx schreibt direkt in Anschluß an die zuletzt zitierte Passage:

„Daß der Mensch ein *leibliches*, naturkräftiges. lebendiges, wirkliches, sinnliches, gegenständliches Wesen ist, heißt, daß er *wirkliche, sinnliche Gegenstände* zum Gegenstand seines Wesens, seiner Lebensäußerung hat oder daß er nur an wirklichen, sinnlichen Gegenständen sein Leben *äußern* kann. Gegenständlich, natürlich, sinnlich *sein* und sowohl Gegenstand, Natur, Sinn außer sich haben oder selbst Gegenstand, Natur, für ein drittes sein, ist identisch. ...

Aber der Mensch ist nicht nur Naturwesen, sondern er ist menschliches Naturwesen (Hervorhebung, außer das Wort *menschliches*, durch mich – HPB); d. h. für sich selbst seiendes Wesen, darum *Gattungswesen*, als welches er sich sowohl in seinem Sein als in seinem Wissen bestätigen und betätigen muß.“ (Marx, a. a. O. S. 578, 579)

Der Mensch als soziales Wesen bleibt gleichzeitig auch Naturwesen. Der Mensch als biotisches Gattungswesen auf der einen, ebenso wie als „zoon politikon“ auf der anderen Seite wird nicht im Hegelschen Sinne in diese oder jene Richtung „aufgehoben“. Walter Hollitscher, auf den sich ganze Generationen deutschsprachiger Marxisten berufen haben, hatte nur teilweise recht, wenn er sagte: „... ‚der‘ Mensch ist seinem spezifischen Wesen nach nicht von biologischer Artung. Er ist ein durch

Arbeit selbsterschaffenes und sich durch Arbeit ständig wandelndes, stets im Werden begriffenes und nie vollendetes Gesellschaftsprodukt.“ (1983, S. 36)

Im Unterschied zu Hollitscher hatte sich Engels bei seinen grundsätzlichen Ausführungen über die Rolle der Arbeit im Prozeß der Menschwerdung keineswegs so absolut starr festgelegt, sondern die Rolle des Sozialen (hier konkretisiert auf die Funktion der Arbeit) so bestimmt: Nur „in gewissem Sinne“ könne man sagen: „Sie hat den Menschen selbst geschaffen.“ (Vergl. MEW 20, S. 444) Hollitscher irrt erst recht, wenn er seine klugen Ausführungen über die Probleme der Entwicklung des Psychischen mit dem Satz beendet: „Wo [398] die Menschenwelt beginnt, da hat die Natur sich über sich selbst erhoben.“ (a. a. O., S. 36)

Der Mensch erhebt sich nicht über die Natur, er bleibt ihr untrennbarer Bestandteil mit sozialen und geistigen Qualitäten, die ihn von allen anderen „Naturwesen“ unterscheidet. Er ist nicht schlechthin Naturwesen, sondern nach Marx’ Worten ein „menschliches Naturwesen“. Damit wird von Marx schon in dieser Frühschrift ganz deutlich die jahrzehntelange und mit vielen scheindialektischen Raffinessen durchtränkte Debatte um die Beziehung von Biotischem und Sozialem bereits geklärt. Weder „Unterordnung“ noch „Aufhebung“; weder Primat des Einen gegenüber dem Anderen noch historisch-logische oder genetisch-strukturelle Reihenfolge. Ganz einfach und schlicht: *eine von Anfang der Hominisation an bestehende reale Einheit, unauflöslich, gleichrangig, gleichwertig*; *das Eine ohne das Andere nicht denkbar*.

Die hier zitierten Ausführungen Löthers und Hollitschers sollten ein letztes Mal deutlich machen, daß selbst unter sehr erfahrenen und gebildeten marxistischen Philosophen, Psychologen und Naturwissenschaftlern das Marxsche Verständnis vom „Naturwesen Mensch“ in seiner subtilen Begrifflichkeit allzu oft nicht erfaßt wurde. H. H. Holz hat in einem anderen Zusammenhang die ontologische Verfassung des Menschen, seine Möglichkeit zur Selbstbestimmung aus Vernunftgründen, gegen ein dichotomisches Verständnis der Relation von Subjekt und Objekt abgegrenzt, indem er feststellte:

„Wir sind gebunden an die Naturgesetze und an die natürlichen Bedingungen unseres Überlebens, wozu nicht nur die Naturgesetze, sondern das Ganze unserer materiellen Lebensvoraussetzungen gehören. Dies ist das Reich der Notwendigkeit, dem wir unterworfen sind und bleiben, insofern wir als biologische Wesen existieren und uns reproduzieren müssen.“ (Holz 1986, S. 10)

Dem steht, um weiter mit H. H. Holz zu sprechen, das „Reich der Freiheit“ gegenüber, „in dem wir zwar dieser Notwendigkeit nicht entgehen können, denn wir bleiben Naturwesen und werden keine Engel (keine separaten Substanzen, wie es bei Thomas von Aquino heißt, die abgelöst von der Natur und der Körperlichkeit sind und als solche frei an sich existieren); aber wir treten in das Reich der Freiheit, indem wir in diese Naturverhältnisse Einsicht gewinnen.“ (Holz, a. a. O.) Einsicht gewinnen wir als mit Vernunft, Bildung, Kultur und mit dem Wissen um die sozialen Bedingungen des „menschlichen Maturwesens“ ausgestattete Repräsentanten der Gattung Mensch und durch das Erkennen der im Biotischen wurzelnden Vorgeschichte menschlichen Sozialverhaltens.

Dem Marxschen Verständnis der Natur-Mensch-Dialektik, entspricht die Überwindung jedes erkenntnistheoretischen Dualismus, wie er sich in unvollkomme-[399]ner und mißverständlicher Aneignung und Interpretation der Descartschen Philosophie herausgebildet hatte. Es resultiert daraus auch ein besonderes Verständnis der Beziehung zwischen Natur-, Gesellschafts- und Humanwissenschaften im Allgemeinen, aber auch zwischen Anthropologie, Biologie, Psychologie und Philosophie im Besonderen. Auch dazu hatte Marx in den „Pariser Manuskripten“ in einer in Klammern eingefügten Ergänzung bereits argumentiert:

„‹Die in der menschlichen Geschichte – dem Entstehungsakt der menschlichen Gesellschaft – werdende Natur ist die *wirkliche* Natur des Menschen, darum die Natur, wie sie durch die Industrie, wenn auch in *entfremdeter* Gestalt wird, die wahre *anthropologische* Natur ist.›„ (ebenda, S. 543)

Das „Rätsel“ des Prinzips der Einheit und des gleichzeitigen Kampfs der Gegensätze innerhalb einer dialektischen Beziehung wird hier exemplarisch aufgelöst. Marx erläutert und enthüllt in dieser Passage seiner „Frühschrift“ auf geradezu geniale Weise das Prinzip der Dialektik: die gegenseitige

Wechselwirkung und Bedingtheit von strukturell Abhängigem und gleichzeitig sich auch Ausschließendem. Dies ist ein auch von gebildeten Marxisten offenbar nur mühsam nachzuvollziehender Gedankengang gewesen.

9.4. Conclusio: Was bleibt? Versuch einer Bilanz

Mit dem abrupten Ende der DDR endete auch (zunächst) die Geschichte des bio-psychosozialen Ansatzes in seiner marxistischen Variante. Nicht nur die Arbeiten der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR auf diesem Gebiet mußten eingestellt werden. Auch das Forschungsprojekt K.-F. Wessels an der Humboldt-Universität wurde stark getroffen. Noch kurz vor dem offiziellen Ende der DDR war das Forschungsprojekt von Wessel dem neugeschaffenen „Interdisziplinären Institut für Humanontologie“ zugeordnet worden. Damit konnte nach einer Zeit großer Unsicherheit das Forschungsprojekt Wessels zumindestens zeitweilig unter gänzlich neuen – d. h. verschlechterten – materiellen und personellen Bedingungen fortgeführt werden. Die Existenz des Instituts war jedoch einem permanenten Druck ausgesetzt. Seine Perspektive blieb nicht gesichert. Bereits 1993 befand sich nach einer Meldung des „Spiegel“ (13.12.93) „das interdisziplinäre ‚Institut für Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik‘, geleitet von einem alten SED-Philosophen, ... mitten im Strudel der Abwicklung.“ (S. 204)

Unbeschadet dieser Unsicherheit wurden zwischen 1992 und 1999 in der neuen Publikationsreihe „Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie & Humanontogenetik“ 16 umfangreiche Bände u. a. zu folgenden Themenschwerpunkten herausgegeben: [400]

– Interdisziplinäre Aspekte der Geschlechterverhältnisse in einer sich wandelnden Welt (1992),

–Technik und Menschenbild im Spiegel der Zukunft. Wissenschafts- und Technikentwicklung – Fragen unserer Zeit (1992),

– Herkunft, Krise und Wandlung der modernen Medizin. Kulturgeschichtliche, wissenschaftsphilosophische und anthropologische Aspekte (1994),

– Migration (1993),

– Lebensbildung in Europa zwischen Utopie und Wirklichkeit (1994),

– Kommunikation und Humanontogenese. Entwicklungsgeschichte und Perspektiven menschlicher Kommunikation (1994),

– Verhalten. Informationswechsel und organismische Evolution (1994).

Von besonderem Interesse ist Band 10 der Serie, die Festschrift zum 60. Geburtstag von K.-F. Wessel (1996), in der noch einmal die ganze Breite von DDR-Forschern zu Worte kam, die in den 80er Jahren am oder im Umfeld des Projektes „Biopsychosoziale Einheit Mensch“ beteiligt waren.

Auch der 1999 erschienene (vorläufig?) letzte Band 16 zum Thema „Menschenbilder in der Medizin. Medizin in den Menschenbildern“ bedarf einer gesonderten Erwähnung. Er faßt die Materialien einer Konferenz zum gleichnamigen Thema zusammen, die vom 2.4.-5.4.1997 durch die Philosophische und Medizinische Fakultät der Humboldt Universität gemeinsam mit dem Institut Wessels veranstaltet worden war. Wie der Dekan der Philosophischen Fakultät Prof. E. Franke in seiner Eröffnungsrede betonte, sollte diese Veranstaltung der Versuch sein, „interdisziplinäre Brücken zu schlagen“.

Mahnend wies Franke darauf hin, daß es schwer sei, „einen Weg zu markieren, der weder der Versuchung verfällt, einfach Spezialwissen additiv zu verknüpfen, noch der klassischen Ganzheitsideologie im Sinne des Holismus zu neuen Ehren verhilft.“ Zugleich zollte der Dekan dem Wessel-Institut mit den Worten Tribut „Das hier einladende Fachgebiet Humanontogenetik beschreitet seit Jahren erfolgreich diesen schmalen Grad, der sich für eine grundlagentheoretische, interdisziplinäre Forschung ergibt.“ (Franke 1999, S. 20)

Zu der publizistischen Arbeit, die das Institut förderte, gehört auch die Herausgabe der „Zeitschrift für Humanontogenetik“, deren beide ersten Ausgaben 1998 und 1999 erschienen und schnell

vergriffen waren. Offizieller Herausgeber der Zeitschrift ist der „Förderverein für Humanontogenetik e.V.“. Damit versucht das Institut zusätzlich ein wissenschaftlich interessiertes Publikum und potentielle Mitarbeiter anzusprechen.

Möglicherweise hat das „Spiegel“-Etikett, „alter SED-Philosoph“, mit dazu beigetragen, die wissenschaftliche Bedeutung dieses Forschungsansatzes als „nicht-valide“ einzustufen. Denn von Beginn seiner Existenz an mußte Wessels [401] Institut Einschränkungen hinnehmen. Es blieb ein reines „Nenninstitut“; Studenten konnten keine Leistungsnachweise („Scheine“) für ihren Vorlesungs- oder Seminarbesuch am Institut für Humanontologie erhalten. Dadurch wurde naturgemäß seine wissenschaftliche und akademisch Ausstrahlung stark eingeschränkt. Eine Bestandsgarantie seitens der Universitätsleitung wurde nicht gegeben.

Mit einem spektakulären Hungerstreik versuchte Wessel daher im Januar 2000 eine Zusage für den Fortbestand seines Instituts über den Zeitraum seiner Emeritierung im Sommer 2000 hinaus zu erreichen. Nach über 14-tägigem von den Medien stark aufgegriffenem Hungern und Protestieren wurde schließlich eine „Übereinkunft zur Klärung des Status des Interdisziplinären Instituts für Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik (Nennistitut) innerhalb der Humboldt-Universität“ und dem Universitätspräsidenten, Prof. Meyer, abgeschlossen. Darin wurde Wessel jedoch lediglich die Bildung einer Expertengruppe zugesagt, die den Arbeitsbereich des Instituts evaluieren sollte. Bis zu einer abschließenden Entscheidung dieser Gruppe wurden Wessel „ausreichende sachliche und personelle Arbeitsmöglichkeiten auch für die Betreuung der vom Arbeitsbereich herausgegebenen Zeitschrift bzw. Publikationen“ zugesichert. Zum Zeitpunkt des Abschlusses dieser Arbeit liegt mir ein offizielles Ergebnis der Evaluationsgruppe noch nicht vor.

Es ist nicht meine Absicht, die unter den neuen Bedingungen fortgeführte umfangreiche Arbeit des Instituts für Humanontologie inhaltlich zu beurteilen. Es wäre sicherlich nicht nur eine wissenschafts- und philosophiehistorisch bedeutsame Frage, inwieweit ursprüngliche, vom marxistischen Anspruch geleitete Ziele, Fragestellungen und Arbeitsmethoden auch nach dem Ende der DDR noch aufrechterhalten werden – oder auch nicht. Notwendig und reizvoll wäre der Vergleich zwischen einem monistisch-materialistischen und einem pluralistisch-eklektischen Persönlichkeitsansatz, die sich vordergründig der gleichen Terminologie zur Charakterisierung ihres metatheoretischen Ansatzes bedienen.

Eine Gesamtbilanz des DDR-originären Ansatzes „bio-psychosoziale Einheit Mensch“ muß m.E. ebenso differenziert ausfallen, wie die gewiß unterschiedlich nuancierten Interessen und theoretischen Vorstellungen, die seine Initiatoren damit ursprünglich verbanden. Meines Erachtens umriß dieser neue Ansatz zunächst eher einen Suchauftrag, als daß man darin bereits eine klar elaborierte theoretische Konzeption und einen stringent zu verfolgenden wissenschaftlichen Arbeits- und Forschungsansatz hätte verstehen können. Bei aller kritischen Einschätzung der methodischen Unklarheiten und strukturellen Schwächen des marxistischen bio-psychosozialen Persönlichkeitsansatzes sind jedoch die großen damit ausgelösten Erkenntnisfortschritte nicht von der Hand zu weisen.

Die von mir untersuchten und dargestellten konzeptionellen Schwachstellen [402] des Projekts „bio-psychosoziale Einheit Mensch“ berücksichtigend, muß trotz allem die bewußte und wohl begründete Überwindung der sehr starren Interpretation der 6. „These über Feuerbach“ von 1845 für die materialistische Persönlichkeitstheorie als eine wichtige historische Etappe angesehen werden. Sie hätte die Möglichkeit für eine substantielle Entwicklung der marxistischen Theoriebildung (über den Stand von Sève, Wygotski etc. hinaus) bieten können, auch wenn ihre ersten Ansätze mehr Versprechen als Ausführung bleiben mußten. Dieser Ansatz ist jedoch aus den bereits erwähnten politischen Gründen abgebrochen.

Bis heute wird unter Marxisten darüber gestritten, ab wann sich der Zerfallsprozeß abzeichnete und womit dieser Niedergang historisch zu erklären ist. Manche, wie H. H. Holz, datieren ihn zurück bis in die Mitte der fünfziger Jahre und verknüpfen diese Entwicklung mit der dauerhaften Überschätzung und Überforderung des „subjektiven Faktors“ im realen Sozialismus. Der unter ungeheuren

Opfern erkämpfte Sieg über den Hitlerfaschismus, der das Sowjetvolk fast 27 Millionen Menschenleben gekostet hatte und die darauf erneut einsetzende Periode eines rigiden und entbehrungsreichen „Kriegskommunismus“ habe, gekoppelt mit der fast zwangsläufigen Dominanz bürokratisch-zentralistischer Eliten, damals einen Kulminationspunkt erreicht, an dem das System der unter Stalin entstandenen „Erziehungsdiktatur“ sich geradezu zwangsläufig erschöpft hätte.

Der von N. S. Chrustschow herbeigeführte neue Kurs seit dem 20. Parteitag der KPdSU (1956) sei primär auf die Erfüllung von Konsumerwartungen gerichtet gewesen. Holz meint:

„Noch schlimmer wirkte sich aber die damit vollzogene Umorientierung der Bedürfniseinstellung auf den Typus westlichen Konsumangebots aus, während doch zugleich mit der Entwicklung des Sozialismus auch ein neues System der Bedürfnisse, neue Erwartungen an Lebensinhalte, kurz eine neue Weltanschauung heranwachsen sollte. ... Die Konkurrenz zwischen den Gesellschaftssystemen wurde nicht mehr als Konkurrenz um Lebensziele, sondern um Konsumstandards geführt. Wenn aber überhaupt der Kampf mit einer Welt überlegener Zivilisationsangebote hätte gewonnen werden sollen – und man kann fragen, ob das eine echte Chance war –, dann jedenfalls nicht auf deren eigenen Boden der Konsumgüterproduktion, sondern auf dem Boden einer alternativen, die Entfaltung des ganzen Menschen und seiner Kultur akzentuierenden Wertorientierung.“ (Holz 1991, 101 f)

Ich bin mir im Zweifel, ob diese Datierung des Beginns der regressiven Entwicklung im realen Sozialismus und damit auch die negative Gesamtbilanz des 20. KPdSU-Parteitags, als Beginn dieser „Wende“ stimmig ist. So betonten z. B. auf dem 20. KPdSU-Parteitag die führenden Parteifunktionäre M. Suslow und [403] A. Mikojan ausdrücklich die wachsende Rolle der theoretischen Arbeit. Beide forderten besonders eine Überwindung von Rückständen in der theoretischen Erfassung neuer Entwicklungen des Kapitalismus. Mikojan sagte z. B.:

„Wir bleiben beim Studium der gegenwärtigen Etappe des Kapitalismus beträchtlich zurück, wir befassen uns nicht mit dem gründlichen Studium der Tatsachen und Zahlen, wir begnügen uns oftmals damit, daß wir zu Agitationszwecken einzelne Tatsachen über die Anzeichen der heranrückenden Krise, über die Verelendung der Werktätigen herausgreifen, aber wir geben keine umfassende und tiefgründige Einschätzung der Erscheinungen im Leben anderer Länder.“ (Mikojan 1956, S. 270)

Dann wird Mikojan in seiner Kritik am zu niedrigen Niveau der wissenschaftlichen Arbeit noch schärfer und fordert praktisch zu einem völligen Neubeginn auf.

„Bei uns ist keine gründliche marxistisch-leninistische schöpferische Arbeit zu spüren.

Die meisten unserer Theoretiker befassen sich damit, alte Zitate, Formeln und Leitsätze in verschiedener Weise zu drehen und zu wenden. Scholastik, ein Lehrbuchexerzitium und keine Wissenschaft; Wissenschaft ist vor allem Schaffen des Neuen und keine Wiederholung des Alten.“ (S. 273)

Das Protokoll erfaßt die Reaktion der Parteitagsdelegierten auf diese Sätze mit einem lapidaren „Beifall“.

Dennoch scheint mir mit der Frage von H. H. Holz nach der Vernachlässigung der theoretischen und wissenschaftlichen Arbeit und der starken Akzentuierung des Wettlaufs mit dem damals ökonomisch überlegenen kapitalistischen System berechtigt, zumal primär auf dem Gebiet der Konsumgüterproduktion, ein zentrales Problem herausgearbeitet zu worden sein, an dem sich auch in anderen Ländern des realen Sozialismus das Schicksal dieser ersten großen, aber unvollendet gebliebenen Alternative zum Kapitalismus wahrscheinlich mitentschied.

Es geht damit im Kern auch um die Frage nach dem Persönlichkeits- und Menschenbild, das der besonderen strategischen Gewichtung der Sozialpolitik und der Ankurbelung der Konsumgüterproduktion zugrunde liegt.

Wenn die christliche Theologie den bekannten Satz prägte: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes stammt.“, so wird damit m. E. eine zentrale Aussage über die Rolle des Geistig-Spirituellen, der weltanschaulichen Prägung der gesamten Persönlichkeit getroffen.

Anhand dieses Teilbereichs sozialistischer Theoriebildung und der Versuche ihrer Realisierung in gesellschaftspolitisch sehr relevant gewordene Konzepte, z. B. auf dem Gebiet der sozialistischen Pädagogik – aber auch der sozialisti-[404]schen politischen Ökonomie, läßt sich nachzeichnen, wie sukzessive im Verlauf der Überwindung allzu starrer Vereinseitigungen der Marxschen Theorie der Einfluß von dem marxistischen Ansatz eigentlich fremden und sogar konträr gegenüberstehenden philosophischen und weltanschaulichen Ansätzen auf die innermarxistische Diskussion wurde.

Es sind die für Nicht-Marxisten nur als geringfügig erscheinenden „Zwischentöne“ und kleinen Differenzierungen im innermarxistischen Dialog gewesen, die weitreichende, gesellschaftsstrategische Konsequenzen besaßen. Beim Aufbau des realen Sozialismus spielten selbst kleine Akzentverschiebungen (z. B. die unterschiedliche Subjekt-Bewertung im Übergang von der „Ära Ulbricht“ zur „Ära Honecker“) eine große praktisch-politische Rolle. Die von E. Honecker auf dem VIII. Parteitag der SED (1971) propagierte Strategie der „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“, die Entwicklung der „Hauptproduktivkraft Mensch“ unter den Bedingungen der Verwandlung der Wissenschaft in eine unmittelbare Produktivkraft hatte nicht nur eine beschleunigte Modernisierung der Produktivkräfte zur Folge, zum Beispiel den Versuch des Aufbaus einer vom westlichen Weltmarkt unabhängiger Computertechnologie und Soft-Ware-Produktion, für die Unsummen ausgegeben werden mußten.

Die „Ära Honecker“ war auch von Versuchen begleitet, dementsprechend eine stärkere Gewichtung der Rolle des „subjektiven Faktors“ – zumindestens theoretisch und gesellschaftsstrategisch zu erreichen. Analysiert man unter diesem Gesichtswinkel heute z. B. die beiden letzten Jahrgänge des theoretischen Organs der SED „Einheit“, so fällt auf, daß die Zentralthemen der letzten Ausgaben vor dem Ende der DDR sich schwerpunktmäßig mit Fragen der Subjektrolle des „sozialistischen Produzenten“ und mit den Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung im Sozialismus befaßten. Das signalisieren bereits solche Titel wie „Wissenschaft-Technik-Weltanschauung“ (Nr. 9/88), „Wesen und Werte des Sozialismus“ (Nr. 2/89), „Sozialistische Demokratie und ihre Entwicklung in der DDR“ (Nr. 3/89), „Letztlich entscheidend: Arbeitsproduktivität“ (Nr. 4/89).

Das „Werte“-Heft enthält u.a. einen bemerkenswerten Artikel des damaligen Direktors der Sektion Marxismus-Leninismus der Humboldt-Universität, Steininger. Er reklamiert darin für die DDR, die „humanistische Idee vom Glück des Menschen als eine lebendige, tragende Idee unserer revolutionären Gesellschaftskonzeption und als ein bestimmendes Moment ihrer Realisierung zu sehen.“ (Einheit 2/89, S. 111)

Wirksame Bedingungen für „soziale Sicherheit und für die Entwicklung menschlicher Individualität, der Talente und Fähigkeiten der Menschen“ seien in 40 Jahren DDR geschaffen worden. Man könne davon ausgehen, daß „ein solides Fundament für wachsenden Lebensstandard, soziale Sicherheit, Vollbe-[405]schäftigung, hohes Bildungsniveau, umfassende Gesundheitsfürsorge und andere wichtige Elemente unseres gesellschaftlichen Lebens“ bestehe, „die erst in ihrer Gesamtheit gesellschaftliche Lebensbedingungen begründen, die ein glückliches Dasein der Menschen ermöglichen und fördern. Im Kern geht es hier um den tiefen humanistischen Sinn der Einheit von Wirtschaft und Sozialpolitik.“ (S. 112)

Steininger erinnerte in diesem Zusammenhang an ein Wort des DDR-Dichters und Kulturpolitikers Johannes R. Becher. Der Sozialismus habe die Aufgabe, „eine Lebensform zu schaffen, die jedem menschlichen Lebewesen gleiche Glückschancen bietet und die endlich ein für allemal ausschließt: Entpersönlichung durch Ausbeutung und Entmenschlichung durch Hunger und Krieg.“ (Becher 1977, S. 32)

Wie man weiß, klafften Anspruch und die von großen Bevölkerungsteilen subjektiv erlebte Realität des Sozialismus offenbar so weit auseinander, bzw. waren diese Ideale so wenig zum Allgemeingut der DDR-Bevölkerung geworden, daß entgegen aller auf die „umfassende Entwicklung der Persönlichkeit“ zielenden sozialpolitischen und kulturellen Postulate und Maßnahmen, breite Bevölkerungsschichten innerhalb kürzester Zeit völlig anderen Wertvorstellungen und Normen folgten.

Erich Hahn, als ZK-Mitglied der SED einer der einflußreichsten Philosophen in der DDR, hatte offenbar erahnt, daß für die Sicherung des sozialistischen Entwicklungsweges in der DDR bedeutend

mehr nötig gewesen wäre, als die erfolgreiche Verwirklichung der „strategischen Linie“ des VIII. SED-Parteitags: die Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik. Kurz vor der Zuspitzung der Lage in der DDR schrieb Hahn ebenfalls im theoretischen Organ der SED:

„Die Welt des Sozialismus ist durch tiefgreifende Veränderungen geprägt. Kein Wunder, daß eine derartige Situation ernsthafte Herausforderungen für das menschliche Denken mit sich bringt. Das Bedürfnis nach weltanschaulicher und moralischer Orientierung wächst. ... Die sozialistische Ideologie ... enthält jenes System von Vorstellungen, Erkenntnissen, Idealen, Werten und Normen, die der Politik der marxistisch-leninistischen Partei Ziel und Richtung weisen ... Moderne Produktivkraftentwicklung unter sozialistischen Bedingungen kann niemals nur Sache von Technikern und Ökonomen sein – so entscheidend deren geistiges und praktisches Engagement immer ist. Die wissenschaftlich-technische Revolution ist mit gravierenden Veränderungen in der Persönlichkeitsentwicklung, in den sozialen Beziehungen in den Interessen, Gewohnheiten und Haltungen verbunden.“ (Hahn 1989, S. 538-541)

Die gewachsene Rolle des „subjektiven Faktors“, die Bedeutung der persönlichen, subjektiven Einstellung zu Werten und Normen des Sozialismus wurde dem-[406]nach durchaus, wenn aber auch zu spät, erkannt. Auch die notwendige Entwicklung zur Schaffung gesellschaftlicher und politischer Zustände, die eine demokratische Herausforderung für das Engagement des einzelnen Individuums im Sinne des Sozialismus hätten darstellen können, wurden durchaus eingefordert.

Hahns Erkenntnisse, die im philosophisch-politischen Diskurs der DDR eigentlich keine Ausnahme waren, wurden nicht rechtzeitig, nicht im ausreichendem Umfang und auch nicht mit dem notwendigen Nachdruck in Form eines breiten öffentlichen Diskurses zwischen der führenden marxistischen Partei und anderen den Sozialismus prinzipiell bejahenden Organisationen, Bewegungen und Strömungen ausgetauscht und konkretisiert. Die theoretischen Erkenntnisse waren durchaus zumindestens in Ansätzen vorhanden; sie zu verwirklichen fehlte die Kraft, vielleicht auch der dazu notwendige Mut.

Auch wenn es zunächst schien, daß mit dem Ende der sich auf den Marxismus berufenden sozialistischen Staaten in Europa und der Sowjetunion auch die marxistische Philosophie – und mit ihr auch die materialistische Persönlichkeitstheorie – nur noch ein abgeschlossenes historisches Kapitel sei, so zeigt sich doch, daß sie entgegen diesen kurzsichtigen Erwartungen nicht verschwunden ist, sondern weiter einen Strang der internationalen scientific community bildet.

In der Bundesrepublik und in den USA erweist sich der bio-psychosoziale Ansatz in seiner „westlichen“ Variante mit weiteren neuen Veröffentlichungen im Bereich der Psychoneuroimmunologie sowie der Diagnose und Therapie von Persönlichkeitsstörungen (z. B. bei Borderline-Störungen oder Psychosen) teilweise als impulsgebend.[44]

Auch in den Debatten um die Unterschiede zwischen den fachlichen Kompetenzen von ärztlichen und Psychologischen Psychotherapeuten spielt die Berufung auf den bio-psychosozialen Ansatz eine wichtige Rolle. In einer Stellung des Berufsverbandes der Deutschen Nervenärzte (BVDN) zu einer künftigen Novellierung des gerade 1999 in Kraft getretenen Psychotherapeutengesetzes (PTG) wird die vom BVDN für die (ärztliche) Psychotherapeutische Medizin reklamierte Sonderrolle mit der besonderen „bio-psychosozialen Kompetenz“ der ärztlichen gegenüber den Psychologischen Psychotherapeuten hervorgehoben.

Andererseits wurde im Zuge der seit dem Inkrafttreten des PTG (Januar 1999) verstärkten Wirksamkeitsüberprüfung psychotherapeutischer Richtungen und Be-[407]handlungsmethoden die Ablehnung der „systemischen“ Psychotherapie durch den „Wissenschaftlichen Beirat“ der Kassenärztlichen Bundesvereinigung, ausdrücklich damit begründet, daß ihr wissenschaftstheoretischer Hintergrund der

[44] Vergl. dazu auch die Publikationen von Linehan, M. M. (1993). Skill training manual for treating borderline personality disorder. New York: Guilford Press; Miketta, G. (1994). Netzwerk Mensch. Den Verbindungen von Körper und Seele auf der Spur. Reinbek: Rowohlt; Schmitz, B., Fydrich, T. & Limbacher, K. (Hrsg.) (1996). Persönlichkeitsstörungen: Diagnostik und Psychotherapie. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

bio-psychosoziale Ansatz sei, der seine Behandlungseffizienz nicht erbracht hätte. Deshalb könne der „systemische“ Therapieansatz auch nicht in den Leistungskatalog der Gesetzlichen Krankenversicherung (6KV) aufgenommen werden.

Die im deutschen Sprachraum geführte Debatte um einen „Paradigmenwechsel“ in der Persönlichkeitstheorie ist demnach längst nicht abgeschlossen, sondern läuft unter den neuen stark gewandelten Verhältnissen weiter. Ein Ende ist nicht abzusehen. Für diesen Klärungsprozeß werden auch die wissenschaftlichen Arbeiten von materialistisch orientierten Psychologen, Philosophen, Anthropologen, Ethologen und Naturwissenschaftlern der Länder des realen Sozialismus eine wichtige Erfahrungs- und Erkenntnisquelle bleiben.

Die Weiterführung der marxistisch-materialistischen Variante des bio-psychosozialen Ansatzes bleibt deshalb m. E. ein legitimes und aktuelles Forschungsdesiderat. Anstatt mancher überakzentuierter Selbstgewißheit unter marxistischen Wissenschaftler in der vorangegangenen geschichtlichen Etappe könnte und sollte dabei eine Mahnung Wygotskis in Erinnerung sein und bleiben, mit der ich diese Arbeit abschließen will:

„Wenn man gegenwärtig – wie im Eichamt – feststellen will, ob eine Lehre mit dem Marxismus übereinstimmt, sucht man nach logischer Deckungsgleichheit, das heißt nach der Übereinstimmung von Formen, von logischen Merkmalen (z. B. Monismus). Man sollte wissen, was man im Marxismus suchen kann und muß. Nicht der Mensch ist für den Samstag da, sondern der Samstag für den Menschen. Es gilt eine Theorie zu finden, die helfen könnte, das Psychische zu erkennen, und nicht eine Lösung des Problems des Psychischen im Sinne einer Formel, die das Fazit wissenschaftlich zieht. ... Eine solche Wahrheit besaßen weder Marx noch Engels noch Plechanow. Das Fragmentarische, Skizzenhafte vieler Formulierungen beruht auf ihrer streng an den Kontext gebundenen Bedeutung. Eine entsprechende Formel kann man überhaupt nicht im voraus haben, bevor man das Psychische wissenschaftlich untersucht hat, sondern sie entsteht im Ergebnis einer Jahrhunderte währende wissenschaftliche Arbeit. Vorerst kann man bei den Lehrern des Marxismus keine Lösung des Problems finden, ja nicht einmal eine Arbeitshypothese (weil sie auf dem Boden der jeweiligen Wissenschaft geschaffen wird), sondern die Methode, nach der die Hypothese aufzustellen ist. Ich möchte nicht auf fremde Kosten erfahren, was das Psychische ist, indem ich ein paar Zitate heraussuche, sondern möchte an der ganzen Methode von Marx lernen, wie man eine Wissenschaft aufbaut, wie man an die Untersuchung des Psychischen herangeht.“ (Wygotski 1985, S. 254)

[408]

Literaturverzeichnis

Abendroth, W. (1964). Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie.

Ahrweiler, G. (Hrsg.) (1978): Betr.: Lukács: Dialektik zwischen Idealismus und Proletariat. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Aliport, G. W./Bruner, J. S./Jandorf, E. M. (1949). Personality under Social Catastrophe. Ninety Life Histories of the Nazi Revolution. In: Kluckholm, C./Murray, H. A. (Hrsg.) Personality in Nature, Society in Culture (3rd Edition), (p. 347-366). New York: A. A. Knopf.

Allport, G. W. (1958). Werden der Persönlichkeit. Bern: Huber.

Allport, G. W. (1964). Pattern and Growth in Personality, repr. London/New York.

Allport, G. W. (1970). Gestalt und Wachstum in der Persönlichkeit. Meisenheim: Verlag Anton Hain.

Amelang, M./Bartussek, D. (1985). Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung (2. Erweiterte Auflage). Stuttgart: Kohlhammer.

Althusser, L. (1968). Für Marx. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Althusser, L. (1970). Freud und Lacan. Deutsch von Hans Henning Ritter/Herbert Nagel. In: Internationale marxistische Diskussion 10, Berlin.

Althusser, L. (o. J., o. O.). Lenin und Hegel. Deutsch von H. Scheffel, Vortrag gehalten beim 9. Hegel-Kongreß, Paris 1969.

Ananjew, B. 6. (1974). Der Mensch als Gegenstand der Erkenntnis. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Ananjew, B. 6. (1930). Soziogenetische Theorie der Entwicklung des Verhaltens des Menschen (russ.). Leningrad. In: Ananjew B. 6. (1974). Der Mensch als Gegenstand der Erkenntnis, 59. Berlin/DDR: Verlag der Wissenschaften. Anderson, P. (1979). Antonio Gramsci. Eine kritische Würdigung: Olle & Wolter Anochin, P. K. (1967): Das funktionelle System als Grundlage der physiologischen Architektur des Verhaltensaktes. Jena.

Anochin, P. K. (1978): Beiträge zur allgemeinen Theorie des funktionellen Systems. Jena.

Antonovsky, A. (1979). Health, stress and coping. New perspectives on mental and physical weil being. San Francisco: Jossey-Bass.

Antonovsky, A. (1987). Unravelling the mystery of health. How people manage stress and stay weh. San Francisco: Jossey-Bass.

[409] Aristoteles (1983. Nikomachische Ethik. Stuttgart: Reclam.

Aristoteles (1984). Metaphysik, Schriften zur Ersten Philosophie. Übersetzt und herausgegeben von F.-F. Schwarz. Stuttgart: Reclam.

Aßmann, G./ Stollberg, R.(Hrsg.) (1977). Grundlagen der marxistisch-leninistischen Soziologie. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Autorenkollektiv (1974). Dialektischer und historischer Materialismus. Lehrbuch für das marxistisch-leninistische Grundlagenstudium. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Autorenkollektiv (1977). Philosophischer Revisionismus. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Autorenkollektiv (Leitung und Gesamtbearbeitung K. Böttcher/H. J. Geerdts) (1981). Kurze Geschichte der deutschen Literatur. Berlin/DDR: Volk und Wissen.

Autorenkollektiv (1988-1991). (Hrsg.). Philosophenlesebuch. Band 1-3, Berlin: Dietz Verlag.

Autorenkollektiv Wissenschaftspsychologie (1975). Materialistische Wissenschaft und Psychologie. Erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Grundlagen der materialistischen Psychologie. Köln:

Pahl-Rugenstein Verlag. Autorenkollektiv (1977). Philosophischer Revisionismus. Quellen, Argumente, Funktionen im ideologischen Klassenkampf. Berlin/DDR: Dietz.

Bartels, J./Holz, H. H./Lensik L./Pätzhold, D. (Hrsg.). Dialektik als offenes System. Historisch-systematische Untersuchungen zu Widerspiegelung – Wahrheit – Widerspruch. Studien zur Dialektik. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Bauer I./Liepert, A. (1971): Sirenengesang eines Renegaten oder die „große Wende“ Roger Garaudys. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Becher, J. R. (1977). Auf andre Art so große Hoffnung. In: Bekenntnisse, Entdeckungen Variationen. Berlin/DDR: Aufbau Verlag

Bergner, D. (1982). Der Mensch. Neue Wortmeldungen zu einem alten Thema. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Berger, P./Luckmann, T. (1969). Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M.: Fischer.

Bergner, D. (1982). Der Mensch. Neue Wortmeldungen zu einem alten Thema. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Bernal, J. D. (1970). Wissenschaft. Science in History. Band 1-4. Hamburg: Rowohlt.

[410] Bernstein, E. (1984): Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. (8. Auflage). Bonn: Verlag J. H. W. Dietz.

Bernstein, E. (1990): Texte zum Revisionismus. Ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben von H. Heimann (12. Auflage). Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.

Birbaumer, N./Schmidt, R. F. (1996). Biologische Psychologie (3. komplett überarbeitete Auflage). Berlin: Springer.

Bischoff, J. (1973). Gesellschaftliche Arbeit als Systembegriff. Berlin-West: VSA. Bloch, E. (1985). Das Prinzip Hoffnung, Band 1: Kapitel 1-32. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bochmann, F. (1992). Subjektive Beschwerden und Belastungen bei Neurodermitis (Atypischer Dermatitis) im Kindes- und Jugendalter: Prüfung eines biopsycho-sozialen Bedingungsmodells. In: F. Petermann (Hrsg.). Studien zur Jugend- und Familienforschung, Bd. 10. Frankfurt/M: Lang.

Böttcher, P. (1986). Stichwort „Sublimierung“. In: Wörterbuch der Psychologie (603). Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Boff, C. (1986). Die Befreiung der Armen. Reflexionen zum Grundanliegen der lateinamerikanischen Befreiungstheologie. Freiburg/Schweiz: Edition Exodus.

Bongard, W. (1985). Grundlagen des Personbegriffs. In: Patt, H. J. (Hrsg.). Christliche Anthropologie als Perspektive für die Medizin, 25-42. Köln: Verlag J. P. Bachem.

Borkenau, F. (1976). Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Bourdieu, P. (1988, 2. Auflage). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1998a). Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz: Universitätsverlag.

Bourdieu, P. (1998b). Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Boyden, S. ,Millar, S. (1978). Human ecology and the quality of life. Urban Ecology 3, 263-287

Braun, K. H. (1979). Kritik des Freudo-Marxismus. Zur marxistischen Aufhebung der Psychoanalyse. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Braun, K. H. (1982). Genese der Subjektivität. Zur Bedeutung der Kritischen Psychologie für die materialistische Pädagogik. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Braun, K. H. (1988). Psychoanalyse. Im M. Buhr (Hrsg.) Enzyklopädie der bür-[411]gerlichen Philosophie im 19. Und 20. Jahrhundert, (400-410). Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Brenner, H.-P. (1994). Neue Entwicklungen in Diagnose und Therapie der Lese-Rechtschreibschwäche (Legasthenie) (unveröffentl. Diplomarbeit). Bonn: Friedrich-Wilhelm-Universität.

Brenner, H.-P. (1996). Marxistisch-leninistische Klassentheorie. Ihre Rezeption und Anwendung durch die DKP. In: „Z“ – Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Nr. 26, (112-125). Frankfurt/M. IMSF.

Brenner, H.-P. (1997). Arbeit und Anthropogenese aus Sicht der marxistischen Persönlichkeitstheorie. In: „Topos“, Heft 10, 87-112.

Brenner, H.-P. (2000). Ethik, Menschenwürde und der marxistische Arbeitsbegriff. In: Marxistische Blätter 1/2000, 35-40.

Breuer, H. (1971). Zur Außen-Innen-Dialektik und der Lehre vom dialektischen Widerspruch, bezogen auf persönlichkeitstheoretische Fragen. In: Kossakowski, A./Lompscher, J. (Hrsg.) Ideologisch-theoretische und methodologische Probleme der Pädagogischen Psychologie, S. 169-174). Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Brie, M./Herzig, M./Koch, T. (Hrsg.) (1995). Die PDS. Empirische Befunde & kontroverse Analysen. Köln: Papyrossa Verlag.

Bronfenbrenner, U. (1993). Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente. Frankfurt/M.: Fischer.

Buber, M. (1954). Das Problem des Menschen.

Bucharin, N. (1922): Theorie des historischen Materialismus. Gemeinverständliches Lehrbuch der marxistischen Soziologie. Hamburg: Verlag der Kommunistischen Internationale.

Budilowa, J. A. (1975). Philosophische Probleme in der sowjetischen Psychologie. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Buhr, M. (1966). Entfremdung – philosophische Anthropologie – Marx – Kritik. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 7/1976.

Buhr, M./Hörz, H. E. (Hrsg.) (1986). Naturdialektik-Naturwissenschaft. Das Erbe der Engels’schen „Dialektik der Natur“ und seine aktuelle Bedeutung für die Wissenschaftsentwicklung. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

Bujewa, L. P. (1986). Die Dialektik von Sozialem und Individuellem in der Persönlichkeitsentwicklung. In: Sowjetwissenschaft. Gesellschaftliche Beiträge, Heft 3 (3 16-325).

[412] Busse, S. (1996). Psychologie im Realsozialismus. DDR-Psychologen im Interview. Pfaffenweiler: Centaurus.

Cattell, R.- B. (1973). Die empirische Erforschung der Persönlichkeit. Weinheim: Beltz.

Chromuschin, G. B./Fedjakin, I. A.(Kaschlew, J. B./Poljakow, J. A./Schlajapnikow, G. E. (1974). Antikommunismus- ideologische Hauptwaffe des Imperialismus. Berlin/DDR: Staatsverlag der DDR.

Das Argument (Hrsg.) (1989). Die Linie Luxemburg – Gramsci. Zur Aktualität und Historizität marxistischen Denkens. Berlin: Argument Verlag

Davison, G. C. & Neale, J. M. (1988). Klinische Psychologie. Ein Lehrbuch. München: Psychologische Verlags Union.

Deleuze, G. (1992). Differenz und Wiederholung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Deppe, F. (1996). Auf- und Abstieg der „neuen Mittelklasse“. In: „Z.“ Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Nr. 26, (88-100). Frankfurt/M.: IMSF.

Deppe, H.-U. (1970). Medizinsoziologische Bemerkungen zur Ökologie und Epidemiologie am Beispiel von schizophren Erkrankten. In: Das Argument Nr.

60, Sonderband Kritik der bürgerlichen Medizin, 129-141.

Deppe, H.-U. (1976). Medizinische Soziologie. Aspekte einer neuen wissenschaftlichen Disziplin. In: Jahrbuch für kritische Medizin Band 1, 81-85. Berlin-West: Argument Verlag.

Descartes, R. (1931). The Philosophical Works of Descartes, übers. v. E. S. Haldane und G. R. T. Ross, 2 Bände, Cambridge University Press, London. Zit. n. Popper, K. R./Eccles, J. C. (1982). Das Ich und sein Gehirn. München. Piper & Co.

Descartes, R. (1956). Meditationen über die erste Philosophie . Hamburg: Felix Meiner Verlag.

Descartes, R. (1969). Uber den Menschen (1632) sowie Beschreibung des menschlichen Körpers (1648) (Herausgegeben und eingeleitet von K. E. Roth-schuh). Heidelberg: Verlag Lambert Schneider.

Descartes, R. (1984). Die Leidenschaften der Seele. (Herausgegeben und übersetzt von K. Hammacher). Hamburg: Felix Meiner.

Dietzel, H. (1996). Klassentheorie und linke Politik heute. In: „Z.“ Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Heft 25, 74-85.

Dilling, H., Wyerer, S. & Castgel, R. (1984). Psychische Erkrankungen in der Bevölkerung. Stuttgart: Enke.

Dohrenwend, B. S./Dohrenwend, B. P., Gould, M. S., Linkd, B., Neugebauer, R. & Wunsch-Hitzig, R. (1980). Mental illnesse in the United States: Epidemio-[413]logic estimates. New York: Praeger

Dohrenwend, B. S./Dohrenwend, B. P. (1981), Socioenvironmental factors, stress and psychopathology. American Journal of Community Psychology,).

Dubinin, N. P. (1973). Probleme der Genetik und die marxistisch-leninistische Philosophie. In: S. Wollgast/K. F. Teinz (Hrsg.). Dialektik in der modernen Naturwissenschaft. Materialien der II. Allunionskonferenz zu philosophischen Fragen der Naturwissenschaft (Moskau 1970). (58-90). Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Durham, W. (1976). The adaptive significans of cultural behavior. Human Ecology 4, 89-121

Ebert, E: Schriften, Aufzeichnungen, Reden, Bd. 2. 290. Zit. n.: U. Herbert (1996). Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, 32. Bonn: J.H.W. Dietz.

Ebert, J. (1978). Zum Verhältnis von Biologischem und Sozialem als Problem der persönlichkeitstheoretischen Diskussion in der DDR.

Eccles, J. C. (1982). Das Rätsel Mensch. München: Ernst Reinhardt Verlag. Editoral. In: Zeitschrift Marxistische Erneuerung Nr. 22, Juni 1995, 5-8.

Eibl-Eibesfeldt, I. (1967). Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung. München: Piper

Eibl-Eibesfeldt, I. (1984). Biologie des menschlichen Verhaltens. München: Piper Eigen, M. (1971). Self-organization of matter and the Evolution of Biological Macromolecules. In: Naturwissenschaften 58.

Eigen, M. (1972). Molekulare Selbstorganisation und Evolution. In: Informatik. Nova Acta Leopoldina 37/1. No. 206. Leipzig.

Elias, N. (1976). Uber den Prozeß der Zivilisation. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Ellring, H. (1990). Verhaltensmedizin. In: Reinecker, H. (Hrsg.). Gesundheitspsychologie. Ein Lehrbuch, 45-51. Göttingen: Hogrefe.

Elsässer, M. (1988). Einleitung zu A. M. S. Boethius Die Theologischen Traktate (VII-XXX). Hamburg: Felix Meiner.

Engel, 6. L. (1977). The Need for a New Medical Model: A Challenge for Biomedicine. In: Science, Volume 196, Number 4286, 129-136.

Engels, F. (1962). Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. In: Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 21, 259-307. Berlin/ DDR: Dietz.

[414] Engels, F. (1962a). Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen. In: Marx-Engels-Werke Bd. 20, 444-455. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Engels, F. (1962b). Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft („Anti-Dühring“). In: Marx-Engels-Werke Bd. 20, 5-303. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Engels, F. (1967). Brief an Margaret Harkness (Entwurf) In: Marx-Engels-Werke Bd. 37, 42-44. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Engels, F. (1967). Brief an Conrad Schmidt (05.08.1890). In: Marx-Engels-Werke Bd. 37, 435-438. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Engels, F. (1968a). Brief an W. Borgius (15.01.1894). In: Marx-Engels-Werke Bd. 39, 205-207. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Engels, F. (1968). Dialektik der Natur In: Marx-Engels-Werke Bd. 20, 307-570.

Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Engels, F. (1970). Vorwort zur deutschen Ausgabe von 1892 der „Lage der arbeitenden Klasse in England“. In: Marx-Engels-Werke Bd. 2, 637-650. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Engels, F. (1973). Brief an K. Marx vom 16.06.1867. In: K. Marx/F. Engels Werke Bd. 31, 303-304. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Engels, F. (1979). Brief an F. Mehring (14.07.1893). In: F. Engels. Briefe über den historischen Materialismus (1890-1895), 63-70. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Engels, F. (1979) Briefe über den historischen Materialismus (1890-1895). Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Engeström, Y. (1986). Die Zone der nächsten Entwicklung als die grundlegende Kategorie der Erziehungspsychologie. In: Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) (Hrsg.), Jahrbuch des IMSF 1/1986. Marxistische Persönlichkeitstheorie (S. 151-171) Frankfurt/M.: IMSF

Erdmann, M. (1995). Heilung Ahnung. In: „Die Zeit“ Nr. 42, (13.10.95), 52.

Erpenbeck, J. (1980). Psychologie und Erkenntnistheorie. Zu philosophischen Problemen psychischer Erkenntnisprozesse. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Erpenbeck, J. (1984). Motivation. Ihre Psychologie und Philosophie. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Erpenbeck, J. (1986). Das Ganze denken. Berlin (DDR): Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Erpenbeck, J./Hörz, H. E. (1977). Philosophie contra Naturwissenschaft? Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Erpenbeck, J./Weinberg, J. (1993). Menschenbild und Menschenbildung. Bildungstheoretische Konsequenzen der unterschiedlichen Menschenbilder in der [415] ehemaligen DDR und in der heutigen Bundesrepublik. Münster/New York: Waxmann.

Eschke, H.-G. (1994). Arbeit und Menschenwürde. Frankfurt/M: Wissenschaft & Sozialismus.

Eschler, E. (1970). Der Beitrag der Verhaltensforschung zur Theorie der Anthropogenese. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 2, 190-200.

Eysenck, H. J. (1951). The Effects of Psychotherapy. An Evaluation. Journal of Consulting Psychology, 16, 319-324.

Eysenck, H. J. (1954). The Psychology of Politics. London.

Eysenck, H. J. (1964). Biological Factors in Neurosis and Crime, In: Scientia, 1964, Dec., p. 11. In: Kon, I. S. (1971). Soziologie der Persönlichkeit. (S. 5), Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Eysenck, H. J. (1967). The Biological Basis of Personality. Springfield: C. C. Thomas Publisher.

Eysenck, H. J. (1976). Sexualität und Persönlichkeit. Wien: Europaverlag. Eysenck, H. J. (1977). Kriminalität und Persönlichkeit. Wien: Europaverlag. Eysenck, H. J./Rachman, S. (1968). Neurosen-Ursachen und Heilmethoden. Einführung in die moderne Verhaltenstherapie. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Feuser, G./Jantzen W. (Hrsg.): Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie (1980-1989). Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Fichte, H. 6. (1911). Einige Vorlesungen über die Bestimmungen des Gelehrten (1794). In: Fichtes Werke in 6 Bänden, Bd. 1. Leipzig: Meiner.

Fiedler, F./Klimaszewsky, G./Söder, 6. (1972). Das Verhältnis der marxistisch-leninistischen Philosophie zu den Einzel- und Strukturwissenschaften. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 11, 1309 ff.

Fisseni, H.-J. (1984). Persönlichkeitspsychologie. Auf der Suche nach einer Wissenschaft. Ein Theorienüberblick. (3. Auflage 1996) Göttingen: Hogrefe.

Fisseni, H.-J. (1990). Lehrbuch der psychologischen Diagnostik. Göttingen: Verlag für Psychologie, Hogrefe.

Fleck, L (1983). Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Fleck, L. (1993): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt/M. Suhrkamp.

[416] Fleßner, H./Hühne, K./Wilhelmer, B. (1986). Zum Stand marxistischer Persönlichkeitstheorie. In: Institut für Marxist. Studien und Forschungen (IMSF). (Hrsg.). Marxistische Persönlichkeitstheorie. Jahrbuch des IMSF 10, (8-16). Frankfurt/M.

Frankl, V. E. (1951). Zehn Thesen über die Person. In: Logos und Existenz. Wien

Freud, S. (1946). Abriß der Psychoanalyse. In: Gesammelte Werke, Bd. 17. London.

Freud, S. (1967). Massenpsychologie und Ich-Analyse. Die Zukunft einer Illusion. Frankfurt/M.: Fischer.

Freud, S. (1991). Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Frankfurt/M.: Fischer.

Freud, S. (1992). Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Frankfurt! M.: Fischer.

Frey, A. (1992). Psychische und psychologische Auslöser der Neurodermitis bei Kindern und Jugendlichen: Überprüfung eines bio-psycho-sozialen Wirkungsmodells. Unveröff. Dipl. Arbeit. Bonn: Friedrich-Wilhelm-Universität.

Friedlein, C. (1992) Geschichte der Philosophie (15. Überarbeitete Auflage). Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Friedrich, W. (Hrsg.) (1977). Kritik der Psychoanalyse und biologistischer Konzeptionen. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

Frindert, R. (1986) Stichwort „Massenpsychologie“. In: G. Claus et al (Hrsg.). Wörterbuch Psychologie, 386, Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Frolow, I./Pastuschny, S./Bergner, D. (1982). Das Verhältnis von Gesellschaftlichem und Biotischem beim Menschen und die Ergebnisse der Biowissenschaften, In: Bergner, D. (1982). Der Mensch. Neue Wortmeldungen zu einem alten Thema (123-176). Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Fromm, E./Richter, F. (1973). Kritik des gegenwärtigen Revisionismus. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 3, 277-297.

Garcia, 6. (1987): Henri Wallons monistische Psychologie. In: Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie, VII/1 987, 135-156.

Geißler E./Scheler W. (Hrsg.) (1976). IV. Kühlungsborner Kolloquium. Information. Philosophische und ethische Probleme der Biowissenschaften, Berlin! DDR: Akademie Verlag.

Geißler, E./Hörz, H. (Hrsg.) (1988). Vom Gen zum Verhalten. Der Mensch als biopsychosoziale Einheit. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Geuter, U. (1984). Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Geschichtsphilosophie. In: M. Buhr (Hrsg). Enzyklopädie zur bürgerlichen Phi-[417]losophie im 19. und 20. Jahrhundert, 307-333. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Girnus, W. (1972). Zur „Ästhetik“ von Georg Lukács. Frankfurt/M. Verlag Marxistische Blätter.

Goethe, J. W. (1961). Italienische Reise. In: Goethe: Poetische Werke (Berliner Ausgabe). Bd. 14. Berlin/DDR: Aufbau Verlag.

Goethe, J. W. (1981). Faust. In: Goethes Werke in 12 Bänden, Bd. 4. Berlin/DDR: Aufbau Verlag.

Goethe, J. W. (1981). Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt. In: Goethe Werke in zwölf Bänden, Zwölfter Band: Philosophische und naturwissenschaftliche Schriften. Berlin und Weimar: Aufbau Verlag

Gramsci, A. (1980). Zu Politik, Geschichte und Kultur. Leipzig: Reclam jun.

Grawe K./Donati, R./Bernauer, F. (1995). Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession (4. Auflage). Göttingen: Hogrefe.

Greiner, B./Steinhaus, K. (1981). Auf dem Weg zum 3. Weltkrieg? Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Gropp, R. O. (1970). Grundlagen des dialektischen Materialismus. Berlin/DDR. Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Grossmann, H. (1935). Die gesellschaftlichen Grundlagen der mechanistischen Philosophie und die Manufaktur. In: Zeitschrift für Sozialforschung, Jg. IV, Heft 2, 161-231.

Groves, P. M./Rebec, G. V. (1988). Introduction to biological psychology, 3rd. edn. Dubuque, Brown Publisher. Iowa.

Grunwald, M. (1970). Wissenschaft und Wissenschaftstheorie bei Friedrich Engels. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 10, 1232-1249.

Guilford, J. P. (1965). Persönlichkeit. Logik, Methodik und Ergebnisse ihre quantitativen Erforschung (2/3. Auflage). Weinheim: Verlag Julius Beltz.

Guilford, J. P./Hoepfner, R. (1976). Analyse der Intelligenz. Weinheim: Beltz.

Habermas, J. (1968). Antworten auf Herbert Marcuse. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Hager, K. (1972). Sozialismus und wissenschaftlich-technische Revolution. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Hahn, E. (1974). Theoretische Probleme der marxistischen Soziologie. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Haken, H. (1978). Synergetics. Berlin, Heidelberg, New York.

Hall, C. S./Gardner, L. (1978). Theorien der Persönlichkeit Bd. 1. München: Verlag C. H. Beck.

[418] Hall, C. S./Gardner, L. (1979). Theorien der Persönlichkeit Bd. 2. München: Verlag C. H. Beck.

Handel, P. (1987). Die Marx’sche These von der Natur als ‚unorganischem Leib des Menschen‘. Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 6/1987. 521-528

Haug, F. (1971). „Alfreds Sohn-Rethels Revision des Marxismus und ihre Konsequenzen“. In: „Argument“ Nr. 65, 313-322

Hebb, D. O. (1949). The organization of behavior. Wiley, New York. Heberer, 6. (1969). Der Ursprung der Menschen. Unser gegenwärtiger Wissensstand. Jena.

Hegel, G. W. F. (1969). Wissenschaft der Logik 1. Erster Teil. Die objektive Logik. Erstes Buch. In: Werke in zwanzig Bänden, Bd. 5. Frankfurt/M: Suhrkamp.

Hegel, G. W. F. (1970). Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft In: Grundrisse. In: Werke in zwanzig Bänden, Bd. 7. Frankfurt/M: Suhrkamp.

Hegel, G. W. F. (1975). Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse (1830). Neu hrsg. v. F. Nicolin u. O. Pöggeler. Berlin.

Hegel, R. D. (1986). Der Mensch als biopsychosoziale Einheit. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 8, 740-744.

Heimann, H. (1990). Vorwort zur Neuauflage 1990. In: E. Bernstein. Texte zum Revisionismus. (2. Auflage). Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.

Herder, J. G. ([4]1969). Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Herausgegeben von H. Stolpe. Band 4. Berlin/DDR: Aufbau-Verlag.

Hermann, T./Lantermann, E.-D. (Hrsg.) (1985). Persönlichkeitspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. München: Urban & Schwarzenberg.

Herrmann, J. (1983). Der Aufstieg der Menschheit zwischen Naturgeschichte und Weltgeschichte (2. Auflage). Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Herrmann, J. (1984). Die Menschwerdung. Zum Ursprung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Herrmann, J. (1989). Die Anthropogenese: Hauptepoche der Phylogenese und der Grundlegung ontogenetischen Substrats. In: Emons, H. H. (Hrsg.) (1989). Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. Gesellschaftswissenschaften. Das Wesen des Menschen. Probleme der Forschung. Heft 66 1989, 7-20. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Herrmann, J./Ullrich. H. (Hrsg.) (1991): Menschwerdung. Millionen Jahre Menschheitsentwicklung – natur- und geisteswissenschaftliche Ergebnisse. Ber-[419]lin: Akademie-Verlag.

Hiebsch, H. (1971). Sozialpsychologische Grundlagen der Persönlichkeitsformung. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Hiebsch, H./Vorwerg, M. (1971). Einführung in die marxistische Sozialpsychologie (5. veränderte Auflage). Berlin (DDR): Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Hörz, H. E. (1968). Die Frau als Persönlichkeit. Berlin! DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Hörz, H. E. (1975). Blickpunkt Persönlichkeit. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Hörz, H. (1974). Marxistische Philosophie und Naturwissenschaften. Berlin/DDR. Akademie Verlag.

Hörz, H. (1976). Mensch contra Materie? Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Hörz, H. (1976). Diskussionsbeitrag. In: Geißler, E./Scheler, W. (Hrsg.) IV. Kühlungsborner Kolloquium. Information. Philosophische und ethische Probleme der Biowissenschaften, 126-127. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Hörz, H. (1983). Natur, Naturwissenschaften, Kunst. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 9, 785-799.

Hörz, H. (1986). Was kann Philosophie? Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Hörz, H. (1988). Der Mensch als biopsychosoziale Einheit. Wesen, Genese und Determinanten. In: E. Geißler & H. Hörz (Hrsg.). Vom Gen zum Verhalten. Der Mensch als biopsychosoziale Einheit (S. 1-19). Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Hörz, H. (1988a). Wissenschaft als Prozeß. Grundlagen einer dialektischen Theorie der Wissenschaftsentwicklung. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Hörz, H. (1988b). Soziogenese und philosophische Entwicklungstheorie. In: Löther, R. (Hrsg.). Tiersozietäten und Menschengesellschaften. Philosophische und evolutionsbiologische Aspekte der Soziogenese, 51-73. Jena: Gustav Fischer Verlag.

Hörz, H. (1988c). Soziogenese, Soziobiologie und philosophische Entwicklungstheorie. In: Löther, R. (Hrsg.). Tiersozietäten und Menschengesellschaften. Philosophische und evolutionsbiologische Aspekte der Soziogenese (51-73). Jena: Gustav Fischer Verlag.

Hörz, H. (1990) Philosophie der Zeit. Berlin/DDR. Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Hörz, H. (1996). Materialismus-Diskussion heute. In: „Z.“ Zeitschrift für Marxisti-[420]sche Erneuerung. Nr. 25, 203-208.

Hörz, H. (1992): Selbstorganisation sozialer Systeme. Münster: LIT Verlag.

Hörz, H. E./Hörz H. (1973). Dialektik von genetischen Grundlagen und gesellschaftlicher Entwicklung des Menschen. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 9, 1061-1065.

Hörz, H./Geißler, E. (Hrsg.) (1988). Vom Gen zum Verhalten. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Hörz, H./Röseberg, U. (1981) (Hrsg.). Materialistische Dialektik in der physikalischen und biologischen Erkenntnis. Berlin/DDR: Akademie-Verlag.

Hörz, H./ Wessel, K. F.(1983). Philosophische Entwicklungstheorie. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Hörz, H./Wessel, K. F. (1985) (Hrsg.). Struktur, Bewegung, Entwicklung. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Hörz, H. Wessel, K. F. (1986) (Hrsg.). Philosophie und Naturwissenschaften. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Hofer, M. A. (1981). The Roots of Human Behavior. San Francisco: Freeman.

Hoffmann, W. (1970). Stalinismus und Antikommunismus. Zur Soziologie des Ost-West-Konflikts. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Hollingshead, A. B. & Redlich, F. (1958). Der Sozialcharakter psychischer Störungen. Frankfurt: Fischer 1975.

Hollitscher, W. (1983-1985). Natur und Mensch im Weltbild der Wissenschaft (Band I-VI). Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Hollitscher, W. (1983). Die menschliche Psyche, Natur und Mensch im Weltbild der Wissenschaft Bd. 1. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Hollitscher, W. (1985). Lebewesen Mensch. Natur und Mensch im Weltbild der Wissenschaft, Bd. IV. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Hollitscher, W. (1985). Mensch und Gesellschaft. Natur und Mensch im Weltbild der Wissenschaft Bd. V. Köln. Pahl-Rugenstein Verlag. [Die im Text ausgewiesenen Zitate stammen aus: F. Engels: Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen. In: Marx-Engels-Werke, Band 20,444-455].

Hollitscher, W. (unter Mitarbeit von J. Erpenbeck) (1983). Die menschliche Psyche. Natur und Mensch im Weltbild der Wissenschaft Bd. 1. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Hollitscher, W.(1970). Aggression im Menschenbild. Marx, Freud, Lorenz. Frankfurt/M. Verlag Marxistische Blätter.

[421] Hollitscher, W. (1977). Mensch ohne Gesellschaft? Zur Kritik biologistischer Konzeptionen im 20. Jahrhundert. In: Friedrich, W. (Hrsg.) (1977). Kritik der Psychoanalyse und biologistischer Konzeptionen, 160-197. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

Holz, H. H. (1968). Utopie und Anarchismus. Zur Kritik der kritischen Theorie Herbert Marcuses. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Holz, H. H. (1972) Dialektik und Widerspiegelung. München.

Holz, H. H. (1972). Strömungen und Tendenzen im Neomarxismus. München.

Holz, H. H.. (1973). Über den Ursprung von Dissenzen. In: Marxistische Blätter, Heft 6/1973, 88-74.

Holz, H. H. (1974). Schlußbemerkungen zur Diskussion mit Robert Steigerwald. In: Marxistische Blätter. Heft 2/1974, 100-102.

Holz, H. H. (1986). Einführungsreferat zu „Mensch, Natur und Umwelt im Werk von Friedrich Engels“, Internationales Symposium der Marx-Engels-Stiftung (10.8.1985). In: Schriftenreihe der Marx-Engels-Stiftung Band 5, 7-22. Wuppertal.

Holz, H. H. (1986a). Hinleitung zu den Problemen. In: J. Bartels, H. H. Holz, L. Lensink u. D. Pätzold (Hrsg.). Dialektik als offenes System. Historisch-systematische Untersuchungen zu Widerspiegelung – Wahrheit – Widerspruch, Studien zur Dialektik, 11-28. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Holz, H. H. (1986b). Die Wissenschaft des Gesamtzusammenhangs. Zu Friedrich Engels’ Begründung der Dialektik der Natur. In: Dialektik 12. Die Dialektik und die Wissenschaften, 50-65. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Holz, H. H. (1988). Hegels Enzyklopädie-Konzept: Die philosophische Konstruktion der Einheit der Wissenschaften. In: Dialektik 16. Enzyklopädie und Emanzipation. Das Ganze wissen, 25-39. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Holz, H. H. (1990). Dialektik. In: H. J. Sandkühler (Hrsg.). Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften. Band 1, 547-568. Hamburg: Felix Meiner Verlag.

Holz, H. H. (1991). Die philosophische Einheit von Anthropologie, Geschichtsphilosophie und Ökonomie im Konzept von Marx. In: Dialektik Heft 1991/2, 89-105.

Holz, H. H. (1991). Niederlage und Zukunft des Sozialismus. Essen: Neue Impulse Verlag.

Holz, H. H. (1993). Thesen von und zu R. Kurz. In: Weißenseer Blätter Heft 4/ 93, 17-27.

[422] Holz, H. H. (1994). Descartes. Reihe Campus Einführungen Band 1080. Frankfurt/New York: Campus Verlag.

Holz, H. H. (1995). Friedrich Engels – das Konzept einer wissenschaftlichen Weltanschauung. In: Topos. Internationale Beiträge zur dialektischen Theorie. Heft 5, 11-36.

Holz, H. H. (l995b). Kommunisten heute. Die Partei und ihre Weltanschauung. Essen: Edition Marxistische Blätter.

Holz, H. H. (1996). Vermittlung und Bruch. In: Annalen der Internationalen Gesellschaft für dialektische Philosophie. Societas Hegeliana, Bd. IX. Die Anstrengung des Begriffs. Hegel, Marx und die kritische Analyse der Gesellschaft, 111-122. Bonn: Pahl-Rugenstein Verlag Nachfolger.

Holz, H. H. (1997). Einheit und Widerspruch. Problemgeschichte der Dialektik in der Neuzeit“, Bd. 1. Die Signatur der Neuzeit. Stuttgart/Weimar: Metzeler.

Holz, H. H. (1998). Stalin als Theoretiker des Leninismus. In: Streitbarer Materialismus Nr. 22, 21-43.

Holz, H. H./Prestipino G. (1991). Antonio Gramsci heute. Aktuelle Perspektiven seiner Philosophie. Bonn: Pahl-Rugenstein Verlag.

Holz, H. H./Sandkühler, H. J. (Hrsg.). (1980). Betr.: Gramsci. Philosophien und revolutionäre Politik in Italien. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Holzkamp, K. (1972). Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten. Frankfurt/M.: Fischer.

Holzkamp, K. (1973). Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Frankfurt/M.: Athenäum.

Holzkamp, K.(1975): Gesellschaftlichkeit des Individuums. Aufsätze 1974-1977. Reihe Studien zur Kritischen Psychologie, Band 3. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Holzkamp, K. (1977). Kann es im Rahmen der marxistischen Theorie eine Kritische Psychologie geben? In: „Das Argument“ Nr. 103, 3 16-336.

Holzkamp, K. (1983). Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M.: Campus.

Holzkamp-Osterkamp, U. (1980). Klassenbewußtsein und Handlungsfähigkeit. In: Braun, K. H./Holzkamp-Osterkamp, U./Werner, H./Wilhelmer, B. (Hrsg.). Kapitalistische Krise, Arbeiterbewußtsein, Persönlichkeitsentwicklung. Berichte vom 2. Internationalen Kongreß Krit. Psychologie (4.-6.5.1979 in Marburg, (17-2 1). Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Holzkamp-Osterkamp, U. (1986). „Persönlichkeit“-Selbstverwirklichung und Verantwortungsübernahme. Im Jahrbuch des Instituts für Marxistische Studien [423] und Forschung 10, 69-92. Frankfurt/M.: ISMF

Honecker, E. (1971). Bericht des Zentralkomitees an den VIII. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. In: Protokoll des VIII. Parteitags der SED, Bd. 1, 34-89. Berlin/DDR: Dietz.

Horkheimer, M./Adorno, T. W. (1990). Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag.

Hrzal, L. (1973). Die Auseinandersetzung mit dem Revisionismus und dem Antikommunismus während der krisenhaften Entwicklung in der CSSR 1968/69. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Hufnagel, A. (1949). Thomas von Aquino. Das Geheimnis der Person. Anker-Bücherei, Band 43. Stuttgart.

Ihlefeld, U. (1971). Zur Dialektik des Biologischen und Sozialen in der Persönlichkeitsentwicklung. In: Kossakowski, A./Lompscher, J. (Hrsg.) Ideologisch-theoretische und methodologische Probleme der Pädagogischen Psychologie, (S. 149-161). Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Institut für Marxistische Studien und Forschungen (Hrsg.) (1973) Klassen- und Sozialstruktur der BRD 1950-1970, 2 Bände, Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) (Hrsg.), Jahrbuch des IMSF 1/1986. Marxistische Persönlichkeitstheorie. Frankfurt/M.

Janschin, A. (1988). Mit Gewißheit in die Zukunft. Wissenschaft in der UdSSR, Nr. 2, 1988, 5-11.

Jantzen, W. (1978). Behindertenpädagogik. Persönlichkeitstheorie. Therapie. Vorbereitende Materialien zu einer materialistischen Behindertenpädagogik. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Jantzen, W. (1979). Grundriß einer allgemeinen Psychopathologie und Psychotherapie. Studien zur kritischen Psychologie Bd. 19. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Jantzen, W. (1983). Abbildtheorie und Stereotypenentwicklung – ein methodologischer Beitrag zur Diagnose des Lernens und der Persönlichkeitsentwicklung bei schwerstbehinderten Kindern und

Jugendlichen. In: Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie 111/1983. Studien zur Kritischen Psychologie Band 34. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Jantzen, W. (1986). Naturgeschichte und Gesellschaftlichkeit des Psychischen. In: Studien zur Dialektik, Band 12, 230-240.

Jantzen, W. (1986a) A. N. Leontjew und die kulturhistorische Schule der sowje-[424]tischen Psychologie. In: Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) (Hrsg.), Jahrbuch des IMSFI/1986. Marxistische Persönlichkeitstheorie (S. 93-111). Frankfurt/M.: IMSF

Jantzen, W. (1987). Bericht über die Gründung der Lurija Gesellschaft. In: Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie IX/1987, 252. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Jantzen, W. (1988). Rezension des Buches: Geißler, E. & Hörz, H. E. (Hrsg.): „Vom Gen zum Verhalten. Der Mensch als biopsychosoziale Einheit“. In: Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie VIII/1 988 (s. 218-220). Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Jantzen, W. (1989). Freud und Leontjew oder: Die Aufhebung der Psychoanalyse im Marxismus. In: Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie IX/1989, 44-68. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Jantzen, W. (1990). Allgemeine Behindertenpädagogik. Band 2: Neurowissenschaftliche Grundlagen, Diagnostik, Pädagogik und Therapie. Weinheim: Beltz.

Jantzen, W. (1990a). Stichwort „Mensch“. In: H.-J. Sandkühler (Hrsg.). Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Band 3, 336-358. Hamburg: Felix Meiner Verlag.

Jantzen, W. (1990b). Stichwort „Tätigkeit“. In: H.-J. Sandkühler (Hrsg.). Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Band 4, 509-516. Hamburg: Felix Meiner Verlag.

Jantzen, W. (1992). Allgemeine Behindertenpädagogik. Band 1: Sozialwissenschaftliche und psychologische Grundlagen. (2. korrigierte Auflage). Weinheim: Beltz.

Jantzen, W. (1994). Spinoza und Fragen der Massenpsychologie. In: W. Jantzen: Am Anfang war der Sinn. Zur Naturgeschichte, Psychologie und Philosophie von Tätigkeit, Sinn und Dialog, 158-177, Marburg: BdWi-Verlag.

Jantzen, W. (1996). A Downs’s is a person! Zum Verhältnis von Allgemeinem und Differenz in Philosophie und Pädagogik. In: Vierteljahresschrift für Heil-pädagogik und ihre Nachbargebiete 65, 1, 32-46.

Jantzen, W. (1998). Die Zeit ist aus den Fugen. Marburg: BdWi-Verlag Jantzen, W. (1999). Geistige Behinderung – Menschenrechte – Menschliche Natur. In: Marxistische Blätter 6/99, 27-31.

Jantzen, W. (2000). Behinderung und Feld der Macht. Bemerkungen zur Methodologie einer Soziologie der Behinderung. In: Albrecht, F./Hinz, A./Moser, V. (Hrsg). Perspektiven der Sonderpädagogik. Disziplin – und professionsbezoge-[425]ne Standortbestimmungen , 59-73. Neuwied: Luchterhand.

Jaroschewski, M. J. (1975). Psychologie im 20. Jahrhundert. Theoretische Entwicklungsprobleme der psychologischen Wissenschaft. Berlin/DDR: Volk und Wissen.

Jegorow, W. N. (1972). Friedliche Koexistenz und revolutionärer Prozeß. Berlin/DDR: Staatsverlag der DDR.

Jena, D. (1989). Georgi Plechanow. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Jonow, J. I. (1966). Wie entstand die Menschheit? (russ.). Moskau: Verlag der Wissenschaften. In: Ananjew, B. G. (1974). Der Mensch als Gegenstand der Erkenntnis, 59. Berlin/DDR. Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Jopke, W. (1971). Ideologischer Klassenkampf. Frankfurt/M.: Verlag Marxistischer Blätter.

Julier, E. (1974). „Pluralistischer Marxismus“? Zur Marx-Interpretation des heutigen Revisionismus. Frankfurt/M.: Verlag Marxistischer Blätter.

Kätzel, S. (1977). Kritische Analyse der Psychoanalyse aus philosophischer Sicht. In: W. Friedrich (Hrsg.). Kritik der Psychoanalyse und biologistischer Konzeptionen, 66-121. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

Kätzel, S. (1987). Marxismus und Psychoanalyse. Eine ideologiegeschichtliche Studie zur Diskussion in Deutschland und der UdSSR 1991-1933. Berlin/ DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Kätzel, S. (1989). „Es ist Kulturarbeit wie die Trockenlegung der Zydersee“. Zu Sigmund Freuds 50. Todestag. In: Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie IX/1989 12-32. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Kandel, E. R./Hawkins, R. D. (1992). Molekulare Grundlagen des Lernens. In: Spektrum der Wissenschaft, November 1992, 66-76.

Kanfer, F. H./Reinecker, H./Schmelzer, D. (1991). Selbstmanagement-Therapie. Ein Lehrbuch für die klinische Praxis. Berlin: Springer.

Kant, I. (1966). Kritik der reinen Vernunft. Stuttgart: Reclam.

Kant, I. (1983). Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Stuttgart: Reclam.

Kardos, I. (1982). Bergson. In: Lange, E. & Alexander, R. (Hrsg.). Philosophenlexikon, 94-96. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Kautsky, K. (1965). Das Erfurter Programm. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Kautsky, K. (1988). Die materialistische Geschichtsauffassung. Dargelegt von Karl Kautsky. Gekürzte Ausgabe, herausgegeben, eingeleitet und annotiert von Hohn. Berlin: J. H. W. Dietz Nachf.

[426] Keupp, II. (1976). Abweichung und Alltagsroutine. Die Labeling-Perspektive in Theorie und Praxis. Hamburg: Hoffman & Cape.

Keupp, H. (1988). Psychische Störungen im gesellschaftlichen Zusammenhang. In: G. C. Davison/J. M. Neale (Hrsg.) Klinische Psychologie. Ein Lehrbuch, 69-92. München: Psychologie Verlags Union.

Kieserg, A./Hornung, W. P. (1996). Psychoedukatives Training für schizophrene Patienten (PTS). Ein verhaltenstherapeutisches Behandlungsprogramm zur Rezidivprophylaxe (2. überarb. und erw. Auflage). Tübingen: dgvt Verlag.

Kilian, H. (1970). Kritische Theorie der Medizin. In: Das Argument Nr. 60, Sonderband Kritik der bürgerlichen Medizin, 87-104.

Kirschke, S. (1987). Zu Bedeutung und Grenzen der Soziobiologie für das Verständnis des Menschen. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 9. 815-823.

Kirschke, S./Foerster, 1. (1991). Stichwort „Soziobiologie“. In: Hörz, H./Liebscher, H./Löther, R./Schmutzer, E./Wollgast, S. (Hrsg.). Philosophie und Naturwissenschaften. Wörterbuch zu den philosophischen Fragen der Naturwissenschaften (Neuausgabe), Band. 2, 830-832. Berlin: Dietz Verlag.

Klaus, G./Buhr, M. (Hrsg.) (1974). Philosophisches Wörterbuch. (10. neub. und erw. Auflage) Leipzig: Bibliographisches Institut.

Kleinmann, A. M. (1973). Medicine’s Symbolic Reality: on a central Problem in the Philosophy of-Medicine. Inquiry (Oslo) 16, 206-213.

Klix, F. (1980). Erwachendes Denken. Eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Intelligenz. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Klingberg, L. (1972). Einführung in die Allgemeine Didaktik. Vorlesungen. Berlin/DDR: Volk und Wissen Volkseigener Verlag.

Kon, I. S. (1971). Soziologie der Persönlichkeit. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Kossakowski, A. (1971). Über persönlichkeitstheoretische Grundlagen der Pädagogischen Psychologie. In: Kossakowski, A./Lompscher, J. (Hrsg.). Ideologisch-theoretische und methodologische Probleme der Pädagogischen Psychologie, 13-70. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Kossakowski, A. (1988). Biotische Grundlagen, soziale personale Bedingungen der psychischen Entwicklung der Persönlichkeit. In: E. Geißler/H. Hörz (Hrsg.). Vom Gen zum Verhalten. Der Mensch als biopsychosoziale Einheit, 163-176. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Kossakowski, A. (1992). Zwei entgegengesetzte Strömungen in der DDR-Pädagogik. In: Marxistisches Menschenbild – eine Utopie. Schriftenreihe der Marx-[427]Engels-Stiftung 20, 111-114. Bonn: Pahl-Rugenstein Verlag Nachfolger.

Kossakowski, A./Lompscher, J. (Hrsg.) (1971). Ideologisch-theoretische und methodologische Probleme der Pädagogischen Psychologie. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Krähe, H./Schöning, 6. (1970). Funktionen der Medizin und ihre Manifestation in der medizinischen Ausbildung. In: Das Argument Nr. 60, Sonderband Kritik der bürgerlichen Medizin, 2-16.

Kröber, 6. (1971). Wissenschaftswissenschaft – Wissenschaftstheorie – Wissenschaftsbegriff. In: Kolloquienreihe des Instituts für Wissenschaftstheorie und -organisation, Heft 1/1971.

Küng, H. (1978). Existiert Gott? München: Piper.

Kurz, R. (1993). Der globale Verelendungsprozeß und die Krise des warenproduzierenden Systems. In: Weißenseer Blätter, Heft 4/1993, 10-17.

Kurz, R. (1995). Postmarxismus und Arbeitsfetischismus. In: Krisis. Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft, Nr. 15, 95-125.

Läsker, L. (1966). Materialismus, Menschenbild und Biologie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 1966, 124-136.

Lange, E. & Alexander, Dr. (Hrsg.): (1982). Philosophenlexikon. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Laufenberg, H., Rzezik, M. Steinfeld, F. (1975). Sèves Theorie der Persönlichkeit. Zur Kritik von „Marxismus und Theorie der Persönlichkeit“. Berlin-West: VSA.

Leichner, R. (1979). Psychologische Diagnostik. Grundlagen, Kontroversen, Praxisprobleme. Weinheim: Beltz.

Lenin, W. I. (1964). Bemerkungen in W. Schuljatikows Buch „Die Rechtfertigung des Kapitalismus in der westeuropäischen Philosophie von Descartes bis E. Mach“ (1908). In: W. 1. Lenin, Werke Bd. 38, 493-511. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Lenin, W. I. (1968). Was sind die ‚Volksfreunde‘? In: W. I. Lenin: Werke Bd. 1., 119-338. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Lenin, W. I. (1970). Konspekt zu Hegels ‚Wissenschaft der Logik‘. In: W. 1. Lenin: Werke Bd. 38, 77-229. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Lenin, W. I. (1970). Die große Initiative. In: Werke Band 29, 397-424, Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Lenin, W. I. (1970). Materialismus und Empiriokritizismus. Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

[428] Lenin, W. I. (1971). Was tun? Brennende Fragen unserer Bewegung. In: Werke Band 5, 355-551, Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Lenin, W. I. (1974). Brief an den Parteitag. In: Lenin Werke Bd. 36,579. Berlin/ DDR: Dietz Verlag.

Lenin, W. I. (1978). Der Reformismus in der russischen Sozialdemokratie. In: Werke Band 17, 2 16-229, Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Lenin, W. I. (1970). Konspekt zu Hegels „Wissenschaft der Logik“. In: Werke Bd. 38, 184-185. Berlin/DDR: Dietz. In: Werke Bd. 38, 347-355. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Lenin, W. I. (1970). Konspekt zur „Metaphysik“ des Aristoteles. In: Werke Band 38, 345-355. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Leontjew, A. N. (1964). Probleme der Entwicklung des Psychischen. Berlin! DDR: Volk und Wissen.

Leontjew, A. N. (1981): Psychologie des Abbilds. In: Forum Kritische Psychologie, Bd. 9, 5-19a.

Leontjew, A. N. (1982): Tätigkeit Bewußtsein Persönlichkeit. In: Studien zur Kritischen Psychologie Bd. 7. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Leontjew, A. N. (1986). Methodologische Alternativen einer Psychologie des Unbewußten. In: Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) (Hrsg.), Jahrbuch des IMSF 1/1986. Marxistische Persönlichkeitstheorie, 112-125. Frankfurt/M.: IMSF.

Lersch, Ph. (1964a). Aufbau der Person. (9. Auflage) (1. Aufl. unter dem Titel: Der Aufbau des Charakters – 1938). München: Barth.

Lersch, Ph. (1964b). Der Mensch als soziales Wesen. Eine Einführung in die Sozialpsychologie. München: Barth.

Lersch, Ph. (1969). Der Mensch als Schnittpunkt. Fragen der Psychologie und Anthropologie der Gegenwart. München: Beck

Lewin, K. (*1935*). A dynamic theory of personality (selected papers). New York: McGraw-Hill.

Lewin, K. (1963). Feldtheorie in den Sozialwissenschaften. Bern: Huber. Ley, H. (1973). Zur Verbindung von marxistisch-leninistischer Philosophie und Einzelwissenschaften. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 7, 841-857.

Linehan, M. M. (1996). Grundlagen der dialektischen Verhaltenstherapie bei Borderline-Persönlichkeitsstörungen. In: B. Schmitz/T. Fydrich/K. Limbacher (Hrsg.). Persönlichkeitsstörungen: Diagnose und Psychotherapie, (179-199), Weinheim: Psychologie Verlags Union.

[429] Löther, R. (Hrsg.) (1982) Materialistische Dialektik und Medizin. Jena: Gustav Fischer Verlag.

Löther, R. (Hrsg.) (1988). Tiersozietäten und Menschengesellschaften. Philosophische und evolutionsbiologische Aspekte der Soziogenese. Jena: Gustav Fischer Verlag.

Lomov, B. (1977). „Bio“ – und „Sozio“ – eine unhaltbare Gegenüberstellung. In: Gesellschaftswissenschaften, Nr. 4, 39-40.

Lomov, B. (1987). Das System der Wissenschaften vom Menschen. In: Sowjet-wissenschaft. Gesellschaftliche Beiträge. Heft 4, 430-439.

Lomov, B. F. (1988) Methodologische und theoretische Probleme der Psychologie. In: Studien zur Kritischen Psychologie Bd. 39. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Lorenzer, Dahmer, Horn, Leithäuser, u.a. (1973). Das Elend der Psychoanalyse-Kritik, Beispiel Kursbuch 29. Frankfurt/M.

Lukács, G. (1972). Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. Die ontologischen Grundprinzipien von Marx. Darmstadt-Neuwied: Luchterhand.

Lukács, G. (1986). Der junge Hegel und die Probleme der kapitalistischen Gesellschaft. Berlin/DDR: Aufbau Verlag.

Lurija, A. R. (1970). Die höheren kortikalen Funktionen des Menschen und ihre Störungen bei örtlichen Hirnschädigungen. Berlin/DDR : Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Lurija, A. R. (1978). Die Stellung der Psychologie unter den Sozial- und Bio-wissenschaften. In: Sowjetwissenschaft – Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge 31, 640-647.

Lurija, A. R. (1986). Die historische Bedingtheit individueller Erkenntnisprozesse. Weinheim: VCH Verlagsgesellschaft.

Lurija, A. R. (1993). Romantische Wissenschaft. Forschungen im Grenzbezirk von Seele und Gehirn. Mit einem Essay von Oliver Sacks. Hamburg: Rowohlt.

Mann, U. (1985). Schöpfungsmythen. Vom Ursprung und dem Sinn der Welt. (2. Auflage). Stuttgart: Kreuz.

Manshi, S. (1984). Two biosocial paradicms compared sociobiology and the self-Organisation of life. Journal of Human Evolution 13, 49-59.

Marcuse, H. (1969 a). Versuch über die Befreiung (2. Auflage). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Marcuse, H. (1969 b). Triebstruktur und Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Markard, M. (1990). Kritische Psychologie. In: Kruse, Graumann & Lantermann [430] (Hrsg.). Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen, 119-123. München: Psychologie Verlags Union.

Marx, K. (1964). Zur Kritik der Politischen Ökonomie. Vorwort. In: Marx-Engels-Werke Bd. 13, 7-160. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K. (1964a). Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Kritik des Hegelschen Staatsrechts. §§ 261-313. In: Marx-Engels-Werke Bd. 1, 201-336. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K. (1964b). Zur Kritik Hegelschen Rechtsphilosophie, Einleitung. In:

Marx-Engels-Werke Bd. 1, 378-336. Berlin(DDR: Dietz Verlag. Marx, K. (1964c). Zur Kritik der Politischen Ökonomie. In: Marx-Engels-Werke Band 13. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K. (1969). Die deutsche Ideologie. In: Marx-Engels-Werke Bd. 3. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K. (1969a). Thesen über Feuerbach. In: Marx-Engels-Werke Bd. 3, 533-535). Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K. (1971). Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. In: Karl Marx/Friedrich Engels. Werke Band 23. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K. (1971). Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band. In: Marx-Engels-Werke Bd. Bd. 25. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K. (1973). Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 8, 111-207. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K. (1973). Ökonomisch-philosophische Manuskripte. In: Marx-Engels-Werke Ergänzungsband 1. Teil, 465-588. Berlin/DDR: Dietz.

Marx, K. (1973). Brief an F. Engels vom 22.06.1867. In: Marx-Engels-Werke Bd. 31, 305-306. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K. (1981). Historisch-ökonomische Studien (Pariser Hefte). In: MEGA, Vierte Abteilung, Band 2. Exzerpte und Notizen 1843 bis Januar 1845, 428-472. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K. (1983). Einleitung (zu den „Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie“). In: Marx-Engels-Werke Bd. 42, 15-768. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K. (o. J.). Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt.

Marx, K./Engels, F. (1969). Die deutsche Ideologie. In: Marx-Engels-Werke Bd. 3. Berlin! DDR: Dietz Verlag.

Marx, K./Engels, F. (1971). Manifest der Kommunistischen Partei. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 4, 459-493. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

[431] Marx, K./Engels, F. Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Konsorten. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 2, 3-224. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Marx, K./Engels, F./Lenin, W. I. (1975). Uber Kultur, Ästhetik, Literatur. Ausgewählte Texte. (Hrsg. H. Koch). Leipzig: Verlag Philipp Reclam jun.

Marx-Engels-Stiftung (Hrsg.) (1993). Marxistisches Menschenbild – eine Utopie? Beiträge des Kolloquiums am 17. und 18. Oktober 1992. Schriftenreihe der Marx-Engels-Stiftung: 20. Bonn: Pahl-Rugenstein Verlag.

Matarazzo, J. D. (1980). Behavioural health and behavioural medicine: frontiers for a new health psychology. American Psychologist 35, 807-817.

Mead, M. (1956). The cross-cultural approach to the study of personality. In: McCary, J. L. (ed.). Psychology of personality, 201-252. New York: Logos Press.

Meischner, W. (1971). Zur Dialektik von Biologischem und Sozialem. In: Kossakowski, A./Lompscher, J. (Hrsg.). Ideologisch-theoretische und methodologische Probleme der Pädagogischen Psychologie, 162-168. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Melzack, R. & Wall, P.D. (1983). The challenge of pain. New York: Basic Books.

Messmann, A./Rückriem, G. (1978). Zum Verständnis der menschlichen Natur in der Auffassung des Psychischen bei A. N. Leontjew. In: Rückriem, G. (Hrsg). Historischer Materialismus und menschliche Natur, 80-134. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Messmann, A./Rückriem, G. (1985). Methodologische Bemerkungen zum Subjektverständnis in der Kritischen Psychologie und der Theorie Leont’evs. In: Forum Kritische Psychologie 15, 129-131. Berlin-West: Argument Verlag.

Messmann, A./Rückriem, G. (1985a). Subjektivität und Klassenstandpunkt. Probleme des antihumanistischen Selbstverständnisses in der Kritischen Psychologie Karl-Heinz Brauns. In: Demokratische Erziehung (DE), Nr. 1/1985, 28-33.

Messmann, A./Rückriem, G. (1985b). Psychologie und individuelles Subjekt? Das Humanismusprobleme im Entwicklungsprozeß der Kritischen Psychologie. In: Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie, V/1985,102-126. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Messmann, A./Rückriem, G. (1986). Marx’ Mensch. Theoretische und methodologische Voraussetzungen des Verhältnisses von Psychologie und Anthropologie in der Theorie A. N. Leont’evs. In: Jahrbuch des Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) 10,42-68. Frankfurt/M. IMSF.

Metscher, Th. (1989). Die Bedeutung von Karl Marx für ein philosophisches [432] Weltbild der Gegenwart. In: Karl Marx und die Gegenwart. Schriften der Marx-Engels-Stiftung Nr. 12., 66-74. Düsseldorf: Edition Marxistische Blätter.

Mies, T./Steigerwald, R. (1990). Stichwort „Klassenbewußtsein“. In: H.-J. Sand-kühler (Hrsg.). Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Band 2, 795-8 12. Hamburg: Felix Meiner Verlag.

Miltner, W., Birbaumer N. & Gerber, W.D. (1986). Verhaltensmedizin. Berlin: Springer Verlag.

Milhau, I. J./Steigerwald, R. (1975). Lenin und der Revisionismus in der Philosophie. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

Mocek, R. (1991). Stichwort „Paradigma“. In: H. Hörz/H. Liebscher/R. Löther/E. Schmutzer/S. Wollgast (Hrsg.). Philosophie und Naturwissenschaften. Wörterbuch zu den philosophischen Fragen der Naturwissenschaften, 690-692. Berlin: Dietz Verlag.

Mogel, H. (1985). Persönlichkeitspsychologie. Ein Grundriß. Stuttgart: Kohlhammer.

Morin, E. (1980). La methode, (II), La vie de la vie. Paris.

Murray, H. A. (1938). Explorations in Personality. New York: Oxford University Press.

Murray, H. A./Kluckhohn, C. (1949). Outline of a Conception of Personality. In: Kluckhohn, C./Murray, H. A. (Hrsg.). Personality in Nature, Society and Culture (3rd. Edition), (p. 3-32). New York: A. A. Knopf.

Narski, I. S. (1973): Dialektischer Widerspruch und Erkenntnislogik. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Neuber, H. (1991). Von Sozialismus und Demokratie. Antonio Gramsci. In: Kommission Politische Bildung des Parteivorstands der PDS (Hrsg.) Reihe „Controvers“. Diskussionsangebot der PDS. Berlin: Druckzentrum Berlin.

Neubert, H. (1995). Zur Macht- und Klassenproblematik in Theorie und Politik. In: – Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Nr. 24, (7-18). Frankfurt/M.: IMSF

Neuner, G. (1974). Zur Theorie der sozialistischen Allgemeinbildung. Berlin/DDR: Volk und Wissen.

Noack, D. (Hrsg.) (1987). 25 Jahre Gesellschaft für Psychologie der DDR. 7. Kongreß. Kongreßband/Teil 2 (Manuskriptdruck)

Nohlen, D. (Hrsg.) (1995). Lexikon der Politik. Band 1. Politische Theorien. Frankfurt/M.: Gutenberg.

Oelmüller, W. (Hrsg.) (1988). Philosophie und Wissenschaft. Kolloquien zur Gegenwartsphilosophie Band 11. (UTB für Wissenschaft: Uni Taschenbücher) [433] Paderborn: Ferdinand Schöningh.

Oerter, R./Montada, L. (1982). Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch. München: Urban & Schwarzenberg.

Pätzold, D. (1990). Stichwort „Substanz“. In: H. J. Sandkühler. (Hrsg.) Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Bd. 4, (483-499). Hamburg: Felix Meiner.

Parygin, B. D. (1975). Grundlagen der sozialpsychologischen Theorie. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Patt, H. J. (Hrsg.) (1985). Christliche Anthropologie als Perspektive für die Medizin. Köln: Verlag J. P. Bachem.

Patt, H. J. (1985). Grundfragen einer christlichen Anthropologie als Perspektive für die Zukunft der Medizin. In: Patt, H. J. (Hrsg.) Christliche Anthropologie als Perspektive für die Medizin, 10-25. Köln: Verlag J. P. Bachem.

Petermann, F./Noeker, M. & Bode, U. (1987). Psychologie chronischer Krankheiten im Kindes- und Jugendalter. München: Psychologie Verlags Union.

Pervin, L. A. (1987). Persönlichkeitstheorien (2. Neubearbeitete Auflage). München: Ernst Reinhard Verlag.

Piaget, J. (1975). Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde. In: Ges. Werke, Bd. 2. Stuttgart: Klett.

Piaget, J. (1977). Theorien und Methoden der modernen Erziehung. Frankfurt/M.: Fischer.

Piaget, J. (1981). Jean Piaget über Jean Piaget. München: Kindler.

Pico della Mirandola. Uber die Würde des Menschen, In: V. Spierling (Hrsg.) (1990). Kleine Geschichte der Philosophie. Zürich-München.

Pickenhahn, L. (1986). Methodologische Fragen bei der interdisziplinären Erforschung der psychischen Steuerungsebene der Umweltbeziehungen und der biotischen Prozesse im Organismus. In: Zeitschrift für Psychologie Heft 194, 273-284

Pissarew, D. I. (1935). Fehlgriffe eines unausgereiften Denkens. In: Ausgewählte Werke in zwei Bänden, Bd. II, russ. Zit. n. Lenin, W. I. (1955). Was tun? In: Werke Band 5, 529-530. Berlin/DDR: Dietz.

Platon (1958) Sämtliche Werke. Übersetzt von F. Schleiermacher. Hamburg/Reinbeck.

Plechanow, G. (1975). Die Grundprobleme des Marxismus. Moskau: Verlag Progreß.

Plechanow, G. (1976). Uber die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte. Über [434] materialistische Geschichtsauffassung. Frankfurt/M. : Verlag Marxistische Blätter.

Plesse, W. (Hrsg.) (1982). Philosophische Aspekte der Biologie. Jena: Gustav Fischer Verlag.

Plessner, H. (1961). Conditio Humana. In: G. Mann (Hrsg.). Propyläen Weltgeschichte. Eine Universalgeschichte. Erster Band, 34-86. Berlin: Propyläen Verlag.

Pongratz, W. (Hrsg.) (1985). Therapie chronischer Schmerzzustände in der Praxis. Berlin: Springer.

Popper, K. R./Eccles, J. C. (1982). Das Ich und sein Gehirn. Zürich: R. Piper & Co.

Pribram, K. H. Emotions, In: Susan B. Filskov and T. J. Boll (Eds.) (10: Handbook of Clinical Psychology, 102-134. New York: Wiley 1981.

Rahner, K. (Hrsg.) (1973). Herders theologisches Taschenlexikon, Bd. 1. Freiburg: Herder

Reichholf, J. H. (1993). Das Rätsel der Menschwerdung. Die Entstehung des Menschen im Wechselspiel mit der Natur. München: Deutscher Taschenbuch Verlag

Reinecker, H. (1988). Verhaltensmedizin. In: Davison, C. D. & Neale, J. M. (Hrsg.). Klinische Psychologie. Ein Lehrbuch, 677-688. München: Psychologie Verlags Union.

Reinecker, H. (Hrsg.) (1990). Lehrbuch der Klinischen Psychologie. Göttingen: Hogrefe.

Reinecker, H. (1990) Forschungsprobleme in der klinischen Psychologie. In: H. Reinecker (Hrsg.). Lehrbuch der Klinischen Psychologie, 25-44. Göttingen: Verlag für Psychologie. Hogrefe.

Reinecker, H. (Hrsg.). Fallbuch der Klinischen Psychologie. Modelle psychischer Störungen. Göttingen: Hogrefe.

Richter, J./Voss, R. (1973). Die marxistisch-leninistische Wissenschaftstheorie benötigt ein interdisziplinäres Forschungskonzept. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 9, 1080-1088.

Rosenthal, S./Fuchs-Kittowski K. F./Rosenthal, H. A./Rapoport, S. M. (1976). Überlegungen zu den molekularbiologischen Grundlagen der Widerspiegelung. In: E. Geissler/W. Scheler (Hrsg.) IV: Kühlungsborner Kolloquium. Information. Philosophische und ethische Probleme der Biowissenschaften, 11-37. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

[435] Roth, G. (1969). Persönlichkeitspsychologie (3. Auflage). Stuttgart: Kohlhammer.

Roth, G. (1974). Psychose-Somatose. Thomanische Gedankengänge und thomistische Überlegungen in der gegenwärtigen Psychiatrie. In: Möller, J. (Hrsg.). Virtus politica. Festschrift zum 75. Geburtstag von Alfons Hufnagel (69-80). Stuttgart: F. Frommann Verlag

Roth, G. Die Selbstreferentialität des Gehirns und die Prinzipien der Gestaltwahrnehmung. In: Gestalt Theory 7 (1985), 4, 228-244.

Roth, G. Selbstorganisation und Selbstreferentialität als Prinzipien der Organisation von Lebewesen. In: Dialektik 12 (1986), 194-213.

Rotter, J. B./Hochreich, D. J. (1979). Persönlichkeit. Theorien, Messung, Forschung. Berlin: Springer Verlag

Ruben, P./Warnke, C. (1981). Bemerkungen zu 6. Lukács’ Konzept der Ontologie des gesellschaftlichen Seins. In: P. Ruben/C. Warnke: Philosophische Schriften I, 7-17. Aarhus: Edition Etalon.

Rubinstein, R. S. (1983). Sein und Bewußtsein. Die Stellung des Psychischen im allgemeinen Zusammenhang der Erscheinungen in der materiellen Welt. Berlin/DDR: Akademie-Verlag.

Rubinstein, R. S. (1961). Das Denken und die Wege seiner Erforschung. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Rückriem, G./Tomberg, F./Wolpert, W. (Hrsg.) (1978). Historischer Materialismus und menschliche Natur, 192-208. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Rückriem, G. & Messmann, A. (1986). Marx’ Mensch. Theoretische und methodologische Voraussetzungen des Verhältnisses von Psychologie und Anthropologie in der Theorie A. N. Leontj’evs. In: Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) (Hrsg.), Jahrbuch 1/1986. Marxistische Persönlichkeitstheorie (S. 42-68). Frankfurt/M.: IMSF.

Rüdiger, W. (1976). Uber Besonderheiten der Informationsverarbeitung im Gehirn, ihre Beziehungen zu emotionellen Faktoren und der Subjektivitätseigenschaft. In: E. Geissler! W. Scheler (Hrsg.). IV. Kühlungsborner Kolloquium. Information. Philosophische und ethische Probleme der Biowissenschaften, 257-277. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Rügemer, W. (1988). Philosophische Anthropologie. In: M. Buhr (Hrsg). Enzyklopädie zur bürgerlichen Philosophie im 19. und 20. Jahrhundert, 385-399. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Rusalow, W. M. (1987). Biologische Grundlagen individueller Unterschiede. In: [436] Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie VII, 34-54. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Sandkühler, H. J. (1973). Praxis und Geschichtsbewußtsein. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

Sandkühler, H. J. (Hrsg.) (1990). Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften. Hamburg: Felix Meiner Verlag.

Schaff, A. (1965). Marxismus und das menschliche Individuum. Wien: Europa Verlag.

Scheich, G. (1991). Psychologische und psychoimmunologische Faktoren bei der Atopischen Dermatitis. Unveröff. Diss. Marburg: Phillips-Universität.

Schiller, F. Über Armut und Würde. In: Schillers Werke, Achter Band (o. J.). Leipzig und Wien: Meyers Klassiker-Ausgaben.

Schlosser, H. (1988). Wandel in der marxistisch-leninistischen Auffassung vom Menschen. Dokumentation. Bonn: Bouvier.

Schlosser, H. (1988a). Marxistisch-leninistische Theorie der Persönlichkeit. Tendenzen und Probleme. Bonn: Bouvier.

Schmaus, M. (Hrsg.) 1970). Handbuch der Dogmatik. In: Patt, H. J. (1985). In: Patt, H. J. (Hrsg.) Christliche Anthropologie als Perspektive für die Medizin, 10-25. Frankfurt/M.: IMSF

Schmidt, A. (1968). Existential – Ontologie und historischer Materialismus bei Herbert Marcuse. 17-49. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Schmidt, A. (1972). Geschichte und Struktur. Fragen einer marxistischen Historik. München: Hanser.

Schmidt, A. (1973). Emanzipatorische Sinnlichkeit. Ludwig Feuerbachs anthropologischer Materialismus. München: Hanser

Schmidt, C. (1993). Theoretische Ansätze und Interaktionsmöglichkeiten bei Atopischer Dermatitis unter besonderer Berücksichtigung eines verhaltensmedizinischen Trainingsprogramms. Unveröff. Diplomarbeit. Bonn: Friedrich-Wilhelm-Universität.

Schmitz, B./Frydrich, R./Limbacher, K. (1996). Diagnostik und Psychotherapie bei Persönlichkeitsstörungen: Eine Einführung. In: Schmitz, B./Frydrich, T./Limbacher, K. (Hrsg.). Persönlichkeitsstörungen: Diagnose und Psychotherapie. (1-23). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Schoen, M. (1930). Human nature. o. O.

Schröder, H. & Schröder, C. (1986). Persönlichkeitspsychologische Aspekte der Entwicklung einer Medizinischen Psychologie in der DDR. In: Institut für Mar-[437]xistische Studien und Forschungen (IMSF) (Hrsg.), Jahrbuch 1/1986. Marxistische Persönlichkeitstheorie, 295-320. Frankfurt/M.: IMSF.

Schröter, 6. (1982). Stichwort „Feuerbach“. In: Lange, E./Alexander, D.(Hrsg.) Philosophenlexikon, 257-267. Berlin/DDR: Dietz.

Schulte, D. (1996). Therapieplanung. Göttingen: Hogrefe.

Schumann, R. (1986). Die soziale und politische Arbeit fortschrittlicher Arzte in den letzten Jahren der Weimarer Republik. In: Altner, P./Kröber, G. (Hrsg.). KPD und Wissenschaftsentwicklung 19 19-1945 (120-126). Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Schwark, B. (1986). Zur durée-Auffassung Henri Bergsons. In: Niedersen, U. (Hrsg.). Komplexität – Zeit – Methode. Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg, Wissenschaftliche Beiträge 1986 (A 90).

Schwark, B. (1991). Henri Louis Bergson. In: Gerlach, H./Mocek, R./Mocek, S./Pasemann, D./Schwark, G. (Hrsg.) Philosophen Lesebuch Bd. 3., 246-247. Berlin: Dietz Verlag.

Schwartz, G. E./Weiss, S. M. (1977). What is Behavioural Medicine. In: Psychosomatic Medicine Vol. 39, No. 6, 377-381.

Schwarzer, R. (Hrsg.) (1990). Gesundheitspsychologie. Ein Lehrbuch. Göttingen: Hogrefe.

Schwenkmezger, P./Krohne, H. W./Rüddel, H./Schmidt, L. R./Schwarzer, R. (1993). Editorial. In: Zeitschrift für Gesundheitspsychologie, H. 1, 1-5.

Seitelberger, F. (1983). Neurobiologische Aspekte der Personalität des Menschen. Nova Acta Leopol. NF *55*, Nr. 253, 97-111

Semjonow, J. I. (1966). Wie entstand die Menschheit? (russ.). Moskau: Verlag der Wissenschaften. In: Ananjew, B. 6. (1974). Der Mensch als Gegenstand der Erkenntnis, 59. Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Sève, L. (1972, 3. Auflage 1977). Marxismus und Theorie der Persönlichkeit. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

Sève, L. (1976). Uber die materialistische Dialektik. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

Sève, L. (1977). Psychoanalyse und historischer Materialismus. In: W. Friedrich (Hrsg.). Kritik der Psychoanalyse und biologistischer Konzeptionen (11-65). Frankfurt/M: Verlag Marxistische Blätter.

Sève, L. (1986). Historische Individualitätsformen und Persönlichkeit. In: Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) (Hrsg.), Jahrbuch des IMSF 1/1986. Marxistische Persönlichkeitstheorie, 17-41. Frankfurt/M: IMSF.

[438] Simon, E. (1982). Stichwort „Aristoteles“. In: Lange, E./Alexander D. (Hrsg.). Philosophenlexikon Berlin: Dietz Verlag.

Sohn-Rethel, A. (1970). Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Sokolow, B. (1988). Antwort auf Fragen der Redaktion. In: Wissenschaft in der UdSSR, Nr. 2, 1988, 13-15.

Steenbeck, M./Scheler. W. (1973). Essay über den Einfluß von genetischem und gesellschaftlichem Erbe auf das Verhältnis Mensch – Gesellschaft. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 7, 781-798.

Steigerwald, R. (1969). Herbert Marcuses „dritter Weg“, Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Steigerwald, R. (1973). Der Holzweg des „Neomarxismus“. In: Marxistische Blätter Heft 5/1973. 33-42

Steigerwald, R. (1974). Worum es in der Diskussion wirklich geht? In: Marxistische Blätter Heft 2/1974, 95-100.

Steigerwald, R. (1980). Bürgerliche Philosophie und Revisionismus im imperialistischen Deutschland. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

Steigerwald, R. (1986). Marxismuskritik heute. Probleme, Widersprüche, Widerlegungen. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.

Steigerwald, R. (1988). Sind wir Sklaven der Natur? Die Inanspruchnahme der Biologie durch den Konservatismus. Düsseldorf: Edition Marxistische Blätter.

Steigerwald, R. (1994). Abschied vom Materialismus? Materialismus und moderne Wissenschaft. Bonn: Pahl-Rugenstein Verlag.

Stephan, B. (1977). Die Evolution der Sozialstrukturen. Berlin/DDR. Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Stöber, K. (1989). „Der Mensch als biopsychosoziale Einheit“ – Anmerkung zu einem Forschungsprojekt. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 12, 1121-1124.

Straaß, G. (1982). Zur Genese der Dialektik von Biotischem und Gesellschaftlichem beim Menschen. In: R. Löther (Hrsg.). Materialistische Dialektik und Medizin, 108-122. Jena: Gustav Fischer Verlag.

Streisand, J. (1973). Zur Problematik des genetischen und gesellschaftlichen Erbes. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 9, 1066-1079.

Stroebe, W./Hewstone/G. M. Stephenson (Hrsg.) (1996, 3. Auflage). Sozialpsychologie. Eine Einführung. Berlin: Springer

Teichmann, W. (1988). Brauchen wir eine philosophische Theorie der Persön-[439]lichkeit? In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 12, 1065-1078.

Tembrock, G. (1963). Grundlagen der Tierpsychologie. Berlin/DDR. Tembrock, G. (1968). Grundriß der Verhaltenswissenschaften. Jena.

Tembrock, G. (1976). Diskussionsbeitrag. In: Geißler E./Scheler, W. (Hrsg.). IV. Kühlungsborner Kolloquium. Information. Philosophische und ethische Probleme der Biowissenschaften, 127-130. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Tembrock, G. (1982). Das Menschenbild in der Verhaltensbiologie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 3, 329-344.

Tembrock, G. (1987). Verhaltensbiologie und Humanwissenschaften. In: Wissenschaftliche Zeitung der Humboldt-Universität zu Berlin. Mathematisch-Naturwissenschaftliche Reihe, 36. Jg., 1987, Heft 7, 576-585.

Tembrock, G. (1989). Zum Problem der biopsychosozialen Einheit Mensch. In: E. Emons (Hrsg.). Das Wesen des Menschen. Probleme der Forschung. Sitzungsbericht des Karl-Marx-Plenums der Akademie der Wissenschaften der DDR am 12. Mai 1989, 21-29. Berlin/DDR: Akademie-Verlag.

Thier, E. (1957). Das Menschenbild des jungen Marx. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Thomae, H. (1954). Beobachtung und Beurteilung von Kindern und Jugendlichen (11. Auflage 1973). Basel: S. Karger.

Thomae, H. (1968). Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie. (1. Auflage 1968, 2. Auflage 1987, 3. Auflage 1996) Göttingen: Hogrefe.

Thomae, H. (1974). Persönlichkeitstheorie und Erziehungsberatung. In: Weinert, F. (Hrsg.). Pädagogische Psychologie (470-486). Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Thomae, H. (1985). Dynamik des menschlichen Handelns. Ausgewählte Schriften zur Psychologie 1944-1984. Hrsg. v. U. Lehr und I. Weinert. Bonn: Bouvier.

Thomae, H. (Hrsg.) (1965). Die Motivation menschlichen Handelns. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Tjaden, K. H. (1995). Neuere Erkenntnisse und Annahmen zur Entstehungs- und Frühgeschichte menschlicher Gesellschaften. Zur Kritik der Potenzphantasien in Engels’ Konzept der Anthropogenese. In: Zeitschrift Marxistische Erneuerung Nr. 22, 1995, 19-34

Tokarev, S. A. (1978). Die Religion in der Geschichte der Völker. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Tomberg, F.(1988). Geschichtsphilosophie. In: M. Buhr (Hrsg.). Enzyklopädie zur bürgerlichen Philosophie im 19. und 20. Jahrhundert, 307-333. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

[440] Toulmin, S. E. (1981). Voraussicht und Verstehen. Frankfurt/M.: Suhrkamp. Tucker, R. (1961). Philosophy and Myth in Karl Marx. Cambridge: University Press.

Tugarinow, W. P. (1972). Die marxistische Persönlichkeitstheorie in der gegenwärtigen Etappe. In: Sowjetwissenschaft, Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge, H. 1, 64 ff.

Überschär, K./Leisner, B./Richter, B. (1988). Den Mensch als biopsychosoziale Einheit und seine Bedürfnisse. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 2, 107-1 16.

Uexkuell, T. von & Wesiack, W. (1986). Wissenschaftstheorie und Psychosomatische Medizin. Ein biopsychosoziales Modell. In: Uexkuell, T. von (Hrsg.). Lehrbuch der psychosomatischen Medizin, 5-40. München: Urban & Schwarzenberg.

Uexkuell, T. von (Hrsg.) (1986). Lehrbuch der Psychosomatischen Medizin. München: Urban & Schwarzenberg.

Uexkuell, T. von/Wesiack, W. (1991). Theorie der Humanmedizin. Grundlagen ärztlichen Denkens und Handelns (2. Auflage). München: Urban & Schwarzenberg.

Ullrich, H. (1991): Hominidenentwicklung und biotische Voraussetzungen zur Menschwerdung. In: Herrmann, J./Ullrich. H. (Hrsg.) (1991): Menschwerdung. Millionen Jahre Menschheitsentwicklung – natur- und geisteswissenschaftliche Ergebnisse, 105-153. Berlin: Akademie-Verlag.

Vadde, M. (1988). Epistemologie. In: M. Buhr (Hrsg). Enzyklopädie zur bürgerlichen Philosophie im 19. und 20. Jahrhundert, 439-453. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

Varela, F. (1979). Principles of biological autonomy. New York.

Vennen, D. (1992). Behandlungsergebnisse und Wirkfaktoren von Eheberatung. Göttingen: Hogrefe.

Volosinow (1927). Frejdzim, Kriticeskij ocerk, Moskva/Leningrad. Vergl. Jantzen, W. (1989). Freud und Leontjew oder: Die Aufhebung der Psychoanalyse im Marxismus. In: Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie IX/1989 (13 ff). Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

von Aquin, T. (1988). Uber Seiendes und Wesenheit. (De Ente et Essentia). Mit Einleitung, Übersetzung und Kommentar herausgegeben von H. Seidl. Hamburg: Felix Meiner.

von Ranke-Graves, R./Patai, R. (1986). Hebräische Mythologie, Über die Schöp-[441]fungsgeschichte und andere Mythen aus dem Alten Testament. Hamburg: Rowohlt.

von Weizsäcker, C. F. (1995). Die Einheit der Natur. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Wagenknecht, S. (1994). Antisozialistische Strategien im Zeitalter der Systemauseinandersetzung. Bonn: Pahl-Rugenstein Verlag.

Wahl, H. (1983). Philosophische Probleme der psychologischen Konzeption von Hans Thomae. Philosophische Dissertation. Humboldt-Universität. Berlin/DDR.

Wahsner, R. (1998). Brief zur Frage: was war erhaltenswert in der Philosophie der DDR? In: Topos, Heft 10, 117-139.

Wasz-Höckert, W. (1986). Prevention of childpsychiatric disorder. In: E. Geißler/H. Hörz (Hrsg.). Vom Gen zum Verhalten. Der Mensch als biopsychosoziale Einheit. 101-106. Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Wallon, H. (1987): Henni Wallons monistische Psychologie. In: Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie, VII/1987, 157-171.

Weinen, H. (1984). The Concept of „Stress“ in the Light of Studies on Disasters. Unemployment and Loss. A critical Analysis. Ann. Meeting of the American College of Psychiatrists, San Diego.

Weingarten, M. (1993). Organismen – Objekte oder Subjekte der Evolution? Philosophische Studien zum Paradigmawechsel in der Evolutionsbiologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Weitkunat, R./Haisch, J./Kessler, M. (1977). (Hrsg.). Public Health und Gesundheitspsychologie. Bern: Huber.

Wessel, K.-F. (1973). Bemerkungen zum Verhältnis der marxistisch-leninistischen Philosophie zu den Einzelwissenschaften. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 9, 1070-1079.

Wessel, K.-F. (1988). Forschungsprojekt „Der Mensch als biopsychosoziale Einheit“. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 2, 97-106.

Wessel, K.-F. (Hrsg.) (1992). Technik und Menschenbild im Spiegel der Zukunft. Wissenschafts- und Technikentwicklung – Fragen unserer Zeit. Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie & Humanontogenetik Bd. 2. Bielefeld: Kleine.

Wessel, K.-F. & Bosinski, H. A. 6. (Hrsg.) (1992). Interdisziplinäre Aspekte der Geschlechterverhältnisse in einer sich wandelnden Zeit. Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie & Humanontogenetik Bd. 1. Bielefeld: Kleine.

Wessel, K.-F. (Hrsg.) unter Mitarbeit von W. Förster und R. M. E. Jacobi (1994). Herkunft, Krise und Wandlung der modernen Medizin. Kulturgeschichte, wis-[442]senschaftsphilosophische und anthropologische Aspekte. Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie & Humanontogenetik Bd. 3. Bielefeld: Kleine.

Wessel, K.-F./Naumann, F./Lehmann, M. (Hrsg.) (1993). Migration. Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie & Humanontogenetik Bd. 4. Bielefeld: Kleine.

Wessel, K.-F./Ebert, W./Eggers, G./Lost, C. (1994). Lebensbildung in Europa zwischen Utopie und Wirklichkeit. Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie & Humanontogenetik Bd. 5. Bielefeld: Kleine.

Wessel, K.-F./Naumann, F. (1994). Kommunikation und Humanontogenese. Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie & Humanontogenetik Bd. 6. Bielefeld: Kleine.

Wessel, K.-F., Projektrat BIPSEM, Hegel, R.-D. & Kleinhempel, F. (Hrsg.) (1991). Beiträge und Bericht der Berliner Konferenz 1989 „Biopsychosoziale Einheit Mensch (BIOSEM)“. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Winnicott, D. W. (1973). Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart: Klett.

Winter, L. (1989): Klassen und soziale Schichten im Kapitalismus der Gegenwart. Berlin/DDR: Dietz Verlag.

Winterhalder, L. (1962). Das Wort Heraklits. Zürich: Erlenbach.

Wittchen, H. U. et al. (Hrsg.) (1985). Psychologische Therapie bei chronischen Schmerzen. Berlin: Springer.

Wolff, H. G. (1950). Stress and bodily disease: A formulation. In: Wolff, H. 6., S. Wolf jr., C. R. Hare (eds.). Life Stress and Bodily Disease. Baltimore: Williams & Wilkins.

Wollgast, S./Teinz, K. F. (Hrsg.) (1973). Dialektik in der modernen Naturwissenschaft. Materialien der II. Allunionskonferenz zu philosophischen Fragen der Naturwissenschaft (Moskau 1970). Berlin/DDR: Akademie Verlag.

Wygotski, L. (1985a). Die Krise der Psychologie in ihrer historischen Bedeutung. Methodologische Ursachen. In: L. Wygotski. Ausgewählte Schriften Bd. 1 (57-277). Berlin/DDR: Volk und Wissen.

Wygotski, L. (1985b). Spinoza und seine Lehre von den Gefühlen im Lichte der heutigen Psychoneurologie. In: L. Wygotski. Ausgewählte Schriften Bd. 1 (363-382). Berlin/DDR: Volk und Wissen.

Wygotski, L. (1987). Das Problem der Altersstufen. In: Ausgewählte Schriften Bd. 2, 53-90. Berlin/DDR: Volk und Wissen.

Wygotski, L. (1987a). Das Kleinkindalter. In: L. Wygotski. Ausgewählte Schriften, Band 2, 199-242, Berlin/DDR: Volk und Wissen.

[443] Wygotski, L. (1987b). Pädologie des frühen Jugendalters. In: L. Wygotski. Ausgewählte Schriften, Band 2, 307-658, Berlin/DDR: Volk und Wissen.

Zimbardo, P.G./Gerrig, R. J. (1999). Psychologie. Bearbeitet und herausgegeben von S. Hoppe-Graff und I. Engel. Berlin: Springer.

Zwilgmeier, K. (1981). Stufen des Ich. Bewußtseinsentwicklung der Menschheit in Gesellschaft und Kultur. Fellbach: Bonz.